Wilser
Die
Germanen
2

Dr. Ludwig Wilser

Die Germanen

Die Meerreiter (Homo europaeus).
Nach einem Gemälde von Oscar Matthiesen.
(Mit Genehmigung des Kunstverlags Carl Stender, Kopenhagen.)

Die Germanen

Beiträge zur Völkerkunde

Von

Dr. Ludwig Wilser

Neue, den Fortschritten der Wissenschaft angepaßte und mehrfach erweiterte Bearbeitung

Zweiter Band

Leipzig
Dieterich'sche Verlagsbuchhandlung, Theodor Weicher
1914

Alle Rechte vorbehalten

Buchschmuck von A. Andresen

Zeilenguß-Maschinensatz und Druck von Oscar Brandstetter, Leipzig.

Inhalt.

Zweiter Band.

Seite

III. Geschichtlicher Teil (Fortsetzung).
3. Der suebisch-herminonische Stamm.
a. Schwäbische Völker 3
Anhang: Stammbaum der langobardischen Könige 48
b. Die Baiern 59
Anhang: Stammbaum der Agilolfinger (auf Beiblatt).
4. Der vandilisch-gotische Stamm.
a. Ost- und Westgoten 96
b. Die Burgunden 111
c. Wanderwege der Wandalen 138
5. Der sächsisch-niederdeutsche Stamm.
a. Niederländer 146
b. Sachsen 156

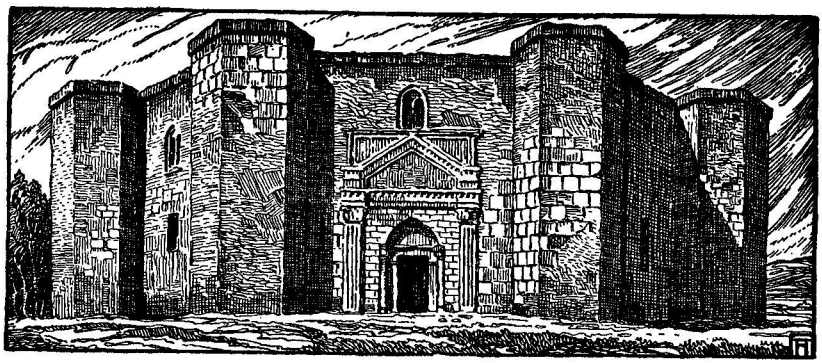
IV. Kulturgeschichtlicher Teil.
1. Kupfer und Erz 165
2. Das Runenrätsel 191
Anhang: Runeninschriften 216
3. Zeitrechnung 233
Anhang: Unsere Zahlzeichen 276
4. Heilkunde 288
5. Sang und Dichtung 301
6. Germanische Kunst 311

Schluß 350
Nachträge 357
Blattweiser 366

III.

Geschichtlicher Teil.

(Fortsetzung).



3. Der suebisch-herminonische Stamm.

a. Schwäbische Völker.[1])

Nunc de Suebis dicendum est.
Nun ist von den Schwaben zu reden.
Tacitus.

Aus der Wurzel wächst der Stamm eines Baumes mit all seinen Ästen und Zweigen empor, aus ihr ziehen die äußersten Schosse und Blättchen den Lebenssaft, ohne den sie verdorren müssen; für den Lauf eines Flusses ist der Ursprung seiner Quellen entscheidend, und wenige Schritte geben oft in der Nähe der Wasserscheide den Ausschlag, ob ein Gewässer zur Nordsee oder zum Mittelmeer hinabrinnen soll. Wie das Wesen jeder Pflanze durch ihren Standort bedingt wird, wie die Zusammensetzung des Wassers von dem Gestein abhängt, dem es entquillt, so tragen auch die Völker in dauerhaften Zügen das Gepräge der Landschaft, in der sie geworden und gewachsen sind, und wenn, bei gesunder Vermehrungskraft, die heimische Scholle die mächtig anschwellende Zahl der Volksgenossen nicht mehr zu ernähren vermag, so richtet sich der Weg der zur Auswanderung gezwungenen Scharen nach den örtlichen Verhältnissen, nach Wasser und Land, nach dem Lauf der Flüsse und dem Zug der Gebirge, nach Tälern und Pässen, nach Furten und Brücken. Wer daher das Ursprungsland eines Volkes kennt, dem werden auch dessen Wanderungen leicht verständlich sein, der kann die unvermeidlichen Lücken der geschichtlichen Überlieferung aus dem großen Zusammenhang ohne Mühe ergänzen, dem gelingt es, die oft vielfach

[1]) Nach einem am 9. Februar 1901 im Württemb. Anthropologischen Verein zu Stuttgart gehaltenen Vortrag über „Wanderungen der Schwaben". Besondere Beilage des Staats-Anzeigers für Württemberg, Nr. 7—10, 1902.

verschlungenen Fäden der Sage zu entwirren, der erkennt deutlich Art und Stufe der Verwandtschaft auch bei weit entfernten und längst getrennten Gliedern des gleichen Stammes.

Das eben war der Unstern, der über der Erforschung der Urzeit unsres Volkes waltete, daß man, im Banne irriger oder unklarer Vorstellungen über dessen Herkunft, von grundverkehrten Voraussetzungen ausging und daher unmöglich zu richtigen Schlußfolgerungen gelangen konnte.

Wie die Strahlen eines Fächers haben sich die fünf Stämme der Germanen, noch lange den Zusammenhang mit der Urheimat bewahrend, nach Süden ausgebreitet. Ein anschauliches Bild geben auch die gespreizten Finger unsrer Hand, wenn wir die Rechte so auf die Karte von Europa legen, daß die Stammländer, Schweden-Norwegen, Dänemark und die Elbherzogtümer, von der Mittelhand bedeckt werden: dann weist der kleine Finger nach dem Verbreitungsgebiet der Friesen, der vierte nach dem der Franken, der Mittelfinger gibt die Hauptrichtung des Vordringens der Schwaben, später der Sachsen an, während der gotische Stamm sich so in Zeigefinger und Daumen teilt, daß ersterer die westlichen kleineren Völker, wie Burgunden, Wandalen, Heruler, Rugier, Gepiden, Skiren, letzterer die eigentlichen Goten bezeichnet. Wie beim Auflegen der Hand auf die Karte der Mittelfinger gerade nach unten zeigt, so ist auch, von einzelnen seitlichen Abschweifungen abgesehen, die Ausbreitung des schwäbischen Stammes fast genau in nordsüdlicher Richtung erfolgt; wie dieser Finger die anderen überragt, so übertrafen auch die Sueben an Volksmenge, Macht und Ausdehnung[2]) alle übrigen germanischen Stämme. War der erste Vorstoß der Germanen, vor mehr als zwei Jahrtausenden, vom kimbrischen Stamme ausgegangen, so betrat bald darauf auch der Hauptstamm den Schauplatz der Geschichte, und furchtbar gellte der Name „Sueben", der einen zweiten Kimbernschrecken hervorrief, den Römern in die Ohren. Was bedeutet dieser hochberühmte, uralte und doch noch heute lebenskräftige Name? An Versuchen, seinen Sinn zu ergründen, hat es selbstverständlich seit Jahrhunderten nicht gefehlt, aber Deutungen wie „Schweifende", „Geschweifte" (von der Haartracht) oder gar „Schlafmützen"[3]) sind wenig befriedigend. Solche alte Volksnamen

[2]) Sueborum gens est longe maxima et bellicosissima Germanorum omnium, Caes. B. G. IV 1; maiorem enim partem Germaniae obtinent, Tac. Germ. 38; μεγιστον μεν το των Σουηβων ἐθνος, Strabo VII 290; validissima natio, Flor. IV 12; maximam, ferocissimam, validissimamque, Oros. VI 9; Seneca (Medea V 719): Suebi nobiles; Plutarch (Cäsar): „Die Schwaben nehmen die erste Stelle unter den Germanen ein".

[3]) Kossinna in einem Aufsatz der Westd. Zeitschrift IX 2. — Die Wurzel ist sab, skr. subh = lucere, von der sowohl die germanischen Sabalinge und Sibiner als auch die italischen Sabelli, Sabini benannt sind. Semnonen verhält sich zu Sueben genau wie Samnites zu Sabini und hat daher die gleiche Bedeutung. In verschiedenen germanischen Sprachen bedeutet saban (σαβανον) „weißglänzendes

haben meist eine ganz einfache, häufig die Begriffe „Glanz" oder „Kraft" ausdrückende Bedeutung. Den altdeutschen Wörtern suep = aër, bisuepet = emicat, kisuuep = maria, suepim = gurgitibus, suebal, svibls = sulfur, suephar (daher der brave „Schweppermann") = sollers, dem svafrlogi der Edda ist der Grundbegriff des „Hellen, Lichten, Glänzenden" (im Altnordischen und Angelsächsischen heißt der Sonnengott Suipdagr, Svaefdaeg, gleichbedeutend mit Baeldaeg) gemeinsam. Die Schwaben heißen demnach, wie noch mehr andere germanische Völker, die „Glänzenden", und der ihrem Namen zugrunde liegende Wortstamm konnte auch zur Bezeichnung von Flüssen (Suebos, Schwabach) oder Schneebergen (Hochschwab, Schweibenalp u. a.) gebraucht werden.

Wie die der Goten und Burgunden hat sich auch der Schwaben Name in der alten Heimat erhalten. Neben Suiones und Suehans bei Tacitus und Jordan finden sich in den Handschriften und Ausgaben auch die Formen Suivones und Sueveans, und das d im Schwedennamen, sowohl dem Altnordischen (Svear) wie dem Neuschwedischen (Sverige, Svenska män) fremd, verdankt seinen Ursprung der Zusammensetzung mit thiuda = Volk (an. Svithiod, aschw. Svaethiud, agl. Suathedi, Svatheod, Sveotheod, bei Jordan Suethidi). Die Lunder Jahrbücher haben Byrgerus dux Suevorum neben Sueonum, und Adam von Bremen gebraucht, wie auch angelsächsische Schriftsteller, oft Suevonia und Suevi für Land und Volk der Schweden[4]).

Linnen", davon ahd. sabenwiz, sabenluter, vgl. auch subar. Saben ist ein Name im Heldenbuch, Sabar auf dem Brakteaten von Vapno. Sabaia wurde nach Ammian (XXVI 8) in Illyrien das Weißbier genannt. Gleichen Stammes ist auch der Flußname Sabis und der phrygische Beiname Sabazios des Dionysos, ebenso das Wort für Sonne in verschiedenen indogermanischen Sprachen, gr. ἥλιος, lat. und an. sol, got. sauil, ahd. sunna aus subna, sabina. Dahin gehört auch Zobel, lit. sabal, russ. soboli, spätlat. sabellum. — Zur Wurzel sueb (glänzend) stelle ich auch den Fischnamen Schwebföhre (Forelle) und an. svip = genius. — Das slav. svoboda, von dem J. Grimm den Schwabennamen ableiten möchte, ist gleichen Ursprungs, hat aber den Begriff „Freiheit" angenommen; es gab auch eine Göttin Svoba.

[4]) Suithiauth auf einem Runenstein von Laaland. — Eine Münze des Olaf Skötkonung (Montelius Fig. 436) trägt die Inschrift Olaf rex Swevo (w in Runenform). In einer alten Chronik (bei Duchesne) findet sich: Dani Suevique, quos Theodisci Norman, aquilonares, appellant ...., bei Ethelwerd: Dani Northmanni quoque et Suevi ..., in Flor. Wigorn. chron.: Danis, Norreganis, Suevis, Gautis ... und in der altfranzösischen Romanz de Rose: E de Suave le roi Caman (Lachiman rex Suecorum der nordischen Chroniken). Auch bei Mone (II S. 940) fand ich nachträglich: „Suien werden auch dazu gezählt, und vielleicht ist Sueven nur eine mundartliche Verschiedenheit des nämlichen Namens ... Das deutsche Wort Schweden ist doch offenbar nicht aus Sviar, sondern aus Suithiod gebildet". In einer Anmerkung der deutschen Ausgabe der „Wikinger" von A. Bugge (Halle, Niemeyer 1906) führt der Übersetzer Hungerland als „sehr gewagt" Noreens Erklärung „die sich selbst eigenen"

Von der Fülle[5]) geschichtlicher Zeugnisse für die Auswanderung aller Germanen und besonders auch der Schwaben aus Scandia, Scandania, Scandinavia haben die Wenigsten eine Vorstellung, da diese für die deutsche Geschichte so wichtigen Nachrichten von den meisten Historikern, weil zu ihrer vorgefaßten Meinung nicht passend, entweder ganz mit Stillschweigen übergangen oder kurz als „Lügen der Sage" abgetan und mit offenbaren Erfindungen späteren Ursprungs, wie die trojanische Abstammung der Franken, in einen Topf geworfen werden. Die alte Überlieferung hat sich deshalb bei unsern Vorfahren so gut bewahrt, weil diese zuletzt von allen sprach- und stammverwandten Völkern, gar nicht so lange vor unsrer Zeitrechnung, die Urheimat verlassen haben. Nur einige der wichtigsten und für die Schwaben besonders bedeutsamen Stellen seien hier angeführt. Nach Tacitus, der die Germanen für Ureinwohner (indigenas) hält und mit besonderem Nachdruck die Reinheit ihres Blutes (nullis aliarum nationum connubiis infectos propriam et sinceram et tantum sui similem gentem, Germ. 4) hervorhebt, für deren Erhaltung sich günstigere Verhältnisse als auf der meerumschlungenen nordischen Halbinsel gar nicht denken lassen, war hier „das Ende des Schwabenlandes" (hic Suebiae finis). Noch sieben Jahrhunderte später war die Erinnerung an diesen Ursprung auch bei den am weitesten nach Süden vorgedrungenen Germanen lebendig. „In gleicher Weise", erzählt Paul Warnefrids Sohn, „ist auch das Volk der Winiler, d. h. der Langobarden, das nachmals glücklich in Italien geherrscht hat, als Zweig des germanischen Stammes und wie auch noch durch andere Gründe bezeugt wird, von der Skandinavia genannten Insel hergekommen." Auch im Liede lebte die Sage noch lange fort: übers Meer (ubir meri) läßt das Annolied die Schwaben kommen, und alten Volksliedern ist offenbar auch die merkwürdige Erzählung von der „Herkunft der Schwaben" entnommen, die Goldast[6]) seiner Sammlung von Urkunden zur schwäbischen Geschichte einverleibt hat. Hier wird von einem nordischen, am Meere

an, während der Verf. „Tempelwärter" vermutet, beides irrig. — Die Deutungen des Namens Semnonen von Müllenhoff als „Feßler", R. Much als „Verständige", Brenner als „Gesamte" widersprechen sich gegenseitig und sind sämtlich verfehlt.

[5]) Zum erstenmal annähernd vollständig zusammengestellt in meinem schon oben angeführten „Stammbaum".

[6]) Gest. Langob. 2: Pari etiam modo et Winilorum, hoc et Langobardorum, gens, quae postea in Italia feliciter regnavit, a Germanorum populis originem ducens, licet et aliae causae egressionis eorum asseverentur, ab insula, quae Scandinavia dicitur, adventavit. — Suevicarum rerum Scriptores, Francoforti 1605, p. 15: In plaga Septentrionali quaedam provincia adiacet mari, quam Sueviam aiunt nuncupari, quae dudum idolatriae fuit in tantum dedita .... (Anonymi scriptoris de Suevorum origine libellus). Treffend bemerkt hierzu der gelehrte Herausgeber: Sunt qui omnem omnino fidem eiusmodi scriptis derogandam censent, sunt qui prorsus acceptandam; neutri recte.

gelegenen, ebenfalls Suevia genannten Lande berichtet, aus dem zur Heidenzeit ein Teil des Volkes wegen Hungersnot auswandern mußte. Unter mancherlei Kämpfen und Abenteuern ging der Zug durch Schleswig und Thüringen, längs der Flüsse Elbe, Sale und Unstrut an und über die Donau, wo die Schwaben nach Vertreibung der früheren Bewohner sich dauernd niederließen. In alledem, wie auch in der Erzählung von Kämpfen mit Thüringen und Burgunden kann sehr wohl ein geschichtlicher Kern stecken. Am längsten aber, bis in die neuere Zeit, haben die Alemannen in der Schweiz an dieser Überlieferung festgehalten:

Von Schwedia was ir erster nam,
Gar klain erdacht der eren stam,

heißt es in einem Volkslied des 15. Jahrhunderts (1499), und Stumpf[7]) erwähnt die „alt härgebracht sag", daß sich seine Landsleute „gerümpt habend, von den alten Schwediern abkomen seyn". Uhland (Schriften zur Sage und Geschichte) führt noch ein anderes Lied an, das aus dem Haslithal und dem 17. Jahrhundert stammen soll und nur handschriftlich vorhanden war. Bekanntlich hat auch Schiller in seinem „Wilhelm Tell" der Sage dichterischen Ausdruck gegeben:

Es war ein großes Volk, hinten im Lande
Nach Mitternacht, das litt an schwerer Teurung.
In dieser Not beschloß die Landsgemeinde,
Daß je der zehnte Bürger nach dem Los
Der Väter Land verlasse. — Das geschah!
Und zogen aus, wehklagend, Männer, Weiber,
Ein großer Heerzug nach der Mittagssonne . . .

Der Apfelschuß selbst, der schon 1470 im „Weißen Buch" von Sarnen erwähnt und in einem Volkslied vom Jahr 1477 besungen wird,

Wie einer muost sim eignen sun
Ein äpfel ab der scheitel schon
Mit sinen henden schießen,

ist auch eine altnordische Sage, die, bis auf Einzelheiten fast gleichlautend, wobei auch der zweite Pfeil nicht vergessen ist, von Saxo[8]) in seiner Dänischen Geschichte erzählt, ohne Zweifel von den Schwaben mit auf die Wanderschaft genommen und von den Schweizern ihrem

[7]) Chronik IV 9, Zürich 1548. — Rochholz, Tell und Geßler in Sage und Geschichte. Heilbronn 1877. — Meszleny, Tell-Probleme. Beer, Berlin-Zehlendorf 1913. — Schanil, Die Heimat Tells und die Tell-Literatur. Heimat und Welt III 9.

[8]) Hist. Dan. X: Interrogatus autem a rege, cur plura pharetrae spicula detraxisset, cum fortunam arcus semel dumtaxat experimento prosequi debuisset: ut in te, inquit, primi errorem reliquorum acumine vindicarem . . . (so auch in der Tidhrekssage).

Volkshelden angedichtet worden ist[9]). Auf ein anderes Beispiel alter Beziehungen zwischen der Schweiz und Schweden hat Gustav Schwab[10]) aufmerksam gemacht; an den Bericht eines reisenden Eng-

[9]) Außer dem „Weißen Buch" von Sarnen findet sich die Tellsage zuerst in den Chroniken von Ruß (1482) und Etterlin (1507), und ersterer verweist auf ein älteres Lied, das noch in einer Umarbeitung von Merheim vorhanden ist. Saxos Dänische Geschichte, aus der nach manchen Leuten die Sage vom Apfelschuß entlehnt sein soll, ist erst 1515 gedruckt worden und vorher schwerlich in Süddeutschland bekannt gewesen. In Snorro Sturlusons Chron. Norvagicum wird König Harald von Palnatoko getötet, ähnlich bei Saxo (10); erinnert an die Ermordung des Landvogts ... Der „Hexenhammer (Malleus Maleficarum)" läßt den Schützen Punker ausrufen: Si deceptus per diabolum puerum occidissem, cum me mori necesse fuisset, subito altera te sagitta transfixissem ... Im „Weißen Buch" sagt der Schütze: „wär' ich witzig, so hieße ich anders und nicht der Tell" (wenig verändert von Schiller aufgenommen), und in Vigfussons isländisch-englischem Wörterbuch (1874) ist zu lesen: Toki ... the name is connected with the ancient tale of the master archer Toki, the norse form of the Tell legend in Switzerland .... (schwed. tok, tokig, albern, töricht). Daran knüpft Stern (N. Zürch. Ztg. 14./IX. 06) die etwas gewagte Vermutung, eine Saxo-Handschrift mit der Randbemerkung „toko = stultus" sei in die Schweiz gekommen. Neuerdings hat Brunnhofer (Schweizerische Heldensage usw. 1911) den Stiel umgedreht und läßt die Sage vom Apfelschuß am Vierwaldstätter See entstehen.

[10]) Der Bodensee nebst dem Rheinthal, Stuttgart und Tübingen 1827. — Daß auch im Norden die Sage von der schwedischen Abkunft der Schweizer bekannt war, zeigen die Worte Erik Olaffsons: civitas principalis Suitensium, quae se a Suecis sive Gothis devenisse fatetur. (Historia Suecorum Gothorumque. Iterum edita, Holmiae 1654. I. p. 7). Umgekehrt schrieb man den Schweden schwäbische Abkunft zu: Sic creduntur Suecii (Fel. Fabri Hist. Suev. I 10, Goldast 1605). qui ad mare Baltheum sunt in Suecia, esse a Suevis emissi. — Das alte Ostfriesenlied enthält folgende Zeilen:

Er (Gott) hat sie auserkohren
Und ihnen dies Land geben ein,
Daß sie darinnen sollten seyn;
Aus Schweden sinds gebohren.

Sogar die schwedischen Könige Gustav I. und Gustav Adolf beriefen sich in Erlassen auf diese Sage, so der erstere in einem solchen vom Jahre 1555 über die Armut des Bauernstandes: „Sie (die Goten) zogen durch ganz Deutschland und mehrere Länder und Reiche, bis daß sie kamen in das Swisserland, wo sie sich niederließen und wohnhaft sind". In Zschokkes „Erzählungen im Nebel" stieß ich auf die Stelle: „Wunderbar klingt damit (Haslisage) auch die skandinavische Sage zusammen, welche unser Karl von Bonstetten (lebte als politischer Flüchtling mehrere Jahre in Kopenhagen und schrieb u. a. L'homme du Midi et l'homme du Nord, 1824, La Scandinavie et les Alpes, 1826) aus Dänemark mitbrachte, vom Zug der tapferen Nordhelden gen Italien und wie sie unterwegs unsere helvetische Wiflisburg belagerten und verbrannten". Strinnholm (Wikingszüge, deutsch Hamburg 1839) bespricht im 6. Abschnitt die Sage ausführlich und erwähnt eine Pergamenthandschrift vom Jahre 1534 mit der Überschrift „Von den Gesatzen so do zemal waß in Schwedyen und Frießen". Vgl. auch Geijers Dissertation „De colonia Svecorum in Helvetiam deducta", Upsala 1828. Eulogius Kyburger, Pfarrer zu Einingen im Berner Oberland,

länders, daß der Wettersee in Ostgotland oft plötzlich in heftige Wallung gerate, und zwar nach der Meinung der Anwohner, wenn der Bodensee vom Sturm bewegt sei, knüpft er die Frage: „Sollte diese Sage nicht mit der dunkeln Tradition zusammenhängen, welche die Schweizer aus Schweden in ihr jetziges Land und mithin auch an die Ufer unsres Sees wandern läßt?"

Geschichtlich sind zwar die Semnonen, wie später gezeigt werden soll, die Vorfahren der Alemannen, nur bis auf die kimbrische Halbinsel zu verfolgen, wo sie im Jahr 6 n. Chr. im Siegesbericht des Augustus[11]) als Nachbarn der Kimbern und Haruden aufgeführt werden, um so reichlicher fließen aber die Quellen für die ihnen so nahestehenden Langobarden. Nicht weniger als ungefähr dreißig verschiedene Schriftsteller geben Kunde von ihrem Auszug aus Skandinavien, von denen hier zunächst die älteste Nachricht, das unmittelbar aus dem reichen Sagenschatz des Volkes schöpfende und spätestens im 7. Jahrhundert abgefaßte Vorwort[12]) zu König Rotharis Gesetz-

schrieb um 1640 eine Abhandlung über „Das Herkommen der Schwyzer und Oberhasler" (neu herausgegeben von Bächtold), durchaus ungeschichtlich, schwerlich aber ganz aus der Luft gegriffen. Nach Anderen soll der Landschreiber Hans Fründ die Sage vom schwedischen Ursprung der Schweizer um 1440 willkürlich erfunden haben. Selbstverständlich hat eine spätere Einwanderung nicht mehr stattgefunden; aber es ist sehr wohl möglich, daß die Alemannen uralte Überlieferungen von ihrer nordischen Heimat mitgebracht haben. Schiller hat bekanntlich durch Tschudi (gest. 1572; Chronicon Helveticum, ed. Iselin 1734) und Johannes von Müllers „Geschichte der schweizerischen Eidgenossenschaft" davon Kunde bekommen.

[11]) Monum. Ancyran. 26: Cimbri et Charudes et Semnones . . .

[12]) Edictum Rotharis regis: Incipit origo gentis nostre Langobardorum, que egressa est ab insula que dicitur Scandanan (Endung durch Abschreiber verstümmelt), in partibus Aquilonis, ubi multae gentes habitant.

Ungefähr gleichzeitig schreibt ein fränkischer, gewöhnlich Fredegar genannter Chronist (III 65):

Langobardorum gens priusquam hoc nomen adsumerit, exientes de Scathanavia, quae est inter Danuvium et Mare Ocianum, cum uxores et liberis Danuvium transmeant.

Die Reihe der übrigen Schriftsteller, die diese Überlieferung erwähnen, möge Paul Warnefrids Sohn, der berühmte Geschichtschreiber seines Volkes, eröffnen; er sagt (I 7):

Igitur egressi de Scandinavia Winnili, cum Ibor et Aione ducibus, in regionem quae adpellatur Scoringa venientes, per annos illic aliquos consederunt.

Das Chronicon Gothanum, eine anscheinend unabhängig von Paulus geschriebene Einleitung zum langobardischen Gesetz, verlegt die Urheimat des Volkes (in primis habitatio et proprietas eorum) an den „vindilischen Strom", womit nur das Vendilmere der Angelsachsen, das Wendile mare bei Adam von Bremen (Skager Rak und Kattegat) gemeint sein kann, denn die aus der Germania bekannten Wohnsitze an der Unterelbe werden „erste neue Heimat" genannt.

Albiae fluvii ripa primis novam habitationem posuerunt.

Prosper von Aquitanien schreibt in seiner Chronik (Migne LI 558):

buch, angeführt sein möge. „Es beginnt," so ist der Wortlaut, „die Urgeschichte unsres Langobardenvolkes, das ausgezogen ist von dem

Langobardi ab extremis Germaniae finibus, Oceanique protinus litore Scandiaque insula, magna multitudine egressi, et novarum sedium avidi, Iborea et Aione ducibus, Vandalos primum vicerunt.

Ekkehard (Chronicon universale):

Ex hac igitur Scanzia insula, quam alii Scandanaviam dicunt, quasi officina gentium, aut certe velut e vagina nationum, diversae nationes egressae sunt, Dani, Heruli, Rugi, Turcilingi, Wandali, Winili qui et Langobardi et hi qui postea Burgundiones dicti sunt, et aliae multae barbarae nationes.

Sigibert (Gemblac. monachi chronicon):

Hi (Langobardi) in Scandinavia Scythiae insula degentes, cum ita multiplicati essent, ut eos terra sua capere non posset, egressione tertiae partis minuere multitudinem consilium habuere, ut et quonam exire deberent, missa sorte quaesiverunt.

Ariprand (Brevis Langob. hist.):

In extremis orbis quandam fuisse terram Scatinaviam nomine ystoria est.

Erchempert (Hist. Langob. Benevent.):

Langobardorum seriem, egressum, situmque regni, hoc est originem eorum, vel quomodo de Scandanavia insula egressi ad Pannoniam, iterum a Pannonia Italiam transmigraverint regnumque susceperint, Paulus, vir valde peritus, compendiosa licet brevitate sed prudenti composuit ratione.

Carmen de synodo Ticinensi:

Sublimis orta in finibus Europe
Langobardorum regale prosapia.

Origines Langobardicae (e membrana Bibliothecae Halensis saecul. XI ineuntis):

Qui (Langobardi) egressi de Scandinavia venerunt Sciringa, quae Wandalis contigua est.

Catalogus regum Langobardorum e codice S. Faustini:

Agilmond, filius Aion, filius Theon, ducis Scandinaviae.

Historia Langobardorum Beneventana:

Scatinavia quaedam est terra que ultra mare est, in qua multiplicabantur homines, ut vix vitam ducere poterant.

De adventu, nomine et legibus Langobardorum:

Venerunt autem a Scantinavia. Scantinavia est quedam provincia, ut fertur, sana prenimium, ubi homines habundabant.

Historia Langobardorum Florentina:

Hec insula a septentrionali plaga in Oceano posita sepe tanta habitatorum frequentia repleta est, ut necesse fuerit, aliquando habitatores exire ad sibi querendam habitationem.

Brevissima de Langobardis notitia:

De confinibus Scithie Scandavi venerunt Pannoniam et . . . . inde Italiam et totam vallem Padanam occupaverunt.

Johannes Diaconus (Chronic. Venetum):

Winillorum qui et Langobardorum gens de litoribus Oceani partes septemtrionis egressa . . .

Hermanni Augiensis chronicon:

Gens Winilorum sive Langobardorum rege Odwino Pannoniam invasit.

Eiland Skandania (oder Skandavia) im Norden, wo viele Völker wohnen." Der Stammesheld der schwäbischen Angeln, Sceaf, kam

Gotfrid von Viterbo (Pantheon):

Duo duces Lombardorum ab insula Scantinavia fuerunt, Ivor scilicet et Agion.

Otto von Freising (Chronicon):

Langobardorum gentes qui a Scanzia insula, unde et Gothi, egressi . . .

Konrad von Scheiern (Catalogi):

Longobardi olim in patria sua, a qua prius venerant, vocati sunt Winnuli, in plaga australi, in provincia Scantiniana . . .

Jacobus de Voragine (Legenda aurea sive historia Lombardica):

Gens enim quedam erat Germanica plurimum populosa, que de litoribus Oceani parte septentrionali egressa, cum de insula Scandinavia per bellorum multa certamina diversarumque terrarum circuitus tandem in Pannoniam devenisset . . .

Damit ist die Zahl der Zeugen für die skandinavische Abstammung der Langobarden noch keineswegs erschöpft: noch andere Schriftsteller, wie Aimoin und Alberich, erzählen davon; es seien aber nur noch folgende angeführt:

Saxo (Hist. Danic. lib. VIII).

Primum itaque Blekingiam advecti, ac deinde Scoringiam praeternavigantes ad Gotlandiam appulerunt: ubi et Paulo teste, auctore Frig dea, Langobardorum vocabulum, quorum postea gentem condiderunt, traduntur adepti.

Olaus Magnus (Hist. de gent-septentr., Antverpiae 1502, I ed. 1555.

Langobardi ex Scandiana insula ob similem, sed graviorem causam exeuntes . . .

Der letzte ist wohl Meursius (Hist. dan., Amstelod. 1638).

Ex eadem (Blekingia), ut famen publicam sublevarent, rebus omnibus paratis sub Aggone et Ebbone . . . . excessere.

Er erwähnt als Quellen außer Prosper eine Historia regum Daniae und Ericus Pomeranus.

Wenn auch die meisten der angeführten Schriftsteller, zum Teil eingestandenermaßen, aus Paulns geschöpft haben, so geht doch aus ihrer Übereinstimmung hervor, daß im ganzen Mittelalter weder über die Sage selbst noch über das Ursprungsland irgendwelche Zweifel bestanden nnd daß als Grund der Auswanderung allgemein die natürlichen Ursachen, Mangel an Nahrung bei stark sich vermehrender Bevölkerung, anerkannt wurden. Aber auch im nordischen Volke selbst, bei dem man doch keine Gelehrsamkeit und Kenntnis der in Italien lateinisch geschriebenen Langobardengeschichten voraussetzen darf, lebte die Erinnerung an den Auszug dieses Volkes und seiner Führer in Liedern fort. Eine alte gotländische Volksweise hebt an mit den Worten:

Ebbe oc Aaghe de hellede fro
Siden de for hunger aff Skaane dro . . .
Ebbo und Ago, die Helden kühn,
Mußten vor Hunger aus Schonen fliehn —

und auch die dänischen Kämpeviser enthalten ein Lied (Der boede en Konning i Danmark), das den gleichen Vorgang und die beiden Anführer mit ihrer Mutter Gambaruk besingt. — Angesichts dieser überwältigenden Übereinstimmung der Quellen ist es schwer zu begreifen, daß einer der letzten Bearbeiter dieser Frage, (Blasel, Die Wanderzüge der Langobarden, Breslau 1909) die skandinavische Herkunft des Volkes einfach „ablehnt". Allerdings hält er auch die Namensdeutung

nach der Sage[13]) aus Scania, Schonen, bis wohin auch, wie noch dargelegt werden wird, mit Hilfe der Ortsnamen die Wanderwege des Volkes zu verfolgen sind. Wie den Anfang, so möge auch den Schluß dieser Zusammenstellung geschichtlicher Quellen das Wort eines Römers, und zwar des Dichters Lucan (Pharsal. II 51) bilden, aus dem hervorgeht, daß man im Altertum nicht im Zweifel darüber war, von wo sich die schwäbische Völkerflut über unsern Weltteil ergossen hat:

Fundat ab extremo flavos Aquilone Suevos
Albis et indomitum Rheni caput . . . .

Im ersten Jahrhundert der deutschen Geschichte, zur Zeit als Cäsar nach Gallien kam, reichte Volkstum und Besitz, Macht und Kriegsruhm der Schwaben von der Nordmark im Rücken der Schweden (Hic Suebiae finis) über die Ostsee, die damals „Schwäbisches Meer" (Suebicum mare, Tac. Germ. 45) hieß, wie heute der Bodensee, durch ganz Mitteldeutschland bis an den Oberrhein, wo sie „in fast täglichen Kämpfen (fere cotidianis proeliis, Caes. B. G. I 1) mit den kriegerischen Helvetern ihr Gebiet zu erweitern suchten, ja noch darüber hinaus, weithin aufs linke Rheinufer, bis in das Herz von Gallien, das der kühne Heerkönig Ariovist schon als sein schwertgewonnenes Land betrachtete (provinciam suam hanc esse Galliam, B. G. I 44). Hätte nicht Roms größter Feldherr und Staatsmann den „unbesiegten" Schwaben Halt geboten, so wäre damals Gallien schwäbisch geworden, wie ein halbes Jahrtausend später fränkisch. Die in Ariovists Heer mitkämpfenden, schon vorher auf dem linken Ufer des Oberrheins ansässigen Völkerschaften der Triboker, Nemeter und Vangionen waren höchst wahrscheinlich[14]) teils kimbrischen, teils schwäbischen Stammes. Daß der König auch noch mit dem Norden Verbindungen hatte, beweisen die mit Weib und Kind zu ihm gestoßenen Haruden. Durch den Sieg der Römer wurden die Schwaben über den Rhein zurückgeworfen; nur die früher schon fest auf dem linken Ufer angesiedelten Völkchen unterwarfen sich der römischen Herrschaft und bildeten den größten Teil der Bevölkerung von Germania prima.

„Langbärte" für richtig! — In seinen „Langobarden" (Könige der Germanen XII, Leipzig, Breitkopf und Härtel, 1909) verteidigt Dahn anderen Anschauungen gegenüber die Echtheit der Wandersage und läßt das Volk als „dritten Teil der Bevölkerung eines nicht allzugroßen Eilands, d. h. jener Skandenauge, Scandinavia" auswandern. Es scheint darunter wohl eine nordische Insel, aber nicht das eigentliche Skandinavien zu verstehen.

[13]) Alberici, monachi Trium Fontium, chronicon: Iste Sceaf, ut fertur, navi sine remige in Scania insula, quae est in Dacia, impulsus puerulus posito ad caput frumenti manipulo dormiens inventus est.

[14]) Vangio kommt nur einmal als Eigenname vor, und zwar bei einem Schwaben.

Die Macht der Markomannen[15]), auf dem rechten Rheinufer die südlichste Vorhut der Schwaben bildend, blieb, obgleich auch sie Hilfstruppen zu Arioviſts Heerſcharen geſchickt hatten, zunächſt unerſchüttert. Sie werden im Gegenteil gegen die Helveter, die, durch ihren verunglückten Heerzug um ein Drittel geſchwächt, auf Cäſars Geheiß ihre alten Wohnſitze wieder eingenommen hatten, leichteren Stand gehabt haben. Bald aber wurden ihnen nach der völligen Unterwerfung Galliens die römiſchen Legionen gefährlich. Druſus, der in mehreren Feldzügen glücklich gegen germaniſche Volksſtämme gefochten, brachte ums Jahr 10 v. Chr. auch den Markomannen eine empfindliche Niederlage bei und errichtete aus den erbeuteten Waffen ein hochragendes Siegeszeichen (Florus IV 12), doch iſt es wohl Übertreibung, wenn Oroſius (IV 21) behauptet, er habe ſie „beinahe bis zur Vernichtung" geſchlagen. Denn unmittelbar darauf[16]) ſehen wir das Volk unter der Führung des hochſtrebenden und ſtaatsklugen Marbod, eines Mannes, den „auch die flüchtigſte Erzählung nicht übergehen darf", und der „mehr von Abſtammung als nach ſeinem Weſen ein Barbar" war[17]), zu großen Taten nach neuen Wohnſitzen aufbrechen. „Edlen Geſchlechts, ſtark und tapfer", von dem Ehrgeiz beſeelt, ein mächtiges Reich zu gründen und ſich die Königskrone aufs Haupt zu ſetzen, wie in dem Beſtreben, ſein Volk der gefährlichen Nachbarſchaft der Römer zu entrücken, faßte der junge Held den kühnen Plan, mit ſeiner geſamten Streitmacht, mit Hab und Gut, mit Weibern und Kindern ſich, „vor überlegenen Waffen weichend", in ein Land zurückzuziehen, wo er der Mächtigſte ſein könnte. Dazu war das von hohen Gebirgen wie mit Feſtungswällen umgebene Böhmen wie geſchaffen, und beſſer als ihren helvetiſchen Nachbarn gelang den Markomannen die Ausfahrt. Ihrem ſiegreichen Schwert mußten die früheren Bewohner, keltiſche Boier, deren Namen (Boiohemum) das Land noch heute trägt, weichen, und in der neuen, durch Tapferkeit errungenen (virtute parta, Tac. Germ. 42) Heimat gründete Marbod teils mit Waffengewalt, teils durch die Kunſt friedlicher Unterhandlung, durch Bündniſſe und Verträge den erſten germaniſchen Staat, auf deſſen

---

[15]) Die Deutung des Namens als „Grenzwächter" iſt, wie noch gezeigt werden ſoll, unzutreffend.

[16]) Die Behauptung von Bremer u. A., die Markomannen hätten ſchon im Jahr 80 v. Chr. Böhmen erobert, iſt in den Quellen nicht begründet. Die von den Äduern wegen ihrer Tapferkeit mit gleichen Rechten in ihr Gebiet aufgenommenen Boier waren die Überbleibſel aus dem Helveterzug (B. G. I 28).

[17]) Nihil erat iam in Germania, quod vinci posset, praeter gentem Marcomannorum, quae Maroboduo duce excita sedibus suis atque in interiora refugiens, incinctos Hercynia silva campos incolebat. Nulla festinatio huius viri mentionem transgredi debet (Vellejus Pat. II 108) — Stauf von der March, Marbod, das Widerſpiel der Cheruskers Armin. Wien 1909.

Machtfülle — er unterhielt ein stehendes Heer von 70000 Streitern zu Fuß und 4000 Reitern — vertrauend, er gegen den römischen Kaiser die Sprache eines Gleichberechtigten führte. Das war unerträglich für den Stolz eines Tiberius; mit einem unerhörten Heeresaufgebot, mit 12 Legionen, suchte er das Markomannenreich von zwei Seiten zu umklammern und zu zermalmen. Doch „das Geschick vereitelt die Pläne der Menschen"; ein Aufstand in Pannonien brachte den Feldzug zum Stocken. Nicht durch römische, durch heimische Waffen sollten die beiden größten Männer des damaligen Germaniens fallen. Neid, Eifersucht und Stammeshader — das leidige Erbübel der Germanen — hielten Marbod ab, die ihm von Armin dargebotene Hand zu ergreifen. Es kam zum Kampf, und in der mörderischen Entscheidungsschlacht, im Jahre 17 n. Chr., erlitt Marbod eine unbestreitbare, wenn auch keineswegs vernichtende, Niederlage. Doch hatte er damit den Gipfel seines Glückes überschritten und verlor mehr und mehr das Zutrauen seiner Mannen und Verbündeten, so daß es dem Abenteurer Catualda gelang, ihn durch einen kecken Handstreich zu stürzen. Da er „zu sehr am Leben hing", erreichte er, in Ravenna das Gnadenbrot der Römer essend, ein unrühmliches Alter. Catualda hatte, bald darauf mit Hilfe der Hermunduren vertrieben, das gleiche Schicksal, und beider Gefolgschaften wurden von den Römern in Mähren angesiedelt. Mit den ferneren Schicksalen des Volkes werden wir uns im folgenden Abschnitt zu beschäftigen haben.

In dem von den Markomannen geräumten Gebiet, das zum größten Teile nach Anlage des Pfahlgrabens und verschiedener anderer Befestigungen zum römischen Zehntland wurde, hatte, im Jahr 1 oder 2 v. Chr., Domitius Ahenobarbus eine heimatlich umherstreifende Schar Hermunduren angesiedelt; ob aber deren Nachkommen in der vorwiegend gallischen Bevölkerung des Zehntlandes aufgegangen oder selbständig geblieben sind, läßt sich nicht mehr entscheiden[18]). Das ist geschichtlich die erste Erwähnung (Dion LV 11) dieses Namens[19]), früher ist immer nur von Sueben die Rede. Doch ist anzunehmen, daß die zu Cäsars Zeit am Niederrhein mächtig westwärts vorstoßenden und fränkische wie kimbrische Völkerschaften gegen und über den Fluß

[18]) Daß Teile der Markomannen zurückgeblieben seien und „sich lieber der römischen Herrschaft unterworfen als sich von ihrer fruchtbaren Scholle getrennt" hätten, wie es in der Neubearbeitung des schönen Pfaffschen Werkes „Heidelberg und Umgebung" (1910) heißt, ist sehr unwahrscheinlich, jedenfalls nicht zu beweisen. Die von Zangemeister (Neue Heidelb. Jahrb. III) vermuteten „Neckarschwaben" stehen wissenschaftlich auf sehr schwachen Füßen. Vrgl. den Abschnitt über „Die Baiern".

[19]) Der erste Teil des Namens bekundet die Zugehörigkeit zum herminonischen Stamm und ist, wie in Gardänen, Hadobarden, Walagoten, Headorämas, Frideschotten, Beorhtdene u. ä., ein schmückendes Beiwort zum eigentlichen Volksnamen.

drängenden Schwaben in erster Reihe Hermunduren waren. Das Aufgebot von „hundert" schwäbischen Gauen, das während des Krieges mit Arioviſt an den Rhein vorrückte (B. G. I 37), scheint dagegen aus dem Semnonenlande[20]) gekommen zu sein. Zu Anfang unsrer Zeitrechnung schied die Elbe Hermunduren auf dem linken und Semnonen auf dem rechten Ufer (Vellejus II 106: Semnonum Hermundurorumque fines praeterfluit). Von Druſus unterworfen, blieben die Hermunduren treue Bundesgenoſſen der Römer (civitas fida Romanis, Tac. Germ. 41) und konnten ſich, von dieſen begünſtigt, auf Koſten ihrer Nachbarn, beſonders nach Süden hin ausdehnen. Im Jahre 57 n. Chr. gerieten ſie wegen der wertvollen und, wie ſie glaubten, unter beſonderem Schutz der Götter ſtehenden Salzſiedereien an der fränkiſchen Sale mit den Chatten in Streit und ſchlugen dieſe in einer blutigen Schlacht, das ganze feindliche Heer, Männer und Roſſe, Waffen und Beute, Wodan und dem Kriegsgott zum Opfer bringend. Zu Tacitus' Zeit waren ſie an der Donau die nächſten Nachbarn der Provinz Raetia, ſtanden mit den Römern in regem Handelsverkehr und waren in der blühenden Stadt Augusta Vindelicorum (Augsburg) gern geſehene Gäſte. Dem großen Bündnis der Donauvölker, deren gemeinſamer Anſturm unter Marc Aurel das Römerreich bis in die Grundfeſten erſchütterte, konnten ſich auch die Hermunduren nicht entziehen, doch ſcheint ihnen der Krieg, der hauptſächlich auf den Schultern der Markomannen ruhte, keine allzuſchweren Wunden geſchlagen zu haben. Zum letztenmal begegnet uns ihr Name bei Jordan (De reb. Get. 22), der, wahrſcheinlich nach Ablabius, zu berichten weiß, unter dem Gotenkönig Geberich, alſo im 4. Jahrhundert, hätten die damals an den Flüſſen Maroſch (Marisia) und Köröſch (Grissia) wohnenden Wandalen als nördliche Nachbarn Hermunduren (Hermundoli) gehabt. Wenn hier kein Irrtum vorliegt, bleibt nur die Annahme übrig, daß ein während der großen Völkerbewegungen der vorhergehenden Jahrhunderte vom Hauptſtamm abgeſprengter Teil des Volkes ſich in Ungarn niedergelaſſen habe; vielleicht war nur dieſer am Markomannenkrieg beteiligt.

Im nächſten Jahrhundert tritt, zuerſt bei Vegetius[21]), dann unter Attilas Heerſcharen bei Sidonius[22]) und ſpäter als Verwüſter von Norikum in Eugipps Lebensbeſchreibung des H. Severin, ein Volk mit dem neuen Namen Toringi, Thuringi auf, in dem wir die Nachkommen der Hermunduren erblicken dürfen. Die auffallende

[20]) Der Name ihres Anführers Naſua erinnert ſehr an den 150 Jahre ſpäter nach Rom gekommenen Semnonenkönig Maſnos; letztere Form ſcheint die richtige.

[21]) Toringos deinde et Burgundiones (equos) iniuriae tolerantes (Epist. rei milit. IV 6).

[22]) Carm. VII v. 324:

Chunus bellonotus, Neurus, Bastarna, Toringus . . .

Erscheinung, daß die sprachlich jüngere Form (Theoderich = Dietrich, thiorna = Dirne) geschichtlich die ältere ist (Duri = Thuringi), läßt sich wohl so erklären, daß ein späterer Nachschub aus dem Norden, wo sich der ursprüngliche Lautstand länger erhielt, dem Volke frisches Blut zugeführt hat. Geschichtliche und sprachliche Erwägungen, besonders auch die Ortsnamen, denen wir am Schlusse dieses Abschnitts noch unsre Aufmerksamkeit werden zuwenden müssen, lassen vermuten, daß dies durch eine Südwanderung der stammverwandten schwäbischen Angeln geschehen ist. Tatsächlich nennt Ptolemäos Angeln, die ein halbes Jahrhundert vorher, als Tacitus seine Germania schrieb, noch in Dänemark (Et haec quidem pars Sueborum in secretiora Germaniae porrigitur, Germ. 41) gewohnt hatten, am linken Elbufer[23]), wo Drusus durch Hermundurenland gezogen war, und das vielleicht bis ins 6. Jahrhundert zurückreichende Gesetzbuch der Thüringe[24]) ist überschrieben Lex Angliorum et Werinorum, hoc est Thuringorum. Anscheinend haben die bei Tacitus neben den Angeln stehenden Warnen mit diesen innerhalb des großen Schwabenstamms eine engere Gemeinschaft gebildet, wahrscheinlich sogar unter dem Namen „Thüringe", denn die an den Niederrhein verschlagenen (erronei) und von Chlodwig unterworfenen Schwaben — nach Prokop (B. Got. IV 20) Warnen — werden auch Thoringi[25]) genannt, und ihr Land zwischen Waal und Schelde hieß noch im späteren Mittelalter Thuringgau (pagus Turingasnes, d. h. Turingensis, Dorringen oder Doringen). An der Auffrischung der Hermunduren scheinen sie sich jedoch weniger als die Angeln beteiligt zu haben, denn sie hatten in der Norththuringia, wovon der spätere Schwabengau ein Teil, zur Zeit des großen Theoderich[26]) noch ein unabhängiges Königreich, das im Jahre 595 von König Childebert[27]) gestürzt wurde. Trotzdem bewahrten, mitten unter den Sachsen, die „Nordschwaben" ihr Volkstum und Recht, wie der Sachsenspiegel zeigt, noch lange. Daß Angeln und Warnen nahe verwandt waren, geht auch aus dem gleichen Wergeld und ihren übereinstimmenden Rechtsanschauungen hervor: ein Gesetzbuch genügte daher für beide.

---

[23]) Detleffsen (a. O.) erklärt die *Ἀλοκιαι* als „Halligen"; ich möchte dagegen das unverständliche Wort zu *Ἀγγιλικαι*, „anglische" Inseln, verbessern.

[24]) Fortun. Venant. VI 2:

Quam Nabis ecce probat, Thuringia victa fatetur
Perficiens unum gemina de gente triumfum (Chlothar).

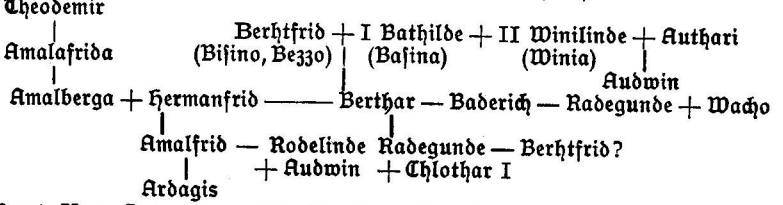
[25]) Gregor von Tours II 9. — Terror es (Chi'pericus) extremis Fresonibus atque Suebis, Fort. Ven. IV 1. — Frisones quoque et Suevi et barbari quippe circa maris littore degentes . . . (Audoeni Vit. S. Eligii II 3).

[26]) Regi Warnorum Theodoricus rex, a. 523—25. Cassiod. Var.

[27]) Gest. reg. Franc. I 15. — Ann. Fuld. ad. ann. 852: transiens (Ludwig der Deutsche) per Angros, Harudos, Suabos ... Thuringiam ingreditur.

Das unter König Hermanfrid, der mit einer Nichte Theoderichs d. Gr. vermählt war, und seinen Brüdern zu großer Macht und Blüte gelangte thüringische Reich fiel noch vor dem warnischen, freilich durch des Königs eigene Schuld, infolge seiner Heimtücke und Hinterlist. Von seinem ehrgeizigen Weib aufgestachelt, hatte er seinen Bruder Berthar[28]) ermordet und rief gegen den anderen, Baderich, die Hilfe des Frankenkönigs Theoderich an: „Wenn du ihn tötest, wollen wir sein Reich unter uns teilen". Die Franken leisteten Beistand; Baderich verlor Schlacht und Leben, aber Hermanfrid dachte nicht daran, sein Versprechen zu erfüllen. Das wurde ihm selbst zum Verhängnis; in einer mörderischen Schlacht im Jahre 531 an der Unstrut geschlagen und gefangen, wurde er hinterrücks in Zülpich von der Stadtmauer herabgestürzt. Mit besonderem Grimm wüteten die Franken, teils aus altem Stammeshader, teils über die neueste Treulosigkeit und frühere Grausamkeiten und Unbilden erbittert[29]), gegen das eroberte Land. Alles wurde schonungslos verwüstet, der nördliche Teil den hilfeleistenden Sachsen überlassen, der südliche fränkisch gemacht. Nur zwischen der Unstrut und dem Waldgebirge behauptete sich Name und Volkstum der Thüringe. Als sie 24 Jahre später einen Aufstand der Sachsen benützen wollten, um das fränkische Joch abzuschütteln, wurde das unglückliche Land aufs neue von König Chlothar verheert. Im Jahr 640 empörte sich der Herzog Radulf[30]), machte sich fast ganz unabhängig und kämpfte

[28]) Stammbaum des thüringischen Königshauses.



(Fort. Ven. Carm. App. III; Prokop, Gotenkrieg IV 25; V. S. Radegundae reg. I 2).

[29]) Gregor von Tours III 7. — Fortunatus Venantius hat die Zerstörung des thüringischen Reiches in einem besonderen Gedicht beschrieben. — Von der zu Childerich geflohenen Königin Bathilde (Basina) hat sich ein Gebrauchsgegenstand erhalten. In Weimar, wo sich anscheinend Königshof, Volksheiligtum und Thingstätte der Thüringe befand, ist in einem Weibergrab ein silberner, am Stiel mit der lateinischen Inschrift Basenae gezeichneter Löffel gefunden worden. (Götze, Die altthüringischen Funde von Weimar, 1912, von mir in der Pol. anthr. Revue XI 12 und in den Mitt. d. Ges. f. Gesch. d. Med. u. d. Naturw., XII 2, besprochen). Der Name Basena kehrt später noch einmal im merowingischen Königsgeschlecht wieder, bei einer Tochter Chilperichs.

[30]) Chrodulf, Rodulf oder Radulf, ums Jahr 625 von König Dagobert zum Herzog von Thüringen eingesetzt, war der Sohn Chamars und zweifellos ein Franke. Durch seine Siege über die Wenden übermütig geworden, verfeindete er sich mit dem Herzog Ansegis, empörte sich gegen König Sigebert und schlug das fränkische Heer

tapfer gegen Franken und Slaven, die allmälig ihre Vorposten bis gegen den Main hin vorzuschieben suchten. So von sächsischen, fränkischen und slavischen Bestandteilen durchsetzt, konnte das schwäbische Volk nur wenig von seiner Eigenart bewahren.

Chatten, die ihren Besitz bedroht sahen, oder Hermunduren, die alten Freunde der Römer, waren es wohl, die deren Hilfe anriefen, als im Jahre 212 wieder ein schwäbisches Volk unter dem neuen Namen Alamanni (Ael. Spartianus und Aurel. Victor) plötzlich ins Maintal eingebrochen war. Der Kaiser Caracalla selbst warf sich dem mit wilder Tapferkeit kämpfenden und besonders wegen seiner Reiterei bewunderten (ex equo mirifice pugnantem) Feinde entgegen, errang auch anfänglich einige Erfolge, wofür er sich den Ehrennamen Alamannicus beilegte, mußte aber bald, als immer neue Scharen nachdrängten, den Frieden und freien Abzug nach Gallien mit Gold erkaufen und die Reichsgrenze durch eine Reihe von Befestigungen schützen. Dion (LXXVII 13) nennt die ersten Schwärme Ἀλαμβανους, das Hauptvolk aber Κεννους, „Kennen, ein keltisches Volk". Daß der letztere, sonst ganz unbekannte Name, wie auch der erste und viele andere in griechischen Handschriften, verstümmelt ist, kann kaum bezweifelt werden, es fragt sich nur wie. Die meisten Historiker[31]) sind geneigt,

---

an der Unstrut. Außer vielen anderen tapferen und vornehmen Männern fiel auf fränkischer Seite auch der Haushofmeister Fredulf, angeblich der Freund, den Namen nach vielleicht sogar ein Bruder oder naher Verwandter Radulfs, der sich nach diesem großen Erfolg fast „als König von Thüringen" gebärdete (Fredeg. 77 u. 87). Der Stammbaum des von ihm abstammenden thüringischen Herzogsgeschlechts läßt sich in folgender Weise aufstellen:

Chamar
|
Chrodulf (Hruodi, Radulf) um 640
|
Chadoald (Chedin oder Hedin I)
|
Theodwald + Geila
(nach der Taufe Gozbert)
|
Chadoald (Hedin II) + Theoderada
um 710
|
Thüring—Immina

Ein ganz verfehltes Buch ist Muchau, Das 4000jährige Alter des Volkes der Hermunduringer (Jena, H. Costenoble, 1910), von mir in der Pol. anth. Revue, IX 9 besprochen.

[31]) So auch Baumann, Forschungen zur schwäbischen Geschichte 1899, S. 512. Wenn er aber behauptet „im Texte Dio's steht Κεννοι", so ist dies unrichtig; das Wort kommt nur einmal, und zwar im Accusativ vor. Daher ist meine Lesung „graphisch" ganz gut möglich, besonders bei der kürzeren Form Σεμνους; hier sind nur zwei Buchstaben verändert und der Stammvokal ist der gleiche. Davon, daß Caracalla nach den Alemannen die Chatten bekriegt habe, steht nichts in den

„Chatten" zu lesen, aber erstens hätten diese, den Römern seit mehr als zwei Jahrhunderten nur allzu wohl bekannt, kaum des erklärenden Zusatzes „ein keltisches Volk" bedurft, zweitens hatten sie, deren Wohnsitze von den neuen Ankömmlingen weggenommen wurden, damals am wenigsten Grund, sich den Römern gegenüber feindselig zu verhalten. Ich habe [32]) vorgeschlagen, „Semnen" oder „Semnonen" zu lesen, welcher Name seit dem Markomannenkrieg verschollen war. Da aber ein Volk von solcher Größe und Bedeutung, das „Haupt der Schwaben", das zudem durch die Römerkriege fast gar nicht gelitten hatte, nicht spurlos verschwinden kann, sind wir zu der Annahme gezwungen, daß es unter neuem Namen auf einem andern Schauplatz der Weltgeschichte wieder aufgetreten ist. Halten wir Umschau unter den schwäbischen Völkern, so finden wir keines, das die Rolle der Semnonen hätte weiterspielen können, außer den volkreichen, kriegerischen, hochgemuten Alamannen [33]), die den Kampf um die Vorherrschaft in Germanien mit den Franken aufnahmen und deren Name unsern westlichen Nachbarn zur Bezeichnung Alldeutschlands dient. Da die Vorsilbe ala zur „Verstärkung" des im Stammwort enthaltenen „Begriffs" dient und der Eigenname Alaman nichts anderes als „einen ausgezeichneten Mann oder Helden" bezeichnen kann, so nehme ich mit J. Grimm [34]) diese Deutung als die einfachste und nächstliegende auch

Quellen. Baumann selbst sagt, daß die Alemannen, wenn sie hier Wohnsitze erhalten wollten, die Chatten „vom Main entfernen mußten".

[32]) Schwaben und Alemannen. Alemannia XXIII. — Stammbaum und Ausbreitung der Germanen, Bonn 1895.

[33]) Diese Annahme wird bestätigt durch eine Stelle aus dem Sammelwerk des Suidas: „Die Germanen wohnen am Rhein; diese haben das Land der Albaner (των Ἀλβανων), die man auch Senonen (Σηνωνας) nennt, in Besitz genommen". Damit können nur die von den Franken verdrängten Alemannen gemeint sein.

[34]) Geschichte der deutschen Sprache, 1848. — Wenn, wie Baumann (ang. Orts) meint, Grimms Deutung „jetzt wohl allenthalben aufgegeben ist", so stellt dies dem Scharfblick und Urteil der Erklärer kein glänzendes Zeugnis aus; die altgermanischen Eigennamen Alarich, Alamod, Alatheus, Alaliub, Alafrid, Alagisil, Alawin, Alapert, Alamund u. ä. sprechen für sich selbst. Baumann glaubt die Ableitung von ahd. alah. got. alhs., Heiligtum, zu seiner Gleichstellung der Alamannen mit den Semnonen, „den Hütern des suebischen Ziuheiligtums", nötig zu haben. Erstens aber ist diese sprachlich unmöglich, denn das zweite a in alah ist nur ein durch die harte alemannische Aussprache des Hauchlauts bedingtes Einschiebsel, so daß der Name Alachomanna, lat. Alcomanni, lauten müßte. Zweitens ist nirgends gesagt, daß das Stammesheiligtum im Semnonenland dem Ziu geweiht war; die Worte „inde initia gentis, ibi regnator omnium deus (Germ. 39)" deuten doch eher auf „Allvater" Wodan, der auch von den vom h. Columban am Bodensee bekehrten Alemannen verehrt wurde und unter dessen besonderem Schutz die den Semnonen und Alemannen so nahverwandten Langobarden zu stehen glaubten. Das Cyuuari der Wessobrunner Handschrift ist nichts als eine Umschreibung des Schwabennamens und zu Teufredus, Tiulaifs, Tiuburg und dem gotischen Wort tiuphadus, „glänzender Mann", das einen Beamten bezeichnet, zu stellen

für den Volksnamen an, wenngleich ich dem Streit um den Sinn dieses „schönen und wohlklingenden" Namens nicht die große Bedeutung wie andere Forscher beimessen kann.

Wiederholt habe ich hervorgehoben, daß der Zug eines Volkes, das mit all seiner Habe, einer Menge von Wagen und Karren, mit Reiterei und großen Herden nach neuen Wohnsitzen aufbricht, schon wegen der Fahrbarkeit der Wege, dann aber besonders wegen der Verpflegung und des Futters an die großen, im allgemeinen den Flußtälern folgenden Heerstraßen gebunden ist. Wollten die Semnonen, die damals zwischen Elbe (Albis), Spree und Warnow[35]) (Suebos) wohnten, vom allgemeinen Wandertrieb ergriffen und durch das Anwachsen der Volksmenge gedrängt, sich neues Ackerland erkämpfen, so stand ihnen nur der Weg nach Süden offen, denn im Westen stießen sie auf die mächtigen fränkischen, im Osten auf lugische und gotische Völker, während von Norden her die Sachsen nachdrängten. Durch die Täler der Sale, Unstrut, Fulda und Kinzig, Harz und Vogelsberg rechts, Thüringerwald und Hohe Rhön links liegen lassend, konnten sie aus den Elblanden an den Main gelangen. Hier erfolgte der erste Zusammenstoß mit den Römern, und vom Maintal sind während langer Zeit alle Ausbreitungsversuche und Heerfahrten der Alemannen ausgegangen, während Mainz den Stützpunkt der römischen Unternehmungen bildete. Unter schweren, blutigen und wechselvollen Kämpfen mit den Kaisern Probus, Julian, Valentinian, Gratian dehnte sich das unerschöpfliche und unverwüstliche Volk im Rheintal bis an den Bodensee aus und suchte wiederholt auch auf dem linken Ufer vorzudringen. Unter dem Reichsverweser Stilicho mußte die Rheingrenze preisgegeben und den Alemannen das Land bis zum Wasgenwald (Elsaß[36]), alisaz, „Fremdsitz") und den Alpen zur dauernden Besiedelung überlassen werden. Nachdem die Burgunden ihr Reich an den Ufern des

Lex. Visigoth. II 1 u. IX 2.) — Auch Wackernagel (Wörterbuch) erklärt den Volksnamen als „man verstärkt mit ala, all." Gotifred. Vit. Chron. IX p. 192:

Alle sonat totum, man vir, si Teuthona lingua
Haec duo conjungit, totum vir litera signat.

Lazius (Migr. gent. VIII p. 495) leitet zwar den Namen von den Alpen ab, verwirft aber auch diejenige Ansicht nicht, „quiAlemannos dicunt, quod omnes viri." Beatus Rhenanus (Rer. Germ. libr. tres, Bas. 1551, p. 40): „nempe quod fortissimi bellatores essent et viri omnes, nam haec est huius vocis Germana interpretatio".

[35]) Da Ptolemäos die Oder *Οὐιαδος* (lat. Viadua, Viadrus, sl. Vjodr, Odora, d. h. „Wasser", lit. audra, Flut) nennt, kann mit Suebos nur ein anderer Fluß, vielleicht die Warnow, die auch in die Ostsee sich ergießt, gemeint sein; zwischen Schwaben und Goten muß auch noch Platz für die Lugier bleiben.

[36]) Der Name Elsaß (ahd. auch Alsaza, Elisaza), zuerst genannt von Fredegar (um 610) lautet dort Alesaciones, bei seinem Fortsetzer Alasacis; letztere Gestalt könnte auch an „Alemannensiedlung" denken lassen. Herrs Deutung von Flußnamen Ill (Ztschr. f. d. Gesch. d. Oberrh. XXIX 1) ist nur Vermutung.

Rheins mit der sagenberühmten Hauptstadt Worms verlassen hatten, dehnten sich die Alemannen wieder mächtig auf dem linken Rheinufer aus und drangen in den Tälern der Nahe, Saar, Mosel, Ahr bis gegen die Maas hin vor. Dabei stießen sie aber mit den von Nordosten her in Gallien sich ausbreitenden Franken zusammen, und eine Entscheidung mit den Waffen zwischen beiden einander ebenbürtigen Gegnern war unausbleiblich. Im fünfzehnten Jahre der Herrschaft Chlodwigs, bei oder doch in der Nähe von Zülpich[37]) kam es zu einer mörderischen Schlacht, in der nach längerem Schwanken schließlich der Sieg auf die Seite der Franken sich neigte. Es war nicht des Frankenkönigs Art, einen Sieg ungenützt zu lassen; er nahm den Geschlagenen das linke Rheinufer mit Ausnahme des Elsaß und auf dem rechten die Wetterau und die Landstriche bis zum Neckar ab. Wer sich unterwerfen wollte, konnte wohnen bleiben, mußte aber dem Sieger eine Abgabe, die „Osterstufe", bezahlen. Viele der freiheitliebenden Alemannen zogen aber, dies verschmähend, heimatlos umher, bis sie im Reich des Gotenkönigs Theoderich Aufnahme[38]) fanden. Die Ansiedelung so streitbarer Männer innerhalb von Norikum und Rhätien, dieser Bollwerke von Italien (munimina sunt Italiae, Var. I 11), trug wesentlich zur Sicherung der Grenzländer gegen Einfälle nördlicher Völker bei; die Schützlinge wurden zu „Schirmern des Gotenreichs" (custos imperii, Ennodius, Script. antiqu. VII 212). Dadurch wurde auch die alemannische Mundart weit über die Alpenländer verbreitet; die Sprache mancher tirolischer Dörfer ist geradezu ein Gemisch alemannischer und baiovarischer Bestandteile. In Vorarlberg und im südlichen Allgäu ist die Mundart fast rein alemannisch infolge der Ausbreitung der Juthunge, desjenigen Teils der Alemannen, (Alamannorum pars, Italicis conterminans tractibus, Ammian, XVIII 6), der sich nördlich vom Bodensee niedergelassen hatte. Dieses zweifellos alemannische Volk, das aber bis gegen die Mitte des 5. Jahr-

[37]) Schmidt (Die germanischen Reiche der Völkerwanderung, Leipzig 1914, von mir in der Pol. anthr. Revue XII beurteilt) schreibt: „am Oberrhein?, sicher nicht bei Zülpich". Einer von vielen Irrtümern!

[38]) Theoderich schreibt im Jahr 507? (Cassiod. Var.) an seine Untertanen in Norikum, sie möchten ihre Ochsen gegen die der Alemannen, die von besserer Rasse, aber durch langes Umherziehen abgetrieben waren, umtauschen (Alamannorum boves qui videntur pretiosiores propter corporis granditatem, sed itineris longinquitate defecti . . .). — Über die Abstammung des europäischen Rindes vgl. Dettweiler „Das Rind der Lausitz ein Produkt der Scholle?" (D. Landw. Presse XXXII 7415; 1905): er „befindet sich in Übereinstimmung mit Nehring, der alle unsere taurinen Hausrinder vom Ur herleitet, vom Ur und seinen Varietäten (Nehring, Bos taurus primigenius und seine Koexistenz mit dem Menschen, Berl.-Ges. f. Anth. 1888). Die Verschiedenheiten sind lediglich entstanden durch Nahrung (Hunger oder reichliche Ernährung), Boden (arm an Mineralien, reich an solchen), Klima, Haltung, Aufzucht, Kreuzung und dgl.

hunderts einen besonderen Namen führt, hat sich wahrscheinlich schon im oberen Maintal von den übrigen Alemannen getrennt und einen eigenen Weg eingeschlagen. Es scheint sich in den Tälern der Tauber, der Jagst und des Kochers vorgeschoben zu haben und teils durch das Wörnitztal, teils über die Jurapässe bei Ulm an die Donau vorgedrungen zu sein. Von hier aus waren die Juthunge in Italien eingefallen, hier trat ihnen, wie Dexippos[39]) berichtet, im Jahre 270 Kaiser Aurelian entgegen. In den Verhandlungen berufen sich die Juthunge auf frühere Bündnisse mit Rom, auf geleistete Waffenhilfe und erhaltene Jahrgelder — das Ausbleiben der Zahlung hatte wahrscheinlich ihren Streifzug nach Italien veranlaßt — und rühmen stolz ihre edle Abkunft, ihr reines Blut, ihre ausgezeichnete Reiterei. „Nicht Schwächlinge oder Mischlinge" seien sie, sondern lauter echte[40]) Juthunge, und könnten 40000 wohlgerüstete Streiter ins Feld stellen. Im Jahre 296 nennt sie Eumenius in seiner Lobrede auf Constantius (c. 10) neben den Quaden (Juthingi, Quadi, Carpi toties profligati); sie scheinen also damals noch an der Donau gewohnt zu haben. Nach Osten konnten sie sich von hier nicht ausdehnen, da dort die damals noch mächtigen Markomannen, Warisker und Quaden saßen, daher zogen sie stromaufwärts nach dem Bodensee, wo sie im 4. Jahrhundert Ammian kennt. Dieser Schriftsteller nennt sie[41])

[39]) Hist. Byzant I 11.

[40]) Ein Beweis, daß die auf falscher Namenserklärung nach Asinius beruhende Behauptung des Agathias (Hist. I 6), die Alemannen seien ein „zusammengelaufenes Mischvolk", unrichtig ist. Bündnis und Jahrgelder beziehen sich höchst wahrscheinlich auf den von Caracalla erkauften Frieden.

[41]) Zuerst (1890, Ausland 46/47, dann in Alemannia XXIII und im „Stammbaum") habe ich darauf hingewiesen, daß in Ammians anschaulicher Schilderung der Alemannenkriege „Juthunge" und „Lentienser" offenbar ein und dasselbe Volk sind. Baumanns Vorwurf, das sei „ohne Grund" geschehen, ist ungerechtfertigt; meine Art ist es nicht, unbegründete Behauptungen aufzustellen. Linzgauer (Alamannicus populus) wie Juthunge (pars Alamannorum) sind unmittelbare Nachbarn der Provinz Rhätien (tractibus Raetiarum confinis, Italicis conterminans tractibus). Im Jahre 355 rückte Arbetio mit einem starken Heer den Linzgauern (Lentiensibus, Alamannicis pagis, XV 4), vom Südufer des Bodensees den Oberrhein überschreitend, ins Land, um sie wegen verschiedener Raubzüge zu züchtigen. Nach anfänglichen Mißerfolgen wurde schließlich ein Sieg erfochten, und Kaiser Constantius, der selbst aus Mailand herbeigeeilt war, kehrte „im Triumph" dahin zurück. Es ist daher anzunehmen, daß er „nach dem Brauch jener Völker" Frieden geschlossen, wie er es im vorhergehenden Herbst mit den Brüdern Gundomar und Wadomar, deren Königreich in der Rheinecke bei Basel lag, getan hatte. Keinen Frieden dagegen, obgleich sie flehentlich darum baten, sondern nur einen Waffenstillstand von 10 Monaten (decem mensium tribuit intervallum, XVII 1) bewilligte Julian den an der Schlacht bei Straßburg beteiligten Königen. Drei weitere „grimme" Könige (immanissimi reges), die nach der Wiederherstellung der Trajansfeste vor dem Cäsar erschienen und, weil sie Hilfstruppen zu Chnodomars Heer geschickt hatten, um Frieden baten, mußten

auch „Lentienſer", nach einem Orte Lentia, heute Linz bei Pfullendorf, wo wahrſcheinlich die Thingſtätte des Volkes ſich befand[42]).

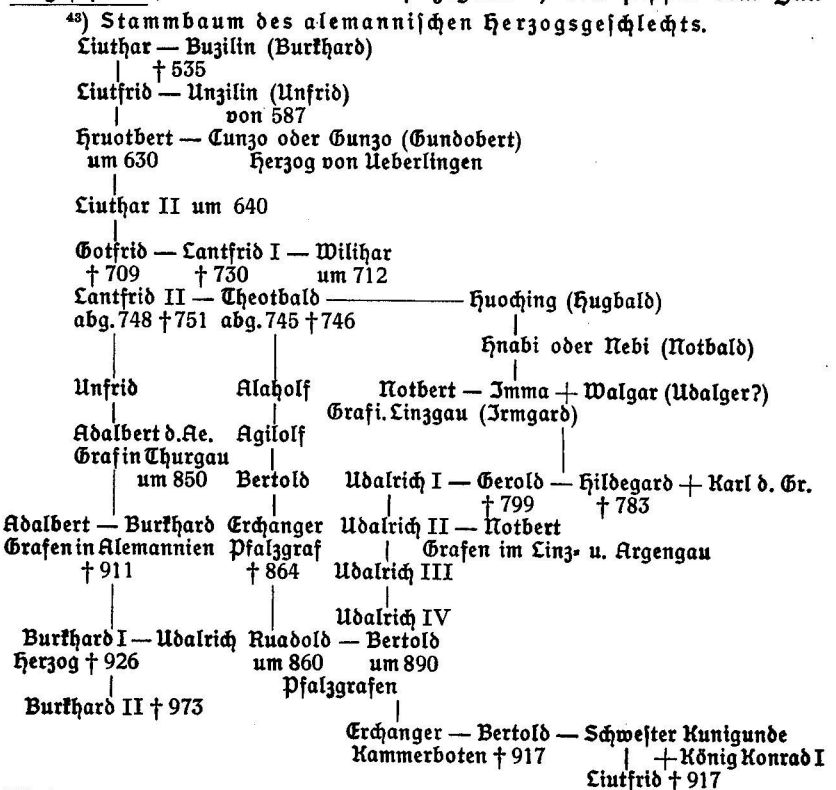
---

auch nur nach „heimiſcher Sitte" ſchwören, bis zum feſtgeſetzten Tage (ad praestitutum usque diem) Waffenruhe zu halten und die Feſtung mit Lebensmitteln zu verſorgen. Selbſtverſtändlich konnte dies nur aus dem „umliegenden Gebiet" geſchehen, und die drei Könige müſſen daher in der Wetterau gewohnt haben und ſind ſicher nicht, wie Baumann meint, „Lentienſer und Juthunge" geweſen. Während Julian noch zu Paris im Winterquartier war, brach im Frühling 358 eine Schar Juthunge, „Frieden und Bündniſſe vergeſſend" (obliti pacis et foederum, XVII 6) verheerend in Rhätien ein; von Barbatio geſchlagen, mußten ſie nach Hauſe zurückkehren. Um dieſe Zeit aber hatten alle Alemannen, von Baſel bis zur Wetterau, keinen Frieden, ſondern nur Waffenſtillſtand. Im Friedenszuſtand mit Rom befanden ſich nur die 355 beſiegten Linzgauer, von denen auch dieſer Streifzug ausgegangen ſein muß. Zwanzig Jahre ſpäter waren es wieder die Lentienſer, die, nachdem ſie das „langbeſtehende Bündnis" verſchiedentlich durch „heimliche Streifzüge" verletzt hatten, die Kunde vom Aufbruch des Kaiſers Gratian nach dem Oſten zu einem großen Einfall in die Provinz Rhätien benützten. Mit dem Aufgebot aller Gaugenoſſen, angeblich 40000 Mann ſtark, überſchritten ſie den gefrorenen Rhein und drangen bis ins Oberelſaß vor, wo ſie bei Argentaria von Gratians Feldherrn geſchlagen wurden. Als der Kaiſer bald darauf auf ſeinem Zug gen Oſten durch die Schweiz kam, wollte er die Gelegenheit, das unruhige Volk gründlich zu züchtigen, womöglich zu vernichten, nicht vorübergehen laſſen, ſchwenkte „links ab", ging über den Rhein und ſuchte die Linzgauer in ihrem eigenen Gebiet heim. Dieſe beſetzten eine Hügelreihe, verteidigten ſich aufs tapferſte und zogen ſich ſpäter auf „höhere Berge" zurück. Als des Kaiſers Hartnäckigkeit ſie auch hierher verfolgte, boten ſie ihm Unterwerfung an, die auch angenommen wurde. „In Eilmärſchen" führte dann Gratian über Arbor felix (Arbon), jedenfalls auf der großen Heerſtraße Kempten-Augsburg ſein Heer nach Lauriacum (Lorch) an die Donau. Die beſchriebene Örtlichkeit paßt am beſten auf den Hohen Randen. Im Widerſpruch mit ſeiner früheren (Forſchungen zur deutſchen Geſchichte XVI) Behauptung: „Die Juthunge ſind nicht die Stammväter der ſog. Schwaben", gab Baumann ſpäter zu, daß ſeine Anſicht von der Auswanderung des Volkes nach Gallien ein Irrtum war, erklärte den von Gratian bekämpften Gau für den der Oſtalemannen und ſuchte den Schauplatz der Schlacht auf der rauhen Alb, „zwiſchen Rottweil und dem Hohenzollern". Von hier hätte der Kaiſer, der es doch ſehr eilig hatte, über Arbon nach Kempten einen großen Umweg machen müſſen. Wie man ſieht, geht aus Ammians Darſtellung unzweifelhaft hervor, daß der von ihm allein gebrauchte Name „Lentienſer" nur eine andere, von ihren Wohnſitzen hergenommene Bezeichnung für Juthunge iſt; wie dieſe vortreffliche Reiter waren, ſo ſchienen auch jene „noch im Tode mit ihren Roſſen verwachſen". Auch die Juthunge wären, wenn ſie nicht in den Linzgauern fortlebten, ſpurlos aus der Geſchichte verſchwunden. Zum letztenmal findet ſich ihr Name bei Sidonius (carm. 7): Nam post Juthungos et Norica bella, subacto //Victor Vindelico, Belgam, Burgundio, quem trux// Presserat, absolvit . . . (Aëtius).

[42]) Ganz in der Nähe von Linz, bei Leuſteutten (alt Leuſtettin, Laehſteten, d. h. Stätte auf dem Hügel) an der Aach, war noch im ſpäteren Mittelalter die Thingſtätte des Linzgaus (Urkunde von 1137, Cod. dipl. Salem. I 1: in generali et publico placito comitis Heinrici de Sancto Monte, in Lehſtettin, in der Dineſtete).

Auch über die freigebliebenen Teile des Alemannenlandes hatte der große „König der Goten und Italiker" seine schützende Hand gebreitet und sie gewissermaßen als Nordmark seines Reiches betrachtet, indem er, wie Ennodius schreibt, die „generalitas Alamannorum intra Italiae terminos" aufnahm. Als aber nach seinem Tode unter Belisars wuchtigen Schlägen das Gotenreich ins Wanken kam, mußte Witichis im Jahre 536 seine Ansprüche auf die nördlichen Teile desselben, das gotische Gallien und Alemannien, an die Franken abtreten (Prokop, Gotenkr. I 13, Agathias, Hist. I 7). Die Alemannen wurden nun durch Theodebert dem fränkischen Reiche einverleibt, durften jedoch ihre angestammten Herzöge behalten, und schon im Jahre 552 sehen wir diese, Leutharis und Buzilin (Burkhard), mit einem Heer von Franken und Alemannen nach Italien ziehen. Infolge wiederholter Aufstände wurde Freiheit und Gebiet, bis zur Murg und Rems, durch verschiedene fränkische Könige und Hausmeier noch mehr eingeschränkt, 748 das Stammesherzogtum[43]) von Pippin dem Jün-

[43]) Stammbaum des alemannischen Herzogsgeschlechts.



Mit dem alemannischen Herzogshause hängen teils durch unmittelbare Abstammung — Genaueres, besonders das Verhältnis der einzelnen Zweige, wie der Unfridinger,

geren aufgehoben, eine Verwaltung durch Gaugrafen eingeführt und in der Folge die Herzogswürde des bald Alemannia bald Suevia, zuletzt nur noch „Schwaben" genannten Landes als Reichsamt verliehen.

Daß der uralte Schwabenname über die neuere Bezeichnung Alamanni den Sieg davontrug, rührt zum Teil daher, daß diese ja auch zum großen Suebenstamm gehörten, findet anderseits aber auch darin seine Erklärung, daß die Alemannen im Herzogtum nicht die einzigen Schwaben waren. Schon im Jahr 356 hatten „Schwaben", wie Ammian meldet (XVI 10, Suebos Raetias incursare Quadosque Valeriam...), Rhätien gebrandschatzt; er nennt sie, wie die Alemannen niemals, einfach Suebi, daneben aber die Quaden, doch auch Schwaben, mit ihrem besonderen Stammesnamen. Daraus geht hervor, daß sie weder Alemannen noch Quaden waren; auch Hermunduren, die doch sicher unter diesem oder dem neuen Namen „Thüringe" aufgetreten wären, Warisker (so ist das handschriftliche narisci zu verbessern), die nach Gallien auswanderten, und Markomannen, die sich ostwärts wandten, sind ausgeschlossen. Bald darauf (368) erwähnt auch Ausonius in seinen Gedichten Schwaben an der oberen Donau (Caede, fuga, flammis stratos periisse Suevos ...). Da bei den Germanen solche Streifzüge der dauernden Besiedelung eines Landes vorauszugehen pflegten, dürfen wir schließen, daß bald darauf ein neues schwäbisches Volk in dieser Richtung vorgedrungen und, rechts aufschließend, in die linke Flanke der westlich vom Schwarzwald wohnenden Alemannen eingerückt ist. Woher kann es gekommen sein? Nur aus dem Norden, wo um das zweite Stammesheiligtum der Schwaben, den auf einem Eiland, in insula Oceani, wahrscheinlich Seeland, wo es noch heute ein Ertedal mit einem heiligen See gibt) gelegenen Hain und See der Erdmutter Aertha[44]), eine Anzahl kleinerer,

---

der Alaholfinger, Udalrichinger u. a., läßt sich wegen Dürftigkeit der Überlieferung nicht mehr feststellen —, teils durch Verschwägerung zusammen die zum Teil heute noch blühenden Fürstengeschlechter der Zähringer (urkundlich ältestbekannter Ahnherr Landold im 10. Jahrh., Urgroßvater Bertolds I), der Zollern (Burchardus et Wezil, i. e. Werinhard, de Zolorin 1061), der Württemberger (Ulrich von Wirtineberg 1241—65) und der Hohenstaufen (Berta von Büren, Gemahlin Bertolds I von Zähringen). — Die Burg Onfridinga, wo Erchanger und Bertold in die Gefangenschaft König Konrads gerieten, heute Oferdingen bei Tübingen, ist höchst wahrscheinlich eine Gründung Unzilins (Unfrids), die Diepoldsburg, wo Bischof Salomo gefangen saß, im Oberamt Kirchheim, eine solche des Herzogs Theotbald. — Vgl. Baumann, Die Abstammung der Kammerboten Erchanger und Berchtold (Forschungen zur schwäb. Geschichte, Kempten 1899), Stälin, Württemb. Gesch. 1841—73, Heyck, Gesch. der Herz. v. Zähringen 1891, Schmid, Die älteste Geschichte der erl. Gesamthauses der königl. u. fürstl. Hohenzollern, Tübingen 1884—88.

[44]) Da die Übersetzung id est Terram matrem daneben steht, ist so das handschriftliche Wort nerthum zu lesen (agf. eordhan modor). Außerdem

bisher noch wenig in der Geschichte hervorgetretener Völker wohnte. Von diesen fallen die in der niederdeutschen Ebene zurückgebliebenen Warnen weg, ebenso die ihnen nahverwandten Angeln, die teils in den Thüringen aufgegangen, teils nach England, das noch ihren Namen trägt, ausgewandert sind, und die Langobarden, die einen besonderen Weg eingeschlagen haben. Als Stammväter der süddeutschen Schwaben bleiben somit übrig die Reudingi (die „Ehrbaren", got. gariuds = honestus), die Aviones (die „Mannen", got. aba = vir; Ὄβιοι, agf. Eovas), soweit sie sich nicht den Langobarden angeschlossen, die Suardones (agf. Sveordveras; die anscheinend so nahe liegende Deutung „Schwertmannen" ist wahrscheinlich doch nicht zutreffend, da das Stammwort sowohl zur Bezeichnung des Volkes wie der Waffe gedient hat; vergl. die Namen Suartuas, Suertingus und den Sverdsjö in Dalekarlien), die Withones (so ist das nuithones der Handschriften zu lesen; vergl. den Namen Wido und Vitta veold Svaefum) und die Eudoses (die „Reichen", agf. eadig, got. audags; vergl. die Namen Eudo, Eudila, Eutharich, Eodegundis, Eodunc; nach Orosius, VI 7, ist auch bei Cäsar Eudusii zu lesen). Daß die „Schwaben" im engeren Sinne aus verschiedenen kleinen Völkchen, deren Einzelnamen gegenüber dem uralten Stammesnamen sich nicht behaupten konnten, hervorgegangen sind, dafür scheint auch die erwähnte Lebensbeschreibung des H. Columban zu sprechen, die in der Nähe des Bodensees vicinae

---

scheint die Göttin noch einen anderen Namen, Isa oder Zisa, gehabt zu haben, dessen ähnlicher Klang Tacitus an die ägyptische Isis denken ließ. Heilig war ihr das Schiff als Sinnbild des die Fluren durchfurchenden Pflugs, vielleicht auch der Mondsichel. Das zu Ehren der Göttin beim Nahen des Frühlings gefeierte Fest (laeti tum dies, festa loca) hat sich in der „Fasenacht" erhalten. Der bei den Umzügen mitgeführte Schiffswagen (in modum Liburnae figuratum) hat ihm in Italien, wo es durch die schwäbischen Langobarden eingeführt war, den Namen Carnavale (carrus navalis) gegeben. (certus dies habetur in fastis, quo Isidis navigium celebratur, Lactantius I 11). — Du Cange (Glossarium etc., Francofurti 1710) erklärt das Wort aus einem bei mittelalterlichen Schriftstellern, z. B. Romuald von Salerno, hier und da vorkommenden Ausdruck „carnis levamen", m. E. nicht glücklich. Über die Ableitung von „carne vale" (Fleisch lebe wohl) sagt er selbst: „id etymon non probat Octav. Ferrarius". In einem Wahres und Irriges vermischenden Aufsatz (Köln. Ztg. 2./II. 13) über den „Ursprung des Karnevals" führt Clemen zwar an, daß urkundlich (Rudolfs Chron. v. St. Cloud) schon im 12. Jahrh. Schiffswagen im Rheinland vorkommen, erklärt aber doch, ohne übrigens eine bessere zu geben, die Ableitung von Carrus navalis für „unrichtig". Bei so viel falschen Erklärungen war mir ein Ausspruch von Meyer (Vortr. über den „Ursprung des Weihnachtsfestes", Zürich, Antiqu. Gesellsch., Neue Z. Z. 8./XI. 13) erfreulich: „Der Ausdruck Karneval kommt von carrus navalis, dem schiffartigen Karren des Gottes, her." Nur ist hier Dionysos, übrigens als Sohn des Zeus ursprünglich auch Himmels- und Frühlingsgottheit, statt der Erdmutter angenommen. — Vgl. auch den Aufsatz „Das heilige Schiff" von W. Pastor in der Unterhaltungsbeilage der „Tägl. Rundschau" vom 15/XII 13.

naciones Suevorum nennt; auch das merkwürdige, in seiner Echtheit bezweifelte, doch aber wegen einiger Einzelheiten (z. B. templum ex lignis barbarico ritu constructum) sicher einen echten alten Kern enthaltende Bruchstück der sog. Gallica historia[45]) hat Germanorum gentes (übergeschrieben suevi), que Retias occupavere. Nach dem Abzug der Semnonen und Langobarden stand den genannten Völkern, die, wenn sie nicht in den Schwaben fortlebten, auch aus der Geschichte verschwunden wären, der Weg nach Süden offen. Die Richtung ihrer Wanderschaft ist in der eingangs erwähnten Origo Suevorum ziemlich genau angegeben. In den Tälern der Elbe, Sale, Unstrut, Werra, durch die Pforte zwischen Thüringerwald und Hoher Rhön, dann längs der Itz zwischen den Haßbergen und der fränkischen Schweiz konnten die Schwaben an den Main und von hier durch die Täler der Rednitz, Wörnitz und Altmühl an die Donau gelangen. Auf dem rechten Flußufer befinden sich hier noch heute das Donauried und das Donaumoor, die „Sümpfe" der Origo, nach deren mühsamer Überschreitung das Volk auf der „weiten und fruchtbaren Schwabenau" sich ausbreiten konnte. Durch die Quertäler der Rauhen Alb war leicht der Neckar zu erreichen, wenn nicht ein Teil der Stämme, schon südlich vom Main rechts abschwenkend und dem Laufe der Aisch folgend, zwischen Steigerwald und Frankenhöhe an die Jagst abgerückt war.

In der Tat werden auch bald die Schwaben von verschiedenen Schriftstellern in diesen Gegenden genannt. Südlich von den Thüringen, schreibt Prokop in seinem Gotenkrieg (I 12), wohnen die „Schwaben und Alemannen, kräftige Völker", *Σουαβοι τε ὑπερ Θοριγγων και Ἀλαμαννοι ἰσχυρα ἐθνη*. Jordan (De reb. Get. 55) berichtet von einem Winterfeldzug (472/73) des Gotenkönigs Theodemir gegen die Schwaben, deren Land zu des Schreibers Zeit „östlich von Baiern, westlich von Franken, südlich von Burgunden, nördlich von Thüringen" umschlossen war. Diesen Schwaben standen damals die Alemannen zur Seite (Quibus Suavis tunc juncti aderant etiam Alemanni); aber die beiden durch ein Schutz- und Trutzbündnis[46]) vereinigten Völker wurden von Theodemir geschlagen, beider Länder verwüstet (tam Suavorum gentem quam etiam Alemannorum, utrasque ad in-

[45]) Abgedruckt bei Goldast, Suevicarum rerum scriptores, Francoforti 1605.

[46]) Um seine mit den Quellen in Widerspruch stehende Behauptung, zwischen Schwaben und Alemannen sei kein Unterschied, zu retten, muß Baumann diesen Gewalt antun. Diese „Schwaben", Quaden oder Markomannen meint er, seien die „Ahnen" der Baiern. Die beiden Völker sind aber, wie wir sehen werden, weder die Vorfahren der Baiern, noch wohnten sie damals südlich von Thüringen, sondern viel weiter östlich, in Mähren und Ungarn. Daß die neuen Ankömmlinge sich unter den Schutz ihrer mächtigen Stammverwandten stellten, daß aber auch den Alemannen ein solcher Zuwachs willkommen war, ist sehr wohl begreiflich.

vicem foederatas, devicit, vastavit et paene subegit). Die Fassung dieser Stelle[47]) ist so klar und bestimmt, daß ein Mißverständnis, sollte man denken, ausgeschlossen ist; auch darf man wohl dem Verfasser einige Bekanntschaft mit diesen Völkern, die doch zum Gotenreich gehört haben, zutrauen.

Nicht nur gegen die Goten, auch gegen die Franken haben Alemannen und Schwaben als Verbündete gekämpft. In der Lebensbeschreibung der H. Chrothildis heißt es von Chlodwigs Vorbereitungen zum Alemannenkrieg: donec tandem aliquando bellum contra Alamannos Suevosque moveretur ... Hinkmar, der gelehrte Erzbischof von Reims, dem doch die dem Frankenreich angehörenden Völker bekannt sein mußten, hat in seinem Leben des H. Remigius nicht nur diesen Satz wiederholt, sondern auch noch (13) selbständig hinzugefügt:

---

[47]) Für Baumann, dessen Ansicht, wie so mancher andere Irrtum, anfänglich Schule gemacht, ist sie ein böser Stein des Anstoßes. Ihn aus dem Weg zu räumen, gibt er sich die größte Mühe und macht Jordan so schlecht als möglich: „vergeßlich" und „unlogisch", in „argem Leichtsinn" hat dieser sein Buch „flüchtig zusammengeschrieben". Im Gegensatz zu seiner früheren Behauptung findet er jetzt, der Satz „Nam illa regio Suavorum etc." sei kein späteres Einschiebsel, sondern „zweifelsohne eine selbständige Zutat des Jordanis"; trotzdem soll dieser von einer „schwäbisch-alemannischen Eidgenossenschaft" (utrasque ad invicem foederatas!) nichts wissen. Der von Baumann teils verkannte, teils verdrehte Sachverhalt ist kurz folgender. Im Sommer 472 hatte Theodemir, der seinen Herrschersitz am Plattensee hatte, die Ostschwaben, Überbleibsel der Quaden und Markomannen, damals an Waag und March wohnend, unter Hunimund und Alarich so furchtbar geschlagen, daß das Schlachtfeld einem „roten Meer" glich und meilenweit mit Leichenhügeln bedeckt war. Sarmaten, Skiren, Gepiden, Rugier und andere Hilfsvölker „von da und dort", offenbar auch von ihren westlichen Stammverwandten, hatten auf Seiten der Schwaben gefochten. Um dafür Rache zu nehmen, brach der König im folgenden Winter, als die Donau fest gefroren war, plötzlich auf, führte sein Heer durch Norikum dahin, wo „einige Flüsse, mit gewaltigem Tosen von den Hochalpen herabstürzend, in die Donau sich ergießen" (Lech, Wertach, Iller), überschritt die Eisdecke des Flusses und erschien „unerwartet im Rücken" (improvisus a tergo) der Schwaben. Hier konnten die Alemannen ihren überfallenen Eidgenossen zu Hilfe eilen, von hier aus konnten die Goten auch ihr Gebiet verwüsten. So nahm auch des Königs Sohn, der eben aus Konstantinopel heimgekehrte 18jährige Sohn Theoderich, mit 6000 Mann ohne Wissen des Vaters (inscio patre), ebenfalls die Donau überschreitend, unmittelbar darauf an den Sarmaten Rache. — Bezüglich der Würdigung Jordans schließe ich mich Grimms Urteil (Gesch. d. deutsch. Sprache, S. 815) an: „ein ärmlicher Compilator, der bis auf die Wendungen seiner kurzen Vorreden von allen Enden her borgt, ohne dessen Buch aber gar nichts von des Dio (Chrysostomus), Cassiodor und Ablabius Werken auf uns gekommen wäre und dessen Andenken ich dankbar ehre". — Was die Abstammung des Jordanes anlangt, so war er sicher ein Gote, daß aber Alanoviamuthis kein germanischer Name ist, liegt auf der Hand. Es ist entstanden aus der Abkürzung Alano, d. h. Alanorum ducis, und Viiamuth, d. h. nach gotischer Aussprache Vigamuth. Peria, der Name des Großvaters, ist die Koseform von Berimuth.

bellantibus inter se Francorum scilicet exercitu et Alemannis atque Suevis ... Auf den gleichen Feldzug beziehen sich die Worte Theoderichs (Chron. Epternac. I 8): Lodovicus vero non solum Romanos cum Siagrio sed et Alamannos et Suevos et demum Alaricum cum Gothis bellis triumphalibus devincens ... Im Jahre 724 zog Karl der Hammer gegen die aufständischen Alemannen zu Felde und unterwarf ihren Herzog Lantfrid; darüber berichtet der Fortsetzer Fredegars (c. 108) mit folgenden unzweideutigen Worten: Rhenum fluvium transit, Alemannosque et Suavos lustrat, usque Danubium peraccessit . . ., und ebenso der Mönch Alberich in seiner Chronik: Karolus Bajoarios armis subiugat, victis Alamannis et Suevis usque ad Danubium ... Das Reich Ludwigs des Deutschen bestand nach den Xantener Jahrbüchern aus folgenden Völkern: in oriente et Sclavis, Bavaria, Alamannia et Coria, Saxonia, Suevis, Thoringia et orientalibus Francis ... Auch die Geographen jener Zeit unterscheiden beide Völker: in der Tabula Peutingeriana steht Suevia neben Alamannia und der Laterculus Veronensis hat Alamanni, Suebi, Juthungi; beides sind Bearbeitungen einer alten römischen Weltkarte. Der Geograph von Ravenna (Cosmogr. IV 24) drückt sich so aus: Iterum proprinqua ipsius Thuringiae ascribitur patria Suevorum, quae et Alamannorum patria confinalis exstitit Italiae, und der Sinn seines mittelalterlichen Lateins kann nur der sein: „Als diesem Thüringen benachbart wird das Land der Schwaben angeführt, das auch der Alemannen Heimat ist und sich als solche bis an die Grenzen Italiens erstreckt." Des Reichenauer Abtes Walafrid Worte mixti Alamannis Suevi (ebenso bei Fred. contin. 23: quia mixti Alamannis Suevi partem Germaniae ultra Danubium ... obsederunt) lassen keinen Zweifel darüber, daß er beide Völker für verschieden hält, denn Gleiches mit Gleichem läßt sich nicht mischen; sein späterer Ausspruch duo vocabula unam gentem significantia bezieht sich nur auf den Namen des Herzogtums, das bald Alamannia bald Suevia genannt wurde. Noch im 11. Jahrhundert findet sich Alemannia et Suevia bei Hugo von Flavigny, wie im Summarium Henrici Suaba neben Alamanna stehen. Die ganze Verwirrung und Verwechslung rührt daher, daß eben die Alemannen als Zweig des großen Schwabenstammes auch Suevi[48]) genannt werden.

[48]) Mehr können alle die von Baumann (ang. Orts) angeführten Stellen nicht beweisen. Nach seiner Logik wären auch die Warnen, Quaden, Markomannen und andere Völker Alemannen, weil sie gelegentlich auch Suevi, Suavi heißen. Er sagt aber selbst: „Ebensowenig kann der Alemannenname alles, was zur Zeit seiner Geburt noch Schwaben hieß, zusammenfassen; er kann nicht mit universitas, generalitas Sueborum identisch sein." — Wie im 17. Jahrhundert die Sache aufgefaßt wurde, zeigt der kenntnisreiche Goldast, der zwei Urkundensammlungen,

Auch wer Schwaben und Alemannen für ein und dasselbe Volk hält, muß zugeben[49]), daß „mindestens seit dem 14. Jahrhundert Schwaben auf der Wasserscheide des Schwarzwalds aufhört, daß die Rheinalemannen ihr Schwabentum vergessen hatten". Dieser Gegensatz ist aber nicht neu, er ist, wie aus den angeführten Beispielen hervorgeht, so alt wie die Nachbarschaft der beiden schwäbischen Völker, die von je durch den Schwarzwald geschieden waren. Der ganze Unterschied ist der, daß bei den Schwaben im engeren Sinn der uralte Stammesname lebenskräftig blieb, während die Bewohner des Rheintals, nachdem der jüngere Name „Alemannen" aus dem Volksmund verschwunden war, als „Rheinländer, Renenses", von jenen unterschieden wurden. Wer je mit einem Baseler und einem Ulmer gesprochen, wer Hebels und Weitzmanns Gedichte gelesen hat, dem muß es klar geworden sein, wie sehr die beiden Mundarten voneinander abweichen. Sicherlich werden sich auch verwandte Mundarten und Sprachen immer ähnlicher, je weiter wir ihre Entwickelung zurückverfolgen, gewiß hat es eine Zeit gegeben, in der erhebliche mundartliche Verschiedenheiten unter den Germanen nicht bestanden; aber diese Zeit liegt weit, weit zurück, im tiefen Dunkel der Urgeschichte. Als unsre Vorväter ins Licht der Geschichte traten, hatte jeder der vier Hauptstämme (wozu später als fünfter die Sachsen kamen), wie die Schreibung der Namen zeigt, schon eine eigene Mundart, eine besondere Aussprache, und auf diese der Urzeit entstammenden sprachlichen Eigenheiten gehen in der Hauptsache unsre heutigen Mundarten zurück; wie wäre es sonst möglich, daß

---

eine schwäbische (Suevicarum rerum scriptores, Francoforti 1605) und eine alemannische (Alamannicarum rerum scriptores, 1606, 2. Aufl. 1661) herausgab. Auf dem Titelblatt der letzteren steht zu lesen: Alamannorum qui nunc partim Suevis, partim Helvetiis cessere . . . und in der Widmungsvorrede umschreibt er die Grenzen des Alemannenlandes folgendermaßen: At vero Walafridus Alamannus probus auctor in primis, et caeteri sanius sapientes Alamanniam his finibus circumscribunt ac definiunt: quaecunque regiones ab utroque Rheni latere Alpibus includuntur, ab ortu eius usque ad Rauracos, comprehensis ad Acromii dextram Alpigovia, et in Rheni defluxu continentibus terris, qua parte sese Brisgovia extendit ac finit, ad sinistram vero pleraque Helvetia et bona Burgundiae parte. Et haec est vera illa ac vetus Alamannia . . . Wie man sieht, sind die zwischen Schwarzwald und Lech wohnenden Schwaben ausgeschlossen. — In der erwähnten Sammlung schwäbischer Geschichtsquellen ist auch „die Geschichte der Schwaben" (Historia Suevorum) des Ulmer Mönchs Felix Fabri enthalten: er braucht oft beide Volksnamen nebeneinander, so S. 92 „ad Alemannos et praecipue ad Suevos", S. 108 „Principes Alemanniae et Nobiles Sueviae", S. 215 „in Alemanniam et Sueviam", S. 240 „in Alemannia et praecipue in Suevia", S. 299 „per Sueviam et Alemanniam". — Brechenmacher, Notitia Sueviae antiquae, Aug. Vind. 1706: Hoc interim certum, Suevos et Alemannos in Rhaetiam, Vindeliciam et Galliam immigrantes . . . Hactenus igitur Alemanni et Suevi . . .

[49]) Baumann a. O.

die Sprachgrenze mitten durch ein Dorf geht, z. B. in Apfeltrang[50]) bei Kaufbeuren, wo das Oberdorf alemannisch, das Unterdorf schwäbisch spricht.

Den ältesten, durch römische oder griechische Schriftsteller überlieferten Namen kann man es sofort ansehen, welchem der vier germanischen Sprachzweige sie angehören, z. B.

I.	II.	III.	IV.
Carioviscus	Chariovalda	Hariobaudus	Ariaricus
Segni	Segimundus	Sigimundus	Sigismundus
Claudicus	Chrodieldis	Hruadolt	Rudorich
Venicarius	Winichar	Winihar	Vinaharjis

Wer, der nicht sprachkundig, würde in dem fränkischen Chrotharius den Langobardenkönig Rothari, in Chochilaicus den Hygelac des Beowulfliedes vermuten? Manche Eigentümlichkeiten der Lautgebung kommen nur einem Stamme zu, wie t für th, c für h (beides auch keltisch) den Kimbern, ch für h den Franken, ch für k den Alemannen, andere zweien oder dreien, wie f für b, p und umgekehrt im Auslaut den Goten, den Sachsen und teilweise auch den Alemannen, p für pf im Anlaut den Kimbern, Sachsen und teilweise den Franken.

Eine bei den ersten Worten eines Alemannen auffallende Eigentümlichkeit ist die Aussprache des k, das, tief aus der Kehle vorgestoßen, wie ein dumpfes ch klingt. Mit Unrecht sieht man darin ein „Erzeugnis der Gebirgsluft"; auch die Alemannen der Rheinebene sprechen so, und des ch der Tiroler rührt von der früher erwähnten alemannischen Einwanderung her. Wie der Name Chnodomar zeigt, ist diese Aussprache[51]) sehr alt. Das g wird durchweg hart gesprochen, im Auslaut,

[50]) Birlinger, Alemannia I, Vorrede. — Im Großherzogtum Baden bestehen nebeneinander, entsprechend der Besiedelung durch die betreffenden Völker, drei wesentlich verschiedene Mundarten, fränkisch, schwäbisch und alemannisch. Fischer (Geographie der schwäbischen Mundart, 1895) leugnet mit Unrecht den „Kausalzusammenhang zwischen Abstammung und Sprache". Allerdings verwischt die Zeit durch Bildung von Übergängen die scharfen Grenzen, und die Sonderentwickelung schafft wieder neue Spaltungen.

[51]) Findet sich ebenso in den alemanischen Namen Cherlo, Chonzo, Chnettili, Chuonrat, Chunigund, Starcho u. a. — Da in Freiburg i. B. bis Ende des 13. Jahrh. noch k wie ch gesprochen und auch so geschrieben wurde, ist zu schließen, daß ch die ursprüngliche, später durch die fränkische und schwäbische Nachbarschaft eingeschränkte Aussprache war. — In einer sonst anerkennenden Besprechung des 1. Bandes im Literatur-Beiblatt der Köln. Zeitung vom 7. X. 13 werden einige ungerechtfertigte Einwendungen gemacht. „So geht es z. B. nicht an, das ch als fränkische Eigenart zu erklären im Vergleich mit dem h der östlichen Völker und gleichzeitig den Anlaut des Namens Chnodomar als eine noch heute sich bewährende alemannische Eigentümlichkeit zu bezeichnen". Zwei ganz verschiedene, nicht mit einander zu vergleichende Dinge: im Fränkischen steht ch für h, im Alemannischen für k!

ſogar in der Endung ig, faſt wie k, z. B. chönik; die alten Laute i und u ſind erhalten, wie in hus, fin. Das n wird durch die Naſe geſprochen und fällt daher im Aus- und Inlaut oft ganz weg, ma, üſer. Das part. perf. des Hilfszeitworts ſein wird vom gleichen Stamm gebildet, gſin, gſi, in den Grenzgebieten auch gſein. Der Sprachſchatz hat manches Eigenartige und Altertümliche, z. B. bole (*βαλλειν*), briegge (*βρυχειν*), wie auch die Alemannen nicht ſehen und hören, ſondern „numme (ahd. niwan) luege und loſe". All das kommt nur den eigentlichen Alemannen, weſtlich vom Schwarzwald, in der Schweiz, im Allgäu und Vorarlberg zu. Der Einwand, die Laute i und u ſeien einſt Gemeingut aller Germanen[52]) geweſen, iſt richtig, aber gerade in ihrer Erhaltung zeigt ſich die Eigenart der Mundart; ſonſt könnte die ſcharfe Ausſprache des s vor anderen Mitlautern auch nicht als Kennzeichen des Niederſächſiſchen gelten, denn vor 1000 Jahren haben auch die Schwaben ſvin und Suab, ſ—tein und ſ—pil geſprochen.

Von allen deutſchen Mundarten hat außer der alemanniſchen nur die ſächſiſche (jetzt „plattdeutſch" genannt) die urſprünglichen Laute i und u bewahrt, und daß dies nicht auf Zufall, ſondern auf alter Nachbarſchaft beruht, zeigen noch andere merkwürdige Ähnlichkeiten, auf die bisher noch niemand geachtet zu haben ſcheint. Das älteſte ſächſiſche Sprachdenkmal, das Hildebrandslied, hat ch für k, genau wie das Alemanniſche z. B. chind in chunincriche chud iſt min al irmindeot; auch der Ausruf welaga findet ſich in Kero's alemanniſchen Gloſſen: o fili, welago chind. Dem chud (ſtatt cund) entſpricht alemanniſch „chasch" (kannſt), und usere liuti im gleichen Gedicht lautet faſt genau ſo, wie man noch heute im Wieſental ſpricht, nämlich „üsere Lüt"; auch der Heliand hat usa. Das anderen Mundarten entgegengeſetzte Verhalten des b-Lauts findet ſich im Sächſiſchen wie im Alemanniſchen (aſ. liof, lof, wif, kopon, hropan, alem. sufer, schnufe, schwebel; harpfe ſteht in der Mitte zwiſchen dem alten harpa und dem neudeutſchen Harfe, ebenſo soapfe zwiſchen sapo und Seife). Auch viele altalemanniſche Namen haben ſächſiſchen Lautſtand, ſo z. B. Alfdac, Alfram, Erfolt, Erfman, Edilef, Hettilo, Rifuni, Suaf, Suidker (für Suindger, wie Hrosvitha für Hrotſuintha), Tezlof, Willoſ u. a., ebenſo verſchiedene Wörter des Sprachſchatzes diufa = furtum, erhevit = exaltat, farnufst = intellectus, lefsa = labia, duuahila =

---

[52]) Obgleich nach England nicht nur ſchwäbiſche Angeln, ſondern auch Sachſen und Friſen ausgewandert ſind, macht ſich doch auch in der engliſchen Ausſprache (wenn auch nicht Schreibung) der ſchwäbiſche Einfluß bemerkbar, ſo in house, fine, wie auch in Holland (huis, fijn, ſprich heus, fein), deſſen Bevölkerung aus der Verſchmelzung fränkiſcher, ſchwäbiſcher, ſächſiſcher und friſiſcher Beſtandteile entſtanden iſt.

mappula, keduunganor = restrictius, ubarfluatida = superfluitare, lauph = folium, fleger = praepositus.

Da die Alemannen ihre eigentümliche Aussprache des k-Lauts in der Schrift durch ch wiedergaben, gebrauchten sie häufig die freigewordenen Zeichen c und k für das sehr hart gesprochene g und, wohl dadurch veranlaßt, in ähnlicher Weise auch p für b und t für d; daß auch diese Schreibsitte sehr alt und wahrscheinlich schon während des Gebrauchs der Runen entstanden ist, zeigen die Namen Vithicabius und Destralpus (für Withigab[53]) und Westralb). Man hat diese Sitte, die in der Aussprache begründet, aber nie allgemein (wir finden in alemannischen Namenlisten Gaerbald neben Kerbald, Giselfrid neben Kiselfrit, Baldarith neben Paldarat, Bernolt neben Pernolt, Dagoaldus neben Tagahilt, Dessilo neben Tessilo u. s. f.) und schon im Mittelhochdeutschen größtenteils wieder aufgegeben war, „zweite Lautverschiebung" genannt. Es ist bemerkenswert, daß diese Erscheinung auch im Hildebrandslied (z. B. Hiltibrant, prut, leop u. dergl.) und bei den mit den Alemannen so nahverwandten Langobarden beobachtet wird (Pertari, Wisecarda, Pandulf, Leupichis u. ä.; der letzte Name, wie auch Arichis, Helmichis, Ratchis, erinnert an die westfälische Aussprache des g und bestätigt die Verwandtschaft mit den Sachsen).

An der Hand der Quellen die Langobarden auf ihrer Wanderung zu begleiten, ist ungemein lehrreich, da Ausgang, Ende und Richtung ihres Zuges nach der Überlieferung[54]) genau festzustellen ist. Wie wir schon gehört haben, ist das Volk, das sich durch seine Kleinheit geadelt fühlte (paucitas nobilitat) und mitten unter mächtigen Feinden seine Unabhängigkeit und Eigenart mit der Schärfe des Schwertes zu wahren wußte (proeliis et periclitando tuti sunt, Tac. Germ. 40), wegen Hungersnot aus Schonen ausgewandert. Wahrscheinlich die dänischen Inseln als Brücke gebrauchend, gelangten sie nach Schleswig, Sciringa, „Heiteres Land", wo sie mit den schon früher ausgewanderten, die Nordhälfte der Halbinsel bewohnenden Wandalen[55]) zusammenstießen. Nachdem sie diese, nach ihrem Glauben unter dem gnädigen Beistand

---

[53]) Nachträglich fand ich als Bestätigung meiner Ansicht, daß Ammian (XXX 7) in der Tat auch Vithigabius schreibt.

[54]) Wie sehr das Vorurteil früher eine unbefangene Würdigung der Quellen verhinderte, zeigen die Worte Abels, des Übersetzers der Langobardengeschichte, Berlin 1849, in der deutschen Bearbeitung der Monumenta Germaniae: „Die Langobarden haben so wenig als die Goten, von denen die Sage dasselbe berichtet, ihre Heimat in der skandinavischen Halbinsel gehabt."

[55]) Die Namensform der Origines Langobardicae Halenses ist vorzuziehen, da sie einen guten Sinn gibt, got. skeirs, agf. scir, an. skir, klar, hell, heiter. — Von den gotischen Wandalen (Gioti, Geatas) hat Jütland seinen Namen. In dem angeführten gotländischen Lied liest man: Ebbe som kom aff Vendelboland.

des Schlachtenlenkers[56]) Wodan, geschlagen, rückten sie weiter nach Süden vor und gelangten, die Elbe überschreitend, nach Mauringa oder Moringa, „Großland“[57]), in partem Saxoniae, sagt das Chronicon Gothanum, wo der „Bardengau“ noch heute ihren Namen[58]) trägt, wo das Volk seine „erste neue Heimat“ (fluvii ripa primis novam habitationem posuerunt, Chron. Goth.) fand und mehrere Jahrhunderte, unter mancherlei Kriegen und Gefahren (in multis partibus bella et pericula generarunt) ansässig blieb. Zwischen der Auswanderung, die keinesfalls vor dem Kimbernzug erfolgt sein konnte, und dieser Ansiedelung scheint nur ein kurzer Zeitraum zu liegen, da die Herzöge Ibor und Agio, unter denen sie ausgezogen waren, nach der Sage auch noch an der Niederelbe, wo nach Vellejus (II 106) im Jahre 5 n. Chr. Tiberius mit den Langobarden zu kämpfen hatte, über das Volk herrschten.

Die im Jahr 172, während des Markomannenkriegs in Begleitung von Obiern (Aviones) die Donau überschreitenden Langobarden bestanden sicher nur aus einem Teil der auf Abenteuer und zu kühnen Kriegstaten ausziehenden Jungmannschaft. Das Volk selbst blieb jedenfalls bis nach der Südwanderung der Semnonen, 212, die den Weg frei machte, im Bardengau sitzen. Dann zog es flußaufwärts nach Schlesien, das in der langobardischen Sage „Burgundenland“, Burgundeiba, heißt, weil vorher, bis zum Anfang des 4. Jahrhunderts dort die Burgunden[59]) gewohnt hatten, die um diese Zeit ins obere Maintal abzogen. Nach ihnen erst können die Langobarden das Land, das sie als Grundherren (aldones) beherrschten, in Besitz genommen haben. Von hier unterwarfen sie die slavischen Anten (Anthaib) und breiteten ihre Herrschaft über Böhmen (Bainaib, Beovinidae) aus, das damals schon von den Markomannen verlassen und den slavischen Tschechen in Besitz genommen war. Später drangen sie weiter nach Süden vor, und zwar entweder den Tälern der Elbe und Daubrava folgend oder über das Gesenke zwischen Sudeten und Karpathen ins Tal der March, wo sie unter ihrem König Gudiok im Rücken der Rugier wohnten. Als diese

---

[56]) Die Erklärung des Namens als „Langbärte“ ist zwar alt, aber darum nicht minder falsch, eine Volksdeutung. Der Stamm des Namens ist Barden, der mit verschiedenen schmückenden Beiwörtern, Langobardi, Headobeardan, zusammengesetzt wurde. In vielen Quellen steht Bardi allein; Bardo ist auch ein germanischer Mannsname.

[57]) Über die Begründung dieser Deutung vgl. m. Aufsatz „Kelten und Germanen“, Deutsche Zeitschrift 1899/1900, Heft 11, und den Abschnitt „Kelten“ in diesem Buche.

[58]) In diesem die Stadt Bardewik bei Lüneburg. An die Langobarden erinnern auch die Ortsnamen Bardenfleth, Bardenwisch.

[59]) Da die Burgunden zum gotischen Stamm gehörten, werden diese Gegenden auch „Gotland“, Golanda bei Paulus, Gutlandia bei Saxo, genannt.

im Jahr 487 von Odoaker besiegt und zum größten Teil nach Italien verpflanzt worden waren, nahmen die Langobarden deren Land, Rugilanda, das auf dem linken Donauufer, nördlich von der Provinz Noricum, zwischen Linz und Wien gelegen war, in Besitz und bewohnten es seines fruchtbaren Bodens wegen (quia erat solo fertilis, Paul. I 19) mehrere Jahre. Bald darauf (489) führte Theoderich die Ostgoten nach Italien, und das Freiwerden weiter Landstriche im Osten sowie ein glänzender Sieg über die Heruler, denen sie kurze Zeit zinspflichtig (Prokop, Gotenkr. II 14) gewesen, weckte aufs neue den Wandertrieb der Langobarden. Unter Gudioks zweitem Nachfolger Tato zogen sie nach Ungarn und ließen sich dort in der weiten Tiefebene um die Theiß nieder (in campis patentibus, qui sermone barbarico feld appellantur). Nachdem sie hier unter den Königen Tato, Wacho[60]) und Walthari etwa ein halbes Jahrhundert gehaust und erfolgreich gegen Heruler und „Schwaben" gefochten hatten, überschritt Audwin, der nach dem Aussterben der Lethinger den Königsstuhl bestiegen hatte, die Donau und nahm das Land Pannonien in Besitz. Von hier aus schlug das tapfere Volk die an Zahl überlegenen Gepiden bis zur Vernichtung und trug auch durch die Entsendung einer auserlesenen Hilfstruppe von 2500 gepanzerten Rittern und 3000 Knappen wesentlich zur Beendigung des Gotenkriegs in Italien bei. Zum Dank sollte ihnen selbst dies vielumstrittene Land zufallen; als nämlich die Kaiserin Sophia dem in Ungnade gefallenen Narses höhnisch befohlen hatte, heimzukommen und als Eunuch mit ihren Mägden Wolle zu spinnen, soll er geantwortet haben, er wolle ihr ein Gewebe anzetteln, das sie ihrer Lebtage nicht werde entwirren können. Tatsächlich schickte er an die Langobarden Boten mit allerlei Erzeugnissen Italiens und der Aufforderung, sich dieses schönen und reichen Landes zu bemächtigen. Er hatte sich nicht an die Unrechten gewendet; im Frühling des Jahres 568 verließ der junge König Albwin, dessen Hochsinn und Tapferkeit, Glück und Unglück noch lange im Liede fortlebte, Pannonien und führte sein Volk über den Königsberg nach Italien, wo die lange und weite Wanderung der Langobarden, die wie dem Bardengau, so auch der Lombardei den Namen gegeben, ihr Ende fand.

Unter Marbods Nachfolgern hatten, wie wir gesehen haben, die Markomannen in Böhmen nicht nur den alten Waffenruhm bewahrt, sondern allmälig Macht und Besitz bis zur Donau ausgedehnt. Anwachsen der Volksmenge, Kriegslust und Tatendrang, wohl auch ein die römischen Streitkräfte nach dem fernen Osten ablenkender Partherkrieg, reizten und ermutigten das kriegerische Volk, angriffsweise gegen das

[60]) Noch im 9. Jahrundert war dort Wachos Königshof zu sehen: usque hodie presentem diem Wachoni regi eorum domus et habitatio apparet, Chron. Gothan.

Römerreich vorzugehen. Der Anfang war vielverſprechend: mit den Quaden[61]), ihren öſtlichen Nachbarn, verbündet, fielen ſie im Jahre 167 in Italien ein, vernichteten ein römiſches Heer und belagerten Aquileja. Die Gefahr für Rom war groß. Beide Kaiſer, Marc Aurel und Verus, warfen ſich ihnen mit Aufbietung aller verfügbaren Mittel entgegen und drängten ſie über die Alpen und die Donau zurück. Reich an Wechſelfällen und blutigen Schlachten dauerte der Krieg, mit geringer Unterbrechung, fünfzehn Jahre. Beim Friedensſchluß blieb zwar die Donaugrenze den Markomannen, aber der furchtbare Krieg hatte das Volk doch ſehr geſchwächt; viele Tauſende waren gefallen, eben ſo viele als Gefangene nach Italien geſchleppt und als Bauern in dem entvölkerten Lande angeſiedelt worden (Jul. Capitol. M. Antonin. Philoſ. c. 22: accepitque in deditionem Marcomannos, plurimis in Italiam traductis).

Hundert Jahre ſpäter hatten ſie Böhmen ſchon aufgegeben und wohnten auf dem linken Donauufer, ungefähr zwiſchen Wien und Peſt. Der Statthalter von Pannonien (dux Pannoniae primae et Norici ripensis) war nach dem Staatshandbuch des weſtrömiſchen Reiches (V 7) zugleich Tribunus gentis Marcomannorum. Als 396 die Königin Fritigil zum Chriſtentum übertrat, riet ſie ihrem Manne, ſich den Römern zu unterwerfen, was er auch tat, (cum populo suo se Romanis tradidit, Paulin. Vit. S. Ambros. 5). Nachdem die auf römiſches Gebiet übergetretenen Teile des Volkes, in der Valeria[62]) zwiſchen Donau und Drau, vom Prätor Lucius beſiegt und einverleibt waren, mußten die Reichsgrenzen neu geordnet werden (finesque inter Romanos et barbaros ab Augusto per Vindeliciam, Noricum Mesiamque dispositi. Jord. De regnorum ac temp. successione etc.); die übrigen wurden den Goten zinspflichtig. Im römiſchen Heere dienten Marcomanni seniores und iuniores mit dem Beinamen Honoriani, und nach Hieronymus (Epist. ad Ageruch. IX) u. A. befanden ſich unter den nach Spanien gezogenen Schwaben außer Quaden auch Markomannen, ebenſo unter

---

[61]) Die Quaden, die „Grimmen", wohnten ſchon im Jahr 19 n. Chr. (Tac. Ann. II 63), an der March, wohin ſie wahrſcheinlich von der Niederelbe flußaufwärts, dann durchs Tal der Oder und das Geſenke gekommen waren. Sie wurden durch die Gefolgſchaften Marbods und Catualdas verſtärkt, und ihr Geſchick blieb eng mit dem der Markomannen verknüpft. Durch viele Kriege erſchöpft, war das einſt mächtige und berühmte Volk ſchon Ende des 4. Jahrhunderts nicht mehr ſehr zu fürchten (parum nunc formidanda, Ammian, XXIX 6). Mit den Wandalen und Alanen zog 406 der größte Teil des Volkes nach Spanien. Die weſtlichen Nachbarn der Markomannen, die Warisker, finden wir als Warasci unter den Merowingern in Gallien wieder.

[62]) Quam Valeriam aliquando Marcomannorum gens obtinuit . . . (Ravenn. Anonym. Cosmogr. IV 21).

den Hilfsvölkern Attilas (Hist. miscell. XV p. 444). Von da an hören wir ihren Namen nicht mehr. Die im Jahre 472 von Theodemir bis zur Vernichtung geschlagenen Ostschwaben waren wohl die vereinigten Überbleibsel der Markomannen und Quaden. Was dann noch von Schwaben in Ungarn und Mähren zurückgeblieben war, wurde vom Langobardenkönig Wacho im Anfang des 6. Jahrhunderts unterworfen (Paul. Diac. I 21 und Origo gent. Langob.) und von Albwin mit nach Italien geführt (Paul, II 26).

Es bleibt noch zu untersuchen übrig, inwieweit die Ortsnamen, die ja zum Teil von hohem Alter sind, bei der Ermittelung der Wanderwege der germanischen, insbesondere auch der schwäbischen Völker zu Rate gezogen werden dürfen. Vor vierzig Jahren schon hat Arnold[63]) die Bedeutung derselben für die Geschichtsforschung erkannt, mit „Geduld und Liebe" an ihrer Sammlung, Erklärung und Vergleichung gearbeitet und wiederholt[64]) die Überzeugung ausgesprochen, daß sie „die wichtigste und zuverlässigste Quelle für die historische Geographie wie auch für die Kulturgeschichte" eines Landes bilden. Der Gegenstand hatte für ihn „solchen Reiz" gewonnen, daß er nicht davon abließ, wenn es ihm auch bei der mühevollen, jahrelang fortgesetzten Arbeit oft genug vorkam, als versänke er „in einem Sumpf, aus dem keinerlei Entrinnen mehr möglich". Auch ich verkenne durchaus nicht die Schwierigkeit der Aufgabe, „das Neckische und Verführerische, was allen Untersuchungen über Ortsnamen eigen ist", und weiß sehr wohl, daß man in neuerer Zeit die Ergebnisse dieses redlich nach Wahrheit strebenden, aber in den Vorurteilen seiner Jugend befangenen Forschers wieder in Zweifel zieht, bin auch keineswegs blind für seine Irrtümer; setzt man aber mit Umsicht und ohne Voreingenommenheit diese Untersuchungen fort, so sieht man seine Mühe reichlich durch überraschende Erfolge belohnt, die manche Lücken der geschichtlichen Überlieferung auszufüllen vermögen. Wohl sind die Endungen mancher Ortsnamen „gemeingermanisch", d. h. sie kommen, wie z. B. ingen, im gesamten Verbreitungsgebiet der Germanen, in Skandinavien, England, Holland, Frankreich, Italien, nicht nur im eigentlichen Deutschland vor; andere aber, wie wedel und büttel, sind auf ganz bestimmte Gegenden beschränkt, und es läßt sich darum nicht leugnen, daß die Namengebung nach Ländern wechselt, ja „daß oft auf engem Raum nebeneinander verschiedene Grundwörter" vorkommen, die nach verschiedenen Richtungen weisen, daß nicht nur „mundartliche Verschiedenheit,

[63]) Ansiedlungen und Wanderungen deutscher Stämme, Marburg 1875.

[64]) Die Ortsnamen als Geschichtsquelle. In den Studien zur deutschen Kulturgeschichte 1882. — Vgl. auch meinen Vortrag „Namen als Geschichtsquelle", Protok. d. Gen.-Vers. d. deutsch. Gesch.- u. Altert.-Ver. zu Mannheim 1907, Berlin 1908.

ſondern auch eine ſolche in der Wahl der Namen" beſteht. In manchen Gauen herrſchen entſchieden beſtimmte Bildungen vor, ſo daß der Schluß berechtigt iſt, es wären, „wie die Ortsnamen nach Völkern ſich ſcheiden, auch die einzelnen Stämme eines und desſelben Volkes in der Bezeichnung der Wohnſtätten nicht gleich verfahren", ſondern hätten für die eine oder die andere eine ganz beſondere Vorliebe an den Tag gelegt.

Ein ſehr lehrreiches Beiſpiel bilden die vielumſtrittenen, für die Wanderungen der Schwaben beſonders wichtigen Ortsnamen auf leben. Von all den verſchiedenen Erklärungsverſuchen hat, ob mit Recht oder mit Unrecht, die Förſtemann'ſche Ableitung von aſ. leba, ahd. leiba, got. laiba, Hinterlaſſenſchaft, altdän. aetelef, Erbgut, die meiſten Anhänger gefunden. Die mit genannter Endung (ſchwediſch löf, däniſch lev, löv, engliſch ley), die oft einem Mannsnamen angehängt iſt, wie in Hadmersleben = Hadumaresleba, manchmal aber auch mit einer Himmelsrichtung u. a. verbunden erſcheint, wie in Oeſterslöf, ziehen ſich von Schonen, wo außer zahlreichen Einzelhöfen 30 Kirchſpiele ſo benannt ſind (auch im benachbarten Halland finden ſich noch einige), über die däniſchen Inſeln, durch Jütland und die Herzogtümer in einem bald breiteren, bald ſchmäleren Streifen bis zur Elbmündung. Von hier an werden die Namen ſpärlich und treten aufs linke Ufer über, doch zeigt uns Gorleben, nördlich von Salzwedel, den Weg in die Magdeburger Gegend, wo ſie ungemein häufig, faſt alleinherrſchend ſind. Im Flußgebiet der Ohre und Bode verbreiten ſie ſich weſtwärts bis gegen Braunſchweig, wo Fallersleben am bekannteſten, und ſüdlich vom Harz, längs der Unſtrut und Helme, in der Goldenen Aue bis über Nordhauſen (Puſtleben und Holz-Thalleben), im oberen Unſtruttal bis Langenſalza (Merxleben). Zwiſchen Gotha und Arnſtadt werden ſie wieder ſehr zahlreich und gehen dann, der Ilm und Schwarzach folgend, aus dem Quellgebiet der ſächſiſchen in das der fränkiſchen Sale (Unsleben) über, um mit einer kleinen Gruppe (Ettleben, Zeitzleben, Eßleben, Güntersleben) auf dem nördlichen Mainufer bei Würzburg zu endigen. Bemerkenswert iſt, daß ſie nach Weſten die Linie Braunſchweig-Mühlhauſen, nach Oſten die Elbe[65]) und Sale kaum überſchreiten.

---

[65]) Seelmann, Die Ortsnamenendung -leben. Jahrb. d. Ver. f. niederd. Sprachforſchung, XII 1886, ſtellt 260 linkselbiſchen nur 14 oſtelbiſche entgegen, die nicht einmal alle echt, ſondern zum Teil aus ſlaviſchen umgebildet ſind. — Die Namen auf legen gehören auch dazu, Gardelegen z. B. wird in der Stadt ſelbſt Gardeleven geſprochen, Dolslege, Droplege findet ſich neben Dolsleve, Dropleve u. ä. Mülverſtedt, Geſchichtsbl. f. Magdeburg IV, 1869. — Vgl. auch meinen Aufſatz „Die Wanderungen der Angeln und die Ortsnamen auf leben" in der Zeitſchrift „Deutſche Erde", 1904, 3. Jahrg. S. 104 u. ff.

Die Verteilung dieser Namen auf der Landkarte ist eine so eigentümliche, daß jeder Zufall ausgeschlossen erscheint, und sie verschiedenen germanischen Völkerschaften zuzuschreiben, geht auch nicht an, da diese ja nur in ganz bestimmten, untereinander zusammenhängenden Strichen ihres Verbreitungsgebietes dieser Sitte der Namengebung gefolgt sein könnten. Dieser Streifen gleichartiger Ortsnamen, der sich von Schweden über Seeland und Fünen nach Jütland in westlicher und dann von Hadersleben in Schleswig bis nach Güntersleben am Main in fast genau nord-südlicher Richtung erstreckt, kann nur auf die Wanderung eines bestimmten Volkes zurückgeführt werden, das aus alter Gewohnheit die in der Urheimat übliche und unter besonderen Verhältnissen entstandene Namengebung mit auf die Wanderschaft genommen und in seinen neuen Wohnsitzen beibehalten hat. Da, wo die Namen in größeren Gruppen sich finden, deuten sie auf länger dauernde Siedelung, wo nur vereinzelt, auf rascheres Vordringen. Welches Volk nun kann die Leben-Dörfer gegründet haben? Alles deutet auf die schwäbischen Angeln, deren Namen wir auf dem ganzen weiten Wege antreffen, von Englaboda, Englaberg in Schonen und Engelholm am Skeldervik bis nach Angelrode an der Ilm. Die Landschaft Angeln, wo heute noch Nachkommen des gleichnamigen Volkes leben, die sich in Mundart, Sitte und Hausbau deutlich[66]) von den umgebenden Sachsen unterscheiden, der Engelgau in Thüringen mit den Dörfern Kirch- und Westerengel, Holz- und Feldengel, liegen auf der gleichen Strecke. Die Stammessage der Angeln führt, wie wir gesehen haben, nach Scania, Schonen zurück; dann hat das Volk zu Tacitus' Zeit in Dänemark gewohnt, wo der auf einer Insel gelegene Hain der Erdmutter mit allen Schauern eines unnahbaren Heiligtums umgeben war. Mehrere Jahrhunderte haben wohl die Angeln diese Wohnsitze behauptet, denn hier sind die Ortsnamen auf leben ungemein häufig (Herlev, Vetterslev, Gerslev, Saerslev, Haslev, Oerslev auf Seeland, Aslev auf Falster, Ulfslev, Freilev auf Laaland, Marslev, Ulverslev, Haarslev auf Fünen, Hjermslev, Brönderslev, Gravlev, Hornslev, Herslev, Jerlev in Jütland). Aus der Tatsache, daß die Leben-Orte fast alle auf dem linken Elbufer liegen, dürfen wir schließen, daß das Vordringen der Angeln nach Mitteldeutschland zu einer Zeit stattfand, als die mächtigen Semnonen, die erst 212 südwärts zogen, noch das rechte im Besitz hatten. Später war deren Gebiet, wie auch das Land östlich der Sale, von Wenden bewohnt. Den Main werden die in den

---

[66]) Asmussen, Die Bevölkerung Schleswigs. Globus 1889. — Die altsächsischen Geschichts- und Jahrbücher schreiben die Endung meist mit v, so z. B. Wanzleva, Hildesleve, Wallislevu, Germersleva, Rotmerslevo, Aleslove, Frekenlove u. ä. Erst vom 15. Jahrhundert an, als die Bedeutung längst vergessen war, findet sich auch Mimeleyben, Wiczleyben, Ebeleyben u. dgl.

Hermunduren aufgehenden Angeln wohl im 4. Jahrhundert erreicht haben, denn im 5. tritt uns hier schon der neue Name Thüringe entgegen.

Wir wissen aus der Geschichte, daß um diese Zeit, im Bunde mit Sachsen und Friesen, Angeln auch über die Nordsee nach Britannien, nach ihnen Angelland, England genannt, gefahren sind. Ist unsre Vermutung, daß die Leben-Orte Gründungen der Angeln sind, richtig, so wird man erwarten dürfen, solche auch in England zu finden, und richtig, gerade in den anglischen Gebieten, Northumberland, Mercia, Ostangeln mit Norfolk und Suffolk, sind Ortsnamen auf ley häufig, während in den sächsischen Grafschaften andere Endungen vorherrschen; so entsprechen z. B. den Ortschaften Billingley, Cottingley, Edingley, Headingley, Oddingley, Wellingley, Washingley in York, Nottingham, Worcester, Huntingdon solche wie Billingham, Cottingham, Edington, Headington, Oddington, Wellington, Washington in Durham, Nordhampton, Somerset, Oxford, Herford und Sussex. Die älteste angelsächsische Gestalt der Namen, z. B. Cvichelmeshlaev, Wadanhlaev, heute Cuckamsley, Wanley, führt uns zugleich auf die richtige Ableitung[67]) der Namen, denn hlaev, got. hlaiv, ahd. hleo, leo, Gen. lewes, bedeutet „Hügel", woraus zu schließen, daß die Angeln[68]) in ihrer schwedischen Heimat ihre Gehöfte zum Schutz gegen Angriffe von Menschen und wilden Tieren, an der Küste auch gegen Springfluten, mit Vorliebe auf Hügeln, natürlichen oder künstlichen, angelegt haben. Später, auf den Inseln, an den flachen Gestaden der Ostsee, waren solche Bodenerhebungen, sog. Werften oder Wurten[69]), ganz besonders zweckmäßig;

[67]) Wie ich nachträglich mit Genugtuung feststelle, hat schon vor fünfzig Jahren der dänische Forscher Madsen diese Deutung für die richtige gehalten (Sjaeland ke Stedsnavne, Annaler for Nordisk Oldkyndighed og Historie 1863). — Münter, Othin-Religion, leitete löv, leben von Laub oder Hain ab. Ihm scheint Mone (II S. 52) beizustimmen und, wie die „Waldlauben der Thüringe" zeigen, auch Freytag. Vgl. m. Aufsatz „G. Freytag und das germanische Altertum" (Pol. anthr. Revue XI 7, Okt. 1912).

[68]) Seelmann sagt, „daß gerade Angeln die Urheber gewesen seien, muß entschieden in Abrede gestellt werden", und begründet dies damit, daß in England die Endung nicht gefunden werde. Er selbst aber führt mehrere Ortsnamen auf laew, lawe an. Seine Behauptung, daß „die ältesten Belege die Endung bereits ohne anlautendes h bieten", ist durch Cvichelmeshlaev, Wadanhlaev widerlegt. Meine Erklärung wird außer anderem bestätigt durch den im Kopenhagener Museum befindlichen Runenstein von Snoldelev mit der Inschrift: kunualt stain sunar ruhalts thular a salhaukum, d. h. Gundwalds Stein, des Sohnes Rodwalds, Sängers in Salhöh. Dieses Salhöh heißt heute Sallöv (s. m. Aufsatz „Nordische Reiseerinnerungen", Pol. anthr. Revue IV 2).

[69]) Plinius (Hist. Nat. XVI 1) berichtet diese Sitte von den Chauken: Illic misera gens tumulos obtinet altos, aut tribunalia structa manibus ad experimenta altissimi aestus, casis ita impositis. — Das seeländische Darpelev enthält beide Wortstämme, ebenso das holländische Leeuwarden, denn

daher wurde diese Art, die Wohnstätten zu benennen, zur Gewohnheit und auch in fernen Landen und unter ganz anderen Verhältnissen beibehalten.

Abgesehen davon, daß ein Gehöfte bei seiner Gründung und Benennung [70]) noch kein „Erbe" ist, müßte auch das ahd. got. as. leiba, laiba, leba im Schwedischen lef, im Angelsächsischen laf lauten, woraus sprachlich niemals leah, lea, ley, sondern nur liff hätte werden können, wie Wicliff, sheriff aus Wiclaf, scirgerefa u. dergl. Das seeländische Löve, das schwedische Löfvestad, das braunschweigische Lewe, das niederländische Leeuwen (alt Lovene), Nordlaven und Südlaven zeigt den gleichen Stamm ohne Mannsnamen. Trolleslöf bedeutet wie Trolleholm, Trollekulla einfach „Elfenhügel", Skepparslöf „Schifferhügel", Tingleff „Gerichtshügel", Tings-Nybelöf (Nybolöf) „Neubauhügel an der Gerichtsstätte", Oesterslöf, Vesterslöf „östlicher, westlicher Hügel", Hammarlöf „Steinhügel", Träslöf „Baumhügel", ags. Acleah, heute Ockley, „Eichenhügel", Greatenlea, heute Greatley, „Großhügel", Baldoresleah steht neben Baldoresbeorh, Bicanlea neben Biccanclif u. s. f. Daß unter den 150 von Förstemann [71]) aufgeführten deutschen Ortsnamen auf leben einige wenige auch auf leiba, leipen endigen, ist wohl auf Rechnung der Schreiber zu setzen, denen die Wörter radoleiba, totleiba, Hinterlassenschaft eines Verstorbenen, nicht aber die ursprüngliche Bedeutung der Ortsnamenendung bekannt war. Im alemannischen Sprachgebiet findet sich übrigens da, wo alte Grabhügel vorhanden, noch heute der Flurname „Leberäcker". (Trusileh hieß das alte Drususdenkmal bei Mainz, Gunzonleh ein Hügel bei Augsburg.)

So lohnt sich die etwas eingehende Erörterung dieser Ortsnamen, denn ihre Ergebnisse sind in vollster Übereinstimmung mit denen der naturwissenschaftlichen Rassenforschung, wie auch mit Sage und Geschichte.

Von den übrigen bei den Schwaben gebräuchlichen und beliebten Ortsnamen haben besonders die auf ingen und weiler eine allge-

---

die friesischen Ortsnamen auf warden endigten früher auf wurth, z. B. Langwarden, Misselwarden, alt Langonwurdh, Midlistanwurth u. dgl. Noch heute heißt im holländischen Südafrika ein Gehöfte „Werft".

[70]) Lange nachdem ich diese Worte geschrieben hatte, fand ich meine Ansicht auch urkundlich bestätigt: Widerolt tradidit uillam sui nominis Wideroltesleba, Dronke, I 77: Traditiones Fuldenses 1844, und die Fortsetzung Codex diplomat. Fuld. 1850. Der schwäbische Name Widerolt oder Widerholt ist durch den tapferen Verteidiger des Hohentwiels (alt Tuuila, wohl von ahd. twaljan, engl. dwell, weilen, wohnen, lat. Duellium) berühmt geworden. — In Südschweden, besonders auf Gotland, finden sich einige, manchmal mit Mannsnamen zusammengesetzte Ortsnamen auf arfva, die möglicherweise die Bedeutung „Erbgut" (schwed. arfgods) haben. Vgl. auch den Abschnitt über die „Niederländer".

[71]) Altdeutsches Namenbuch, 1856/59.

meinere Bedeutung. Als einfache Ableitung kommt die erste Endung in manchen alten Volks-, Landes- und Ortsnamen vor, z. B. Juthunge (dies ist die altertümlichere Form, die sich hauptsächlich im hessischen Sprachgebiet erhalten hat), Tulinge, Sabalinge, Thüringe; Maurungen, Moringen, Skiringen, Lotharingen; Kaufungen (schwedisch köping, agl. cyping, Kaufstätte), Beverungen, Linunga (Leiningen), Salzungen, Scheidungen[72]) u. dergl. Dann aber dient sie auch zur Bezeichnung der Abstammung, die Amelunge sind Abkömmlinge des sagenhaften Königs Amala, die Gibichunge des geschichtlichen Burgundenkönigs Gibika, die Merowinger (eigentlich Merwiginge) des Merowig, die langobardischen Lethinger des Lethu u. s. f. Auch die Sippe jedes edlen oder freien Germanen wurde in dieser Weise nach dem Namen des Oberhauptes benannt, Badumaringa hieß das Geschlecht des Badumar, Ansolfinga das des Ansolf mit allen Hörigen, Knechten, Mägden und deren Kindern. Hatte nun ein wanderndes Volk sein Ziel erreicht, so erfolgte nach altgermanischer Sitte die Ansiedelung sippenweise, und die so entstehenden Gehöfte erhielten häufig keinen andern Namen als den der sie bewohnenden Sippe, der an ihnen haften blieb, auch wenn der ursprüngliche Träger des Namens, der Gründer der Wohnstätte, längst gestorben war. Gewöhnlich steht der Name nicht im ersten, sondern im dritten Mehrzahlsfall, weil er meist mit bi oder zuo gebraucht wurde, bi them Badumaringun, zuo them Badumaringun, bin Badmaringen, zen Badmaringen, heute Bettmaringen. Manchmal bezeichnet die Endung ing — das ist wichtig für das Verständnis der Ortsnamen auf ingheim[73]), inghova, schweiz. ikon — einfach den Genetiv oder Possessiv, z. B. im angelsächsischen Codex diplomaticus Nr. 179, ann. 801, Aedelwulfing lond = Aedelwulfes lond u. dergl.[74]). So wenig auch die Möglichkeit zu bezweifeln ist, daß alle Germanen dieser Sitte der Namengebung hätten folgen können, so unbestreitbar ist die Vorliebe der Herminonen, Schwaben und Baiern, sowie der ihnen nahestehenden Sachsen für dieselbe. Der großen Verbreitung der Ingen-Orte entsprechen die weiten Wanderungen dieser Völker. Noch in Italien haben die Langobarden neugegründete An-

[72]) Die Franken, zu denen ja auch die Hessen gehören, scheinen die altertümlichen Formungen bevorzugt zu haben; sie hängten sie aber sehr selten an Mannsnamen, häufiger an Bachnamen u. dgl. an, z. B. Morungen an der Mohr, Beverungen on der Bever, dazu die pfälzischen Linunga, Rossunga u. ä.

[73]) ingheim in fränkischem, früher alemannischem Gebiet bezeichnet häufig eine Umnennung alemannischer Dörfer nach fränkischer Sitte, z. B. Böttingen am Neckar, urkundlich Bettingen und Bettingheim, Nüdlingen bei Kissingen, Hnutilinga und Hnutilingheim, Singen in Baden, Siginga und Sigingheim.

[74]) Folcwining lond = Folcwines lond, Athalheringwik in Westfalen = Athalhereswik, Adaloltinchovun (Adlkofn) = Adalolteshovun, Babinchova am Zürichsee = Hof des Babo.

siedelungen in dieser Weise benannt, z. B. Gauseningum, Marincum (Marengo), Ghislarengo u. a. Es ist daher das Wahrscheinlichste, daß die große Mehrzahl der Ingen-Dörfer im Elsaß, in der Pfalz, in Lothringen und den Rheinlanden der Zeit des mächtigen Vordringens der Alemannen[75]) nach Westen ihren Ursprung verdankt. Im bairischen Sprachgebiet ist die Endung en infolge der mundartlichen Aussprache abgefallen und die Namen lauten jetzt Schwabing, Freising usw. Die deutschen Ortsnamen in Böhmen sind fast durchweg nicht altertümlich, besonders die Endung ing fehlt ganz; daraus geht hervor, daß die germanischen Bewohner dieses Landes aus Baiern gekommen sind, nicht umgekehrt: Neu-Oetting bei Neuhaus dürfte eine Gründung von Alt-Oetting am Inn sein.

Während Arnold die Endung weil, weiler (ahd. wila, wilare) für ein „untrügliches" Zeichen der alemannischen Wanderung, da sie „bei keinem andern deutschen Stamm vorkommt", glaubte ansehen zu dürfen, wird in neuerer Zeit auch diese Ansicht angefochten, ohne daß es gelungen wäre, etwas Besseres an ihre Stelle zu setzen. Vor allem ist es durchaus nicht ausgemacht, daß die genannten althochdeutschen Ausdrücke Lehnwörter[76]) aus dem Kelto-lateinischen (villa, villare) sind,

---

[75]) Daß auch die Franken einzelne Ingen-Orte gegründet haben (vgl. Schiber, Die fränkischen und alemannischen Siedelungen in Gallien, Straßburg 1894, und die Ortsnamen des Metzer Landes, 1898) ist möglich, keineswegs aber „überzeugend nachgewiesen" (Busch, Ortsnamen im fränkischen Baden, Mannheimer Geschichtsblätter 1901, 4—6). Jedenfalls sind sie in rein schwäbischen Gebieten unendlich viel häufiger als in fränkischen. An vielen Orten haben eben die Franken nach den Alemannen gewohnt, und beide haben Ortschaften gegründet. Zu beachten ist auch der von Wolfram 1901 auf der Anthropologenversammlung in Metz gehaltene Vortrag über „Die Entwickelung der Nationalitäten und der nationalen Grenzen in Lothringen". Er widerlegte besonders Wittes Ansicht (Neuere Beiträge des Reichslandes zur Ortsnamenforschung, Korresp.-Blatt der deutschen Geschichts- und Altertumsvereine 1899 u. a.) vom romanischen Ursprung der Endung weiler und hält die Ingen-Orte für alemannische „Sippensiedelungen", die Heimdörfer für fränkische „Herrensitze". Gibt es in einer Gegend viele gleichgebildete Ortsnamen, so wirken sie gewissermaßen „ansteckend", und auch spätere Gründungen folgen dem alten Brauch, so z. B. das auf christliche Zeit weisende Johanningon, Jöhlingen bei Durlach, Johanneswilare, heute Jonswil im Thurgau u. ä. — Kluge, Sippennamen und Sippensiedelungen, Bunte Blätter, Freiburg 1908, hält ingen für gemeingermanisch; es sei aber „kein sicherer Beweis für Sippensiedelung". Hofmann, Zwangssiedelungen in Baden zur Zeit der Merowinger, Beil. zur Progr. des Karlsr. Humboldt-Gymnasiums 1909, enthält viele unmögliche Namendeutungen.

[76]) Bei Entlehnung aus dem Lateinischen wäre das einfache l und das lange i unverständlich. Dagegen sieht man solche Verdoppelungen gerade in kelto-lateinischen, mit den germanischen urverwandten Wörtern, z. B. Galli = Wala, stannum = stain, bracca = bruoch u. dgl. Da das in englischen Ortsnamen häufige well auf altes wyl zurückgeht, z. B. Aegleswyl = Aileswell, Badecanwyl = Bakewell, Wernanwyl = Warnwell, könnte auch das ags. vilgesteall, matrimonium, possessio, hierher gehören, ebenso Vilie, alt Wili, in Schonen (Falkman,

es ist vielmehr wahrscheinlicher, daß hier, wie bei burum und vicus, Urverwandtschaft und gemeinsames Sprachgut vorliegt. Das Wort findet sich „einfach wie als Endung bei den Alemannen unendlich oft" und reicht „bis nach Ostfranken, Lothringen und dem Niederrhein, soweit als die Alemannen[77]) gekommen sind". Zu den nördlichsten Ort-

Ortnamnen i Skåne, 1877). Das von dem Skalden Egil Skallagrimsson gebrauchte villustadar ist offenbar aus zwei gleichbedeutenden Teilen zusammengesetzt. Die Ableitung Baumanns von „weilen", so daß „Weil" eine „dauernde Wohnstätte" im Gegensatz zur Hütte des Hirten und Jägers bezeichnen würde, wäre nicht so übel, ist aber dadurch, daß ahd. got. hwila, hveila ein kelto-lateinisches quilla entsprechen müßte, sprachlich unmöglich. Daß villa kein ursprünglich lateinisches Wort, sondern in späterer Zeit aus dem Keltischen entlehnt ist, geht aus den Zwölftafeln hervor (Plin. N. H. XIX 50): In XII tabulis legum nostrarum nusquam nominatur villa, semper in significatione ea hortus...). Im Jahre 1711 wurde im Chor von Notre Dame in Paris ein Altar gefunden, der auf der einen Seite eine lateinische Widmung für Tiberius und Jupiter der Pariser Schiffergenossenschaft (nautae Parisiaci) trägt, auf der 3. und 4. zwei keltische Wörter, deren eines, Senaniweilo, offenbar nichts anderes heißen kann als oppidum Senonum, d. h. Metiosedum, Mittelsaß, nach Cäsar (B. G. VII, 58) auf einer Seineinsel gelegen. Diese nordkeltische Form des Wortes steht der germanischen näher, kann also unmöglich aus dem Lateinischen entlehnt und aus villa entstanden sein. — Nach Cremer (Die Ortsnamen auf weiler, Ztschr. d. Aach. Gesch. Ver. XXIX 1907, sollen alle Weilerdörfer in früher römischem Gebiet liegen. Das ist unrichtig, und warum fehlen sie gänzlich im früher römischen Noricum? — Neuerdings ist Behaghel (Wörter und Sachen II 1, 1910) wieder für den römischen Ursprung der Ortsnamen auf weiler eingetreten. Seine Ausführungen sind aber nur Scheingründe. Die Weilerorte finden sich allerdings meist auf früher römischem Boden, aber nur in den von Alemannen besetzten Teilen des Römerreichs. Daß weil und weiler ursprünglich keine germanischen Wörter gewesen sein sollen, ist, wie ich gezeigt habe, nicht zutreffend. — Vgl. dazu den Aufsatz von Busch „Die badischen Weilerorte", Mannheimer Geschichtsblätter XII 3, den ich mit Leichtigkeit in der gleichen Zeitschrift („Nochmals die Weilerorte", XII 5) widerlegen konnte. Auch in der Karlsruher Zeitung vom 13./VII. 1912 („Badische Fluß- und Ortsnamen") habe ich diese Frage behandelt.

[77]) Heeger (Die germanische Besiedelung der Vorderpfalz an der Hand der Ortsnamen, Landau 1900) dreht den Stiel um und erklärt weiler für fränkisch, ebenso Jaeger. Wie kommt es aber dann, daß im badischen alemannischen Oberland die Weilerorte so sehr viel häufiger sind als im fränkischen Unterland? Hier zeigen sich mehrere Schichten von Ortsnamen, von den verschiedenen Völkern, die nach einander das Land bewohnt haben, zurückgelassen, z. B. Ladenburg (Lopodunum) keltisch, Weiler (Wilre) bei Sinsheim, Weiher (Wilare) bei Bruchsal, Edingen, Wieblingen (Eddingun, Wibilinga) alemannisch und Weinheim (Vinenheim), Schriesheim (Scrizzesheim) fränkisch. Zwischen diesen beiden Frankenorten liegen die Dörfer Groß-, Lützel- und Hochsachsen, die ich trotz früher Bezeugung (Cod. Laures. ad a. 779) gerade wegen ihrer Dreifaltigkeit nicht auf einen Franken Namens Saxo, sondern auf kriegsgefangene, von Frankenkönigen angesiedelte Sachsen, zurückführen möchte. Schon im Jahr 753 hatte Pippin „viele Sachsen, Männer und Weiber", aus ihrem Vaterlande fortgeschleppt, und das dem Sachsenheim benachbarte Suaboheim, heute Schwabenheimer Hof, bedeutet nach dieser ältesten urkundlichen Form nicht Heim des Suabo, dies müßte Suabinheim lauten, sondern Heim der Schwaben, höchst wahrscheinlich dort angesiedelter kriegsgefangener Warnen. Gerade dahinter liegt in den Tälern eine ganz vereinzelte Gruppe

schaften gehören Eschweiler und Garzweiler bei Aachen, zu den südlichsten Wattenwyl bei Bern und Weiler im Allgäu; im Westen gehen sie (franz. viller, villars) bis zum Doubs und über die Mosel hinaus (Amanweiler bei Metz); immer sind sie von zahlreichen Ingen-Orten begleitet. Nach Osten finden sie sich nicht nur innerhalb, sondern — was ebenfalls gegen Entlehnung spricht — auch außerhalb des römischen Grenzwalls und ziehen in zwei Streifen, die dem früher geschilderten Vordringen der Juthunge entsprechen, westlich und östlich von der Frankenhöhe, von Rotenburg über Crailsheim nach Ellwangen und von Ansbach über Feuchtwangen[78]) nach Nördlingen. Im Gebiet der Juthunge oder Linzgauer finden sich auch auffallend viele mit beuren (alt büren) endigende Namen, Beuron, Altenbeuren, Blaubeuren, Kaufbeuren, Ottobeuren, Moosbeuren, Grasbeuern, Waldbeuern, Winterspüren, während solche in den jetzt fränkischen Gegenden, weil später nicht mehr verstanden, meist bis zur Unkenntlichkeit entstellt sind, z. B. Dörlesberg, alt Torlichesbur, bei Wertheim, Rittersbach, alt Rudwinsburon, bei Mosbach, Dittwar, im Volksmund Dibbert, alt Dietebure, Bottwar, alt Bodibura, Rüppur, im Volksmund Rieberg, alt Rietbure, Gimpern, alt Guntburen, Ittersbach, alt Utils-

von 4 Weilerorten, Atzmaswyler oder Atzmannswyre (mas alemannische Aussprache), heute Heiligkreuz, Rippenwiler, heute Rippenweier, Rudwiler, Rittenweier, und Rutzwyler, Ritschweier. Daß die fruchtbare Gegend, Lützelsachsen ist wegen seines Rotweins berühmt, vor Ansiedelung der Sachsen unbewohnt gewesen, ist undenkbar, daß ein Frankenkönig fränkische Bauern sollte vertrieben haben, auch nicht wahrscheinlich. Vermutlich saßen damals hier noch Alemannen, denen der größte Teil ihrer Gemarkung genommen wurde und die sich verteilt in den benachbarten Tälern ansiedelten. In Handschuhsheim und abwärts an der Bergstraße wird noch heute, wie im alemannischen Sprachgebiet, Zungen-r gesprochen; borrem für Boden erinnert an niedersächsische Aussprache! Dürkheim in der Pfalz und Türkheim im Elsaß sind höchst wahrscheinlich nach von den Franken angesiedelten Thüringen (alt Thuringoheim, Thorencoheim) benannt. Heegers Einwand, die „zu erwartende Form" sei Thuringonoheim, ist nichtig und verrät geringe Kenntnis der althochdeutschen Sprache, in der Suab und Thuring nach der starken, Franko und Sahso dagegen nach der schwachen Deklination gehen. Da das heutige Lampertheim in den Hildesheimer Jahrbüchern Longobardonheim lautet, ist es wohl auch als Ansiedelung kriegsgefangener Langobarden zu betrachten.

[78]) „Es ist durchaus nicht zufällig", schreibt Arnold, daß die ältesten Namen regelmäßig an großen Flußtälern entlang gefunden werden." Namen auf wila oder wilare in der Wetterau, dem ältesten Sitz der Alemannen in Süddeutschland, sind Echzel = Achizuuila, Rendel = Rantwilla, Peterweil = Phetruwila, Dortelweil = Turchilwila, Vilbel = Felwila, Griedel = Gredewilre, Weyer bei Runkel = Uuilare u. a. Je älter die Ortsnamen sind, desto entstellter sind sie gewöhlich, denn sie gleichen „abgegriffenen Münzen". Gerade die mit wilare zusammengesetzten Ortsnamen zeigen in ihrer ältesten Gestalt oft alemannische Lautgebung, so z. B. Calardiswilre, später Geilewilre, jetzt Geilweilerhof in der Rheinpfalz, Tatenwilre, jetzt Dattenweier bei Offenburg.

pur u. ä. Diese nicht nur bei den Alemannen, sondern auch bei den Sachsen beliebte Namenbildung deutet auch wieder auf alte Nachbarschaft und Verwandtschaft beider Völker. Gerade die Sachsen aber zeigen durch die ihnen allein zukommenden Ortsnamen auf büttel (as. ags. bodl, botl, Haus) und wedel, wie wichtig diese für die deutsche Volkskunde sind. Beide Wörter führen nach Schonen zurück (Aleboda, Eneboda, Allevad, Göingsvad u. dergl.). „Büttel," sagt Arnold, „ist besonders häufig im westlichen Holstein, zieht sich von da — und ihm folgt im ganzen das seltenere wedel — in einem ziemlich schmalen Strich zwischen Weser und Elbe aufwärts, folgt von Lüneburg an dem Lauf der Ilmenau, springt dann in das Tal der Oker über und hört in der Gegend von Wolfenbüttel[79]) vollständig auf." Ganz gewiß bezeichnet auch dieser „Zug der Namen eine alte Einwanderung", und wer die uralte Runenschrift der Ortsnamen zu lesen vermag, der wird die Lösung manches dunklen Rätsels finden.

Im alten Deutschen Reiche hat das Volk der Schwaben eine hervorragende Stellung eingenommen, nicht nur wegen seiner altberühmten Tapferkeit und kriegerischen Tugenden, sondern auch infolge seiner ungewöhnlichen geistigen Befähigung. Die von Uhland besungenen Schwabenstreiche gehören nicht ins Reich des Märchens, sondern sind in Wirklichkeit „im Schwang" gewesen und in manchem Strauß ausgeteilt worden.

Sunt etenim longi specialiter et peracuti
illorum gladii, percussum a vertice corpus
scindere saepe solent,

sagt Wilhelm von Apulien in seiner „Normannengeschichte" von den schwäbischen Rittern, und daß sie auch mit geistigen Waffen und scharfer Zunge zu kämpfen wußten, bezeugt die Kaiserchronik:

ein liut ze rat vollen guot,
sie sint ouch redespähe gnuoc.

Darum stand ihnen auch von altersher das Ehrenrecht zu, im Streit des Reiches Sturmfahne zu tragen und den ersten Streich auf den Feind zu führen:

Judicio coeli dominantur in orbe Suevi;
nunc ubicumque geri respublica proelia quaerit,
ordine primus erit, gladio vult primus haberi,
moreque signiferi primus in hoste ferit,

[79]) In den Braunschweiger Straßennamen treten noch allerlei nordische Anklänge hervor, in Radeklint, Südklint, Badetwete, Lindentwete z. B. stecken die an. Wörter klint, Fels, und twet, deutsch „Zwiesel", Scheideweg. Vgl. die schwedischen Ortsnamen Kongaklint, Klintholmen, Oestertwet, Röetwed, das ags. Satterthwaite u. ä.

Nach dem Gebote des Himmels beherrschet den Erdkreis der Schwabe;
Wo in des Vaterlands Not zum Streit ausziehet der Heerbann,
Steht er in vorderster Reihe, gilt sein Schwert als bestes von allen,
Trägt er das Banner voran, haut auch als erster er ein,

singt Gotfrid von Viterbo[80]), und im Schwabenspiegel ist zu lesen: swa man umbe des riches not striten solte, da sulen die Swabe vor allen sprachen striten.

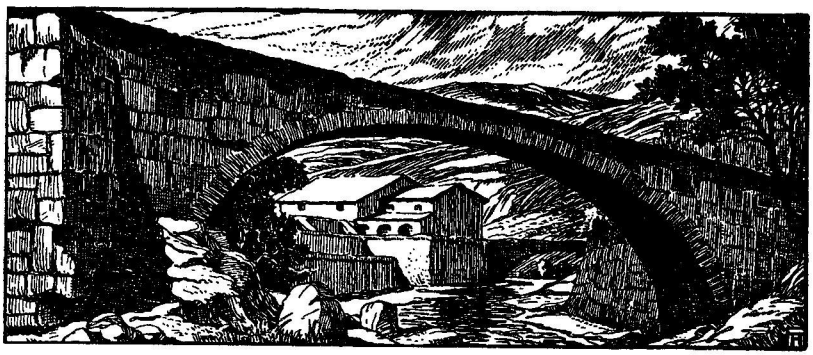
Betrachten wir die heutige schwäbische Bevölkerung, so finden wir freilich nicht mehr die durchweg längliche Schädelgestalt der Reihengräber aus der Zeit der Landnahme, und auch die goldenen Haare und blauen Augen (oculos caerula, flava comas, Auson.) der schönen Schwabenmaid Bissula[81]) sind selten geworden. Hat sich aber auch durch die unvermeidliche Rassenmischung von anderthalb Jahrtausenden das Äußere des Volkes verändert und ist selbstverständlich ein solcher Rassenwechsel nicht ohne Einfluß auf die geistigen Eigenschaften, so dürfen wir doch annehmen, daß in der Hauptsache die jetzt lebenden Schwaben die Erben der Tugenden ihrer Ahnen sind, daß ein Land, in dem der Hohenstaufen und der Hohenzollern, diese beiden von den herrlichsten geschichtlichen Erinnerungen umwehten Burgen, gen Himmel ragen, immer eine der schönsten Zierden unsres Vaterlandes bleiben und das Wort seines großen Dichters wahr machen wird:

Auch manchen Mann, auch manchen Held,
Im Frieden gut und stark im Feld,
Gebar das Schwabenland.

---

[80]) Pantheon XV.

[81]) Auson. XXV 4: trans gelidum stirpe et lare prosata Rhenum // Conscia nascentis Bissula Danuvii.



Anhang.

Stammbaum der langobardischen Könige.[1])

Reges ex nobilitate, duces ex virtute sumunt.
Die Könige wählen sie aus dem Hochadel, die Heerführer nach der Tüchtigkeit.
Tacitus.

Während der Ausarbeitung verschiedener Abschnitte dieses Buches hatte ich mich wiederholt mit den langobardischen Königs- und Fürstengeschlechtern zu beschäftigen, die in mannigfaltiger Weise mit dem fränkischen Herzogshause der Agilolfinger, durch dieses mit den Merowingern verwandt und verschwägert sind und denen, wie ich zuerst nachzuweisen versucht habe, auch der geschichtliche Held der Waltherssage angehört. Gerade weil auf diesem Gebiete noch so vieles dunkel und unsicher ist, übten diese genealogischen Forschungen einen solchen Reiz auf mich aus, daß sie mich nicht mehr losließen, bis ich, nach vielen vergeblichen Bemühungen, endlich den Entwurf eines Stammbaums zustande brachte, der einen mehr oder weniger nahen verwandtschaftlichen Zusammenhang aller dreiunddreißig Könige, die über das Volk und Reich der Langobarden vor und nach der Eroberung Italiens geherrscht haben, anschaulich und wahrscheinlich macht. Die großen Schwierigkeiten dieser Aufgabe verkenne ich selbst am allerwenigsten, da sie mir bei der Arbeit immer und immer wieder hindernd und hemmend in den Weg traten; weit entfernt, meinen Versuch für durchaus gelungen und abschließend zu halten, möchte ich damit nur eine Anregung für wiederholte, eingehendere und in mancher Hinsicht viel-

[1]) War ursprünglich der „Herkunft der Baiern", Leipzig und Wien 1905, als Anhang beigegeben.

leicht erfolgreichere Untersuchungen gegeben haben. Abels Übersetzung der Langobardengeschichte von Paul Warnefrids Sohn[2]) enthält als dritten Anhang einige kurze Bemerkungen zu den am Schlusse mitgeteilten „Stammtafeln der langobardischen Könige", die der Verfasser mit folgenden Sätzen einleitet: „Zwei Punkte sind es, die uns bei einer genealogischen Übersicht der langobardischen Königsgeschlechter besonders in die Augen fallen: einerseits nämlich der bei flüchtigem Lesen kaum geahnte verwandtschaftliche Zusammenhang, in dem die einzelnen langobardischen Fürsten zu einander, sodann die enge Verbindung, in der sie, zumal in den ältesten Zeiten, mit den Häuptern anderer deutscher Stämme stehen. Bei aller Spaltung und obwohl über ganz Europa zerstreut, fühlten sich doch die einzelnen deutschen Völkerschaften als ein großes Brudervolk. Am deutlichsten stellt sich das in den Heiraten der deutschen Stammeshäupter dar, und namentlich die langobardische Geschichte ist in dieser Hinsicht höchst lehrreich. Es findet sich außer Ratgis kein Beispiel, daß ein langobardischer Fürst eine nichtdeutsche[3]) Frau genommen hätte, dagegen sind sie vielfach mit Goten, Thüringern, Franken, Herulern, Gepiden, Baiern, Angelsachsen verwandt und verschwägert, so daß sich zuletzt eine große deutsche Fürstenfamilie herausstellt, das Bild eines mächtigen Baumes, dessen Zweige, einem Stamm entsprossen, sich wieder zusammenfassen in ihren Kronen und Wipfeln... Das Gefühl treuer Anhänglichkeit an das angestammte Fürstengeschlecht, seit dem Anfange unserer Geschichte[4]) das stille, fast unbewußte Grundgesetz im staatlichen Leben der deutschen Völker, allmälig zu bestimmten Rechtssätzen verkörpert, ist die Grundlage für die fürstliche Erbfolge und die monarchische Ordnung in den europäischen Staaten geworden." Nachdem um die Mitte des 6. Jahrhunderts mit dem jungen König Walthari das Geschlecht der Lethinger anscheinend ausgestorben war, (Isti omnes Lethingi fuerent, Prolog. ad Edict. Rotharis 5; Hi omnes Lithingi fuerunt, sic enim apud eos quaedam nobilis prosapia vocabatur, Gest. Lang. I 21), bestimmen, könnte man glauben, „nicht Gesetz und Herkommen, sondern Willkür und Glück, die Herrschsucht der Männer oder die Launen der Weiber die königliche Erbfolge bei den Langobarden. Jedoch bei genauerer Prüfung zeigt sich auch in dieser

[2]) Paulus Diakonus und die übrigen Geschichtschreiber der Langobarden, übersetzt von Dr. Otto Abel, Geschichtschreiber der deutschen Vorzeit, VIII. Jahrh. Berlin, W. Besser, 1849.

[3]) Nicht einmal das halte ich für richtig. In der Chronik des Mönchs Benedikt von Soracte (16) steht, daß Ratgis „ein Weib aus der Stadt Rom" genommen habe, doch ist ihr Name Tassia entschieden germanisch, wie auch der ihrer Tochter Rattrudis. Auch in Rom wohnten damals vornehme Langobarden. Vgl. u. a. Woltmann, Die Germanen und die Renaissance in Italien. Thüringische Verlagsanstalt, Leipzig 1905, von mir in den Zeitfragen (II 1, 1906) besprochen.

[4]) Schon bei Tacitus (Germ. 7) lesen wir: reges ex nobilitate, duces ex virtute sumunt.

Unregelmäßigkeit Ordnung. Die beigefügten Stammtafeln lassen von Leth bis zu Liutprand hinab einen verwandtschaftlichen Zusammenhang deutlich erkennen, den enger und ausgedehnter nachzuweisen bloß die Dürftigkeit der Quellen unmöglich macht." Ich habe mich bemüht, teils aus den Quellen, teils aus den Übereinstimmungen und Ähnlichkeiten der Namen die verwandtschaftlichen Beziehungen der Geschlechter der Gudinger (die Form Gunginger ist unmöglich), Lethinger, Gauzinger, Answaldinger, Billinger und Agilolfinger deutlich zu machen und einen zusammenhängenden Stammbaum von Aio, der das Volk aus der Urheimat geführt hat, bis zu seinem letzten König aufzustellen. Nur das Geschlecht der Harrodinger, die Ahnenreihe Rotharis, scheint ganz abseits zu stehen[5]) und erst durch die Heirat dieses Herzogs mit der Erbtochter und Königswitwe Gundiberga nach Verstoßung seiner früheren Gemahlin (Fredegar 70) auf den Königsstuhl der Langobarden gekommen zu sein. „Als unumstößlich sicher stellt sich aber der Satz heraus, daß bei den Langobarden der Thron auch auf die weibliche Linie sich vererbte, wie dies im geraden Gegensatz zu dem salischen Recht der Franken auch bei den Schwaben[6]) sich findet. Hält man dieses Ergebnis fest, so erscheint die ganze langobardische Geschichte in einem anderen Lichte."

Im übrigen jedoch bin ich zu wesentlich anderen Schlußfolgerungen und Ergebnissen gelangt als Abel. Ich nehme nicht an, daß „das Geschlecht der Gunginger[7]) schon mit dem dritten König Lamicho", der nach der Madrider Handschrift des Vorworts zu Rotharis Gesetzbuch zu demselben gezählt wurde (ex genere Gugingus), erlosch, sondern daß dieser zu einem tapferen Kriegsmann herangewachsene Findling, nachdem die einzige Tochter König Agilmunds, die sich die Langobarden schon früher als Königin gewünscht hatten (quam sibi reginam optaverant, Gest. Lang. I 17) aus der Gefangenschaft befreit war, mit Zustimmung des Volkes diese Erbin des Königtums zu seiner Gemahlin erwählte und mit ihr und durch sie den verwaisten Königsstuhl bestieg. Von Lethuk (diese Namensform des Prologus halte ich für die ursprüngliche und richtige; Leth oder Lethu sind Abkürzungen; der

---

[5]) Höchstens ließe sich aus den Namen Unigis, Hildigis auf eine Verschwägerung mit den Lethingern schließen.

[6]) Die Langobarden waren ja ein schwäbisches Volk.

[7]) Die Form Gugingus des älteren Edictum Rotharis ist der offenbar verderbten Gungincus bei Paul Warnefrids Sohn entschieden vorzuziehen; darf man sie nicht, wie ich annehme, in Gudingus verbessern, so ist sie von dem Kosenamen Gugo, aus Gudiok oder Gudigis, abzuleiten. — Auch Lamicho oder Lamizo (Lamissio) ist zweifellos ein Kosename, die Ableitung von lama (Schlamm) eine der meist verfehlten Volksdeutungen. Nehmen wir als ursprüngliche Namensform Lethumar an, so hat der Sohn den ersten Teil davon geerbt und das Geschlecht der Lethinger beginnt schon mit Lamicho.

gleiche Wortstamm kommt in Amlethus, Hamlet, Viglethus, Lethwyn und den süddeutschen Familiennamen Machleth, Arleth, Stoffleth vor), der nach Lamichos Tod als dritter König zur Herrschaft gelangte (tertius ad regni gubernacula Lethu ascendit, Gest. Lang I 18), wird nicht gesagt, daß er einem anderen Geschlecht entstammte; daß seine Nachkommen „Lethinger" genannt wurden, ist erklärlich, weil ja die Gudinger im Mannesstamm ausgestorben waren, doch spricht der Name seines Enkels Gudiok (Godehoc, Gudehoc, Gudeos, Godoin, Gedeon) aus den Stämmen gud und ok (davon got. auhuma, erhaben, und aukan, mehren) zusammengesetzt, für den verwandtschaftlichen Zusammenhang beider Geschlechter. Pauls Angabe, Agilmunds Vater sei einer der Herzöge gewesen, die das Volk aus der nordischen Heimat geführt hatten (qui Langobardos a Scandinavia eduxerant, Gest. Lang. I 14), ist ein offenbarer, auf Verwechselung der beiden ähnlichen oder gleichen Namen Aio und Agio (Koseformen von Agiok, Agilulf oder dgl.) beruhender Irrtum; zwischen beiden Herzögen liegt ein Zeitraum von mehreren hundert Jahren, doch läßt auch hier die Wiederkehr der Namen auf unmittelbare Abstammung des jüngeren vom älteren[8]) schließen (Agilmundus, filius Agionis, ex prosapia ducens originem Gungincorum, quae apud eos generosior habetur).

Als nach sieben Geschlechterfolgen mit dem jungen König Walthari auch der Mannesstamm der Lethinger ausgestorben war, ging die Herrschaft nach Abel „auf Seitenlinien und die weibliche Nachkommenschaft" über. „Durch die Angabe der Gothaer Handschrift, daß Audwin die Menia (später Gemahlin des Thüringerkönigs Bisino; den Namen lese ich Winia, Koseform von Winilinda, Winiberga oder dgl.) zur Mutter gehabt habe, kommt jener in nahe Verbindung mit König Wacho; es fanden aber ohne Zweifel noch nähere verwandtschaftliche Beziehungen zwischen beiden statt, die dem Audwin ein Anrecht auf die Vormundschaft und Erbfolge König Walthers gaben." Eine solche ergab sich durch Audwins Vermählung mit Rodelinda, der Tochter des Königs Hermanfrid von Thüringen, einer Großnichte Theoderichs von mütterlicher und Enkelin Bisinos[9]) von väterlicher Seite, einer

[8]) Das einzige Königsverzeichnis, das einen Vater des älteren Aio (Agilmond, filius Aion, filius Theon, ducis Scandinaviae — auch hier die Verwechselung der beiden gleichlautenden Namen — aufführt, ist der Catalogus reg. Langob. ex. cod. S. Faustini; ohne Zweifel ist Theon verstümmelt, vielleicht aus Gutheoc.

[9]) Chron. Goth. 6: Mater autem Audoin, nomine Menia, uxor fuit Pissae regis. Pissa, Pisen, Bisinus, Bessinus, Biso, Bisso, Fisud sind verschiedene Formen und Entstellungen des Kosenamens Bezzo, wohl von Berhtfrid, da die beiden ältesten Söhne Hermanfrid und Berthar hießen. Winia (Winilinda?) erklärt den zweiten Teil des Namens Audwin. Halten wir auch Basina für eine Koseform von Bathilde, so wird dadurch der Name ihres Sohnes Baderich verständlich.

Nichte der älteren Radigunda, der ersten Gemahlin Wachos, mit welch letzterem er dadurch doppelt verschwägert wurde. Da aber bei Audwins Tod ums Jahr 560 sein Sohn Albwin schon völlig erwachsen und ein berühmter Kriegsheld[10]) war, muß die Heirat schon mehr als zwanzig Jahre vorher, d. h. vor seiner Ernennung zum Vormund des minderjährigen Königs und Reichsverweser im Jahre 540, stattgefunden haben. Daß aber ein Mann nichtköniglichen Blutes die Tochter eines mächtigen Königs, ein edles Reis vom erlauchten Amalerstamme, zum Weib erhalten, ist nach der Auffassung jener Zeit undenkbar. Audwin, dessen „Macht und Ansehen" nach Prokop (Gotenkr. III 35) sehr groß war, wird vom Vorwort und im Königsverzeichnis des Gesetzbuchs Rotharis als Nachkomme eines Gausus (ex genere Gausus) oder Gauzo (in den langobardischen Quellen steht oft s für z, Taso für Tazo, Hrodgaus für Hrodgauz u. dgl.) bezeichnet; dieser Kurzname ist aber die Koseform eines mit gud beginnenden Eigennamens, und wenn daher Audwin einem Seitenzweige des langobardischen Königsgeschlechtes angehört hat, so kann dieser nur von König Gudiok abstammen. In dem Abschnitt über Sigfrid habe ich gezeigt, daß der Name Walthari in keinem anderen germanischen Fürstengeschlecht als im langobardischen vorkommt und daß auch der erste Teil des Namens Albhari, wie der Vater des Sagenhelden heißt, zweimal bei Audwins Nachkommen sich findet (Albwin, Albswinda). „Eine Ahnenreihe," habe ich darum dort geschrieben, „Gauzo (Gudiok), Albhari, Walthari, Authari, Audwin fällt geschichtlich und sprachlich durchaus in den Bereich der Möglichkeit." Die Gothaer Handschrift (Chronicon Gothanum) schiebt als sechsten König[11]) zwischen Godoin (Gudiok) und Claffo noch einen Pero (Koseform von Alphere, Albhari?) ein, der ein älterer Bruder Claffos und des nach Priskos[12]) an Attilas

---

[10]) Er war noch bei Lebzeiten seines Vaters, wegen seiner Heldentaten, von Thoriswind, dem König der Gepiden, zum Waffensohn erwählt worden und schon vor seinem Zug nach Italien, 568, zum zweitenmal vermählt. Wäre er erst nach 540 geboren, so hätte er nicht einmal ein Alter von dreißig Jahren erreicht.

[11]) Ante Peronem regnavit Godoin (i. e. Gudioc); post Peronem tenuit principatum Langobardorum Claffo; et post Claffonem regnavit Tatto.

[12]) Script. hist. Byzant. I, Prisci Fragment. Der byzantinische Schriftsteller nennt noch einen anderen Bruder des Onegis, namens Skottas. Das angelsächsische Wandererslied führt neben Eadwine (Audwin) auch Elsa, Egelmund und Hungar an, wohl Agilulf (Aegils), Agilmund und Onegis. — Das merkwürdige Bruchstück „De Suevorum origine" (in Goldast, Suevicarum rerum scriptores usw., Francoforti 1605) enthält eine hierauf sich beziehende, schon oben angeführte Stelle: Eodem tempore Wilzhi Alpkerum filium Rorsteini de Wilzin in ipsa regione (Longobardia)| creaverant ducem pro rege, quod, iidem Wilzhi cum longe ante trucidarentur, rex suus Walderícus cum omni stirpe regia est deletus. Quam ob rem ex Burgundionum progenie Adiluolchum Walderici regis filium regem sibi constituere. Ob-

Hof hochangesehenen Onegis des Älteren gewesen sein kann. Daß dieser König in anderen Verzeichnissen fehlt, rührt vielleicht daher, daß er nach ganz kurzer Herrschaft im Kampfe gegen Attila fiel, der außer seinen Brüdern auch seinen jugendlichen Sohn, den Walthari der Sage, als Geisel mit sich nahm. „Mit der Ermordung Albwins und der Entführung seiner einzigen Tochter und Erbin", fährt Abel fort, „brach die neue Herrscherreihe schon nach 25 Jahren wieder ab. In der Wahl Clephs und der darauffolgenden königlosen Zeit zeigt sich die vom Volksrecht sich losmachende Willkür mit ihren verderblichen Folgen." Nach meiner Auffassung ist die Willkür nicht so groß, denn der nach Albwins Tod auf den Schild erhobene Claffo (jedenfalls auch ein Kosename, vielleicht von Gladulf, da auch die Langobarden, wie die nahverwandten Alemannen, oft die media durch die tenuis ersetzen; J. Grimm hat diese mundartliche Eigentümlichkeit bekanntlich „zweite Lautverschiebung" genannt) oder Cleph wird von Paul Warnefrids Sohn und den Origines Langob. Hal. „hochadelig, nobilissimus" genannt, muß also auch aus königlichem Geschlecht, ex genere Beleos nach dem Edictum Rotharis, gewesen sein. Dürfen wir, wie es den Anschein hat, in diesem Beleos oder Peleos, richtig wohl Biliok, einen der beiden von Prokop (Gotenkr. III 35) erwähnten Söhne des verstoßenen und schließlich aus dem Wege geräumten Risiulf, zweifellos in Gisulf zu verbessern, erblicken, so fällt jede Willkür weg und Gladulf (Claffo II) hatte, wenn sein früh in der Verbannung bei den Slaven gestorbener Vater der ältere Bruder des gleichfalls, und zwar im Jahre 552 bei den Gepiden, ermordeten Hildigis (Gotenkr. IV 27) war, die nächste Anwartschaft auf den erledigten Thron.

Das Vorwort wie das Königsverzeichnis von Rotharis Gesetzbuch und Pauls Langobardengeschichte (I 21) nennen übereinstimmend den König Tato und seinen Bruder Unigis oder Uchilo (die Formen Zuchilo und Vintilo der Handschriften ergänzen und verbessern sich gegenseitig zu diesem Kosenamen) „Söhne" Claffos I, das Vorwort und Paul den Hildigis einen Sohn Tatos, doch verdient m. E. der Zeitgenosse Prokop, der (Gotenkr. III 35 und IV 27) die abenteuerlichen Schicksale des Hildigis (Ildisgos, Ildigisal) recht ausführlich erzählt, in dieser Hinsicht mehr Glauben, wenn er diesen für einen Sohn Gisulfs (Risiulf), eines Brudersohnes von König Wacho (ἀνεψιος hat diese Bedeutung), also für einen Enkel Tatos erklärt. Da Wachos einziger Sohn Walthari, eine seiner Töchter Walderada heißt, ist es so gut wie sicher, daß sein Name von einem mit wald zusammengesetzten Wort — am wahrscheinlichsten ist Waldugis — abgeleitet werden muß.

schon hier augenscheinlich eine ziemlich große Verwirrung herrscht, ist doch soviel deutlich, daß Albhari, Walthari und Adilvolk als Herzöge oder Könige der Langobarden und Wilzen (Wenden) angeführt werden.

Daß Tato „wohl nur Übername" ist, hatte ich schon ausgesprochen, ehe ich auf die folgende Stelle bei Gregor von Tours (X 29) aufmerksam wurde: Wistrimundus cognomine Tatto; als richtigen Namen dieses von seinem Neffen Wacho gestürzten Königs nehme ich nach reiflicher Überlegung Hildulf an, da diese Zusammensetzung am besten vom Namen seines Vaters Gladulf auf den seines Sohnes Gisulf überleitet. Als Albwin in Italien einrückte, machte er seinen Vetter (nepos bedeutet nicht bloß „Neffe") und Stallmeister Gisulf, Sohn des Hildigis und Enkel des älteren Gisulf, zum Herzog von Friaul, zum Verteidiger der wichtigen Nordmark des Reiches (Gisulfum, ut fertur, suum nepotem, virum per omnia idoneum, qui eidem strator erat, quem lingua propria marpahis, d. h. marbeiz, appellant, Forojulianae civitati et toti regioni illius praeficere statuit, Gest. Langob. II 9). Es ist möglich, daß dieser tapfere Kriegsheld etwas jünger war als Albwin, denn als er 610 im Kampfe gegen die Avaren fiel, muß er noch waffenfähig gewesen sein.

„Mit der Erhebung Autharis auf den Thron," schreibt Abel, „knüpfte man wenigstens an den letzten König[13]) wieder an; aber durch seine Vermählung suchte sich Authari ein sicherndes und kräftigendes Erbrecht zu erwerben. Es war weniger die Tochter des Baiernherzogs[14]), als die Enkelin König Wachos, die er heiratete. Theodelinda war mehr als die bloße Gemahlin des Königs, sie war selbst die erbberechtigte Königin, und nicht ritterliche Galanterie, sondern die Anerkennung dieses Erbrechts war es, was die Langobarden vermochte, der verehrten Fürstin die Wahl eines zweiten Gemahls und damit des Königs anheim zu geben." Ganz gewiß, aber Authari hatte selbst, nicht nur als Sohn seines Vaters, sondern auch als Glied des von den alten Königen stammenden Geschlechtes der Billinger (genus Beleos) eigenes Anrecht.

Theodelindens zweiter Gatte, der König Agilwald (diese Namensform des Chronicon Gothanum halte ich wegen seines vermutlichen Vaters Answald und seines geschichtlich sicher beglaubigten Sohnes Adalwald für richtiger als Agilulf; der Kurzname Ago paßt für beides) ist offenbar auch nicht bloß seiner Tüchtigkeit wegen (Erat enim isdem vir strenuus et bellicosus et tam forma quam animo ad regni gubernacula coaptatus, Gest. Lang. III 36) erwählt worden; als Verwandter des verstorbenen Königs (erat cognatus regis Authari)

---

[13]) Alle langobardischen Quellen stimmen darin überein, daß Authari der Sohn Claffos II. war. — Johannes von Biclaro schreibt zum Jahr 581: Langobardi in Italia regem sibi ex suo genere (d. h. aus ihrem angestammten Königsgeschlecht) eligunt vocabulo Autharic.

[14]) Gariwald, der Sohn Agilolfs. Da sein Sohn Gundwald hieß, ist diese Namensform der langobardischen Schreibung Garibald, Gairepald vorzuziehen.

hatte er schon durch seine Geburt begründete Anwartschaft auf die Nachfolge. Welcher Art war diese Verwandtschaft? Im Königsverzeichnis ist er als Angehöriger des Geschlechtes der Answaldinger (ex genere Anawat, was ohne viel Umstände in Answalt verbessert werden kann) bezeichnet. Die frühere Königin, Claffos II. Gemahlin, hatte Ansa geheißen, und Ansulf, um 590 bei Verona ermordet, wird in der Langobardengeschichte (III 30) ein Verwandter (cognatus regis Authari), demnach vermutlich Mutterbruder, des Königs Authari genannt; dessen Bruder wird wohl Answald, der Vater Agilwalds, Herzogs von Turin, gewesen sein; im Königsverzeichnis heißt dieser ein „Thüring" (Turingus), was vielleicht von der Stadt Turin abgeleitet[15]) werden darf, vielleicht aber auch die Herkunft seines Geschlechtes, das der Königin Rodelinda gefolgt sein kann, bezeichnet.

„Ganz derselbe Fall," sagt Abel weiter, „wiederholte sich bei Theodelindens Tochter Gundiperga; nach dem Tode ihres Bruders Adelwald vererbte sich auf sie das Thronrecht, und mit ihrer Hand ging es auf Arioald und Rothari über. Als mit König Roduald Theodelindens Geschlecht erlosch, kam die Krone an ihren Neffen Aripert, Wachos Urenkel, und blieb bis zu Aripert II. bei dessen Nachkommen." Auch Hariwald (Arioald, fränkisch Charoald), der den schwachsinnigen Adalwald vom Throne stieß, muß ein gewisses Anrecht auf denselben gehabt haben; hinter seinem Namen steht im Königsverzeichnis „ex genere Caupus", das ist wohl Cauzus zu lesen und somit gleichbedeutend mit Gausus. Ich nehme an, er sei ein vorehelicher, daher nicht ganz ebenbürtiger Sohn Autharis gewesen, von dessen Namen er den zweiten Teil als ersten in seinem eigenen wiederholt.

Nach Fredegar (50), der hierin zuverlässiger ist als Paul[16]) Warnefrids Sohn, war Hariwald schon vor seiner Thronbesteigung mit Gundiberga, Agilwalds und Theodelindens Tochter, vermählt, was wiederum unmöglich wäre, wenn er nicht selbst königliches Blut in den Adern gehabt hätte; nach seinem Tode erwählte sich die Königin-Witwe allerdings einen zweiten Gatten, den Herzog Rothari, der zwar von altem Adel und ein streitbarer und gerechter Mann war (Fuit autem viribus fortis et iustitiae tramitem sequens, Gest. Lang. IV 44), dessen Geschlecht (erat ex genere Arodus) aber mit dem königlichen in keiner nachweisbaren Verbindung steht. Mit König Rodwald, Rotharis Sohn, starb Theodelindens unmittelbare Nachkommenschaft aus, und die Herrschaft ging nun auf die ihres Bruders Gundwald, zunächst auf Haribert (Aripert, fränkisch Charibert), über.

[15]) Dafür spricht dux Thuringorum de Taurini (Chron. Goth. 10).

[16]) Ganz verkehrt ist die Angabe der Langobardengeschichte (V 49), Rodwald habe die Gundiberga, seine eigene Mutter und bei seinem Herrschaftsantritt schon mindestens 50 Jahre alt, geheiratet.

„Grimuald allein," lesen wir bei Abel, „unterbricht die Reihenfolge, aber auch er sucht der angemaßten Herrschaft eine rechtliche Grundlage zu geben durch seine Vermählung mit Theuderata, Ariperts Tochter." Grimwald war Gisulfs, des ersten Herzogs von Friaul, Sohn, stammte daher aus dem königlichen Geschlechte der Gauzinger und hatte schon durch seine Geburt „eine rechtliche Grundlage" für sein Streben nach der Herrschaft, die er allerdings durch seine Verheiratung mit Hariberts I. Tochter, Bertharis und Godiberts Schwester, zu verstärken suchte. Daß diese zweite Gemahlin des Königs Grimwald Theoderada geheißen habe, ist eine willkürliche, in den Quellen nicht begründete Behauptung; wir kennen ihren Namen nicht[17]).

„Mit Ansbrand kommt," nach Abels Meinung, „ein neues Geschlecht zur Herrschaft, wenigstens reißen für uns die Verwandtschaftsfäden ab, die dasselbe mit dem alten Lethingerstamme verbinden." Ich habe diese wieder anzuknüpfen versucht und sehe in Ansbrand den Sohn Ansfrids, den Enkel Ansulfs, des, wie schon erwähnt, bei Verona ermordeten Schwagers König Claffos II. Ansbrands Gemahlin hieß Theoderada und war, wie aus ihrem Namen sich schließen läßt, eine Angehörige des Königshauses, wahrscheinlich eine Enkelin oder Urenkelin Gundwalds. Sie wurde von Haribert II., weil sie zu sehr damit geprahlt hatte, sie würde doch noch Königin werden (cum se voluntate foeminea reginam futuram esse jactaret, Gest. Langob. VI 22), durch Abschneiden der Nase und der Ohren verstümmelt.

Nachdem Hildebrand, Liutbrands Neffe, nach einer Herrschaft von nur wenigen Monaten vom Throne gestoßen war, wählten die Langobarden den Herzog Ratgis von Friaul zum König. Auch sein Vater Pimo oder Pemmo (Kosename von Bilimund oder ähnlichem), Sohn Billos (Biliulf), hatte dieses wichtigste und ehrenvollste Amt im Langobardenreiche bekleidet; er war ein kluger und verdienstvoller Mann (homo ingeniosus et utilis patriae, Gest. Langob. VI 26) und hatte zur Gattin eine Frau namens Ratberga, die sich mehr durch Demut und Züchtigkeit als durch Schönheit auszeichnete (plus eius mores et humilitatem verecundamque pudicitiam quam corporis pulchritudinem sibi complacere dicebat). Aus dem Ausdruck humilitas, den ich mit „Demut" übersetze, auf niedrige Geburt zu schließen, wäre jedoch verkehrt. Dadurch, daß ihre beiden ältesten Söhne, Ratgis

[17]) Wohl eine Verwechselung mit Theuderada, Gemahlin seines Sohnes Romwald und Tochter des Herzogs Lupus von Friaul (Gest. Lang. V 25, Mortuo igitur ut diximus Lupo duce Grimoaldus rex filiam eius, nomine Theuderadam, suo filio Romoaldo, qui Beneventum regebat, in matrimonium tradidit).

und Ratgais, nach ihr benannt sind, wird auch äußerlich die Wertschätzung von Seiten ihres Mannes bekundet. Wir gehen daher kaum fehl, wenn wir auch ihr königliche Abkunft zuschreiben und sie für eine Schwester der Gundiberga und Tochter der Auruna, also Enkelin des Königs Ansbrand, halten. Aber auch Bilimund (Pimo) selbst, einer der mächtigsten Männer des Reiches, konnte wahrscheinlich seinen Stammbaum auf königliche Vorfahren zurückzuführen; ich vermute in seinem Vater Biliulf (Billo), der schon früher nach dem Königtum gestrebt hatte, den Nachkommen eines gleichnamigen, in den geschichtlichen Urkunden allerdings nicht genannten Bruders von Gisulf, dem ersten Herzog von Friaul.

Desiderius, der letzte König der Langobarden, hat wahrscheinlich neben seinem lateinischen auch einen germanischen Namen getragen; nach denen seiner Kinder Adalgis und Adalberga läßt sich ein mit adal beginnender, etwa Adalulf[18]) vorausseßen. Es war ein vornehmer Mann (nobilis), nach Fredegar der Marschall König Aistulfs und unter König Ratgis Herzog von Tuscien; demnach könnte er von Ado (Adalgis), dem Sohne Grasulfs, des zweiten Herzogs von Friaul, abstammen. Auch er scheint seine Ansprüche auf die Königswürde durch seine Heirat verstärkt zu haben; dem Namen nach könnte seine Gemahlin Ansa eine Schwester des Abtes Anselm gewesen sein, der bis zum Jahre 753 Herzog und nach seiner Lebensbeschreibung von königlicher Abkunft war, wahrscheinlich ein Sohn Ansbrands, Enkel Sigibrands, des geblendeten Sohnes von König Ansbrand. Daß ihn Desiderius in die Verbannung schickte, läßt vielleicht darauf schließen, daß er in ihm trotz seiner geistlichen Würde immer noch einen Mitbewerber um die Königskrone fürchtete. Nach der Chronik des Andreas von Bergamo scheint die mit Karl dem Großen, wenn auch nur kurze Zeit, vermählte Tochter Desiders Gisilberga[19]) geheißen zu haben. Bei seinen Enkeln, den Kindern seiner mit Herzog Harigis von Benevent verheirateten Tochter Adalberga, kehren noch einmal einige der in der langobardischen Geschichte berühmten und beliebten Namen wieder, Romwald, Grimwald, Gisulf, Theoderada, Adalgisa. Ist der angenommene Zusammenhang richtig, so floß in

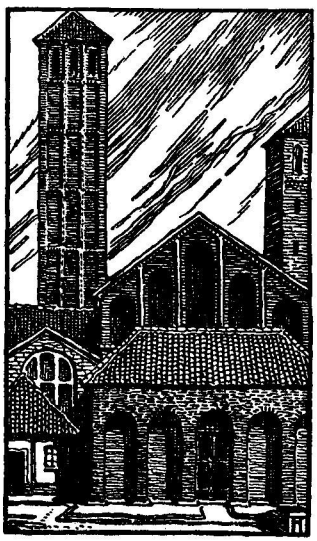
---

[18]) Vielleicht war jener Adalulf, der im Jahre 623 nach Fredegar (51) die Königin Gundiberga des Ehebruchs beschuldigt hatte, aber im Gottesgericht gegen den Verteidiger ihrer Unschuld unterlag, ein Ahnherr von ihm.

[19]) In der Handschrift ist der Name verwischt, nur das schließende ga ist vollkommen deutlich. Berterada, wie sie von einigen genannt wird, ist eine Verwechselung mit Karls Mutter. Desiderata in Radberts Lebensbeschreibung des Abtes Adalhard ist wohl nur Beiwort, daher mit „die von ihm selbst begehrte" zu übersetzen, oder mit Hinsicht auf den lateinischen Namen ihres Vaters gebildet. Vgl. m. Bemerkung in der Frankf. Ztg. vom 25. I. 1910.

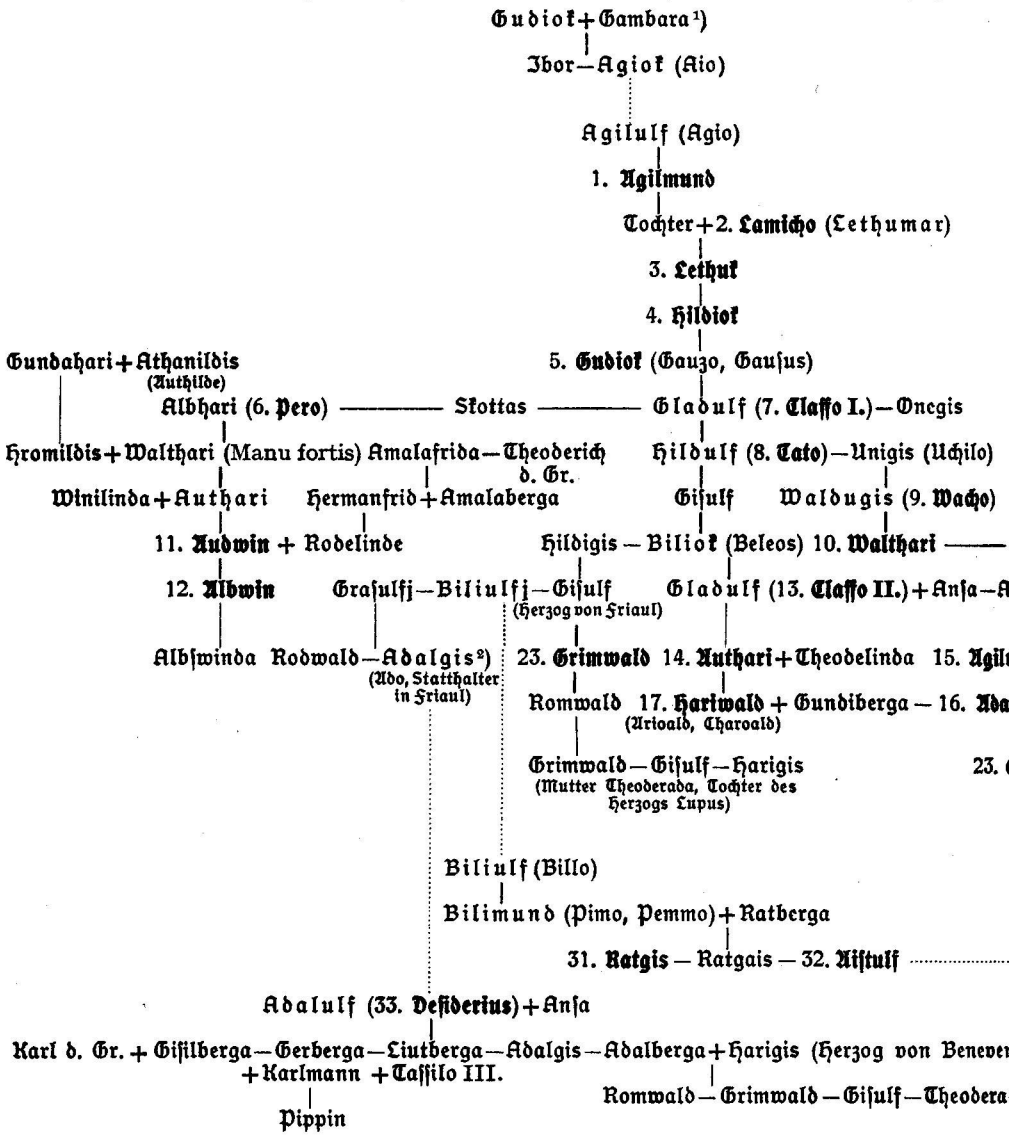
ihren Adern auch noch das Blut der berühmtesten Herrschergeschlechter des germanischen Altertums, der Amaler[20]) und Merowinger. Im übrigen möge der beigefügte Stammbaum für sich selbst reden.

[20]) Um die Worte „suum nepotem“ zu erklären, nimmt Abel einen, der Geschichte unbekannten, Bruder Albwins (Grasulf?) an als Vater Gisulfs, des ersten Herzogs von Friaul. Nach meiner Aufstellung wäre Rodelindens Nachkommenschaft bereits mit ihrer Enkelin Albswinda ausgestorben. Es scheint aber, daß schon etwas früher das Blut der erlauchten Amaler mit dem der Lethinger sich vermischt hat; Wachos zweite Gemahlin nämlich, Austrigotho (Austrigusa), Walderadens Mutter, trug einen im ostgotischen Königshause beliebten Namen (einer der Ahnherren Theoderichs und seine zweite Tochter hießen so), ebenso Oustrigothos, der 552 aus dem Wege geräumte Sohn des Gepidenkönigs Alamund (Elemund). Ich vermute daher, daß Thoriswind, Alamund und Austrigotho Geschwister waren, Kinder eines in den Urkunden nicht erwähnten Königs Thorismund und einer vielleicht Walagotho genannten Tochter des Ostgotenkönigs Walamir. Dieser und der Gepidenkönig Ardarich, wohl Großvater Thoriswinds, waren ja die vertrauten Ratgeber und hervorragende Heerführer Attilas (Jordan 38), die sehr wohl ihre Kinder mit einander verlobt haben können.



Stammbaum der Lan

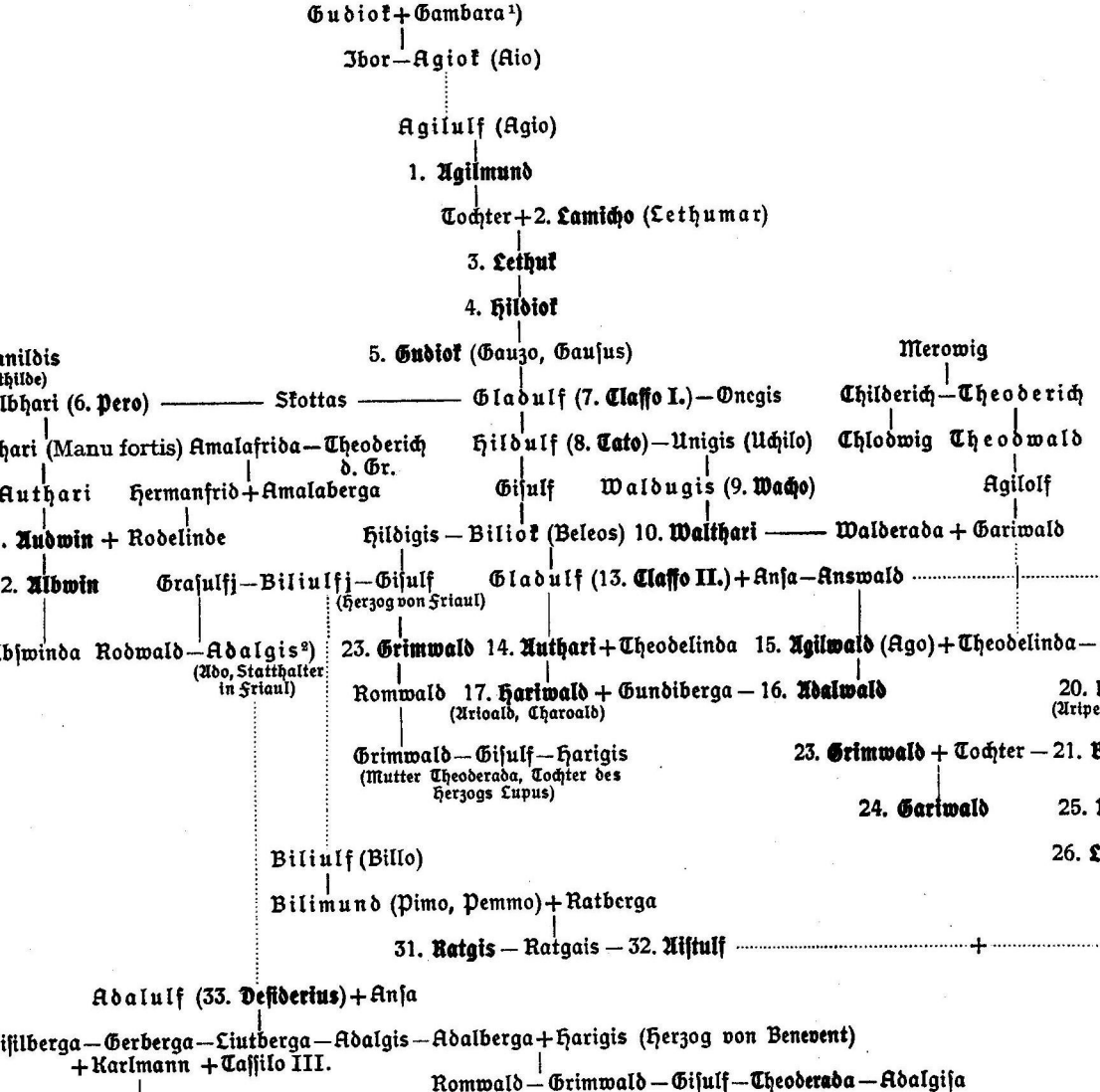
Erläuterungen: Die mutmaßlichen Namen sind gesperrt, solche von Königen, deren Reihenfolge
und mundartliche Eigenheiten zu vermeiden. Die Abkunft im geraden Mannes
geschwisterliche durch einen wagrechten Strich, das eheliche durch ein Kreuz b
Ehegatten weiter getrennt werden, so ist die Verbindung durch Punkte hergest
bindungen zwischen älteren und jüngeren oder seitlich entfernt stehenden Gesch
links; muß aus äußeren Gründen die Reihenfolge geändert werden, so sind die



[1]) Außer dem seltenen ahd. gambar = strenuns, sagax kommt für die Erklärung di
ihres Sohnes Ibor, nicht „Eber", sondern an. Ivar (Kurzform Ebbo) erklären, aus Ingvar oder Ag
[2]) Forojulianorum autem ducatum post haec Ado frater Rodoaldi loci servato
[3]) Seine Gemahlin war nach Fredegar (34) aus vornehmem langobardischem Geschled

Stammbaum der langobardischen Königi

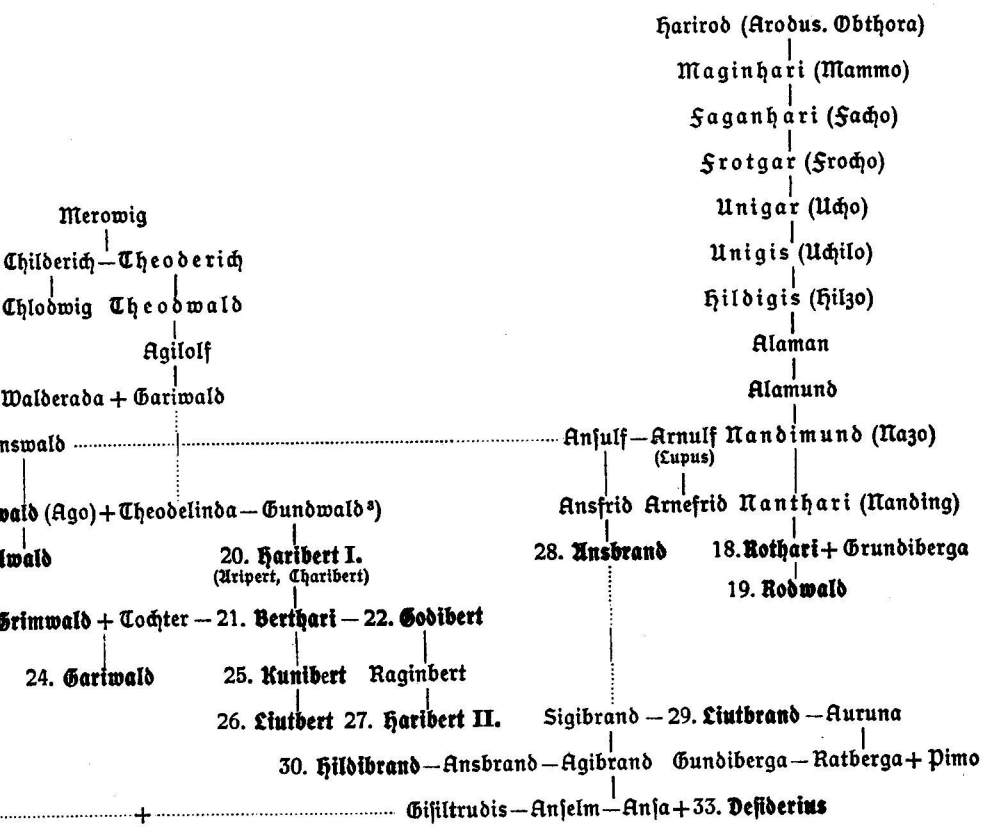
: Die mutmaßlichen Namen sind gesperrt, solche von Königen, deren Reihenfolge die vorgesetzten Zahlen ang
und mundartliche Eigenheiten zu vermeiden. Die Abkunft im geraden Mannesstamm ist durch eine senkrec
geschwisterliche durch einen wagrechten Strich, das eheliche durch ein Kreuz bezeichnet. Müssen der Anor
Ehegatten weiter getrennt werden, so ist die Verbindung durch Punkte hergestellt. Die gleichen Geschlecht
bindungen zwischen älteren und jüngeren oder seitlich entfernt stehenden Geschlechtern ist der betreffende N
links; muß aus äußeren Gründen die Reihenfolge geändert werden, so sind die jüngeren durch ein beigefü



Außer dem seltenen ahd. gambar = strenuns, sagax kommt für die Erklärung dieses Namens noch das zw
or, nicht „Eber", sondern an. Ivar (Kurzform Ebbo) erklären, aus Ingvar oder Agivar.
Forojulianorum autem ducatum post haec Ado frater Rodoaldi loci servatoris nomine per annum e
Seine Gemahlin war nach Fredegar (34) aus vornehmem langobardischem Geschlecht, vielleicht Harinanda, S

obardiſchen Könige.

ie vorgeſetzten Zahlen angeben, fett gedruckt. Die Schreibung ſucht Entſtellungen zu verbeſſern
amm iſt durch eine ſenkrechte Punktreihe, das elterliche Verhältnis durch einen ſenkrechten, das
eichnet. Müſſen der Anordnung wegen die Namen von Eltern und Kindern, Geſchwiſtern und
t. Die gleichen Geſchlechterfolgen (Generationen) ſtehen auf gleicher Höhe. Bei ehelichen Ver-
htern iſt der betreffende Name wiederholt. Im allgemeinen ſtehen die Namen der älteren Brüder
üngeren durch ein beigefügtes j gekennzeichnet.



nt)

da — Adalgiſa

ieſes Namens noch das zweiſtämmige Gandvara in Betracht. Dies würde dann auch den Namen
giwar.

ris nomine per annum et menses septem gubernavit (Gest. Langob. VI 4).

cht, vielleicht Harinanda, Schweſter Rotharis? Ihre Söhne hießen Haribert und Gundibert.

b. Die Baiern.[1])

Spahe sint Paigira.
Glossae Cassellanae.

Als ich, vor einem Menschenalter, die Wurzel und Wiege der höchstentwickelten Menschenart[2]) in Südschweden nachgewiesen und, weil aus ihr die Herren der Erde, zuletzt die Germanen, hervorgegangen, damit auch die langgesuchte „Urheimat der Arier" und den Bildungsherd der „indogermanischen" Sprachen gefunden hatte, war es mir sofort klar, von welcher Bedeutung diese Entdeckung gerade für das Verständnis des deutschen Altertums sein mußte. Die hieraus folgenden Schlüsse stimmten in überraschender Weise mit den Angaben der alten Schriftsteller überein, und der Zusammenhang von Vorzeit und Geschichte ergab sich fast von selbst. Ein 1889 im Karlsruher Altertumsverein gehaltener Vortrag[3]) über „Die dunklen Jahrhunderte der deutschen Geschichte" gibt dieser Überzeugung Ausdruck, schildert den aus der nordischen Wurzel erwachsenden Stammbaum der Germanen und weist u. a. den Baiern[4]) eine Mittelstellung zwischen Schwaben und Goten an: „sie müssen unter neuem Namen das große Volk der Lugier sein, das nicht spurlos verschwinden konnte, zumal es durch Römerkriege nur sehr

[1]) Nach der Abhandlung „Die Herkunft der Baiern", Leipzig und Wien. 1905.

[2]) Als naturwissenschaftliche Bezeichnung paßt am besten für sie der schon von Linné gebrauchte Name Homo europaeus.

[3]) Der Karlsruher Altertumsverein, I, 1881—1890. Karlsruhe, Th. Ulrici, 1891.

[4]) Über die jetzige amtliche Schreibung hat schon J. Grimm (Gesch. d. deutschen Sprache, 1848) das richtige Urteil abgegeben: „Wer noch Eyer, May schreibt, kann auch Bayern und Laye." In der Königsproklamation vom 1. Januar 1806 stand „Baiern", und in einem Briefe des Botanikers Martius an Goethe vom Jahre 1826 (Goethe-Jahrbuch 1907) ist zu lesen: „In Baiern, das jetzt nach des Königs eigenem Willen wieder Bayern wird". Es fehlt somit der heutigen, auf eine Schrulle Ludwigs I. zurückzuführenden Schreibung sowohl geschichtliche Berechtigung als staatsrechtliche Grundlage.

wenig gelitten hatte." Eingehendere geschichtliche und sprachliche Forschungen haben mir immer neue Beweismittel für obigen Ausspruch geliefert, die ich auch in verschiedenen Abhandlungen und Vorträgen[5]) zu verwerten gesucht habe; doch bildet die alte Streitfrage nach der Herkunft der Baiern, abgesehen von ihrer geschichtlichen Wichtigkeit, zugleich einen so schlagenden Beweis für die Aussichtslosigkeit aller unter falschen Voraussetzungen unternommenen Untersuchungen dieser Art, daß sie eine besondere und gründliche Behandlung verdient. Ich benütze daher eine augenblickliche Freiheit von anderen dringenden Arbeiten, um nochmals auf sie zurückzukommen, um früher Versäumtes nachzuholen und offen gelassene Lücken auszufüllen.

„Der Hauptirrtum," sagt Quitzmann in seinem manches Zutreffende enthaltenden, der Stadt München als Festgabe zur siebenten Jahrhundertfeier dargebrachten[6]) Lösungsversuch, „welcher bei der Abstammungsfrage der Bayern begangen wurde, dürfte wohl darin gesucht werden, daß die bisherigen Forscher — Zeuß nicht ausgenommen — sich zuerst an den Volksnamen machten und, von einer hypothetischen Etymologie ausgehend, ebenso hypothetische Rückschlüsse auf die Entstehung und Abstammung der Bayern wagten. Die notwendige Folge davon war, daß die Ableitung des Namens und die angebliche Abstammung immer nur in einer künstlichen Verbindung gehalten werden konnten und daß man sich in letzter Instanz immer zu der schreienden Unwahrscheinlichkeit gezwungen sah, ein wanderndes Kriegervolk habe seinen Namen von einem längst besiegten und verschollenen Volke hergenommen. Der Verfasser ging bei seiner Untersuchung den umgekehrten Weg. Er fragte sich zuerst: Wo zeigt sich uns ein Volk, welches in Religion, Sitten, Rechten und Sprache mit den Bajuvaren die größte Ähnlichkeit hat?" Dem wird man unbedenklich zustimmen können; nur muß es sich um ein Volk handeln, das keine andere Rolle übernommen hat und, wenn es nicht in den Baiern fortlebte, spurlos vom Schauplatz der Weltgeschichte verschwunden wäre. Gibt es ein solches?

„Auffallend," urteilt der oben angeführte Zeuß[7]), „der Name Baier, Baiovarius, allein schon gibt, nach den Gesetzen der deutschen

---

[5]) Anthropologie und Geschichte, Ausland 46/7, 1890. Schwaben und Alemannen, Alemannia XXIII. Stammbaum und Ausbreitung der Germanen, Bonn 1895. Wanderungen der Schwaben, Beilage des Staatsanzeigers f. Württemberg, Nr. 7—10, 1902, Stammbaum der indogermanischen Völker und Sprachen, Jena 1907, Die Ostseevölker in alter und neuer Zeit, Monatsschrift für Soziologie I 5/6, 1909.

[6]) Abstammung, Urfitz und älteste Geschichte der Baiwaren, München, G. Franz, 1857. Die heidnische Religion der Baiwaren, Stuttgart 1860, Die älteste Geschichte der Bayern, Braunschweig, 1873.

[7]) Die Herkunft der Baiern von den Markomannen, gegen die bisherigen Mutmaßungen bewiesen von Dr. K. Zeuß. München, G. Franz, 1839.

Sprachwissenschaft zergliedert, die Herkunft des Volkes an, das er bezeichnet; und dennoch rät und mutmaßt man über diese noch heute hin und her, als wollte man es recht handgreiflich machen, daß deutsche Altertumsforschung ohne sprachwissenschaftliche Beihilfe nur halbe Arbeit ist. Noch lautet der eine Reihe von Jahrhunderten herablaufende Name Baier wie Schweizer, Pfälzer, Römer, Mainzer und er gehört, wie die geschichtliche deutsche Sprachwissenschaft unwiderleglich dartut, zu diesen Namenformen. Unterschied findet nur insoferne[8]) statt, daß dort die Stammnamen Schweiz, Pfalz, Rom, Mainz sämtlich noch im Umlaufe, auch dem Laien gegenwärtig sind, hier das Stammwort, längst außer Gebrauch und verschollen, vom Gelehrten aufgezeigt werden muß. Baia ist das Stammwort des Namens Baier, Baia das Stammland des Volkes der Baiern. Baias nennt der Geograph von Ravenna[9]) im 9. Jahrhundert nach älteren gotischen Berichten als einen Teil des Landes Albis, d. i. des Elblandes." Bis hierher, aber nicht weiter, kann man dem bekannten Sprachforscher und Völkerkundigen folgen, denn welches Land der alte, namenlose Schriftsteller unter Baias verstanden hat, das eben ist die Grundfrage.

Daß dieses Baias „weiter nichts ist, als die erste wesentliche Hälfte der Zusammensetzung Baiohaim," ist für Zeuß außer Zweifel gesetzt „durch die Benennung Beouuinidi (in einigen Chroniken, am deutlichsten in dem kurzen Abrisse der langobardischen Geschichte von einem ungenannten Langobarden in Ritters Vorrede zum Codex Theodosianus), welche die Wenden (Slaven) in Böhmen bezeichnet und offenbar für Baiowinidi (Baiawenden) und noch weiter Baiheimuuinidi, Beheimuuinidi steht." So gewiß in dem erwähnten, aus dem Beginne des 9. Jahrhunderts stammenden Chronicon Gothanum mit dem zweimal vorkommenden Beowinidi nur die in Böhmen wohnenden Wenden gemeint sein können, ebenso unwahrscheinlich ist es, daß der Geograph von Ravenna unter Baias das alte „Boierheim", Boiohaemum bei Vellejus, Boihemum bei Tacitus, verstanden hat. Er beschreibt Maurungen als ein Land, das, „gegen sein Ende gebirgig,

[8]) Ein sprachlicher Unterschied besteht doch, da die genannten Volksnamen nur eine Ableitungsendung haben, Baiovarii (das ist die einzig richtige Namensform, Baioarii ist wie Alboin durch Ausfallen des v nach dem verwandten Laut o entstanden) dagegen zusammengesetzt ist aus Bai und var, got. vair, ahd. wer, agl. ver, Mann. Im Freisinger Codex traditionum, im Anfang des 9. Jahrhunderts von dem Mönch Cozroch geschrieben, steht immer Baiouuarii. Baiouuaria; erst die folgenden Jahrhunderte haben Baioarii. Noch Tassilo III schreibt in Schenkungsurkunden (Ende 8. Jahrh.) immer richtig: Ego Tassilo vir inluster dux Baiovariorum.

[9]) II, 18: Est patria, quae dicitur Albis seu Maurungania, montuosa per longum, quae ad orientem multum extenditur, cuius aliqua pars Baias dicitur.

sich weithin nach Osten erstreckt und von dem ein gewisser Teil Baias genannt wird". Die Elblande, vor Alters „zweifellos Maurungen genannt" (Maurungani(a) certissime antiquitus dicebatur, I, 11), lagen südlich von Dänemark (Northomannorum est patria, quae et Dania ab antiquis dicitur, cuius ad frontem Albes vel patria Albis) und erstreckten sich südwärts bis gegen das ursprünglich von thrakischen Völkern bewohnte Ungarn (et ad frontem eiusdem Albis Datia). Im nordwestlichen Teil derselben hatten aber lange die Franken gewohnt (In qua Albis patria per multos annos Francorum linea remorata est). Diese sicherlich der Wahrheit entsprechende Angabe — denn die Chauken, das Haupt- und Stammvolk der Franken, saßen zu Tacitus' Zeit zwischen Weser und Elbe — hat Zeuß ganz verkehrt aufgefaßt und gründlich mißverstanden. Eckhart und Leibniz[10]) haben freilich die alten Wohnsitze der Franken etwas zu weit östlich (Antiquas Francorum sedes, antequam Romanis noscerentur, ad mare Balthicum quaerendas, primus me docuit Geographus Ravennas), „zwischen Eider und Peene, vielleicht sogar bis zur Oder hin (intra Eidoram et Panim amnes et forte ultra ad Oderam seu Viadrum usque)", gesucht, waren aber doch der Wahrheit viel näher gekommen als Zeuß, der die Franken mit den Baiern verwechselt. Wenn der Fredegar genannte Chronist die Langobardenkönigin Theodelinde, Autharis und später Agos, d. h. Agilwalds oder Agilulfs Gemahlin, „aus fränkischem Geschlecht (ex genere Francorum, c. 34)" und deren Tochter Gundiberga „eine Verwandte der Franken (parens Francorum, c. 50 u. 71)" nennt[11]), so bezieht sich das nur auf das mit dem merowingischen Königshause nahverwandte Herzogsgeschlecht der Agilolfinger, nicht auf das bairische Volk. Der Stammvater Agilolf oder Agilolf (die runischen Zeichen für th und w sind leicht zu verwechseln), ein Verwandter Chlodwigs, muß bald nach der Besitznahme Rhätiens und Noricums durch die Baiovaren, jedenfalls nicht lange nach der Unterwerfung Thüringens durch Theoderich und Chlothar[12]) im

---

[10]) Francia Orientalis I 1 und Disquisitio de origine Francorum in der Ausgabe der Lex Salica.

[11]) Ebenso Aimoin (IV 10): Gundoberga regina ex regio genere Francorum.

[12]) Gregor von Tours, III 7. — Ein gemeinsam mit den Sachsen unternommener Aufstand wurde (556 nach Marius Avent.) von Chlothar I. blutig niedergeschlagen (Gregor IV 10). Auf diesen, nicht auf einen Sieg gegen die Baiovaren, wie Quitzmann meint, beziehen sich die Verse des Fortunatus Venantius, IV 2: Quam Nabis ecce probat, Thuringia victa fatetur,
Perficiens unum gemina de gente triumfum.
König Theodebert I. (534—48) schreibt an Kaiser Justinian: Feliciter subactis Thoringis et eorum provinciis adquisitis, extinctis eorum tunc tempore regibus . . . . .

Jahre 541 und der Preisgabe Alemanniens durch den bedrängten Gotenkönig Witichis[13]) im Jahre 536, von den siegreichen und mächtigen Franken an Stelle angestammter Herrscher, die in der Sage Boemund d. i. Baiamund und Ingram genannt werden, eingesetzt worden sein, und zwar durch gütlichen Vertrag, wie aus dem Gesetzbuch (L. B. III) hervorgeht: dux vero . . . semper de genere Agiloluingarum fuit et debet esse, quia sic reges antecessores nostri concesserunt eis. Sein Nachfolger und vermutlich auch Sohn Gariwald[14]) wird wohl im Jahre 555, als er die von Chlothar I. verstoßene Walderada, des Langobardenkönigs Wacho Tochter, heiratete, noch ein junger Mann gewesen sein, denn er starb erst 590. Agilolfs Vater trug wohl einen mit Theodo zusammengesetzten Namen; am wahrscheinlichsten ist Theodwald, da nach der Sage der erste Baiernherzog Theodo oder Diet hieß und beide Wortstämme im Geschlechte der Agilolfinger, das 788, bezw. 794 mit Tassilo III die Herzogswürde verlor, öfter wiederkehren, und war, wenn nicht ein jüngerer Bruder, so doch sicher ein Vetter Chlodwigs.

Auch eine andere, augenscheinlich verderbte Stelle des ungenannten Geographen, die der Reihe nach alle am Nordabhang der Alpen wohnenden Völker anführt, verbessere und übersetze ich ganz anders als Zeuß, obwohl nach dessen Behauptung darüber „kein Zweifel obwalten" kann. Sie lautet, (IV 37): qui montes (Alpes) dividunt inter Provinciam et Italiam, inter Burgundiam et Italiam, inter Janos et Italiam, inter Ranicos, quae modo ab Auuariis dominantur, et Italiam, inter Carantanos et Italiam, inter patriam Carnium et Italiam. Zu lesen ist zweifellos qui modo a Baiuariis dominantur, ferner höchst wahrscheinlich Suavos für Janos, Noricos (nicht „offenbar" Francos nach Zeuß) für Ranicos. Statt „zwischen der Provence und Italien, zwischen den Alemannen und Italien, zwischen den Franken, die jetzt Baiern heißen, und Italien, zwischen den Kärnthern und Italien, zwischen dem Lande Krain und Italien", übertrage ich demgemäß „zwischen der Provence und

---

[13]) Prokop, B. G. I 13; Agathias, Hist. I 7.

[14]) Seine Söhne hießen Grimoald und Gundoald, seine Tochter Theodelinda. Daher ist obige Namensform, die auch Gregor (noch in späteren Chroniken Gerwaldus, Gerhaldus) hat, wahrscheinlicher als das Garibald, Gairepald der langobardischen Quellen. Durch Chilttrudis, Tochter Karls des Hammers, wurde das Geschlecht auch mit den Karolingern verschwägert. Trotzdem suchte sich das Herzogsgeschlecht in wiederholten Aufständen vom Frankenreich unabhängig und selbständig zu machen. Chron. Vedast. ad ann. 688: Hinc Suavos et Noricos (Baiern), Thuringos et Saxones, qui ab imperio Francorum post obitum inclyti Dagoberti regis desciverant, frequenti super eos irruptione devicerat et suae ditioni subegerat (Pipinus de Heristal). Ann. Mett. ad 687: Hinc Suavos et Bauuarios, Toringos et Saxones crebris irruptionibus frequentibusque proeliis contritos, suae ditioni subiugavit.

Italien, zwischen Burgund und Italien, zwischen den Schwaben und Italien, zwischen den Norikern, die jetzt von den Baiovaren beherrscht werden, und Italien, zwischen den Kärntnern und Italien, zwischen dem Lande Krain und Italien".

Demnach ist die Ansicht, daß wir unter dem im Elblande wohnenden „Geschlecht der Franken" (Francorum linea) die „Baiern verstehen dürfen und müssen", durchaus verfehlt und hat Zeuß auch zu der irrigen Annahme verleitet, die Namensform Baias sei nur eine „Abkürzung des Namens Baiohaim (Böhmen)". Dieses Land ist nach den keltischen Boiern, die es in den letzten Jahrhunderten vor unsrer Zeitrechnung in Besitz hatten, benannt, und das Wort „Boierheim" hat durch zwei Jahrtausende bis auf den heutigen Tag seinen o-Laut bewahrt, Boiohaemum bei Vellejus, *Βοιαιμον* bei Strabo, Boihemum bei Tacitus, Boiemia, Böheim im Mittelalter, Böhmen in der Neuzeit. Der einzige Schriftsteller, bei dem wir einen a-Laut finden, ist Ptolomäos; seine *Βαινοχαιμαι* können freilich „unmöglich ein von den Markomannen verschiedenes Volk sein", denn damals, im 2. Jahrhundert, wohnten diese ja noch in Böhmen, aber schon die äußere Gestalt des Namens, „wo sich nur *ν* eingeschlichen hat", läßt erkennen, daß er, wie noch so manche andere bei diesem Schriftsteller, durch den schlechten Zustand der Handschriften und die Unkenntnis der Abschreiber entstellt ist und zwar ohne Zweifel aus *Βοιοχαιμαι*.[15]) Auch das Bainaib der Origo gentis Langobardorum ist, wie das entsprechende Banthaib bei Paulus zeigt, entstellt und bedeutet vielleicht nur „Wendenheim" ohne Beziehung auf Böhmen. Der Wortstamm boi im Namen des durch seine Tapferkeit berühmten gallischen Volkes findet sich auch in germanischen Eigennamen, Boiorix, Boiocalus, Boio, und zwar nicht nur bei Angehörigen des den Kelten am nächsten stehenden kimbrischen Stammes, sondern auch bei den Sachsen; Boie[16]) ist noch heutigen Tages in Norddeutschland als Zuname, sogar als Vorname gebräuchlich. Im Volksnamen der Baiovaren aber hat sich, so vielfach er auch verunstaltet wurde, doch stets das a erhalten. Damit soll übrigens eine ursprüngliche Verwandtschaft der beiden Formen keineswegs geleugnet werden.

---

[15]) Ganz ähnlich ist *Τευριοχαιμαι* gebildet. Es ist, wie Wislicenus (Geschichte der Elbgermanen, Halle 1868) richtig bemerkt, lateinisch als „Turiohaemi wiederzugeben" und „bereits der Volksname Turingi". *Χαιμαι* darf aber weder mit Herminones, wie Zeuß, noch mit Chamavi, wie er selbst meint, „zusammengehalten" werden. Auch die Markomannen sind übrigens keine Franken.

[16]) Davon die schleswig-holsteinischen und dänischen Familiennamen Boie, Boye, Boiesen, Boyesen, Boysen u. a. Baio heißt ein keltischer Gott, Baive die Sonnengöttin der Lappen; Bajae und *Βαιαχη* sind italische und griechische Ortsnamen.

„Der Geograph von Ravenna," schreibt Zeuß, „enthält Goldkörner aus alten Schriften aufgelesen, die für uns verloren sind (so verschiedene gotische Quellen, wie z. B. der gelehrte Markomir, Marcomirus Gothorum philosophus), aber verborgen im Schlamme einer nachlässig und wild hingeworfenen Darstellung", so daß man sie, „um ihn verstehen und benützen zu können", mühsam „zusammenkehren" muß. Das Bild aber, wie es der bairische Sprachforscher aus solchen Bruchstücken zusammengesetzt hat, ist leider nicht von der Art, „daß man nur wünschen muß, ein gleiches möchte in allen Teilen unseres vaterländischen Altertumes erreichbar sein".

Kann also Baias nicht Böhmen sein, was ist es dann? Ohne Zweifel ein Teil von Maurungen, Maurungania beim Geographen, Mauringa bei Paul Warnefrids Sohn und in den Origines Langobardicae des Codex Halensis, Myrgingas im angelsächsischen Wandererslied und Morland im Heldenbuch. Dieses ausgedehnte Land (spatiosissima terra) trug, wie ich schon vor zwei Jahrzehnten[17]) nachgewiesen habe, gerade von der Größe seinen Namen, denn das keltische maur, mor, groß, hat auch in den germanischen Sprachen noch in geschichtlicher Zeit die gleiche Bedeutung[18]) gehabt. Nach dem Chronicon Gothanum gelangten die Langobarden vom Ufer der Niederelbe, wo sie neue Wohnsitze gefunden hatten (novam habitationem posuerunt), nach Sachsen (Saxoniae patriam attigerunt), das demnach auch noch mit zum „Großland" gerechnet wurde. Wir entfernen uns daher wohl nicht weit von der Wahrheit mit der Annahme, daß mit Maurungen oder Moringen die weiten Landstriche zu beiden Seiten der Elbe, zwischen Weser und Oder, bis zu den im Süden sie begrenzenden Gebirgen, Harz, Lausitzer Hügelland und Erzgebirge, bezeichnet wurden. Böhmen enthält zwar das Quellgebiet der Elbe, liegt aber außerhalb jener natürlichen Grenzen. Vor der großen Verschiebung nach Süden, deren Ende man „Völkerwanderung" zu nennen pflegt, wohnten in jenem Gebiet die Chauken, späteren Franken, die Angrivarier, ein Teil der späteren Sachsen, die Langobarden, die Semnonen, späteren Alemannen, und zwischen diesen

[17]) In der Sitzung des Karlsruher Altertumsvereines vom 25. April 1895. Veröffentl. d. Vereins, Zwangloses Heft II. Karlsruhe G. Braun, 1895.

[18]) Olaus Magnus (Hist. d. gent. sept. I 18, VIII 1); lapis ingens .... Morasten dictus ... lapis campestris amplus, ab incolis perpetuo tempore Morasten dictus. Ericus Olai (Hist. Spec. III p. 82); in communi placito Morating (heute storthing, Großrat). Der Morasten wird auch von Meursius (Hist. Dan. V) erwähnt, morjoch bedeutet im langobardischen Recht das „große", d. h. das Schultergelenk, Moringia hieß auch eine Landschaft in Schweden, Morstein ist ein Schlößchen an der Jagst. Dazu die Eigennamen Moro, Moring, Morico (heute Mohr, Möhring, Mörike), Morolf u. a. Die Ableitung von marc, Grenze, ist ebenso verfehlt wie die von mari, Meer; nach Zeuß ist das Wort „schwer zu deuten".

und den Goten, also in dem östlichsten, von den Flüssen Suebos (dem „Glänzenden") und Oder[19]) eingeschlossenen Teil des Landes, das große Volk der Lugier (latissime patet Lygiorum nomen . . . . . trans Lygios Gothones regnantur, Tac. Germ. 43). Warisker[20]), Markomannen und Quaden saßen damals schon südlich von dem großen Gebirgszug, der das Schwabenland in zwei Hälften teilt (dirimit enim scinditque Suebiam continuum montium iugum). Hat somit das Land Baias — wir dürfen annehmen, daß sich des Geographen Angaben auf frühere Zeiten beziehen — mit dem Boierheim nichts als einen zufälligen Namensanklang gemein, so bleibt dafür innerhalb von Maurungen nur das lugische Wohngebiet übrig, dessen östliche Lage zudem mit dem Wortlaut übereinstimmt (ad orientem multum extenditur, cuius aliqua pars Baias dicitur). Wir werden später sehen, daß zu dieser Voraussetzung alle geschichtlichen und sprachlichen Verhältnisse des im 6. Jahrhundert unter dem Namen Baiovaren auf einem südlicheren Schauplatz auftretenden Volkes am besten passen. „Leute[21]) aus Baia" ist daher eine nahliegende Übersetzung des Volksnamens, doch wäre auch das umgekehrte Verhältnis nicht unmöglich, daß nämlich Baias (man denke an Hellas, Cheruskis, Chaukis u. dgl.) „Heimat der Baiovaren" bedeutet hätte und vom Volksnamen abgeleitet, dieser also das Ursprüngliche wäre. Wie die Ostfranken auch Ribovarii (Ribuarii, Ripuarii), d. h. „freie Männer", die Schwaben Ziuvarii (Cyuuarii, gleichbedeutend mit Tubantes, Tiubantes), d. h. „glänzende Männer" heißen, so könnte auch Baiovarii die Umschreibung eines älteren, einfachen Namens sein. Als solcher bietet sich am ungezwungensten der des großen lugischen Volkes dar, denn bestünde ein solcher Zusammenhang nicht, so wäre dieser mächtige Stamm, dessen Hauptbestandteil nach den Stürmen der Römerkriege und der Völkerwanderung ungebrochen dastand, mit seinem Namen vollständig aus der Geschichte verschwunden. Die Bedeutung dieses letzteren, der bei Strabo

---

[19]) Suebos, Thur, Angel, Werna, Warnow, sind vom gleichen Wortstamm wie die entsprechenden Volksnamen gebildet; Odora, sl. Vjodr, bedeutet nichts anderes als „Wasser".

[20]) Nach *Οὐαρίστοι* bei Ptolemäos, Warisci, Warasci in mittelalterlichen Urkunden ist auch das narisci der Tacitushandschriften in varisci zu verbessern.

[21]) Von got. vair, ahd. wer, agf. ver, an. verr, lit. wyras, lat. vir, Mann. Mit „wehren" hat das Wort nichts zu tun. Ganz verfehlt ist Sepps Deutung „Kriegswehren" (agf. beadu, got. varjan). Nach Dethier, Baiuarische Fürsten in Konstantinopel (Allg. Ztg. 302; 1876) wurde ein Söldner der 5. Cohorte inschriftlich *Βαδοναριος* genannt; da seine Tochter den Beinamen *Βαιαγενα* führt, kann es sich in der Tat um Baiovaren handeln. Baduhari ist aber ein bekannter Eigenname und braucht nicht aus Baguarios verschrieben zu sein.

Λουιοι, bei Tacitus Lugii oder Lygii, bei Ptolemäos *Λουγιοι*, bei Dion *Αυγιοι* und bei Zosimos *Λογιωνες* lautet, kann nicht zweifelhaft sein: die Verwandtschaft mit gr. *λευκος*, lat. lux, got. liuhath, ahd. liuhta, Glanz, Licht, ist unverkennbar. Gleichen Sinn hatte die altgermanische Wurzel bai, von der das ahd. baie, beie, Lichtöffnung, Fenster, die neudeutschen Wörter Bai und Boje, die Eigennamen Baio, Baia, Baior, Baianes, Baihildis, Baialardus, Baiamund, Bayard, die Ortsnamen Bayental, Beienrode, Baienfurt u. dgl.[22]) abgeleitet sind: Baiovarii ist demnach, gerade wie die oben angeführten Namen, nichts anderes als eine gleichbedeutende Umschreibung von Lugii, d. h. „glänzende Männer". Ptolemäos (Geogr. II 18—20) nennt drei Teilvölker des großen lugischen Stammes, *Λουγιοι οἱ Ὀμανοι*, *Λ. οἱ Δουνοι* (*Διδουνοι* ist eine offenbare Entstellung) und *Λ. οἱ Βουρ̣οι*, „Namen", sagt Bremer[23]), „mit welchen wir nichts anzufangen wissen". Sieht man sich dieselben aber etwas näher an und vergleicht sie mit solchen, die bei anderen Schriftstellern oder in verwandten Sprachen vorkommen, so läßt sich damit doch etwas „anfangen". In *Ὀμανοι* ist ohne Frage das in germanischen Volksnamen so häufige man enthalten, für ein einfaches Wort ist es aber zu lang, für ein zusammengesetztes zu kurz, denn das einfache o kann unmöglich einen selbständigen Wortteil bilden. Es ließe sich nur denken, daß es überhaupt keine Berechtigung und Bedeutung habe, sondern nur durch Unachtsamkeit der Abschreiber aus dem vorhergehenden Artikel wiederholt sei; dann wäre zu lesen *Λουγιοι οἱ Μανοι*, d. h. „die Lugier, die auch Mannen oder Männer heißen", und man könnte, wie auch manche Erklärer versucht haben, die Manimi bei Tacitus zum Vergleich heranziehen. Dieser Name, dessen ungermanische Endung imos wohl in icos oder iscos zu bessern ist, findet aber seine Erklärung schon durch *Δουνοι*, das, wie thrakisch *Θυνοι*, einfach „Mannen" bedeutet.[24]) Es ist daher durchaus nicht unwahrscheinlich, daß aus der Buchstabenreihe *λουγιοιοιομανοι* durch Versehen der Abschreiber ein Teil und zwar *βαι*, ausgefallen, also *Λουγιοι οἱ Βαιομανοι* zu lesen ist. Wem diese Annahme nicht genügend begründet erscheint, der möge sich erinnern, daß auch bei Tacitus das Hauptvolk der Lugier, in dessen Gebiet sich das gemeinsame Stammesheiligtum, der Hain der germanischen Dioskuren oder „Alken", befand (Apud Nahanarvalos antiquae religionis lucus ostenditur, Germ. 43),

---

[22]) Vom Namen Lugii gesteht Grimm (Gesch. d. deutsch. Spr.), daß er nicht wage, „den Sinn des Namens zu raten." In den bairischen und österreichischen Ortsnamen Baierbach, Baierbrunn scheint auch der ursprüngliche Sinn des Wortes, nicht der Volksname zu stecken.

[23]) Ethnographie der germanischen Stämmen, Straßburg 1899. 2. Aufl. 1904.

[24]) Kymr. dyn, ir. duine, Mann; Dunus germanischer, Dunnus keltischer Eigenname.

eine derartige Umschreibung des Stammesnamens als Sonderbezeichnung führt, denn Nahanarvali oder Naharvali ist, wie schon die verschiedenen Lesarten zeigen, verderbt und muß entschieden Naganafali gelesen werden, genau wie Cannenafates gebildet[25]) und „glänzende Männer" bedeutend. Keine Wortdeutung und Völkergleichstellung ist verkehrter als die von Müllenhoff, der die gotisch-wandalischen Astinge als Männer mit Frauenhaar und für Nachkommen[26]) der lugischen Naganafalen, deren Heiligtume ein Priester in weiblichem Gewande vorstand (praesidet sacerdos muliebri ornatu), erklärt. Obwohl diese Deutung sachlich, sprachlich und geschichtlich unmöglich[27]) ist, wird sie doch immer noch von urteilslosen Leuten[28]) gläubig nachgebetet.

Die lugischen Dunen (Strabos *Ζουμους* darf wohl *Δουνους* gelesen werden) und besonders die Buren (*Βουτωνας* ist offenbar in *Βουρωνας* zu bessern; für *Μουγιλωνας* lese ich *Σιγουλωνας* und stelle sie den Marsigni, bei Ptolemäos Marouingoi gleich), von Tacitus, dem feinere Unterscheidungen fernlagen, nicht ohne Grund zu den Schwaben gerechnet (e quibus Marsigni et Buri sermone cultuque Suebos referunt, Germ. 43), haben sich früh nach Südosten gewendet und dort (als *Βουρροι* bei Dion, Buri bei Julius Capitolinus,

[25]) Von der Wurzel nag, skr. nagna, ahd. nahhot, nackt; davon auch ahd. nagel, ursprünglich, wie die Schwertnamen Nagelring, Nägling zeigen, „Glanz" bedeutend. Vali steht wie in Victovali, Victohali für fali, der Endung von Ostfali = Austreleudi. Grimm (a. O.) sagt: Eine reingrammatische Auflösung des an. Wortes norn, in got. navairns (nicht zu belegen! ich erkläre norn als „atropos" von newarnjan), hat glücklich das Rätsel deuten helfen. Müllenhoff schließt scharfsinnig, daß Nahanarvalir für Navarnahali stehe . . . ., got. Navarnehaleis, an. Nornahalir, viri qui dearum fatalium tutela gaudent. — Auch der Name der göttlichen Zwillingsbrüder, die auch als Sternbilder (fratres Helenae, lucida sidera, Horaz) verehrt wurden, bedeutet nichts anderes als „die Leuchtenden". Von derselben Wurzel der angelsächsische (eolcsand) und griechische (*ἠλεκτρον*) Name des Bernsteins, sowie zahlreiche Eigennamen, wie Alkuin, Alkaios u. ä. Auch der eddische Beiname Odhins, Jalkr, gehört hierher.

[26]) Zeitschrift f. dtsch. Altertum XII, S. 346. — Auch von Schmidt in seiner „Geschichte der Wandalen" angenommen. Von mir in der Besprechung dieses Buches in der „Deutschen Erde", 1903, Heft 3, widerlegt.

[27]) Nach einem einzelnen Priester in Weibertracht kann doch nicht ein ganzes Volk „frauenhaarig" genannt werden; daß, wie Grimm (Gesch. d. dtsch. Spr.) sagt, „die echte gotische Form" des Namens Astingi „Hazdiggos=Capillati" sei, ist mehr als fraglich; nach dem Beispiel von jar, jer wird auch har got. her gelautet haben; im nord. haddr ist d ebenso wenig wurzelhaft wie in madhr; die Astinge (Azdingi ist got. Nebenform, wie azgo = asca) gehören als Teilvolk der Wandalen zum gotischen Stamm.

[28]) So z. B. von Bitterauf in seinem (Beil. z. „Allg. Ztg.", Nr. 4, 1903) von mir (Nr. 93) mit Leichtigkeit als durchaus unberechtigt zurückgewiesenen Angriff.

Βοϱαvοι bei Zoſimos) das Schickſal der gotiſchen Oſtgermanen geteilt. Das Hauptvolk des Stammes aber war im Norden ſitzen geblieben, wo es noch Ende des 3. Jahrhunderts vom Kaiſer Probus ohne großen Erfolg bekämpft wurde (Zoſim. I 67); der gefangen genommene, aber wieder freigegebene Anführer trägt den ſchwäbiſchen Namen Semno.

Demnach hat Zeuß zwar die irrigen Anſichten der „Bojiſten" von einem keltiſchen Urſprung des echt deutſchen Volkes widerlegt und, wie Mehlis[29]) mit Recht ſagt, „den bojiſchen Nebel" zerſtreut, keineswegs aber die Einheit von Baias und Boiohaemum, der Baiern und der Markomannen „bewieſen". Da aber ſeine Lehre unter den „Unigeniſten", die einen einheitlichen Urſprung des Volkes annehmen, noch heute wohl die meiſten Anhänger zählt, müſſen wir vor allem, um ſie unparteiiſch beurteilen zu können, die Schickſale und Wanderungen der Markomannen bis zum Verſchwinden ihres Namens in der Geſchichte verfolgen.

Der älteſte Geſchichtſchreiber, der die Markomannen erwähnt, iſt Cäſar, deſſen Denkwürdigkeiten über den galliſchen Krieg ſie (I 51) unter den Hilfsvölkern in Arioviſts Heer aufführen. Nach Vellejus, Florus, Oroſius führten diejenigen Germanen, die im letzten Jahrhundert vor unſrer Zeitrechnung bis an den Oberrhein vorgedrungen waren und mit den zurückgedrängten Helvetern in faſt täglichen Kämpfen (fere cotidianis proeliis cum Germanis contendunt, B. G. I) um den Landbeſitz ſtritten, den Namen Markomannen, der wie die Eigennamen Marcolf, Marcrat, Marcoard, Marcuin, Marcovefa, wie die Ortsnamen Marcodurum, Marcomagus, Marcburg gebildet iſt und ganz allgemein[30]) „ausgezeichnete Männer", nicht aber, wie meiſt angenommen wird, „Markmannen, Grenzwächter" bedeutet. „Gegen

[29]) Markomannen und Bajuvaren. Beitrag z. Anthrop. und Urgeſchichte Bayerns V, 1882. In der aus dem 7. Jahrhundert ſtammenden Vita S. Eustasii heißt es „ad Boios qui nunc Bavocarii vocantur", in Arnpekhs Chron. Baioariae (15. Jahrhundert) „Baioarios a Bois dictos et gallicam olim fuisse gentem". Aber noch im 19. Jahrhundert ſchrieb der Akademiker Buchner (Dokumente zur Geſchichte von Bayern, 1832): Über die keltiſche Sprache der Bojer beſitzen wir ſehr gelehrte Abhandlungen von Pallhauſen uſw.", und ſogar Grimm (Geſch d. dtſch. Spr. 1848): „Die Baiern ſind ein deutſches Volk mit keltiſchem Namen." — Auch Schmidt, „Die germaniſchen Reiche der Völkerwanderung" (Leipzig 1913), ſchreibt richtig „Baiern", hält aber — ſelbſtverſtändlich, könnte man ſagen — an der markomanniſchen Abkunft feſt. Auch ſonſt enthält das Büchlein neben einer Menge von hergebrachten auch verſchiedene neue Irrtümer und liefert ſomit den Beweis, wie nötig eine Umarbeitung gerade dieſer Wiſſensgebiete war.

[30]) Auch die Nordmannen hießen mit anderem Namen Marcomanni, Markamenn. Marcomanni, quos nos Nordmannos vocamus, ſchreibt Hrabanus Maurus in der Abhandlung De inventione linguarum. Goldaſt, Script rer. Alamann. 1661.

wen hüteten nun die Markomannen die deutsche Mark?" Auf diese von Grimm gestellte Frage eine befriedigende Antwort zu finden, fällt ihm selbst schwer; es gab ja damals kein germanisches Reich, und das einzige, was die auseinanderstrebenden Stämme und Völker einigermaßen zusammenhielt, war das Gefühl näherer Verwandtschaft. Im Jahrhundert vor unsrer Zeitrechnung waren die schwäbischen Markomannen freilich die Vormacht der Germanen gegen Südwesten, aber höchst wahrscheinlich hatten sie dahin ihren Namen schon aus dem Norden mitgebracht, sicher haben sie ihn auch später, unter ganz veränderten Verhältnissen, beibehalten. Auf welchem Wege die Markomannen an den Oberrhein gelangt waren, ist zwar mit voller Sicherheit nicht mehr festzustellen, doch mit einem hohen Maße von Wahrscheinlichkeit zu vermuten, ungefähr auf dem gleichen, den später auch die Alemannen verfolgten, durch die Täler der Elbe, Sale, Unstrut, Fulda und Kinzig an den unteren Main und von da rheinaufwärts. Die von manchen Historikern vertretene Ansicht, die Markomannen hätten schon vorher die Boier aus Böhmen vertrieben gehabt, und Marbods klug berechneter Rückzug sei eine Rückkehr[31]) in die „alte Heimat" gewesen, läßt sich aus den Quellen in keiner Weise begründen. Strabo (VII 2) sagt, auf Poseidonios als Gewährsmann sich berufend, ausdrücklich, daß die Kimbern von den im arkynischen Wald, also in Böhmen, wohnenden Boiern abgewehrt und „zurückgeworfen" worden seien, und auch nach Vellejus (II 108) und Tacitus (Germ. 42) kann kein Zweifel bestehen, daß die Worte „ipsa etiam sedes, pulsis olim Boiis, virtute parta" auf Marbod bezogen werden müssen.

Daß wir auch den König Arioviſt „selbst als einen Sproß dieses Geschlechtes betrachten" müssen, wie Mehlis glaubt, dafür liegt ein zwingender Grund nicht vor. Er führt nie dessen Namen, und in der nach germanischem Brauch den einzelnen Völkerschaften entsprechend gegliederten Schlachtordnung waren die Markomannen getrennt von den „Sueben" aufgestellt, d. h. der Gefolgschaft des Königs und dem kleinen, aber kampfgeübten und wohl aus verschiedenen schwäbischen Völkern geworbenen Heer, mit dem er zuerst in Gallien eingerückt war. Die in der unglücklichen Schlacht gegen Cäsar mitkämpfenden Markomannen waren vielleicht nur Hilfstruppen, von den benachbarten Fürsten ihrem kriegsberühmten Stammverwandten zur Unterstützung geschickt, wahrscheinlicher aber Auswanderer, die sich unter Ariovists mächtigem Schutze mit Weib und Kind, ebenso wie die kurz vorher eingetroffenen Haruden, auf Galliens fruchtbaren und wohl angebauten Fluren anzu-

[31]) So z. B. Mehlis, auch Bremer (a. O.). Die am Helveterzug beteiligten Boier gehörten einem anderen, weiter südlich an der Donau wohnenden Zweig des mächtigen Volksstammes an. Vellejus schreibt: avocata procul a Romanis gente sua (Marobodui).

siedeln gedachten. Ihnen sind die nach Cäsars (B. G. I 51) und Dions (XXXVIII 50) Bericht in der Wagenburg zurückgelassenen Weiber zuzuschreiben, denn die schon vorher auf dem linken Rheinufer dauernd angesiedelten Wangionen, Nemeter und Triboker[32]) haben sicherlich nur ein Aufgebot ihrer streitbaren Jugend ins Feld gestellt, und des Königs vorher „niebesiegte" Kerntruppe bestand wohl größtenteils aus unbeweibten Kriegsleuten, denen das Waffenhandwerk Lebensberuf war. Gerade diese Ansiedelungsversuche ganzer Völker hatten aber mit Recht die Besorgnis der Gallier erregt und das Eintreten des römischen Feldherrn veranlaßt.

Auch nach der Entscheidungsschlacht behaupteten die drei genannten Völkchen ihre linksrheinischen Wohnsitze; was von den übrigen dem Blutbade entronnen war, mag teils bei den benachbarten Markomannen, teils bei entfernteren schwäbischen Völkern Zuflucht gefunden haben. Wenn aber die civitas S. N. mit der Hauptstadt Ladenburg (Lopodunum) wirklich, wie Zangemeister[33]) nach einem in Frankreich gefundenen Grabstein vermutete, als „Gaugenossenschaft der Neckarschwaben" aufgefaßt werden müßte, so könnte doch diese schwäbische Ansiedelung unmöglich, wie Fabricius[34]) meint, auf Überlebende aus Ariovists Heer bezogen werden, denn Marbod hat bei seinem Auszug alle seine Stammesgenossen mitgeführt und ein menschenleeres Land zurückgelassen. In einem Teil desselben siedelte nach Dions Mitteilung (LV 15) Domitius Ahenobarbus, Statthalter an der Donau, wenige Jahre vor unsrer Zeitrechnung einen heimatlos auf der Suche nach Ackerland umherziehenden Schwarm von Hermunduren an; ob dies aber an der Neckarmündung oder überhaupt innerhalb des römischen Grenzwalls stattfand, wissen wir nicht. Daß das Zehntland, wie auch

---

[32]) Nach dem Lautstand der Namen gehörten nur die Wangionen dem schwäbisch-herminonischen, Nemeter und Triboker dagegen dem kimbrisch-ingävonischen Stamm an.

[33]) Zur Geschichte der Neckarländer in römischer Zeit. Neue Heidelberger Jahrbücher III, 1893. Die sehr verschiedene Erklärungen zulassende und vielleicht mit dem Neckar in gar keiner Beziehung stehende Inschrift des bei Aubigny gefundenen Steines lautet: Di mani Tertiniae Florentiniae cives Sueb a nicreti vixit a. XVII (Corp. Inscr. Lat. XIII 1, Nr. 2633). — Vgl. hierzu meine Bemerkungen über die „Neckarschwaben" in den Mannheimer Geschichtsblättern, XI 10, 1910. Nach Christ, dem ich beizustimmen geneigt bin, wäre C. V. S. N. zu deuten als civitas Ulpia (nach Trajan) Septimia (nach Septimius Severus) Nemetum. S. die Erwiderung im Heidelberger Tageblatt vom 26. X. 1910, sowie die Aufsätze von Christ in den Mannh. Geschichtsblättern XI 11/12 und XII 1/3. Damit sind die „Neckarschwaben" für die Wissenschaft erledigt.

[34]) Die Besitznahme Badens durch die Römer. Neujahrsblätter der bad. hist. Kommission, Heidelberg 1905. — Die Schrift enthält auch sonst, was die älteren Zeiten anlangt, manches Irrtümliche.

die Germania prima auf dem linken Rheinufer, von den Römern vollständig romanisiert wurde, davon legen gerade, außer dem schon erwähnten, die in der Nähe von Heidelberg gefundenen Grabsteine Zeugnis ab. Einen der sonderbarsten Einfälle, die mir jemals aufgestoßen sind, hat Halter in einem Aufsatze „Auf den Spuren der Haruder im Elsaß" der Öffentlichkeit[35]) mitgeteilt; er meint, die Mundart der Kolmarer Gegend sei „nicht alemannisch, sondern altnordisch" und stamme unmittelbar von der Sprache der mit Ariovist verbündeten Haruden ab. Das wäre, wie ich in einer Widerlegung „Haruden im Elsaß?" gezeigt habe, nur möglich, wenn sich im Oberelsaß von Cäsars Zeiten bis zur Besitznahme durch die Alemannen, also fast ein halbes Jahrtausend lang, germanische Sprache erhalten hätte.

Obwohl ein Teil der Markomannen mit in Ariovists furchtbare Niederlage verwickelt war, blieb doch auf dem rechten Rheinufer ihre Macht zunächst unerschüttert. Ihr späterer Auszug nach Böhmen unter Marbod ist schon im vorhergehenden Abschnitt geschildert worden. Das Markomannenreich blieb unter Königen aus dessen[36]) erlauchtem Geschlechte (nobile Marobodui et Tudri genus, Tac. Germ. 42) berühmt und mächtig (praecipua Marcomannorum gloria viresque) und hatte allmälig Macht und Besitz bis zur Donau ausgedehnt, so daß es gewissermaßen „Germaniens Stirn" bildete (eaque Germaniae velut frons est).

Der Weg, den Marbod mit seinem Volke zurücklegte, um in die neue, nicht in die „frühere Heimat" zu gelangen, scheint mir nicht so schwierig „zu bestimmen", wie Mehlis meint. Da die alte Völker- und Handelsstraße längs der Donau durch die Römer verlegt war, blieb eigentlich nur der Zug längs der Bergstraße oder, wenn man der Verpflegungsschwierigkeiten wegen die große Menge trennen wollte, zum Teil durch die Täler des Neckars, der Jagst und Tauber an den Main und von da der Paß südlich vom Fichtelgebirge ins Egerland übrig. Von hier aus vordringend, haben die Markomannen, jedenfalls nicht ohne Widerstand, die Boier allmälig nach Süden und aus dem Ring

---

[35]) Beilage z. „Allg. Ztg." Nr. 196, 1912; meine Entgegnung in Nr. 235. — Nach dem Monum. Ancyranum wohnte in den ersten Jahren unsrer Zeitrechnung ein Teil der Haruden (Cimbri et Charudes et Semnones) noch in Holstein (*Χαρουδες* bei Ptolemäos II 11), wenig südlicher noch im 9. Jahrhundert: Transiens, Ludwig der Deutsche, per Angros, Harudos, Suebos .... Thuringiam ingreditur, Ann. Fuld. ad a. 852. — Auch später noch ist Halter in einem Aufsatz „Zur Abgrenzung der Mundarten im Elsaß" (Straßb. ill. Verkehrszeitung 12, 1905) auf diese unhaltbare Theorie zurückgekommen.

[36]) Da tudor im Angelsächsischen progenies, suboles bedeutet und Tudrus oder Tuder sonst als Name nicht vorkommt, liegt die Vermutung nahe, Tacitus habe hier ein germanisches Wort aufgenommen, die Stelle sei demnach zu übersetzen: „das erlauchte Geschlecht Marbods und seiner Nachkommen."

der Berge hinaus gegen die Donau gedrängt. Pilsen mag daher ein „Hauptsitz" des schwäbischen Volkes gewesen sein, doch halte ich es ebenso wenig wie Budweis für Marbods Königsburg, wo sich des leichten Erwerbs wegen auch zahlreiche Händler aus den römischen Provinzen niedergelassen hatten[37]) (regiam castellumque iuxta situm; veteres illic Sueborum praedae et nostris e provinciis lixae ac negotiatores reperti, Tac. Ann. II 62). Schon früher habe ich die Meinung ausgesprochen, daß diese Handelsstadt mit der festen Königsburg nur beim heutigen Prag mit dem Hradschin gesucht werden kann. Ohne Zweifel hat Marbod die frühere Hauptstadt der Boier zu der seinigen gemacht. Bouiaemon nennt Strabo nur den Königssitz, und die örtlichen Verhältnisse der durch eine Stromschlinge der Moldau und den dahinter liegenden Laurentiusberg geschützten Landzunge mit den heutigen Vororten Bubna und Holeschowitz entsprechen ganz der gewöhnlichen Anlage gallischer Städte. Daß die Gegend von Prag während der Markomannenzeit stark bevölkert war, beweist außerdem das bei Podbaba[38]) aufgedeckte germanische Reihengräberfeld.

Nachdem sich die Markomannen bis gegen das Ende des zweiten Jahrhunderts ziemlich ruhig innerhalb ihrer Bergfeste gehalten hatten, wurde durch Anwachsen der Volksmenge, durch Wanderlust und Tatendrang, wohl auch durch einen die römischen Streitkräfte nach dem fernen Osten ablenkenden Partherkrieg, das kriegerische Volk gereizt und ermutigt, angriffsweise gegen das Römerreich vorzugehen. Der Anfang war vielversprechend: mit den Quaden[39]) ihren östlichen Nachbarn, verbündet, fielen sie im Jahre 167 in Italien ein, vernichteten ein römisches Heer und belagerten Aquileja. Die Gefahr für Rom war

---

[37]) Die Bevölkerung von Böhmen in vorgeschichtlicher und frühgeschichtlicher Zeit. Globus LXII 24, 1892. — Der Ortsname Budweis hängt nicht, wie manchmal angenommen wurde, mit Marbod zusammen, sondern ist derselbe wie Mährisch-Budwitz (beides tschechisch Budejovice und mit aſ. budil, büttel, und kelt. bodium, deutsch Bude, urverwandt). Budweis wurde erst 1265 von Ottokar II. gegründet, Prags Entstehung dagegen verliert sich im Dunkel der Sage und des Altertums.

[38]) Niederle, Die neuentdeckten Gräber von Podbaba. Mitteil. d. Anthr. Gesellsch. in Wien 1892. Nachtrag im folgenden Jahrgang, N. F. XIII, Sitzungsbericht S. 91. — Pic, Le Hradischt de Stradonitz en Bohème, trad. par Déchelette, Leipzig 1906. Die Funde von Stradonitz, 35 Kilom. südwestlich von Prag, darunter Waffen, Schmuck, Sporen, Würfel, Münzen, sind keltisch und reichen etwa bis in die Zeit des Augustus. Es kann sich also nur um eine boiische Festung, nicht, wie der Übersetzer meint, um Marbods Königsburg handeln.

[39]) Die Quaden, „die Grimmen", wohnten schon im Jahre 19 n. Chr. (Tac. Ann. II 63) an der March, wohin sie von der Niederelbe, dem Einfallstor für alle Schwaben, wahrscheinlich durch das Elb- und Odertal und über das Gesenke gekommen waren.

groß. Beide Kaiser, Marc Aurel und Verus, warfen sich ihnen mit Aufbietung aller verfügbaren Streitmittel entgegen und drängten sie über die Alpen, schließlich auch über die Donau zurück. Reich an Wechselfällen und blutigen Schlachten, dauerte der Krieg, mit geringer Unterbrechung, fünfzehn Jahre (166—180). Beim Friedensschluß konnten die Markomannen zwar die Donaugrenze behaupten, aber der furchtbare Krieg hatte das Volk doch sehr geschwächt: viele Tausende waren gefallen, ebenso viele als Gefangene nach Italien geschleppt und in dem entvölkerten Lande als Bauern angesiedelt worden (accepitque in deditionem Marcomannos, plurimis in Italiam traductis, Jul. Capitolinus, M. Anton. Philos. c. 22). Hätte dieser tatkräftige Kaiser etwas länger gelebt, er würde damals schon das Markomannenland zur römischen Provinz gemacht haben (Triennio bellum postea cum Marcomannis, Hermunduris, Sarmatis, Quadis etiam egit; et si uno anno superfuisset, provincias ex his fecisset, c. 27). Hundert Jahre später hatten sie Böhmen schon aufgegeben und wohnten auf dem linken Donauufer, ungefähr zwischen Wien und Pest. Der Statthalter von Pannonien (dux Pannoniae primae et Norici ripensis) war nach dem Staatshandbuch des weströmischen Reiches (V 7) zugleich Tribunus gentis Marcomannorum, und nach Aurelius Victor (De Caes. 33) überließ im Jahre 262 Kaiser Gallienus dem Markomannenkönig Attalus (Athal, dem Vater seiner Gattin Pipara, anscheinend Kurzform aus einem mit Bil oder Bid beginnenden Namen) einen Teil von Oberpannonien. Als ums Jahr 396 die Königin Fritigil[40]) (Fritigil quaedam, regina Marcomannorum) zum Christentum übertrat, riet sie ihrem Gemahl, sich den Römern zu unterwerfen, was er auch tat (cum populo suo se Romanis tradidit, Paulin. Vita S. Ambros. 5). Die auf römisches Gebiet übergetretenen Teile des Volkes, in der Valeria zwischen Donau, Drau und Save (Quam Valeriam aliquando Marcomannorum gens obtinuit . . . . Valeriam finit fluvius maximus, qui dicitur Savus, Ravenn. Anon. Cosmogr. IV 21), wurden vom Prätor Lucius besiegt, nach ihrer Einverleibung die Reichsgrenzen neu geordnet (Marcomanni et Quadi in illa Valeria, quae inter Dravum Danubiumque interiacet, ab eodem tunc ductore oppressi, finesque inter Romanos et barbaros ab Augusto per Vindeliciam, Noricum Moesiamque dispositi, Jordan, De regn. et temp. successione etc.); die übrigen wurden, wie die meist mit ihnen verbündeten Quaden, den Goten zinspflichtig (stetit sub pretio Marcomannus, Quadorum principes in servitutem redacti sunt, Jordan, De reb. Get. 16). Zur Zeit des Gotenkönigs Geberich, um die Mitte des 4. Jahrhunderts,

[40]) Der entstellte Name hat ursprünglich wohl Frithigild, Frithigisla oder Frithigeila gelautet.

wohnten sie westlich von den zwischen den Flüssen Maros (Marisia) und Körös (Grissia), beide in die Theiß sich ergießend, sitzenden Wandalen (Erant namque illis tum ab oriente Gothi, ab occidente Marcomanni, Jordan, De reb. Get. 27). Im römischen Heere dienten, wie aus der Notitia dignitatum imperii Romani zu ersehen, Marcomanni seniores und iuniores mit dem Beinamen Honoriani, also wohl unter Kaiser Honorius (395—423) ausgehoben und eingeteilt. Nach den Briefen des H. Hieronymus (3 ad Hel., 9 ad Ageruch.) bestanden die Schwaben, die um die Wende des 4. und 5. Jahrhunderts verheerend in den Donauländern und Gallien einfielen, hauptsächlich aus Quaden und Markomannen (cunctasque Pannonias Gothus, Sarmata, Quadus, Alanus, Hunni, Vandali, Marcomanni vastant, trahunt, rapiunt . . . . . Quicquid inter Alpes et Pyrenaeum est, quod Oceano et Rheno includitur, Quadus, Vandalus, Sarmata, Alani . . . et, o lugenda Respublica! hostes Pannonii vastarunt). Als im Jahre 409 die vereinigten Wandalen, Schwaben und Alanen nach furchtbarer Verwüstung Galliens sich anschickten, die Pyrenäen zu überschreiten, öffneten ihnen die stammverwandten Honoriaci (quondam in foedus recepti atque in militiam allecti, Oros. VII 40, daher ohne Zweifel mit den erwähnten Honoriani gleichbedeutend), die von Constantius, dem Sohne des Gegenkaisers Constantinus, nach Spanien geführt worden waren, die Gebirgspässe und machten mit ihnen gemeinschaftliche Sache. Wir dürfen daher annehmen, daß das vom König Hermerich in Gallicien gegründete Schwabenreich (Suevi principe Hermerico cum Alanis et Vandalis simul Spanios ingressi sunt atque omnem Galliciam cum Vandalis occupant. Isidor. Hist. Suev. ad. ann. 409) zu einem guten Teile aus Markomannen bestand. Dem Hunnenkönig Attila untertan, hat der im Osten zurückgebliebene Volksteil wohl auch dessen Heerfahrten mitgemacht und ihm seine Schlachten schlagen geholfen (Erant eius subjecti dominio . . . . fortissimae nihilominus gentes, Marcomanni, Suevi, Quadi . . . ., Paul. Hist. miscell. XV 2). Von da ab wird ihr, wie der Quaden, Name[41]) nicht mehr gehört; unter der gemeinsamen Bezeichnung „Schwaben" (Suavi, Suevi) scheinen die durch wiederholte Auswanderungen und unaufhörliche Kämpfe sehr zusammengeschmolzenen Überbleibsel der beiden verwandten Völker in einander aufgegangen zu sein.

In der Lebensbeschreibung des H. Severin, der in der zweiten Hälfte des 5. Jahrhunderts, nach Attilas Tod, im römischen Noricum lebte und lehrte, werden als Verwüster des Landes besonders Alemannen und Thüringe (Eugipp. Vita S. Severini XXXI 4: Et rex —

[41]) Auch diese waren schon Ende des 4. Jahrhunderts sehr geschwächt; parum nunc formidanda nennt Ammian (XXIX 6) das einst so mächtige Volk.

Feletheus qui et Feva — hunc, inquit, populum, pro quo benevolus precator accedis, non patiar Alamannorum ac Thoringorum saeva depraedatione vastari vel gladio trucidari), aber auch Heruler und Rugier, niemals dagegen Markomannen oder Baiovaren genannt, doch iſt jener Hunimund, der mit geringem Gefolge die Stadt Paſſau[42]) überrumpelte (c. XXII), ohne Zweifel derſelbe Mann wie der von Jordan (De reb. Get. 53 u. 54) erwähnte Schwabenherzog oder König (Hunimundus Suevorum dux . . . . Suevorum reges Hunimundus et Alaricus). Die unter dieſen beiden Fürſten ſtehenden Schwaben, die nichts anderes ſein können als die verſchmolzenen Überbleibſel der Markomannen und Quaden, ſaßen auf dem linken Donauufer, an der March und Waag, alſo nicht weit vom Plattenſee in Pannonien (quia Dalmatiis Suavia vicina erat nec a Pannoniis multum distabat), wo damals die Oſtgoten wohnten. Auf einer Heerfahrt nach Dalmatien raubten ſie beim Durchzuge auch einige den Goten gehörende Herden; daher überfiel König Theodemir, Theoderichs Vater, die Heimkehrenden, ſchlug ſie beim Plattenſee aufs Haupt und nahm ihren Anführer Hunimund gefangen. Auf das Gelöbnis der Unterwerfung ließ er jedoch Gnade walten, gab die Gefangenen frei und machte Hunimund ſogar zu ſeinem Waffenſohn. Dieſe Großmut wurde jedoch ſchlecht belohnt. Der Schwabenkönig konnte die Niederlage nicht verſchmerzen und hetzte im Stillen die an der Donau wohnenden Skiren[43]) gegen die Goten auf; in dem ſich entſpinnenden Kampfe fiel gleich anfangs König Walamir, und die Goten ſtritten, um deſſen Tod zu rächen und über den hinterliſtigen Abfall und Angriff erbittert, mit ſolcher Wut, daß faſt das ganze feindliche Heer zuſammengehauen wurde und nur wenige übrig blieben, um ihres Volkes Namen zu erhalten (qui nomen ipsum ferrent). Damit aber nicht genug; in berechtigter Furcht vor den Goten brachten Hunimund und Alarich[44]) aufs neue ein großes Heer zuſammen aus allerlei Volk, außer Schwaben, Gepiden, Rugiern und den Überbleibſeln der Skiren unter Edika und Onulf (die Handſchriften haben Vulfus oder Hunuulf), Odoakers Vater und

[42]) Nach einer dort ſtehenden bataviſchen Beſatzung hatte die alte Boierſtadt Boiodurum, Bojotro bei Eugipp, den Namen Batavis oder Patavis, heute Paſſau, erhalten.

[43]) Die Skiren, die „Glänzenden" (got. skeirs, agſ. scir, an. skir), gleichbedeutend mit Turkilinge (von agſ. torht), waren ein Teilſtamm der Rugier. Ob die von einer olbiſchen Inſchrift des 2. Jahrhunderts v. Ch. im Vereine mit Galatern erwähnten Skiren Vorläufer der gotiſchen Wanderung oder, wie die Baſtarner, ein keltiſches Volk waren, iſt ungewiß; der Name beweiſt wegen der Verwandtſchaft der Sprachen nichts.

[44]) Beide werden Könige der Schwaben genannt. Ob ſie Brüder waren oder den verſchiedenen, markomanniſchen und quadiſchen, Beſtandteilen des Volkes vorſtanden, wiſſen wir nicht.

Bruder, auch Sarmaten. Aber auch in diesem Kampfe blieben die Goten unter den königlichen Brüdern Theodemir und Widimir Sieger und richteten in ihrem Schlachtenzorn ein solches Blutbad unter den Feinden an, daß 10.000 Schritte weit das Gefilde mit Leichenhügeln und Waffen bedeckt war und „wie ein rotes Meer" erschien (ut rubrum pelagus appareret). Von der zahllosen Menge erreichten nur einzelne mit Mühe und Not durch schimpfliche Flucht die Heimat wieder (effugati vix ad sua inglorii pervenerunt).

Nach dieser furchtbaren Schlacht, die kurz vor 472, dem Jahre der Heimkehr des 18jährigen Theoderich aus Konstantinopel, stattgefunden haben muß und jedenfalls die Kraft des Volkes gebrochen hat, hören wir lange nichts mehr von demselben. Die Schwaben (*Σουαβοι*), bei denen im Jahre 537 Witichis durch seine Feldherren nach Prokop (Gotenkr. I 16) ein Hilfsheer anwerben ließ, waren vermutlich die Alemannen und ihre vom gleichen Schriftsteller (I 12) genannten östlichen Nachbarn. Auch sie hatte, wie Jordan (c. 55) berichtet, König Theodemir, im Winter 471 auf 472 die gefrorene Donau[45]) überschreitend, geschlagen. Die unbedeutenden Überbleibsel der Ostschwaben dagegen wurden nach der Origo gentis Langobardorum (c. 5) und Paul Warnefrids Sohn (Gest. Langob. I 21) von den Langobarden, die damals in der ungarischen Ebene, dem heutigen Alföld, wohnten (in campis patentibus, qui sermone barbarico feld appellantur), ums Jahr 530 unter König Wacho besiegt und unterworfen (Eo tempore inclinavit Wacho Suavos sub regno Langobardorum .... Eodemque tempore Wacho super Suevos irruit eosque dominio suo subjugavit), später (568) von Albwin mit anderen abhängigen Völkerschaften germanischen und fremden Stammes nach Italien geführt und dort gesondert angesiedelt (Gest. Lang. II 26, Certum est autem, tunc Alboin multos secum ex diversis, quas vel alii reges vel ipse ceperat, gentibus ad Italiam adduxisse, unde usque hodie eorum in quibus habitant vicos, Gepidos, Bulgares, Sarmatas, Pannonios, Suavos, Noricos sive aliis huiuscemodi nominibus appellamus). Ungefähr um die gleiche Zeit (585) wurde auch das Schwabenreich in Spanien, dessen Macht und Ausdehnung schon seit Rikiars Sturz und Ende im Jahre 456 sehr eingeschränkt war, durch König Leovigild, der den letzten schwäbischen Herrscher, den Empörer Audika, scheren und ins Kloster stecken ließ, dem gotischen Reiche einverleibt. So waren die letzten Nachkommen der einst so mächtigen Markomannen und Quaden, soweit sie das Schwert verschont hatte, in fremden Landen zuerst in

[45]) Wie ich im vorhergehenden Abschnitt nachgewiesen habe, muß dieser Übergang über die gefrorene Donau ungefähr beim heutigen Ulm stattgefunden haben, „wo einige Flüsse (Iller, Wertach, Lech), mit gewaltigem Tosen von den Hochalpen herabstürzend, in die Donau sich ergießen". (Jordan, De reb. Get. 55.)

anderen germanischen, Langobarden und Westgoten, schließlich in den sich neubildenden romanischen Völkern, Italienern und Spaniern, aufgegangen.

Wer trotz alledem an der von Zeuß angeblich „bewiesenen" Abstammung der Baiern von den Markomannen[46]) festhält, der müßte, von allen sprachlichen Gründen vorläufig abgesehen, auf rein historischem Wege aus den Quellen nachweisen, daß 1. ein Teil des Volkes von der langobardischen Herrschaft frei geblieben, und 2. wie dieser von der March und Waag, wo er am Ende des 5. und Anfang des 6. Jahrhunderts seinen Wohnsitz hatte, ins Quellgebiet des Mains, den bairischen Nordgau, von wo aus die Einwanderung der Baiovaren erfolgte, gelangt ist, wie es z. kommt, daß erst mehrere Jahrhunderte nach dem Verlassen von Böhmen (ungefähr zu Ende des 4. Jahrhunderts fanden die Langobarden dort schon die Slaven, Beowinidi) die Markomannen nach jenem Lande benannt wurden, warum diese 4. das Christentum wieder aufgegeben hatten, so daß sie aufs neue bekehrt werden mußten, was 5. aus dem großen Volke der Lugier, das doch nicht spurlos aus der Geschichte verschwunden sein kann, geworden ist. Alles das ist aber, wie ich schon in der erwähnten Abwehr des sachlich durchaus ungerechtfertigten Bitterauf'schen Angriffs betont habe, unmöglich.

Zu den „Unigenisten" sind auch solche Forscher zu rechnen, die, wie Freytag[47]), die Baiern für „Gotenenkel" erklären, ihnen also rein gotische Abkunft zuschreiben. Diese, übrigens nicht oft gehörte, Ansicht widerlegt sich schon dadurch, daß die altbairische Sprache eben nicht gotisch, sondern „althochdeutsch" ist, d. h. den Mundarten der Schwaben, Alemannen und Oberfranken näher steht. Schon allein die Namen der im bairischen Gesetzbuch genannten Adelsgeschlechter Huosi, Drozza, Fagana, Hahilinga, Anniona, die auf ahd. i und a, nicht got. eis und os endigen, sind hier entscheidend.

Gegen die „Förderatisten", nach deren Meinung[48]) die Baiovaren

[46]) So Wittmann, Die Herkunft der Baiern von den Markomannen, 1841. J. Grimm, Geschichte der deutschen Sprache, 1848, Büdinger, Zur Kritik altbayrischer Geschichte, 1857, Bachmann, Die Einwanderung der Baiern, 1878, Riezler, Geschichte Bayerns, 1878—89, Mehlis, Markomannen und Bajuvaren, 1882, Bremer, Ethnographie der germanischen Stämme, 1899, Much, Die Anfänge des bayrisch-österreichischen Volksstammes, Beitr. z. Anthr. u. Urgesch. Bayerns XII, 1897, Deutsche Stammeskunde, 2. Aufl. 1905, u. a. — Dahn, „Die Baiern", Könige der Germanen IX, Leipzig 1905, von mir zugleich mit anderen Schriften der Verfasser und einem Vortrag von Gareis in dem Aufsatz „Felix Dahn und das germanische Altertum" beurteilt (Pol. anthr. Revue V 4, 1906). — Schon vor Zeuß hatte Luden, Geschichte des deutschen Volkes, 1825 bis 1837, die markomannische Herkunft behauptet.

[47]) Aus dem Mittelalter, 1866.

[48]) Zu den Förderatisten gehören Mannert, Geschichte Bayerns 1826, Rudhart, Älteste Geschichte Baierns 1841, Contzen, Geschichte Baierns 1853,

einen „Völkerbund" aus gotiſchen Beſtandteilen (Skiren, Rugiern, Herulern) mit mehr oder weniger ſchwäbiſcher Beimengung (Alemannen, Quaden, Markomannen) darſtellen, ſpricht vor allem der Umſtand, daß uns die Baiern, wie Quitzmann (a. O.) mit Recht hervorhebt, „ſchon bei ihrem erſten Erſcheinen in der Geſchichte als ein durchaus einiges, in ſeinen Beſtandteilen gleichförmiges Volk entgegentreten", was unmöglich der Fall ſein könnte, „wenn ſie aus einem Völkerbund[49]) entſtanden wären"; zudem iſt die Art ihrer Einwanderung und Ausbreitung[50]) unvereinbar mit einer ſolchen Vorausſetzung.

„Iſt ſomit," fährt der genannte Schriftſteller fort, „der (von Zeuß) mühſam aufgebrachte Beweis Stück für Stück zuſammengefallen, ſo ſtürzt auch die ſich darauf ſtützende Schlußfolgerung[51]), nämlich daß unter den Franken, welche viele Jahre im Elblande gewohnt haben, die Baiern zu verſtehen ſeien." Was hat nun Quitzmann, der in gewiſſem Sinne ſelbſt zu den „Förderatiſten" gehört und ſeine Anſichten außer in der genannten Schrift noch in einem größeren Werke[52]) vertreten und weiter ausgeführt hat, den von ihm bekämpften Lehrmeinungen entgegen zu ſtellen? Seine Beantwortung der Frage verdient eine beſondere Behandlung.

Dabei iſt als grundlegend zunächſt ſeine Deutung und Überſetzung des Volksnamens Baiovarii als „Beidbündner" von got. bai, bajoths, ahd. be, bethe, beide, und ahd. wara, das außer „Wahrheit" auch

---

Müllenhoff, Deutſche Altertumskunde 1870—92, Arnold, Deutſche Urzeit 1879.

[49]) „Auch ein altbairiſches Geſchlecht im Huoſigau", ſagt Grimm (Geſch. d. dtſch. Spr.) „hieß die Schyren, Scheiren, Scheirer; es iſt ganz glaublich, daß ſkiriſche Geſchlechter aus Pannonien und Norikum nach Baiern geſprengt wurden". Da aber das Wort skir verſchiedenen germaniſchen Sprachen gemeinſam iſt, beweiſen Ortsnamen wie Scira, Scirilinga, Skirstat ſelbſtverſtändlich nichts für eine Verſchmelzung gotiſcher Skiren mit den Baiern. Schon in Huſchbergs Geſchichte des Hauſes Scheiern-Wittelsbach, München 1834, iſt zu leſen: „Mitgenoſſen des bajoariſchen Volksvereins" ſeien „die Völkerſchaften der Sciren oder Schiren und der Oſier oder Hoſier" geweſen."

[50]) Beſonders auf Riezler (Die Ortsnamen der Münchener Umgegend, A. O. 44. Bd.) ſich ſtützend, meint Weber (Beitr. z. Vorgeſchichte von Oberbayern III), „daß die Einwanderer zuerſt Norikum und dann erſt Rhätien beſetzten". Wie ich ſchon in der Beſprechung der Weber'ſchen Arbeit (Zentralbl. f. Anthr. VII 6, 1902) gezeigt habe, beweiſen dies die für die Baiern kennzeichnenden Ortsnamen auf ing keineswegs. Fortunatus Venantius, der als einer der erſten (6. Jahrh.) die Baiern nennt (V. S. Martin, VI 644), ſetzt ſie zwiſchen Lech und Inn, wo öſtlich ſchon die Breonen wohnten.

[51]) Die Verwechſlung des fränkiſchen Herzogsgeſchlechtes der Agilolfinger mit dem bairiſchen Volke iſt entſchieden das Schwächſte in der Zeuß'ſchen Beweisführung.

[52]) Die älteſte Geſchichte der Bayern, 1873.

„Treue, Bündnis" bedeutet, zu beurteilen. Eine Zusammensetzung mit ersterem Wort ist aber außer ahd. bedenthalp in den altgermanischen Sprachen nicht bekannt, und wenn eine solche mit dem einfachen Stamm bai und dem Bindelaut o (die ursprüngliche Form ist Baiovarii bei Fortunat, Baiobari bei Jordan, nicht Baiwarii, denn Baiuuarii ist aus Baiovarii entstanden, nicht umgekehrt) auch nicht ganz unmöglich erscheint, so wäre in diesem Falle doch eine Ableitungsendung zu erwarten; Quitzmann denkt sich allerdings den Namen „durch uneigentliche Zusammensetzung, vielmehr Zusammenstellung" entstanden, wozu aber wieder die männlich lateinische Endung i für ahd. o nicht stimmt. Zudem sind alle ähnlich gebildeten germanischen Volksnamen, Chattuarii, Amsivarii, Chasuarii, Angrivarii, Ziuvarii, Ribuarii, Teutonoarii, Cantuarii u. a., mit got vair, ahd. wer, as. ver, an. verr, Mann, zusammengesetzt, so daß Baiovarii mit anderer Ableitung eine ganz vereinzelt dastehende Ausnahme bilden würde. Die sprachliche Grundlage fehlt also der Quitzmann'schen Auffassung entschieden; wie steht es mit der geschichtlichen?

Mit vollem Recht wird hervorgehoben, daß die Baiern „unter den drei (es sind mit den Sachsen fünf!) Hauptstämmen des Germanenvolkes ... nur dem suevisch-herminonischen Stamme angehören können, da sich nur in diesem das charakteristische Merkmal der Bayern noch heutigen Tages die hochdeutsche Sprache entwickelte". Nach Ausschließung der Markomannen bleiben folgerichtig nur die Quaden übrig. Nach Quitzmanns Meinung enthält die Stelle der Annalen des Tacitus (II 63), die von den Gefolgschaften Marbods und Catualdas handelt, die „Entstehungsgeschichte" des bairischen Volkes: „Den Gefolgschaften beider Flüchtlinge wurde, damit sie die Ruhe friedlicher Provinzen nicht stören sollten, jenseits der Donau, zwischen den Flüssen Marus und Cusus, ein Gebiet zur Ansiedelung angewiesen und Vannius (Kurzname aus Walanand o. ä.) vom Volke der Quaden zum König gesetzt (barbari utrumque comitati, ne quietas provincias immixti turbarent, Danubium ultra inter flumina Marum et Cusum locantur, dato rege Vannio gentis Quadorum)". Da diesen Scharen ein besonderer König gegeben wurde, können sie, was auch sehr begreiflich ist, nicht gering an Zahl gewesen sein. Ein so mächtiger Herrscher wie Marbod hatte außer seinem großen stehenden Heer jedenfalls noch eine besondere Leibwache, ein großes Gefolge unbedingt ergebener Anhänger, die ihn auch im Unglück nicht verließen; dazu kamen Catualdas Krieger, der schon mit einer starken Heerschar (valida manu), die gewiß zum Teil aus Goten bestand, ins Markomannenland eingefallen war, durch Gold und Versprechungen einen Teil der Vornehmen auf seine Seite gebracht (Corruptisque primoribus ad societatem) und mit den reichen, in der Königsburg erbeuteten Schätzen (veteres illic Sue-

vorum praedae) sich ohne Zweifel, um seine junge Herrschaft zu stützen, eine möglichst starke Gefolgschaft von Waffenträgern geworben hatte, und endlich des neuen Königs Vannius Begleiter. Wo dieses Vannianische Reich zu suchen ist, darüber gibt uns Plinius (IV 25) in einer allerdings nicht ganz klaren und oft mißverstandenen Stelle Auskunft (Superioria autem inter Danubium et Hercynium saltum usque ad Pannonica hiberna, Carnunti Germanorumque ibi confinium, campos et plana Jazyges Sarmatae; montes vero et saltus pulsi ab his Daci ad Pathissum amnem. A Maro, sive is Duria est, a Suevis regnoque Vanniano dirimens eos, adversa Basternae tenent aliique[53]) inde Germani), die ich übersetze: „Die nördlichen Striche aber, zwischen der Donau und dem arkynischen Walde (Böhmen) bis zu dem pannonischen Winterlager, bewohnen die Carunten (wohl ein thrakisches Volk), und dahinter liegt die Grenzmark der Germanen, die offenen und ebenen Gegenden die sarmatischen Jazygen, die Berge und Wälder bis zur Theiß dagegen die von ihnen zurückgedrängten Daker. Das jenseitige Ufer der March, oder vielleicht ist es auch die Duria, die sie von den Schwaben und dem Vannianischen Reiche trennt, behaupten die Bastarner, weiterhin andere Germanen." Daß der von Tacitus und Plinius gleichmäßig Marus genannte Fluß nur die March (vom gleichen Stamme mit verschiedenen Endungen germ. Marica, slav. Morava) sein kann, darüber sind wohl die meisten Gelehrten einig, dagegen waren über den „Cusus" von jeher die Meinungen geteilt: Waag, Gran, Marosch, Körösch, Theiß hat man in ihm erblicken wollen. Da das Wort bei keinem anderen Schriftsteller vorkommt, ist es wohl kaum zu bezweifeln, daß die Tacitus-Handschriften einen Schreibfehler enthalten. Wie aber ist er zu verbessern? Schafarik[54]) hat Grisus, Grissia (ung. Körös) oder Marisus, Marisia (ung. Maros), Szamosius[55]) Tissus, Tisia (der Vorschlag in Pathissus bei Plinius scheint nicht berechtigt) gelesen, und letzterer Ansicht schließt sich auch Quitzmann an. Als östlichen Grenzfluß der Schwaben und des Vannianischen Königreichs bezeichnet jedoch Plinius die Duria; daher wird es mehr als wahrscheinlich, daß auch bei Tacitus „inter Marum et Duram" gelesen werden muß,

[53]) Auch an anderer Stelle (IV 28) verwechselt dieser Schriftsteller die nach ihren Königsnamen zweifellos keltischen Bastarner, die Stammväter der Walachen, mit den Germanen. Wegen Gleichheit der Wohnsitze halte ich auch die vielumstrittenen *Βαιμοι* des Ptolemäos für eine der in griechischen Handschriften so häufigen Verunstaltungen, vielleicht, da die *Βαστερναι* später noch einmal, in Sarmatien, genannt werden, statt *Βουμοι* oder *Βοιωκοι*, ihre Nachbarn, die *Ῥαικαται*, für verschrieben aus *Γαλαται*.

[54]) Slavische Altertümer, Prag 1837, deutsche Ausgabe, Leipzig 1843/44.

[55]) Analecta antiquit. Daciarum I.

um so mehr als Thur und Waag gleichbedeutende[56]) Flußnamen sind und das Land zwischen dieser und der March nach allen sonstigen geschichtlichen Nachrichten für die Ansiedelung der beiden Gefolgschaften am geeignetsten erscheint.

Obwohl schon die Entstehung des neuen Volkes aus verschiedenartigen Bestandteilen den Keim der Zwietracht in sich trug, war doch die Herrschaft seines Königs eine glückliche und ruhmreiche, bis endlich trotz anfänglicher Beliebtheit nach dreißig Jahren, durch innere Zwistigkeiten veranlaßt und durch die Habsucht und Herrschgier mißgünstiger Nachbarn geschürt, eine Verschwörung gegen ihn ausbrach. Die Brüder Vangio und Sido, Schwestersöhne des Königs, tatendurstige Jünglinge aus einem Seitenzweig des alten quadischen Fürstengeschlechts, waren Träger der Bewegung und verbündeten sich zur Durchführung ihrer ehrgeizigen Pläne mit dem ränkesüchtigen und beutegierigen Hermundurenkönig Vibilius[57]), der schon bei Catualdas Sturz seine Hände im Spiel gehabt hatte. Ein starkes Heer von Quaden, Hermunduren, Lugiern (wohl hauptsächlich Buren, Marsignern, Dunen, die damals schon ziemlich weit ostwärts vorgedrungen waren und nördlich vom Riesengebirge wohnten) fiel, jedenfalls durch das heutige Schlesien und über das Gesenke ins Tal der Waag vordringend, in Vannius' Landen ein, der wegen der feindlichen Übermacht zunächst einen entscheidenden Kampf zu vermeiden suchte und sich in seinen Burgen einschloß. Infolge von Streifzügen sarmatischer Reiter, Verbündeter des Königs, kam es aber dennoch zur Schlacht, in der Vannius nach tapferem Widerstand und mit ehrenvollen Wunden auf der Brust (laudatus quod et pugnam manu capessiit et corpore adverso vulnera excepit, Tac. Ann. XII, 30) geschlagen wurde. Er floh auf die beobachtende Donauflotte und wurde mit seiner sicherlich nicht kleinen Gefolgschaft im römischen Pannonien angesiedelt (secuti mox clientes et acceptis agris in Pannonia locati sunt). Nachdem sie ihre Bundesgenossen aus dem erbeuteten Kronschatz (quod Vannius triginta per annos praedationibus et vectigalibus auxerat) abgelohnt hatten, teilten sich die Brüder in ihres Oheims Reich, mit den Römern wohlweislich stets gute Nachbarschaft haltend (egregia adversus nos fide, Ann. XII 30,

[56]) Die germanischen Flußnamen Thyra, Thura, Duria entsprechen den keltischen Dura, Duria, Dora und der Ortsnamenendung durum (deutsch Düren) und bedeuten beide „Wasser" (so z. B. in Durbach und Durlach, Turbah, Durlahe); dureta hieß im Keltiberischen die Badewanne (Sueton, Aug. 82). Die in der Nähe der Waag liegenden Städte Tura und Tyrnau bestätigen die Gleichheit beider Namen; ahd. wag, wac = Wasser.

[57]) Der gleiche schwäbische Name steckt auch in Wibilinga (Wieblingen bei Heidelberg), einer alemannischen Gründung, und Wiblingen bei Ulm. — Vibillius heißt auch ein römischer Hauptmann, wahrscheinlich Germane, bei Vellejus (II 78). Vivilo ist ein Bischof von Passau, Vifil ein altnordischer Name.

quis vetus obsequium erga Romanos, Hist. III 3). In der zuletzt angeführten Stelle wird Vangio auch Italicus genannt, ein Zeichen, daß er, wie der gleichnamige[58]) Cheruskerkönig, in Italien erzogen war.

Anfangs werden, von Tacitus und Plinius, die Bewohner dieses Reiches immer nur „Schwaben" genannt; später nehmen sie infolge nachbarlicher und verwandtschaftlicher Beziehungen (ursprünglich hatten sie wohl zum guten Teil aus unbeweibten Kriegsleuten bestanden) immer mehr die Art der Quaden an, so daß sich deren Name auch auf sie erstreckte und sie nur vom alten Quadenreiche als „Hinterwälder" oder „Überjöchler" (Transiugitani bei Ammian XVII 12, d. h. jenseits der Kleinen Karpathen[59]) wohnend) unterschieden wurden. Zur Zeit des Kaisers Marc Aurel hatten die Quaden ihre Herrschaft schon bis zum Granflusse ausgedehnt (*Σὶς ἑαυτον I, τα ἐν Κουαδοις προς τῳ Γρανουᾳ*), und an dem unter diesem Herrscher entbrennenden Markomannenkrieg nahmen sie den tätigsten Anteil. Wie ihre Bundesgenossen, die Markomannen, wurden auch sie durch diesen langen und blutigen Krieg in hohem Maße geschwächt, da außer den Gefallenen zahllose Scharen auf römisches Gebiet versetzt und dort ansässig gemacht wurden (Jul. Capitolin. M. Anton. Phil. c. 24: Infinitos ex gentibus in Romano solo collocavit). Die nach dem Friedensschluß in ihr Gebiet gelegten Besatzungen belästigten und erbitterten die übrig gebliebenen freien Quaden dermaßen, daß sie eine Zeit lang sogar daran dachten, mit Weib und Kind zu den stammverwandten Semnonen auszuwandern (Dion LXXI 20).

Von späteren Kämpfen der Quaden in den folgenden Jahrhunderten berichten Dion, Ammian, Eutrop, Vopiscus, Orosius, Jordan u. A. Dabei werden als Könige und Fürsten genannt Furtios, Hariogais, Gebomar[60]) Arahar, Widuhar und sein Sohn Withodur[61]), Agilimund, Gabinius. Alle diese endlosen Fehden mußten, wie schon erwähnt, die Kraft des Volkes allmälig erschöpfen, doch scheinen sich bis zum Auszug nach Spanien die beiden Quadenreiche ziemlich selbständig erhalten zu haben. Was dann noch zurückblieb und auch

---

[58]) Das Beispiel lehrt, daß auch der Cheruskerfürst außer dem römischen noch einen heimischen Namen gehabt haben muß, ich vermute Sigimer nach den Namen seiner Großväter von väterlicher und mütterlicher (Actomerus) Seite; von seinem Sohn ist nur der germanische Name Chariomer bekannt.

[59]) Araharius et Usafer inter optimates excellentes, quorum alter Transiugitanorum Quadorumque parti, alter quibusdam Sarmatis praeerat...

[60]) In *Γαιοβομαρος* steht jedenfalls das erste *o* zu Unrecht; spätgr. *αι* wurde wie *e* gesprochen. — Furtios steht entweder für Furistos oder ist ein Kurzname aus Fulrat o. ä.

[61]) Da der Vater Viduarius heißt, ist der Sohnesname aus Vitrodurus in Vithodurus zu verbessern.

Attilas Feldzüge und die Befreiungskämpfe gegen seine Nachfolger[62]) überlebt hatte, war ohne Zweifel so unbedeutend und gering an Zahl, daß die Überbleibsel der drei Völker, Markomannen und Quaden diesseits und jenseits der Berge, unter dem alten, gemeinsamen Stammesnamen „Schwaben" sich zusammenschlossen, bis sie nach Unterwerfung durch die Langobarden auf ein eigenes Volkstum vollständig verzichten mußten.

Quitzmann sagt selbst, daß nach Angabe der Quellen, wenn man diese ihrer sagenhaften Zutaten entkleidet, die Baiovaren „zu Ende des 5. Jahrhunderts eine Zeitlang auf dem Nordgau saßen und von da im ersten Jahrzehnt des 6. Jahrhunderts erobernd in das Süddonauland einwanderten". Wie aber das „Volk der beiden Bünde" von „seinen angestammten Sitzen" von den Ufern der Waag, wo es nicht nur „noch in der Mitte des 5. Jahrhunderts .... beurkundet werden kann", sondern bis zu seiner Einverleibung ins Langobardenreich durch König Wacho verblieb, um die Wende des 5. und 6. Jahrhunderts in die Täler der Nab und Vils gelangt sein soll, darauf muß er ebenso wie die Anhänger der markomannischen Abkunft die Antwort schuldig bleiben. Von schwäbischen Völkern, die als Stammväter der Baiern gelten können, war damals nichts mehr vorhanden, dagegen war der Kern des ebenfalls zum herminonischen Stamme gehörenden, großen lugischen Volkes noch unverbraucht und ungebrochen.

Unter den Völkern, die zu Tacitus' Zeit nördlich von dem großen, die damalige Germania quer durchschneidenden Gebirgswall (continuum montium iugum, Germ. 43, d. h. Thüringerwald, Erz- und Riesengebirge) saßen, trat besonders der mächtigen Lugier Name hervor (ex quibus latissime patet Lygiorum nomen). Das Hauptvolk eines in mehrere Zweige gespaltenen Stammes erkennt man stets daran, daß ihm der Schutz des gemeinsamen, als Wallfahrtsort und Gerichtsstätte dienenden Stammesheiligtums anvertraut ist. Der heilige Hain der Lugier aber lag im Gebiet der Naganafalen (Apud Nahanavalos antiqae religionis lucus ostenditur), deren Name, wie schon oben gezeigt worden, nur eine Umschreibung des älteren, umfassenden Stammesnamens und mit dem späteren der Baiovaren, „glänzenden Mannen", gleichbedeutend ist. Sie wohnten nach Tacitus und Dion zwischen den Semnonen, dem „Haupt der Schwaben", im Westen und den von Königen beherrschten Goten im Osten (Trans Lygios Gothones regnantur), also ungefähr von der Warnow (Suebos; Warnow hat eine slavische Endung, als Stamm aber geradeso wie der erstgenannte Fluß den Namen eines schwäbischen Volkes), den mecklenburgischen

[62]) Jordan, De rebus Get. 50: Suevum pede, Hunnum sagitta praesumere, Alanum gravi, Herulum levi armatura aciem instruere.

Seen, der Oberhavel und der Spree (von diesen Flüssen kennen wir nur die slavischen Namen Habola[63]) und Spreva) bis zur Oder (Viadrus, Viadua, Vjodr, Odora). Die von Dion (LXVII 5) genannten „Lygier", zur Zeit von Domitian mit den Schwaben und Jazygen an der Donau in einen Streit verwickelt, gehörten wohl dem östlichsten Zweig des großen Stammes, also den Buren, an. Dagegen dürfen wir wohl die „Logionen", mit denen nach Zosimos (I 67) am Ende des 2. Jahrhunderts der kriegerische Kaiser Probus heftige Kämpfe zu bestehen hatte, für das Hauptvolk halten, denn unser Gewährsmann sagt nur, daß sie „jenseits des Rheines wohnten". Ihr Anführer Semno (ein schwäbischer Name mit nichtgotischer Endung) wurde mit seinem Sohne gefangen genommen, beim Friedensschlusse aber gegen Auslieferung der Beute und der Kriegsgefangenen wieder freigegeben. Der Krieg hat also den Römern keinen nennenswerten Erfolg gebracht und jedenfalls das tapfere germanische Volk weder aus seinen Wohnsitzen verdrängt, noch seiner Bedeutung und Machtstellung Abbruch getan. Da wir in den nächsten beiden Jahrhunderten nichts von den Lugiern hören, dürfen wir schließen, daß sie mit den Römern nicht mehr in Berührung kamen und auch, mit Ausnahme der Buren, nicht in die Strudel der Völkerwanderung hineingerissen wurden, sondern ruhig, nach allen Seiten ihre Eigenart und Selbständigkeit wahrend, auf ihrem angestammten Grund und Boden sitzen blieben. Ihr Name ist seitdem verschollen.

Da betritt plötzlich zu Anfang des 6. Jahrhunderts ein jugendkräftiges, heidnisches, von römischer Überkultur noch ganz unberührtes Volk mit neuem, früher nie gehörtem Namen, aus dem Norden kommend, den Schauplatz der Geschichte. Völker lassen sich ebenso wenig wie Heere aus der Erde stampfen und fallen auch nicht vom Himmel herab: die Baiovaren müssen also auch früher schon, wenngleich unter anderem Namen, ihre Rolle in der germanischen Geschichte gespielt haben. Nach dem Abzug der fränkischen, schwäbischen und gotischen Völker wurde die norddeutsche Niederung von den aus der kimbrischen Halbinsel nachdrängenden Sachsen in Besitz genommen. Zu diesen können aber die Baiern nicht gehören, das ist durch ihre Sprache ausgeschlossen. Franken und Goten waren damals längst nach Südwesten und Südosten ausgewandert, nur von dem großen herminonischen Stamm war offenbar noch eine Nachhut in Niederdeutschland zurückgeblieben, vom Westen durch die Sachsen, vom Osten durch die slavische Völkerflut bedrängt. Auch sie trat daher schließlich, wie alle anderen Stammesgenossen, den Südweg an, und dieser letzte Aufzug in dem großen

[63]) Dieser Name ist freilich mit schwed. haf, deutsch Haff urverwandt, braucht darum aber doch nicht vorslavisch zu sein.

Schauſpiel der Völkerwanderung iſt eben das Vorrücken der Baiern, die zuerſt am Roten Main, an der Waldnab und Vils auftraten, wo noch heute die Stadt Bayreuth (Baierriute) von den erſten Anſiedelungen und Waldrodungen des Volkes[64]) Kunde gibt. Wollte auch das Kernvolk der Lugier — nur ſie waren noch im Norden für die Stammväter der Baiern übrig — ſich ſüdwärts wenden, ſo mußte es die Elbe überſchreiten und gelangte, den Tälern der Mulde und Weißen Elſter folgend, an den Paß zwiſchen Frankenwald und Fichtelgebirge, der an die Mainquellen führt, wo ja das Volk zuerſt mit ſeinem neuen Namen auftrat. Wäre dieſer von Böhmen abzuleiten, das damals übrigens längſt von den ſlaviſchen Tſchechen (Beowinidi) beſetzt war, ſo müßte die Einwanderung von dort aus erfolgt ſein und würde zweifelsohne den bequemſten Weg an die Donau, zwiſchen dem Böhmer- und Greinerwald, eingeſchlagen haben.

Übereinſtimmend nennt die Sage als Stammland der Baiern Armenien oder Hermenien:

Die geslähte der Baiere
her komen von Armenje,

leſen wir in der Kaiſerchronik (V 317) und

si warn uz Armenienlant

in Enikel's Weltchronik (21, 108), „Bawari traduntur ab Armenia oriundi" im Leben des H. Altmann, Biſchofs von Paſſau, und „die Bejern ſein komen aus Hermenien" bei Turmair[65]). Daß darunter nur das „Herminonenland" verſtanden werden kann, iſt ſchon Quitzmann nicht zweifelhaft geweſen; aber das Stammland des dritten der fünf germaniſchen Hauptſtämme lag weder in Böhmen noch in Mähren oder Ungarn, ſondern in der niederdeutſchen Ebene.

Faſt in allen Jahrbüchern der bairiſchen Klöſter wird das Jahr 508 als Zeit der Einwanderung angegeben, während zwölf Jahre ſpäter, 520, bei Ötting die entſcheidende Schlacht gegen die Römer ſtattgefunden haben ſoll; meiſt wird die Landnahme als Wiedereroberung der alten Stammſitze aufgefaßt. So ſchreiben die Annales Altahenses (Altaich) ad ann. 508: Hoc tempore gens Noricorum, prius expulsa, revertitur ad sedes proprias duce Theodone, Latinis eiectis, ad 520: Romanus exercitus apud Oetingas a Theodone secundo duce

---

[64]) Konstantinus Porphyrogenitus (De admin. imp. 40), ſpricht von *Βαγιβαρεια*, an anderen Stellen von *Βαιουρη*, womit nur das heutige Baiern gemeint ſein kann. Quitzmanns Erklärung iſt verfehlt.

[65]) Joh. Aventini Chronica, 1580. — Die Namensähnlichkeit hat Verwechſelungen mit den aſiatiſchen Armeniern verſchuldet: Noricorum in ultimo oriente circa Armeniam vel Indiam usque hodie manet origo (De origine Noricorum, bei Pez Thes. III 3).

prosternitur. Ähnliche Angaben finden sich in den Jahrbüchern von Mölk, Kremsmünster, Osterhofen, Admont u. a. Die Zeit für das Vorrücken der Baiovaren aus dem Nordgau nach Süden stimmt ziemlich gut zu den übrigen Verhältnissen und Zuständen zu Anfang des 6. Jahrhunderts; mit einer siegreichen Schlacht bei Ötting wäre die Eroberung des Landes bis zum Inn vollendet gewesen. Das weströmische Reich war ja schon gefallen, aber die tatkräftigen oströmischen Kaiser Anastasius, Justin und Justinian suchten von den alten Provinzen noch zu halten, was irgend möglich war; daher sind Kämpfe der vordringenden Baiern mit oströmischen Truppen sehr wohl denkbar. „Die ersten zwen Herzog Dieten," schreibt Turmair, „haben die Baiern nach Christi geburt 508 ab dem Narkau (Nordgau) über die Tonau gefürt." Ganz unmöglich ist es nicht, daß schon in den ersten Kämpfen um die neuen Wohnsitze ein fränkischer Herzog, Theodwald, abgekürzt Theodo, Vater Agilolfs und Großvater Gariwalds, mitgewirkt hat, wahrscheinlich standen aber zuerst noch die angestammten Fürsten Baiamund und Ingram an der Spitze des Volkes. Ob die Einwanderung der Baiern auf eigenen Antrieb oder auf Einladung der damals mächtigsten Völker, der Franken oder Ostgoten, erfolgte, läßt sich mit Sicherheit nicht mehr entscheiden, jedenfalls haben es die Franken verstanden, das Volk durch das ihm vorgesetzte Herzogsgeschlecht von vornherein von sich abhängig zu machen und den Niedergang der gotischen Macht nach Kräften auszunützen.

Die sogenannte „Fränkische Völkertafel" (herausgegeben von Müllenhoff, Abh. d. k. Akad. d. Wiss. 1863) stellt[66]) den Baioarius nicht zu den Nachkommen des Hermino, sondern mit den Burgunden, Thüringen, Langobarden irrtümlich zu denen des Ingao. Jordan berichtet, daß die Baiovaren die östlichen Nachbarn der Schwaben waren (De reb. Get. 55: Nam regio illa Suevorum ab oriente Baiobaros habet), und Fortunatus Venantius kam auf seiner Reise jenseits vom Lech (Praef. Liccam Baiuaria) ins bairische Land, das damals (zweite Hälfte des 6. Jahrhunderts) etwa bis zum Inn reichte (Oenum Breonis). Die westliche Grenze des bei einer der ersten Erwähnungen schon als „streitbar" bezeichneten Volkes (si vacat ire viam neque te Baiovarius obstat, V. S. Martin. IV 644) bildeten die Flüsse Wertach und Lech (qua Virdo et Licca fluentant, 642), und nach Paul Warnefrids Sohn (III 30) hatte das Baiernland im Osten Pannonien, im Westen Schwaben, im Süden Italien und im Norden die Donau, Noricorum siquidem provincia, quam Bajoariorum populus inhabitabat, habet ab oriente Pannoniam, ab

[66]) Nach Friedrich (Dez.-Sitz. d. K. B. Akad. d. Wiss. 1910) soll diese früher ins Jahr 520 gesetzte „Völkertafel" nicht jünger als 568 sein.

occidente Suaviam, a meridie Italiam, ab aquilonis vero parte Danubii fluenta. Darüber, daß die Baiovaren nach der Besitznahme dieses Landes noch Heiden waren, kann angesichts der übereinstimmenden Angaben aller Quellen nicht der mindeste Zweifel walten. Die vollständige Bekehrung erfolgte etwa 180 Jahre (696, im 2. Jahre des Königs Childebert III) nach der Landnahme durch fränkische Glaubensboten, hauptsächlich den H. Hrodbertus[67]) von Worms (Huius tempore, Erchanfridi ep. Patav., beatus Rupertus Wormaciensis episcopus predicando in Bavariam et Austriam venit, Hist. ep. Pat. et duc. Bav.), doch ist es unwahrscheinlich, daß, wie die Osterhofener Jahrbücher melden, auch der Herzog getauft worden sei (Theodo II. regnat in Bavaria, quem sanctus Ruodpertus baptizavit), denn schon Theodelinde, Herzog Gariwalds Tochter, mit der sich 589 der Langobardenkönig Authari vermählte, war eine eifrige Katholikin. Damals sind auch die Warisker, die nach Ptolemäos durch den Gabretawald[68]) von den Markomannen (zu jener Zeit noch in Böhmen) geschieden waren, bekehrt worden (His, sc. Wariscis, ad fidem conversis ad Bojos, qui nunc Bavocarii, i. e. Baiovarii vocantur, tendit, Vit. S. Eustas. gest. 625). Aus dieser Nachricht geht erstens hervor, daß die schwäbischen Warisker von den Baiern unterschieden wurden und nicht in diesen aufgegangen sind, ferner daß sie, die unter den späteren Merowingern in Frankreich auftreten, damals noch, wenigstens teilweise, am Böhmerwald wohnten. Nach den Lebensbeschreibungen der H. Salaberga, Agilus, Erminfred u. a. sind sie aus ihrem Heimatgau Stadevanga am Regen nach Burgund ausgewandert.

Die Baiern bildeten unter ihrem fränkischen Herrschergeschlecht ein besonderes Herzogtum und werden niemals „Schwaben" genannt, wie es doch bei der behaupteten Abstammung von den Markomannen der Fall sein müßte. Karl der Hammer unterwarf zugleich mit den Alemannen und Schwaben auch die aufständischen Baiern (Karolus Bajoarios armis subiugat, victis Alamannis et Suevis usque ad

---

[67]) Cat. Arch. Salisburgensium:

Dicta Juvavo fuit quondam metropolis ista,
Quam primo fundans Hrodbertus rexerat almus.

Hruodbertus (V. S. Ruperti) . . . . ex regali progenie Francorum ortus. Die kirchliche Überlieferung setzt den H. Rupert meist zu früh an, Ende des 6. oder Anfang des 7. Jahrhunderts. Wenn auch die Breves notitiae angeben „ad christianitatem conversus et ab eodem episcopo baptizatus est cum principibus suis Baioariis", so soll das doch wohl nur heißen, daß Theodo II., der bis ungefähr 722 herrschte und als Angehöriger des Merowingischen Königshauses vermutlich schon Christ war, seinen Großen mit gutem Beispiel voranging.

[68]) Das Wort Gabreta ist zweifellos germanisch und würde einem got. gabraidei entsprechen, deutsch „Gebreite", ähnlich gebildet wie „Gesenke".

Danubium, Alber. Chron. ad. 724; Is, Carolus, etiam victis Baioariis, Alemanniam quoque, quam Sueviam dicunt, cum Lantfrido duce eorum subiugavit, Ott. Frising. Chron. V 16; iste Karolus Martellus Reginfridum quendam regnum invadere volentem multis bellis pressit, Baguariam et Sueviam subiugavit, Gotifred. Viterb. Panth. XXII 26). Auch König Alfred, in seiner „Beschreibung von Europa“ [69]), unterscheidet scharf und deutlich „Schwaben“ und „Baiern“ (and be sudhan him syndon Swäfas, on othre healfe thäre ea Donua; and be sudhan him and be eastan syndon Bägdhware, d. h. „und im Süden von ihnen, nämlich den Ostfranken, sind die Schwaben auf der anderen Seite des Flusses Donau; und im Süden und Osten von diesen sind die Baiern; ferner To thäm ilcam beorgum licgadh Bägdhware, auch Bägware geschrieben, agf. g = j, landgemäre and Swäfe, d. h. „bei den gleichen Bergen, nämlich den Alpen, liegt das Gebiet der Baiern und der Schwaben“). Auch die Bezeichnung „Suaphalp“ des linken Lechufers im Weistum von Peitingau, die Unterscheidung der Ortschaften „Schwabmünchen[70]), Schwabdießen, Schwabsoien“ von gleichnamigen bairischen wäre sinnlos und unverständlich, wenn die Baiern Nachkommen der Markomannen oder Quaden, also selbst Schwaben gewesen wären. Die Grenze zwischen dem bald Alemannia, wegen des Übergewichtes dieses Volkes, bald Suevia genannten schwäbischen Herzogtum bildete von jeher der Lech, auf dessen rechtem Ufer schon Fortunat die Baiovarii angetroffen hatte. (Is fluvius, sc. Lechus, Baioarios ab Alamannis dividit, Einhardi Vit. Karol. M. 11). Mit Leichtigkeit ließen sich diese urkundlichen Belege für die Stammesverschiedenheit der Schwaben und Baiern[71])

---

[69]) Bosworth, Description of Europe etc. by king Alfred the Great. London 1855.

[70]) Den mehrfach vorkommenden Ortsnamen München, alt. Munichen (Urk. Friedrichs I. von 1163), leite ich nicht immer von Mönchen, noch weniger vom gr. Munychia, Schiffslände, ab, sondern von dem Eigennamen Municho (Munichen = Munichinga). Vgl. das alemannische Münchingen zuweilen auch Münchin geschrieben, alt. Muonechinga. In der Sitzung d. B. Ak. d. W. vom 11. XII. 1906 sprach Riezler über die „Älteste Geschichte von München“. Die um 1060 erwähnten Munihha sind Ober- und Ostermünchen, eines davon wahrscheinlich das unter Otto II. genannte ad Monachos, nicht München an der Isar.

[71]) „Schon im 9. Jahrhundert“, schreibt Bitterauf in dem erwähnten verunglückten Angriff, „werden die Bayern von dem slavischen Verfasser der vita Methodii als Suevi bezeichnet, womit auch der von Wilser vermißte urkundliche Beweis erbracht ist.“ In der Zurückweisung erwiderte ich: „Dieser urkundliche Beweis ist genau ebenso schwerwiegend wie das ungarische Schwob, das französische Allemands für alle Deutschen.“ Zudem ist es nach dem Wortlaut (Arch. f. Öst. Gesch. XIII) „postquam de illa re contender nt, discesserunt (die bairischen Bischöfe), illum vero miserunt in Suevos“ nicht einmal sicher, ob hier wirklich die Baiern gemeint sind.

noch vermehren, doch ist ja das angeführte für jeden Einsichtigen und Unbefangenen mehr als genügend.

Die Sprache der Baiovaren, die in der heutigen bairisch-österreichischen Mundart fortlebt, entspricht vollständig der auf diesen Blättern begründeten Herleitung ihres Volkstums und den früheren Wohnsitzen der Lugier zwischen Schwaben und Goten, sie ist „althochdeutsch", d. h. dem Alemannischen und Oberfränkischen nahestehend, zeigt aber doch so viele Berührungen mit dem Gotischen wie keine andere deutsche Mundart, schon im Sprachschatz, für den Wörter wie „Pfoad, Maut, Jause, Dult, Wimmerl, Fechin oder Fähe (aus der bairischen in die Jägersprache übergegangen), schiech, halter, fretten, schliefen" bezeichnend sind (Hemd, Zollstätte, Erfrischung, Jahrmarkt, Pickel, Füchsin, häßlich, freilich, abmühen, schlüpfen = got. paida, mota, iusila, dulths, vamm, fauho[72]), skohsl, haldis, fratvjan, sliupan). Nach Weinhold[73]) ist „die zweite Pluralperson in ts ein hervorragendes Kennzeichen des Bayrischen geworden", das ist aber der Dual (suchts = got. sokjats), von dem zwar auch in anderen germanischen Sprachen sich Spuren finden (agf. inc, euch beiden, ahd. uncar, unser beider), der sich aber nirgends so gut erhalten hat wie im Gotischen und Bairischen, wo er sogar den Plural verdrängt, es, enker, enk = got. iz, inkvara, inkvis. „Einzelne strenger landschaftliche Denkmäler und Urkunden aus Baiern oder Östreich," bemerkt hierzu J. Grimm[74]), „gewähren den Dualis der zweiten wie der ersten Person. Der Nominativ lautet ez, der Genetiv encher, der Dativ und Akkusativ ench und wiederum das Possessivum encher. Gewöhnlich gilt auch ir und ewer, ewch daneben und einigemal zeigt die Dualform entschieden duale Bedeutung, oft aber weicht sie schon in plurale aus. Von den Dichtern kommen zumal Ottokar und der Teichner in Betracht... (folgen Beispiele). Den festen Grund dieser Dualformen beweiset aber ihre allgemeine Fortdauer unter dem Volk in Östreich und Baiern bis auf heute ganz für den Begriff des Plural, dessen Formen sie verdrängen." Die dem Gotischen eigentümliche Ableitung durch Anhängen eines einfachen l ohne Bindelaut (hunsl, mathl, svumsl — svumfsl ist doch wohl Schreibfehler — thvahl und dgl.) findet sich auch im Bairischen, z. B. in Drischl, Kuchl. u. a., sonst aber in keiner ger-

[72]) Bayrische Grammatik, 1869.

[73]) Geschichte der deutschen Sprache II, S. 972—74.

[74]) Vergl. afr. wlitiwimelse und wlitiwam im thüringischen Gesetzbuch, Entstellung des Gesichts, got. vlits und vamm; tult ist auch alemannisch (bei Kero), hat sich aber nur in Baiern erhalten, auch foha ist ahd., findet sich aber in bairischen Quellen, z. B. dem Physiologus aus dem Kloster Milstatt: diu vohe ist unchustich. Got. thvahl (von thvahan), Bad, im Vergleich mit ahd. thwahal (davon dwahilla, Zwehle, Handtuch) läßt auf got. thriskl (von thriskan) schließen, ahd. driscil.

manischen Sprache oder deutschen Mundart. Trotzdem haben die in den altbairischen Quellen vorkommenden Wörter eine vom Gotischen etwas abweichende, dem Schwäbischen näher stehende Gestalt, z. B. mareoseo des Wessobrunner Gebets (got. marisaivs) und selisohan (wörtlich „Salsuchen", got. salisokjan) des baiovarischen, teils ans westgotische, teils ans alemanische Recht sich anlehnenden Gesetzbuchs: hrevavunt, walaraupa, hovawart haben dagegen den im Gotischen so beliebten Bindelaut a und würden den gotischen Formen hraivavunds, valaraupja, haufavards, wie dauravards gebildet, entsprechen; hirniwotic (ahd. wuotic), hopa (ahd. huoba) bewahren wie das Gotische den einfachen Laut und cotzi (Decken, bair. „Kotzen") zeigt, wie sich derartige Ausdrücke innerhalb der Stammesgrenzen erhalten.

„Bairisch und schwäbisch," sagt Grimm, S. 1032, weiter, „müssen wir allmälig fester unterscheiden lernen, so vieles sie gemein haben." Er macht auf die „merkwürdige Spur des (gotischen) zd (gazds, huzd = ahd. garda, hort) in bairischer und tiroler Mundart" aufmerksam (uscht, oscht, meschder für Ort, Merder, Holzschlägel) und meint, das bestärke „die Verwandtschaft der Goten und Hochdeutschen"; es handelt sich aber hier nicht um alle Oberdeutschen, sondern nur um die Angehörigen des bairischen Volksstammes. Überhaupt ist „althochdeutsch" ein weiter Begriff; wenn auch eine hochdeutsche Schriftsprache schon unter den Karolingern angestrebt, unter den Hohenstaufen sogar erreicht (Mittelhochdeutsch) wurde, so sind doch in den älteren Sprachdenkmälern mundartliche Unterschiede und Eigenheiten deutlich zu erkennen. Als fränkisch z. B. müssen bezeichnet werden die Merseburger Zaubersprüche, der Eid von Straßburg, die sogenannte Tatian'sche Evangelienharmonie[75]), Otfrids Krist, das Ludwigslied, als alemannisch das Glaubensbekenntnis, Keros Glossen und Übersetzungen, Notkers Psalmen, als schwäbisch die Übersetzung des Evangeliums Matthaei und der ambrosianischen Hymnen, Muspilli[76]) u. a., als bairisch dagegen das Wessobrunner Gebet, die Exhortatio ad plebem christianam[77]), die Auslegung des Vaterunsers, die Kasseler Glossen (z. B. kazimbri, manaliha = got. gatimrjo, manaleika). Von all den angeführten Sprachproben stehen ohne Frage die letztgenannten bairischen dem Gotischen am nächsten: dat entspricht dem got. thata, thatei, churtnassi und wihnassi der Endung nassus (ahd. nissa) in

[75]) Der Verfasser war wahrscheinlich Hrabanus Maurus, Otfrids Lehrer. Mit Unrecht sagt J. Grimm (Gesch. d. dtsch. Spr.) von diesem, daß „er von Geburt ein Schwab war, wie er alemannisch dichtete".

[76]) Echt schwäbisch ist z. B. fuir, Feuer.

[77]) W. Grimm, Exhortatio ad plebem christianam, glossae Cassellanae usw., Berlin 1848. — Middendorff, Frkf. Ztg. 140, 1904, erklärt das ohne jede Frage altsächsische Hildebrandslied für „ursprünglich" bairisch!!!

thiudinassus, drauhtinassus u. a., die bei den anderen Stämmen meiſt gi, ki lautende Vorſilbe (nur die älteren ſchwäbiſchen Denkmäler haben manchmal auch ga) iſt hier, wie im Gotiſchen, durchwegs ga, ca; die Exhortatio hat auch, dem got. jah entſprechend, ja für „und", ferner radia, redia (got. rathjo) ſtatt des ſonſtigen ahd. reda; der Lautſtand ai oder e für ei, au ſtatt ou, o ſtatt uo, p für ph, g für c, b für p) iſt faſt ganz[78]) gotiſch. Bairiſche Mannsnamen, wie Gepa, Fara, Pirchtila u. a., haben die gotiſche Endung a. Die Worte enteo ni wenteo (got. vandjan) des Weſſobrunner Gebets erinnern ſtark an die bairiſche Redensart „enten und drenten", und für das sideola, sedella („Seidel"), mit provinzialrömiſch situla vielleicht urverwandt (Ammian, XX 11: faces sitellasque ferreas onustas ignibus) der Gloſſen gilt das über „Kotzen" Geſagte. Der bairiſchen Mundart eigentümlich, vielleicht von den Kelten angenommen, iſt die Erweichung des l zu i (do feit ſi nix, Schmaizler ſtatt Schmalzler, Teufi für Teufel, Kaibl für Kalbl; vergl. feuille, foglio aus folium). Der dritte Wochentag iſt bei den Baiern anders als bei den Schwaben bezeichnet, Ertag[79]) gegen alemanniſch Zistig. Wie ich in der Erwiderung auf eine Bemerkung Middendorffs[80]) hervorgehoben habe, gründet ſich demnach meine Anſicht von der nahen Verwandtſchaft der bairiſchen mit der gotiſchen Sprache „nicht nur auf den Wortſchatz, ſondern auch auf die Grammatik". In der Vorrede zur dritten Auflage ſeiner Deutſchen Grammatik ſchreibt J. Grimm: „Das Friſiſche ſchlägt die Brücke vom Däniſchen zum Sächſiſchen; von dem althochdeutſchen Ufer zum gotiſchen iſt ſie uns abgebrochen." Nun, das Bairiſche bildet, wie oben gezeigt worden iſt, die vermißte Brücke. Die Lugier-Baiovaren[81]) ſind weder Schwaben noch Goten, ſondern ſie bilden den einzigen nicht ſchwäbiſchen Zweig vom großen Herminonenſtamm und ſtellen eben dadurch die Verbindung mit dem öſtlichen, vandiliſch-gotiſchen, der germaniſchen Hauptſtämme her.

---

[78]) W. Grimm nennt dies „altertümlich", doch ſtammen die beiden Handſchriften (Kaſſel und München) der Exhortatio nach ſeinen eigenen Worten aus dem 8. und 9. Jahrhundert.

[79]) Nach J. Grimm (Geſch. d. dtſch. Spr.) „öffnet ſich hier ein merkwürdiger Gegenſatz". Der Name des Gottes Er darf wohl zu Ἄρης, nicht aber zu heru, hairus, Schwert, geſtellt werden. Auch die Sachſen, nicht die Cherusker, nannten den Kriegsgott ſo, vgl. Aeresburg.

[80]) „Alamannen, Bayern und Angelſachſen", Frkf. Ztg. 228, 1903; meine Entgegnung in 229.

[81]) Dürfen wir, wie es den Anſchein hat, die von Ptolemäos unter den Bewohnern der ſkandinaviſchen Halbinſel neben den Goten genannten Daukionen (*Δαυκιωνες*) in Laugionen (Logiones) verbeſſern, ſo laſſen ſich die Spuren des Volkes bis in die Urheimat verfolgen. — Auch Quitzmann ſtellt nicht in Abrede, „daß die altbairiſche Mundart einige gotiſche Sprachinſeln enthält".

Die für die Baiern kennzeichnenden Ortsnamen auf ing finden sich am häufigsten zwischen Isar, Salach und Salzach, doch können sie keineswegs, wie Weber[82]), auf Riezler a. O. sich stützend, behauptet, eine Einwanderung von Nordosten her beweisen. Ihre Häufigkeit im östlichen Teil des ursprünglich von den Baiovaren besetzten Landes, ist nur ein Zeichen dafür, daß hier die Wanderung zum Stehen kam und das Volk zur dauernden, endgiltigen Ansiedlung überging. Diese Art der Namengebung, auf sippenweiser Niederlassung beruhend, ist übrigens Baiern, Schwaben und Sachsen gemeinsam, daher, den ausgedehnten Wanderungen dieser Völker entsprechend, ihre weite Verbreitung von Schweden bis nach England im Westen, von Norwegen bis nach Italien im Süden; sie darum „gemeingermanisch" zu nennen, ist aber doch etwas zu viel gesagt, da im Bereich der übrigen Stämme die Ingen-Orte nur vereinzelt und wahrscheinlich nicht als eigene Gründungen der betreffenden Völker vorkommen. Das Abwerfen der Endung bei den Baiern erklärt sich aus ihrer Mundart und Aussprache, die vor n und l die Bindelaute gerne ausstößt; so wurde z. B. aus Hanagardingun zuerst Hangardingn, dann Hangarding. Wenn, wie Weber angibt, die Ortschaft Selberting wirklich in ältester urkundlicher Form Sigisperchting (Förstemann, Altdeutsches Namenbuch, hat Sigiprechtingun) gelautet hat, so ist dies ein weiteres schwerwiegendes Zeugnis für die nahe Verwandtschaft mit den Goten, denn fränkisch oder schwäbisch Sigimund, Sigimar, Sigirih ist, der Zusammensetzung sigislaun, Siegeslohn, entsprechend, gotisch Sigismund, Sigismer, Sigisrik. Das nicht seltene Weichs, Wichs, erinnert an gotisch veihs (ahd. wich, as. wic, ags. vic., urverwandt mit vicus); alemannisch Wiechs, alt Wiehsa, hängt vielleicht nicht damit, sondern mit wahsan zusammen und ist, wie Wiehre aus Wuori (Wehr), aus Wuohsa entstanden; jedenfalls darf aber der bairische Ortsname nicht, wie Weber meint, zu Wiese gestellt werden. In Böhmen herrschen die slavischen Ortsnamen vor; die deutschen, besonders im Norden und Westen vertreten, sind durchweg nicht altertümlicher Art und daher auf spätere deutsche Einwanderungen zurückzuführen. Besonders die Endung ing, die man doch im angeblichen Stammlande der Baiern vermuten sollte, fehlt fast ganz; Neu-Ötting bei Neuhaus ist wohl eine Gründung von Alt-Ötting am Inn.

Das Gebiet der Baiovaren, das Ende des 6. Jahrhunderts nur bis zum Inn sich erstreckt hatte, reichte zu Karls des Großen Zeit schon bis zur Enns; die Richtung der Ausbreitung war also ein westöstliche, nicht umgekehrt.

---

[82]) Beiträge zur Anthropologie usw. XIV. O. A. 44. Bd.

Schon bei der Einwanderung waren die Stammväter der Baiern zwar ungestüm und kriegerisch, aber durchaus kein rohes Jäger- und Hirtenvolk mehr, sondern fleißige Ackerbauer mit einer ausgebildeten, eigenartigen Verfassung, Rechtsanschauung, Gottesverehrung, Sprache, Tracht[83]) und Bewaffnung. Das hohe, sicherlich nicht unberechtigte Selbstgefühl des Volkes prägt sich aus in den am Schlusse den Kasseler Glossen beigefügten Worten: „tole sint uualha, spahe sint Paigira, töricht sind die Wälschen, klug die Baiern", ebenso im Rolandslied (Chuoner volc newart niemere) und im Annolied (Peiere vurin ie ci wige gerno).

Der Volksstamm war ausgezeichnet durch eine unverwüstliche Lebenskraft und Frische, einen kühnen, unternehmenden, dabei heiteren, schalkhaften, lebenslustigen Sinn mit großer Neigung zu Tanz, Gesang und Saitenspiel[84]), durch zähes Festhalten an hergebrachten Sitten und Gebräuchen, aber auch durch Neigung zur Gewalttätigkeit und Raufluft, alles Züge, die noch heute im bairisch-österreichischen Volkstum hervortreten. Für die Jagd scheint eine wahre Leidenschaft angestammt zu sein: das bairische Volksrecht führt nicht weniger als acht verschiedene Hunderassen und viererlei Jagdfalken und Habichte an für alle möglichen Arten des edlen Waidwerks.

„Welcher Herkunft die Baiern sind," sagt Arnold (a. O.), „ist eine der berühmtesten Streitfragen deutscher Geschichte und war es noch mehr, so lange man wegen des Namens sogar keltische Abstammung für möglich hielt. Volle Klarheit haben auch die neuesten Untersuchungen nicht gebracht." Gewiß nicht! Diese Probe hat die deutsche Geschichtsforschung schlecht bestanden, das, was die Baiern in Wirklichkeit sind, hat kein einziger der vielen Gelehrten, die sich mit ihnen beschäftigt haben, getroffen. Auch hier hat die leidige Beschränktheit des Wissens und der Wissensgebiete neben den „wie eine ewige Krankheit" sich forterbenden Vorurteilen die Erkenntnis der Wahrheit verhindert. Unsere Historiker verstehen, mit verschwindenden Ausnahmen, meist nichts von den germanischen Sprachen, während die Germanisten teils in den Quellen nicht zuhause sind, teils falschverstandene „Sprachgesetze" als Hemmschuh nachschleppen.

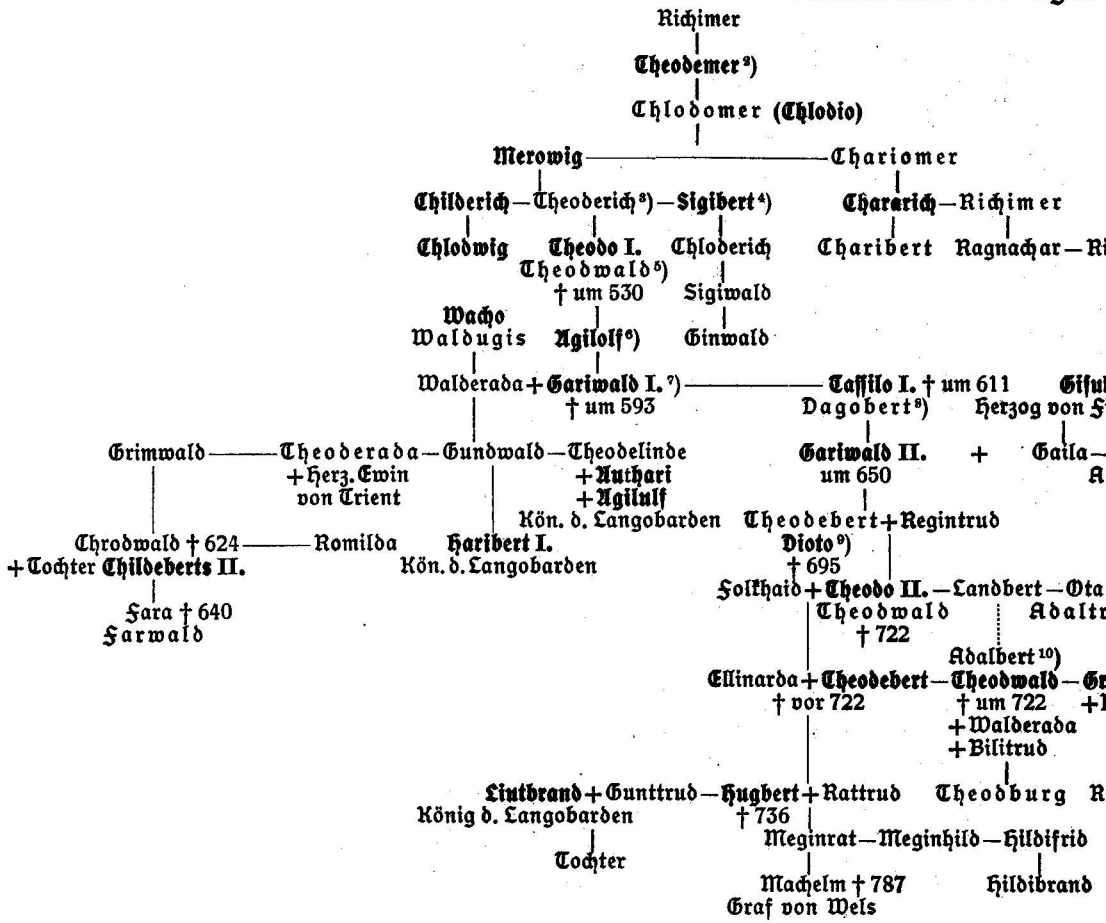
---

[83]) Die ledernen Kniehosen scheinen seit altgermanischer Zeit ihre Gestalt nur wenig verändert zu haben. In den Reihengräbern bei Reichenhall hat von Chlingensperg (das Gräberfeld von Reichenhall, 1890, von mir im „Globus" besprochen) unter den Gürtelschnallen auch Stahl und Feuerstein gefunden, gerade wie sie bis vor kurzem getragen wurden. Diese Sitte der Feuerzündung wird schon in der Lebensbeschreibung des H. Severin (c. 13) erwähnt. Vgl. auch Harster, Das bajuvarische Reihengräberfeld bei Kelheim. Prähist. Zeitschr. V, 1913. — Feuerstein und Stahl fand sich übrigens auch in den Frankengräben von Selzen und in den thüringischen von Weimar.

[84]) Bekannt sind die bairischen Ländler, Schuhplattler und Schnadahüpfeln mit begleitendem Zitherspiel.

Anhang.

Stammbaum der Agilol



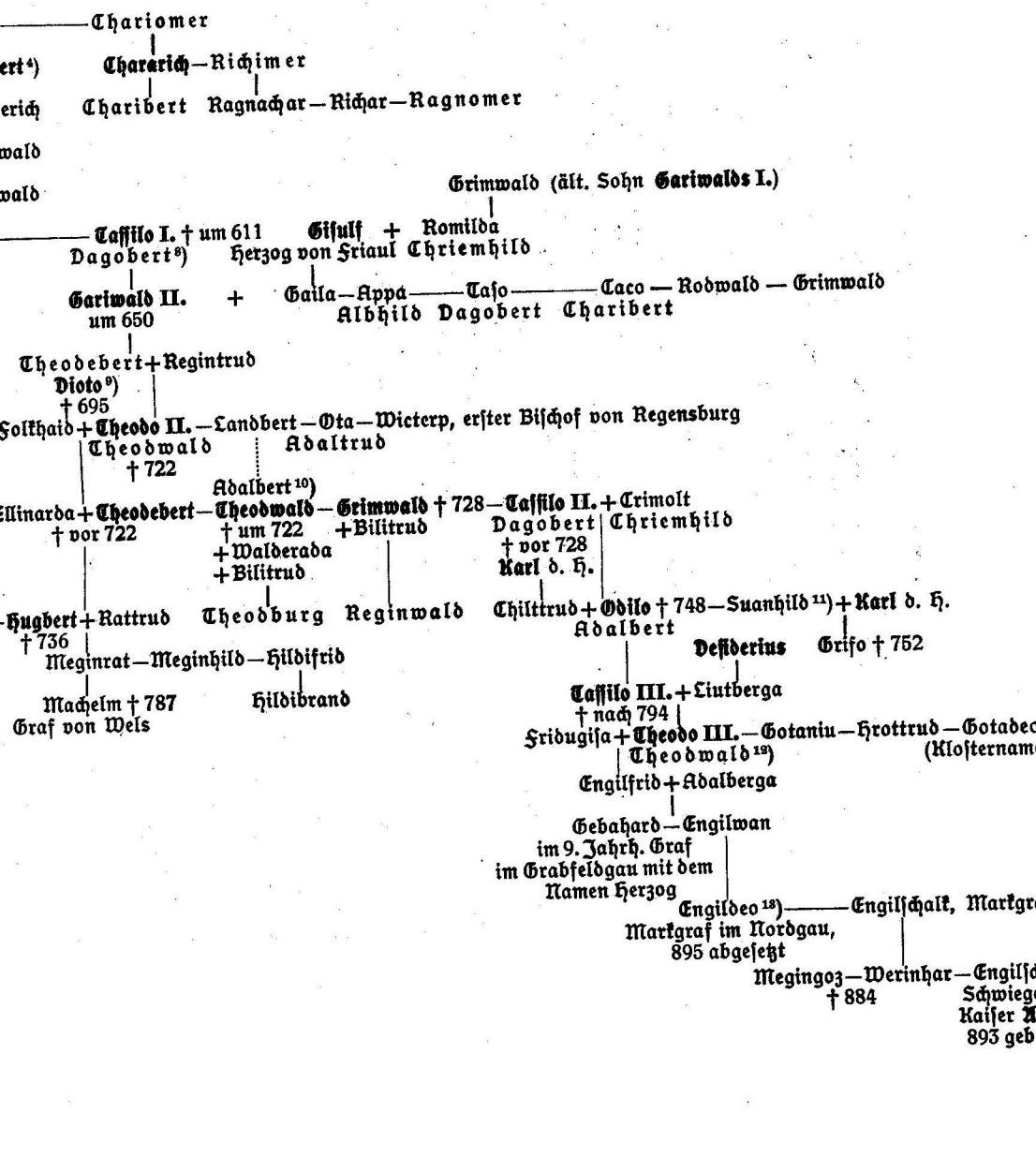
Erläuterungen:

Urkundlich nicht überlieferte, aber aus anderen Gründen erschlossene Namen sind gesperrt, solche regierender Herzöge oder Könige fett gedruckt. Die unmittelbare Abstammung ist durch |, bei fehlenden Gliedern ¦, das eheliche Verhältnis durch +, das geschwisterliche durch — ausgedrückt.

Anmerkungen umseitig.

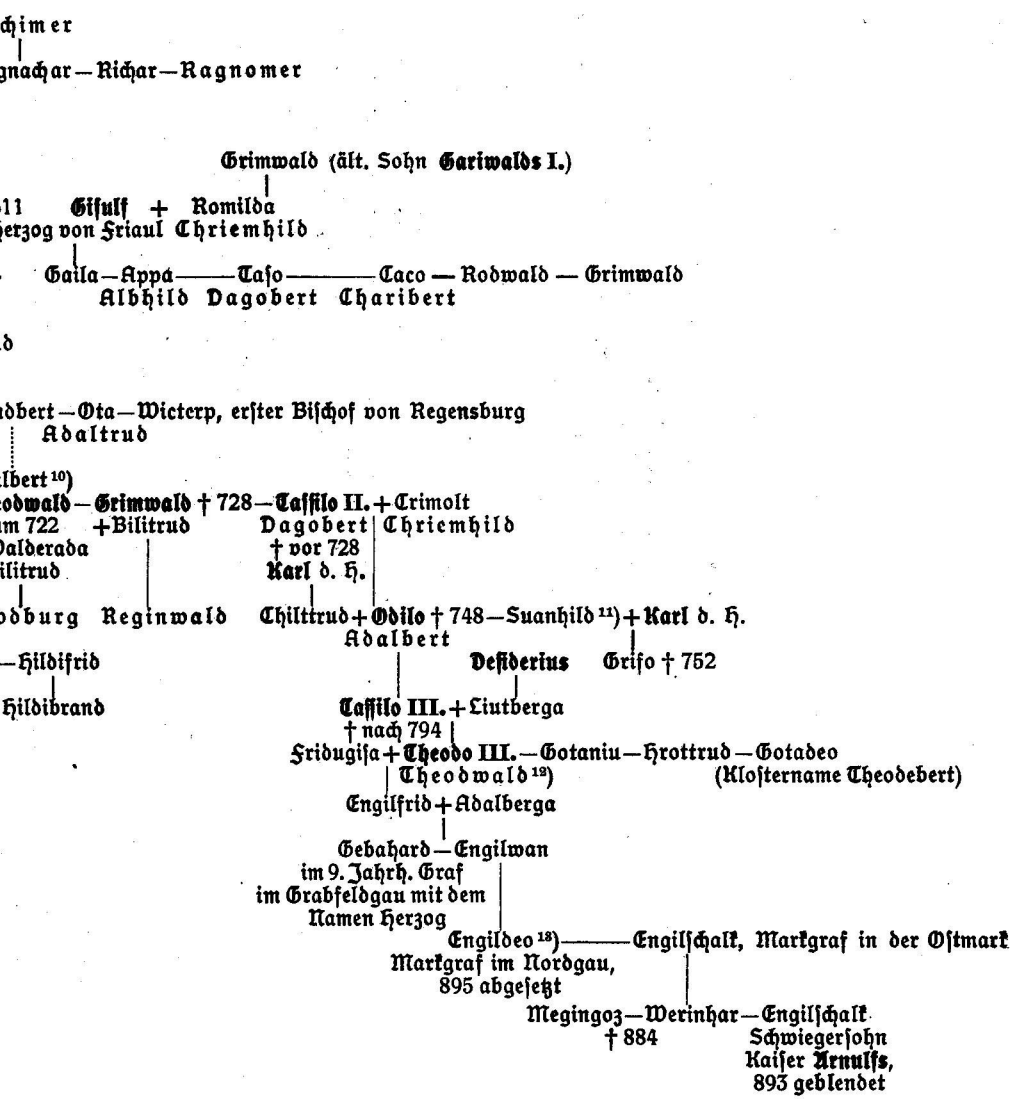
Anhang.

Stammbaum der Agilolfinger.[1])



hang.

er Agilolfinger.[1])



gestellte Stammbaum enthält neben manchen richtigen Angaben entschiedene Irrtümer. So macht er den Agiulf oder Aigulf, 26. Bischof von Metz, Großohm Arnulfs, des Ahnherrn der Karolinger, zum Stammvater des Geschlechts, das nach den Quellen zum merowingischen Königshause gehörte: Fredeg. 34 Theudelindam ex genere Francorum, 50 u. 71 Gundoberga regina parens Francorum, Aimoin, IV 10, Gundoberga regina ex regio genere Francorum, Paul. Diac. I 21 uni ex suis, qui dicebatur Garipald. Trotzdem meint der Verfasser im Vorwort, es sei ihm gelungen, den genealogischen Zusammenhang „von Garibald I bis Tassilo III über jeden Zweifel zu erheben".

[7]) Die Schreibung Gariwald in der ältesten Quelle, Gregor von Tours. verdient den Vorzug vor dem langobardischen Garipald, Gairepald; auch bairische Chroniken haben Gerwald. Die Namensform Charibaldus bei Aimoin, Karibaut der Chronik von St. Denis legt sogar die Vermutung nahe, ursprünglich habe der Name Chariwald (Chariovalda bei Tacitus) gelautet.

[8]) Tassilo, Dasilo, Desilo, Taso sind offenbar Kosenamen von Dagobert, Tagabert. Quitzmann hält Tassilo für den ältesten Sohn Gariwalds; doch haben Ann. Salisb. u. Act. Cremifan. zum Jahre 580, Act. Mellic. richtiger zu 593: Hildebertus Tassilonem Bawarie prefecit Gerwaldo et filio ejus ejectis; auch Aimoin, III 77, nennt ihn nicht Sohn.

[9]) Quitzmann läßt Theodo II unmittelbar auf Gariwald II folgen, die dann zusammen nicht weniger als 111 Jahre geherrscht haben müßten. Es ist daher, wie auch die Chroniken andeuten, wahrscheinlich, daß zwischen beiden ein Herzog mit Namen Theodo (bert oder wald) gelebt hat. Da Arnold (M. G. IV 543) schreibt: Dioto . . . . . cui filii in regnum non successerant, wäre es nicht unmöglich, daß Theodo II der Sohn eines Bruders, vielleicht Dagobert geheißen, von Theodebert war.

[10]) Im 9. Jahrhundert Graf zu Landperhtesrode; ein Vorfahr von ihm Adalfrid im 8., Nachkommen Lantbert im 10., Adalram im 11. Jahrh., misera Lantperti generatio (M. G. IV 552).

[11]) Meist eine Nichte der Bilitrud, manchmal auch Odilos genannt; ihr Name läßt vermuten, daß sie eine Tochter Tassilos II und der Chriemhild, also Schwester Odilos war. Das Kloster Tegernsee ist urkundlich von Adalbert und Otgar, bairischen Fürsten und Verwandten Pippins, gestiftet, wahrscheinlich also von Herzog Odilo und einem sonst nicht genannten Bruder Adalger, dessen Name, wie es scheint, in die bairische Wandersage Aufnahme gefunden hat (vielleicht Verwechselung mit Agilwald oder Adalwald).

[12]) Wurde 788 als Achtzehnjähriger ins Kloster gesteckt, doch vielleicht später, wie es 794 Karl d. Gr. seinem Vater versprochen hatte, begnadigt. Das Totenbuch von St. Peter nennt als seine Gemahlin Fridu(gi)s(a). Sein Sohn könnte der von jüngerer Hand nachgetragene Engilfrid sein, dessen Sohn den Ehrennamen „Herzog" führte. Quitzmanns Lesung und Deutung fridugisal, Friedensgeisel, scheint mir verfehlt.

[13]) Dessen Nachfolger Liutpold, ein Vetter (nepos, consanguineus, propinquus) des Königs Arnulf, dem Namen nach Brudersson der Liutswinde, der aus einem Grafengeschlecht des Nordgaus stammenden Mutter Arnulfs, war anscheinend nicht unmittelbar mit ihm verwandt, doch waren ja durch Chilttrud, Tochter Karls d. H., die Agilolfinger mit den Karolingern verbunden. Auch spätere Verschwägerungen beider Geschlechter sind sehr wahrscheinlich.

Anmerkungen.

[1]) Erläuterndes Beispiel zu dem Vortrag „Namen als Geschichtsquelle", Hauptversammlung der deutschen Geschichts- und Altertumsvereine, Mannheim 1907.

[2]) Fredeg. Hist. Franc. epit. 9: Franci electum a se regem, sicut prius fuerat, crinitum ... super se creant, nomine Theodemerem, filium Richemeris. Ebenso Gregor von Tours, II 9. — Nach den „Taten der Frankenkönige" (Gesta regum Francorum, I 4 u. 5) wäre Chlodio aus einem anderen, ebenfalls geschichtlichen Geschlecht gewesen, nämlich ein Sohn Faramunds, Enkel Marchomirs; doch spricht die Übereinstimmung der Namen mehr für die erste Annahme.

[3]) Diesen sah Priskos in Rom.

[4]) Bei Zülpich im Kampfe gegen die Alemannen am Knie verwundet.

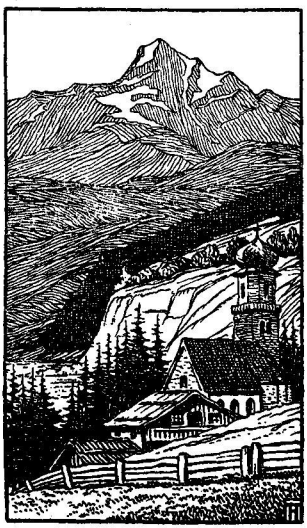
[5]) Diet I der Chroniken; von Bayern her Diepolt, Rabenschlacht.

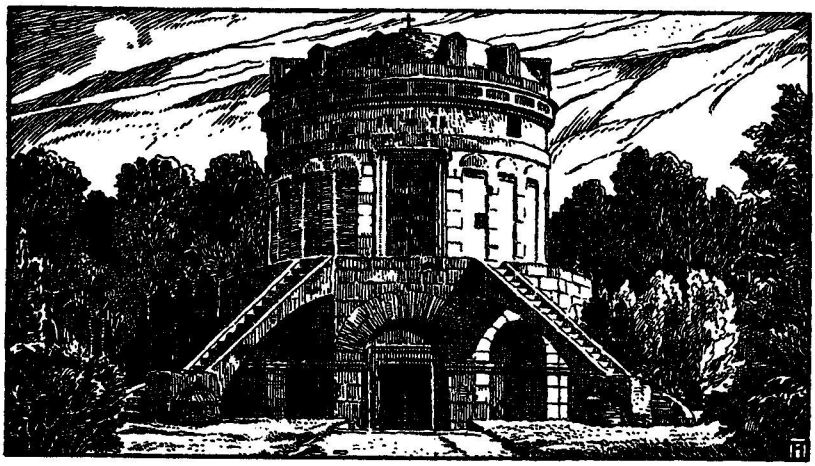
[6]) Agilolf, Anglolf im Gesetzbuch und bei Fredegar. Da aber sein Vater Theodwald, sein Sohn Gariwald hieß, wird ein mit wald zusammengesetzter Name wahrscheinlicher: Agilwald, vielleicht sogar, dem Udo, Udilo der Chroniken entsprechend, Adalwald; ein mit olf endigender Name kommt unter all seinen Nachkommen nicht ein einziges Mal vor. Der von Quitzmann (Die älteste Geschichte der Bayern, 1873) aufgestellte Stammbaum enthält neben manchen richtigen Angaben entschiedene Irrtümer. So macht er den Agiulf oder Aigulf, 26. Bischof von Metz, Großohm Arnulfs, des Ahnherrn der Karolinger, zum Stammvater des Geschlechts, das nach den Quellen zum merowingischen Königshause gehörte: Fredeg. 34 Theudelindam ex genere Francorum, 50 u. 71 Gundoberga regina parens Francorum, Aimoin, IV 10, Gundoberga regina ex regio genere Francorum, Paul. Diac. I 21 uni ex suis, qui dicebatur Garipald. Trotzdem meint der Verfasser im Vorwort, es sei ihm gelungen, den genealogischen Zusammenhang „von Garibald I bis Tassilo III über jeden Zweifel zu erheben".

[7]) Die Schreibung Gariwald in der ältesten Quelle, Gregor von Tours, verdient den Vorzug vor dem langobardischen Garipald, Gairepald; auch bairische Chroniken haben Gerwald. Die Namensform Charibaldus bei Aimoin, Karibaut der Chronik von St. Denis legt sogar die Vermutung nahe, ursprünglich habe der Name Chariwald (Chariovalda bei Tacitus) gelautet.

[8]) Tassilo, Dasilo, Desilo, Taso sind offenbar Kosenamen von Dagobert, Tagabert. Quitzmann hält Tassilo für den ältesten Sohn Gariwalds; doch haben Ann. Salisb. u. Act. Cremifan. zum Jahre 580, Act. Mellic. richtiger zu 593: Hildebertus Tassilonem Bavarie prefecit Gerwaldo et filio eius ejectis; auch

Eine große, wichtige Rolle war dem bairischen Volke in der deutschen Geschichte vorbehalten. Es hat die Ostmark, das Österreich (osterrichi) geschaffen und deutsche Sprache und Sitte in heißen, endlosen Kämpfen gegen Wenden und Bulgaren, gegen Hunnen, Avaren und Türken geschützt und verteidigt. Sollte diese Rolle schon ausgespielt, sollte wirklich das österreichische Deutschtum dem Untergange geweiht sein und der feindlichen Übermacht erliegen müssen? Nach den herragenden Eigenschaften und der großen Vergangenheit dieses kernhaften Volksstammes können und wollen wir das nicht glauben.





4. Der vandiliſch-gotiſche Stamm.

a. Oſt- und Weſtgoten.

Pernices ingenio, alacres, conscientiae viribus freti, robore corporis validi, staturae proceritate ardui habituque conspicui, manu prompti, duri vulneribus . . .
Raſchen Geiſtes, regſam, auf ihre Kraft vertrauend, ſtarken Leibes, hochgewachſen und anſehnlich, tapfer, Wunden verachtend . . . Iſidor von Sevilla.

Auch dieſen in der Geſchichte ſo berühmt gewordenen Namen[1]) hat ſchon der Seefahrer Pytheas aus dem Norden gebracht. Daß aber die Goten (Gutones oder Guttones bei Plinius, N. H. XXXVII 11; wie Pytheas ſelbſt den Namen geſchrieben, wiſſen wir nicht) zu der ſpäter „Germanen" genannten Völkergruppe gehörten, konnte er nicht ahnen, denn letztere Bezeichnung war damals noch vollſtändig unbekannt; er ſelbſt rechnete wahrſcheinlich das Volk zu den Skythen, das „Germaniae genti" iſt ein erklärender Zuſatz von Plinius. Die damaligen Sitze der Goten laſſen ſich jedoch aus dem Bruchſtück des Reiſeberichts ziemlich genau feſtſtellen. Sie wohnten in einer Ausdehnung von 6000 Stadien (das ſind nach alter Anſchauung etwa ſechs Tagereiſen) an der Metonovia[2]), d. h. „Mittelwaſſer", genannten Meer-

[1]) Lazius (De migrat. gentium II): „Von der Güte und Tapfferkeit im Kriege ſind die Gothen alſo genennet worden." Das unverſtändliche „tecti" bei Iſidor (Chron. Goth.) iſt vermutlich in „recti" zu verbeſſern, „quo significatur fortitudo".

[2]) Vgl. meine Erklärung des Namens in den früheren Abſchnitten. Mit aestuarium

enge oder Straße (aestuarium Oceani), und zwar auf der östlichen Seite, denn die westliche war ja von den Kimbern und Teutonen eingenommen. Es kann sich nur um Skager Rak, Kattegat und Sund handeln, deren Ostküste von Frederikshald bis Trelleborg sich vom 59sten bis zum 55sten Breitegrad erstreckt, das sind ungefähr 60 deutsche Meilen, die unter günstigen Verhältnissen in 6 Tagen durchsegelt werden konnten. Von der Südspitze des heute noch Götarike, d. h. „Gotenreich", genannten Landes war es dann nur noch eine Tagesfahrt bis zur Bernsteininsel Raunonia oder Raunovia, Bornholm. Von Pytheas bis Plinius wird der Volksname nicht erwähnt; Strabo kennt ihn nicht[3]), und nach Pomponius Mela (De situ orb. terr. III 3) waren die letzten Germanen nach Osten zu die Herminonen (in eo, sc. litore Oceani, sunt Cimbri et Teutoni, ultra ultimi Germaniae Hermiones). Tacitus (Ann. II 62) nennt allerdings für das Jahr 19 n. Chr. die Goten, ohne daß man jedoch aus seinen Worten sichere Schlüsse auf deren damalige Wohnsitze ziehen könnte. Die bekannte Stelle „Erat inter Gothones" lautet in sinngemäßer Übersetzung: „Bei den Goten hielt sich ein vornehmer Jüngling Namens Catualda auf, der einst vor Marbods Macht hatte fliehen müssen, nun aber bei dem Umschwung der Verhältnisse den Tag der Rache für gekommen hielt. Dieser fiel mit starker Mannschaft ins Land der Markomannen ein und eroberte, nachdem er die Vornehmen auf seine Seite gebracht, den Königssitz und die daneben liegende Burg" (wohl das heutige Prag mit dem Hradschin). Aus diesen Worten hat man geschlossen, daß beide Völker Nachbarn gewesen und Catualda, der bald ein Gote, bald ein Markomanne genannt wird, aus Böhmen geflohen sei. Aus dem Lautstand seines Namens, der gotisch Hadualdas, schwäbisch Hadoldus lauten[4]) müßte, geht aber hervor, daß er ingävonischen Stammes war und wohl zu den in der alten Heimat zurückgebliebenen Kimbern oder Teutonen gehörte, die mit den nachgerückten schwäbischen Völkerschaften zweifellos manche Grenzstreitigkeiten hatten. Diese standen aber unter Marbods Oberhoheit und wurden von ihm gegen ihre Nachbarn in Schutz genommen. Bei derartigen Fehden mag Catualda mit den Sendboten des mächtigen Königs zusammengeraten und außer Landes gejagt worden sein. Er nahm seine Zuflucht selbstverständlich bei einem mächtigen, von Marbod unabhängigen Volke und ging entweder über den Sund zu den Goten oder fand

bezeichnet Tacitus sonst nur Buchten oder Föhrden, z. B. die britannischen. Unmöglich kann hier damit die ganze Ostsee, in der Pytheas niemals gewesen ist, gemeint sein.

[3]) Seine Boutones sind nicht in Goutones, sondern in Bourones zu verbessern. Vgl. die Boranen des Zosimos.

[4]) Diesem Namen entspricht der des in Rom gestorbenen und bestatteten (Gest. Langob. VI 15) angelsächsischen, besser wohl kantuarischen (jütischen) Königs Cedoaldus, in seiner Grabschrift richtig durch „armipotens" übersetzt.

Aufnahme bei den damals in Jütland wohnenden Wandalen, die ja zum gotischen Stamme gehörten und daher auch einfach Goten genannt werden konnten. Er hat jedenfalls diesen Aufenthalt dazu benutzt, sich mit einer kriegstüchtigen Gefolgschaft zu umgeben und fehdelustige und unternehmende Anhänger zu werben. Mit dieser Schar kühner Haudegen und Wagehälse brach er, als er die Zeit gekommen glaubte, auf, entweder zu Schiff über die Ostsee oder von Jütland aus auf dem Landwege, und gelangte so durchs Tal der Oder oder der Elbe nach Böhmen. Wem dieser Weg zu weit dünkt, der möge sich erinnern, welche Strecken Kimbern und Wandalen durchwandert haben, daß diese und Marbod Gesandtschaften nach Rom schickten. Schon früher habe ich die Vermutung ausgesprochen, gerade dieser geglückte Handstreich und der Zusammenbruch des mächtigen schwäbischen Reiches sei vielleicht die Veranlassung für die Festsetzung der Goten auf dem südlichen Ostseeufer gewesen. Zur Zeit von Plinius und Tacitus, gegen Ende des ersten Jahrhunderts, hatten sie dort schon festen Fuß gefaßt[5]). Nach Jordan (De reb. Get. 4 und 24) haben in der Zeit von der Ausfahrt aus Skandia unter Berig (Berika, Kurzname von Berimod o. ä.) bis zur Ankunft an der Donau unter Filimer nur fünf Könige über die Goten geherrscht, das entspricht ungefähr einem Zeitraum von anderthalb Jahrhunderten, von der Mitte des ersten bis zum Anfang des dritten.

Daß der von Plinius und Tacitus gebrauchte alte Stammesname Vindili, Vandilii nur auf die Goten (Gutones, Gothones, Gothi, in ihrer eigenen Sprache Gutans, Gutthiuda) bezogen werden kann, geht daraus hervor, daß ein Volk des Stammes, die Wandalen (Vandăli, *Βανδιλοι*), allein diesen weiterführte, wie in ihren Stämmen die Kimbern, Marsen, Hermunduren und Schwaben. Nach Tacitus, Plinius, Prokop und andern Schriftstellern gehörten zu dem Stamm die Ost- und Westgoten[6]) (Ostrogothi und Visigothi), die Wan-

[5]) Geijer (Schwedens Urgeschichte. Deutsch. Ausg. 1826) 90: „Diese letzte (Auswanderung aus Skandinavien) geschah also ungefähr im Anfange der christlichen Zeitrechnung." Ein altes Volkslied (angef. von Verelius, Hervara Saga) nennt als ersten König, der die Goten nach Süden (Sudurland) führte, nicht Berig, sondern Erich:

Enn Erikur fyrste konunger var
I Gautalandinn vida . . .

[6]) Beide heißen auch Gruthungi oder Greuthungi und Thervingi. Die Erklärung dieser Namen durch Zeuß als „Sand- und Waldbewohner" ist wenig ansprechend; besser leitet man sie ab von got. vairthan usgrudja, „mutlos werden", das ein Beiwort gruths, gruds, mutig, voraussetzt und zugleich die belgischen Grudii erklärt, und von as. derebi, an. diarfr, schwed. djerf, kühn, dem ein got. thairvs entsprechen würde (Eigennamen Wicdarp, Terfilo, Terbwin, Tiarfr, Thorterf, Kuntiarfr, Astiarf, Sihtiarfr u. ä.). Der eine wie der andere Stammname hätte dann die Bedeutung „die Kühnen, die Mutigen". Lesen wir bei Jordan (Get. 3)

dalen, Burgunden, Gepiden, die Skiren oder Turkilinge (agſ. scir, torht = clarus), die Rugier, Heruler, Taifalen, Wiktofalen und Leonen (agſ. Leon, an. Lion, bei Jordan Liothida = Leonthiuda, bei Tacitus Lemovii verſchrieben für Leonovii, bei Ptolemäos Λεωνοι, (dazu die Namen Leonhard, Leonaſtes, Leonprand, Leonichildis u. a., von an. lion, „Mann"). Alle dieſe Völker hatten gleiche Sprache und gleiches Recht, alle waren auch von gleicher Leibesbeſchaffenheit (reinblütige Vertreter des Homo europaeus), hochgewachſen, weißhäutig, blauäugig, lichthaarig und ſchön von Angeſicht[7]). Die außergewöhnliche Schönheit, wie auch die Leibeskraft und Seelenſtärke der Angehörigen des gotiſchen Stammes wird von zahlreichen Schriftſtellern bezeugt und durch manche geſchichtliche Beiſpiele, wie Stilicho, Beliſar, Hunimund, Thraſamund, Theoderich, Odoaker, Witichis, Totila, Teja, Aligern, beſtätigt. Die gotiſchen und wandaliſchen Weiber erſchienen den Römern und Griechen ſo ſchön, wie „man noch keine geſehen" (Prokop, Bell. Got. III 2, Bell. Vand. II 4). Von der männlich ſchönen, vornehmen Erſcheinung des Weſtgotenkönigs Theoderich II. hat uns Apollinaris Sidonius (Epistola ad Agricolam) eine ausführlichere Beſchreibung hinterlaſſen, die als Gegenſtück zu derjenigen Ludwigs des Frommen hier Platz finden mag, beſonders da ſie auch von der Haar- und Barttracht und der ſorgfältigen Leibespflege der Goten, die ſich manche Leute noch immer als zottige Wilde denken, eine gute Vorſtellung gibt: corpore erecto, longissimis brevior, procerior eminentiorque mediocribus. Capitis apex rotundus, in patulum a planicie frontis in verticem caesaries refuga crispatur. Cervix non sedet nervis, geminos orbes hispidus superciliorum coronat arcus. Si vero cilia flectuntur, ad malas medias palpebrarum margo prope pervenit. Narium ligulae, sicut mos gentis est, crinium superiacentium flagellis opperiuntur. Nasus venustissime incurvus. Labia subtilia, nec dilatatis oris angulis ampliata. Pilis intra narium antra fructificantibus cotidiana succisio. Barba concisis hirta temporibus, quam in subdita

ſtatt „mixti Evagre Otingis" mixti eis Greotingi, ſo finden wir die Gruthunge ſchon in Skandia, und verbeſſert man weiter oben Fervir Gautigoth zu Thervingi aut Visigothi, auch die Thervinge (f und th ſind in runiſcher und gotiſcher Schrift ähnlich).

[7]) Prokop (Bell. Vand. I 2) ſchreibt: „Sie alle unterſcheiden ſich, wie ſchon bemerkt, von einander wohl dem Namen nach, ſonſt aber gar nicht. Alle haben ſie eine weiße Hautfarbe, helle Haare, ſind groß von Geſtalt und ſchön von Geſicht. Sie gehorchen denſelben Geſetzen und haben den gleichen Glauben, nämlich den arianiſchen. Auch haben ſie eine Sprache, die gotiſche, und ich glaube wohl, daß ſie urſprünglich einem Volk angehört und ſich ſpäter nach den Namen ihrer Anführer unterſchieden haben." Wie das dieſem Bande vorangeſtellte, nach dem Leben gemalte Kunſtwerk zeigt, haben ſich in der Stammesheimat die leiblichen Eigenſchaften der Goten am beſten erhalten.

vultus parte surgentem stirpitus tonsor assiduus genas adusque forficibus evellit. Menti, gutturis, colli non obesi, sed succulenti lactea cutis, quae propius inspecta iuvenili rubore suffunditur. Namque hunc illi crebro colorem non ira sed verecundia facit. Teretes humeri, validi lacerti, dura brachia, patulae manus, recedente alvo pectus accedens; area dorsi humilior inter excrementa costarum spina discriminati, tuberosum est utrumque musculis prominentibus latus, in succinctis regnat vigor ilibus, corneum femur, intermedia poplitum bene mascula, maximus in minime nugosis genibus honor, crura suris fulta turgentibus et, qui magna sustentat membra, pes modicus. Ohne jeden sachlichen Grund nennt Dahn im „Kampf um Rom" den letzten Ostgotenkönig den „schwarzen Teja", woraus dann wieder, sehr schmeichelhaft für den Verfasser, auf frühzeitige Blutmischungen bei den Goten geschlossen wurde. Obwohl ich in dem Aufsatz „Felix Dahn und das germanische Altertum" (Pol. anthr. Revue V 4, 1906) gezeigt habe, daß sich „der schwarze Teja auf keine andere Urkunde stützt als auf den Dahnschen Roman", tritt er immer wieder, auch in wissenschaftlichen Arbeiten auf.

Nach Tacitus (Germ. 43) unterschieden sich die Ostgermanen dadurch von den andern, daß sie runde Schilde und kurze Schwerter (Skramasaxe) führten, furchtbare Hiebwaffen, mit denen die Goten die Schädel der Feinde vom Wirbel bis zum Nacken zu spalten verstanden (Ammian XXXI 7: quorundam capita per medium frontis et verticis mucrone distincta in utrumque humerum magno cum horrore pendebant). Das halblange, einschneidige Hiebschwert ist aber keine Eigentümlichkeit der Goten, sondern wurde auch von den Franken getragen und findet sich häufig in alemannischen, baiovarischen und fränkischen Reihengräbern. Es war überhaupt mehr die Waffe der Gemeinfreien und des Fußvolks, während der vornehme Ritter das lange, zweischneidige Schwert (spatha) bevorzugte.

Diu ort der swerte giengen nider uf die sporn,

lesen wir im Nibelungenlied. Wollte sich ein Held recht fürsorglich wappnen, so schnallte er wohl, während das Langschwert am linken Schenkel herabhing, an die rechte Hüfte noch den Skramasax. So heißt es von Walther:

Et laevum femur ancipiti praecinxerat ense
Atque alio dextrum pro ritu Pannoniarum:
Is tamen ex una tantum dat vulnera parte.

Mit den Bewohnern Pannoniens sind hier die Goten gemeint, und Scheffel hat mit seiner Übersetzung

Zur Linken hing gegürtet ein Schwert, zur Rechten auch
Ein scharfer krummer Säbel nach hunnischem Gebrauch,

nicht das Richtige getroffen.

Über die nordische Herkunft der Goten[8]) berichten außer den schon in den früheren Abschnitten angeführten Frekulf, Ekkehard und Otto von Freising folgende Schriftsteller:

Apollinaris Sidonius (VIII 9) Herulus . . . imos Oceani colens recessus . . .

Jordan (De Getarum sive Gothorum origine et rebus gestis), der aus alten Heldenliedern (priscis eorum carminibus) und einer verloren gegangenen, den Zeitgenossen sehr glaubwürdig erscheinenden (verissima attestatur historia), wahrscheinlich gotisch geschriebenen Darstellung des Ablabius schöpfte, hauptsächlich aber die leider gleichfalls verlorene Gotengeschichte Cassiodors, des gelehrten Kanzlers des Königs Theoderich, als Grundlage benützte:

I 9, Gens, cuius originem flagitas, ab huius insulae (Scanziae) gremio velut examen apum erumpens, in terram Europae advenit.

III 23, qui (Eruli) inter omnes Scanziae nationes . . .

VI 26, Ex hac igitur Scanzia insula, quasi officina gentium aut certe velut vagina nationum, cum rege suo nomine Berig Gothi memorantur quondam egressi.

XVII 94, Meminisse debes, me initio de Scanziae insulae gremio Gothos dixisse egressos cum Berich suo rege.

Mit den berühmt gewordenen Ausdrücken „Werkstatt der Völker" und „Mutterschoß der Menschengeschlechter" hat Jordan den Nagel auf den Kopf getroffen, und er, ein Mann, der beide Völker zu vergleichen Gelegenheit genug hatte, nennt die Bewohner der skandischen Halbinsel „an Leib und Seele größer als die Römer" (Romanis corpore et animo grandiores.)

Der sogenannte Geograph von Ravenna (Cosmographia I 12): Ex qua insula (Scanza) pariterque gentes occidentales egressae sunt: nam Gotthos et Danos, imo simul Gepidas ex ea antiquitus exisse legimus.

Sigiberti chronicon:

Isti (Gothi) Scanciam, Scythiae insulam, primo incoluerunt.

Chronicon Vedastinum:

Ex hac igitur Scandzia insula . . . ad extremam Scithiae partem, quae Pontico mari vicina est, properant (Gothi).

Widukind (I 18): Gothi autem de insula, ut Jordanis narrat, Scanza egressi sunt.

---

[8]) Mone (II 258): „Ich komme auf die gotische Stammsage zurück, die jetzt erst in ihrer Wichtigkeit erscheinen kann. Über Schonen, Bornholm und Rügen war das Volk auf das Festland gekommen." Dagegen ist es verkehrt, daß es schon „lange vor Caesar" das Südufer der Ostsee besetzt habe. Selbstverständlich muß aber bei den engen Verwandtschaftsbanden die Urheimat der Goten auch die aller anderen germanischen Stämme gewesen sein.

Landolfi chronic. XII: Filimer, rex Gothorum, Gadirici magni filius, qui post egressum Scantiae insulae ibi quarto loco tenens principatum ....

Gotifredi Viterbensis Pantheon:

Insula Scantia, quam alii vocant Scathinaviam, e qua etiam primi Gothi egressi fuerant ... Rodericus von Toledo (De Gothis I 8) bekennt sich ebenfalls zu Jordans Ansicht. Wilhelm von Jumièges (Hist. Normann. I 3) läßt die Goten unter den Königen Thanans (Athala?) und Berig aus Scanza auswandern.

Gerade wie der Auszug der Langobarden, so blieb auch die Auswanderung der Goten in der nordischen Sage lebendig. In dem von der Insel Gotland stammenden Gutalag findet sich die Stelle: sithan aucathis fulc i Gutlandi so mikit um langa tima, at land elpti thann thaim ai alla fytha. Tha lutathu thair bort af landi hvert thrithia thiauth, so at alt sculdu thair aige oc mith sir bort hafa .... d. h. „im Lauf der Zeit vermehrte sich das Volk so stark im Gotenland, daß das Land nicht mehr alle ernähren konnte. Da zog der dritte Teil des Volkes, alle seine Habe mit sich führend, außer Landes ..."

Olaus Magnus (Hist. de gent. septentr., Antverp. 1562, I. ed. 1555, II 62): In hanc insulam (Gothlandiam) prima Gothorum armata castra, post exitum a sua terra (Scandiana insula) in Europa et Asia novas terras ob importabilem gentis suae multitudinem quaesitura, descenderunt.

Dazu stimmen die Worte Erik Olaffons in seiner Geschichte der Schweden und Goten (Erici Olai Historia Suecorum Gothorumque, iterum edita Holmiae 1664): Continue ergo dilatabatur et extendebatur eorum habitatio, sicut in numero populus augebatur, et tanquam ex alveario examina apum, in remota deinde et distantia loca diffusi, terras circumpositas occupare coeperunt.

Die gelehrten Humanisten hielten größtenteils an dieser Überlieferung fest; so sagt z. B. Beatus Rhenanus in der Vorrede seiner Prokopausgabe (Basel 1531): Caeterum Jornandes Alanus, ut mihi colligere videor. Gothos ex Scandia sive Scandinavia, Germanici maris insula, quam ipse Scanziam vocat, hodie septentrionalem Selandiam fortasse dicimus aut Suetiam, recte deducit. Hugo Grotius[9]) tritt mit aller Entschiedenheit für die skandinavische Herkunft ein und verteidigt die sie stützenden Zeugnisse (validiora etiam

[9]) Historia Gotthorum, Vandalorum et Langobardorum. Amstelodami 1655.

rerum quam hominum testimonia) gegen die „Träumereien" (somnia) Philipp Clüvers.[10])

Zudem haftet ja der Goten hochberühmter Name noch heute an ihrer nordischen Heimat (Oester- und Vaestergötland, Göteborg, Götaelf, Gotland), und der Schwedenkönig führt den Ehrentitel Gothorum et Vandalorum rex.

Die Donau erreichten die Goten, und zwar mit den Westgoten im Vordertreffen, ungefähr zu gleicher Zeit wie die Alemannen den Main. Als Caracalla nach seinem Zusammenstoß mit diesen ins Morgenland zog, mußte er an der unteren Donau die ersten gotischen Heerhaufen in einigen stürmischen Gefechten zurückwerfen: quos ille, dum ad Orientem transiit, tumultuariis proeliis devicerat (Aelius Spartianus, Carac. 10). Aus einer olbischen Inschrift des 2. vorchristlichen Jahrhunderts, die neben Galatern auch Skiren anführt, hat man (z. B. Stähelin, Der Eintritt der Germanen in die Geschichte, Festschrift für Plüß, Basel 1905) schließen wollen, die Goten seien als Vorhut der Germanen noch vor den Kimbern in die Geschichte getreten, doch nennt Stephanus von Byzanz diese Skiren ein „gallisches Volk (ἔθνος γαλατικον)". Bei der nahen Verwandtschaft der keltischen und der germanischen Sprache hat es ja auch nichts Auffallendes, wenn die gleichen Wortstämme zur Bezeichnung verschiedener Völker gebraucht werden.

Rugier, Heruler und Gepiden gehörten nach Jordan und anderen Schriftstellern ebenfalls zu den Bewohnern von Skandinavien; die Ostseeinsel Rügen ist noch heute nach den ersteren (Ulmerugi, d. h. Inselrugier, an. Holmrygir) benannt[11]).

Auch für diese Völker lassen sich, teils aus den erhaltenen Nachrichten, teils nach den geographischen Verhältnissen, die Wanderwege ziemlich genau feststellen. So kamen die Rugier, an. Rygir, von der Westküste der skandinavischen Halbinsel, wo es noch im Mittelalter ein „Rogaland" gab, und wo Jordan die Ethelrugi kennt, zunächst nach Rügen, dann an die Odermündung und das Flußtal aufwärts durch die Pforte zwischen Sudeten und Karpathen ins Tal der March und längs dieses Flusses ans linke Donauufer gegenüber von Wien, wo sie im neuen „Rugiland" längere Zeit ansässig blieben, um sich dann in verschiedenen Abteilungen, unter Odoaker und mit Theoderich, nach Italien zu wenden. Die Wanderungen der Burgunden und der Wandalen sind in den folgenden Abschnitten besonders behandelt. Die Fluß-

[10]) Germaniae antiquae libri tres. Lugduni Batavorum 1616.

[11]) Im Wandererslied finden sich die Stellen: Hagen Holmrycum and Henden Glommum . . . mid Rugum ic väs and mid Glommum. Die sonst nicht genannten Glommen sind wohl mit gleichbedeutendem Beinamen (agf. gleam, splendor) die Skiren oder Turkilinge (agf. scir, torht, splendens). Glommen ist auch ein nordischer Flußname.

täler der Oder und der Weichsel wiesen auch dem Hauptvolke der Goten den Weg nach Süden. „Wir dürfen," schrieb ich früher einmal[12]), „ihre Wohnsitze zu Tacitus' Zeit nicht allzuweit östlich suchen, etwa im heutigen Pommern und Westpreußen; denn weiterhin saßen die litauischen Aestier." Es fiel in diesen Gegenden den Goten unter König Hermanarich leicht, ein ungeheures Reich zu gründen, wo auch spätere germanische Abenteurer, Samo, Hadding, Rurik, Askold, ohne Mühe ihren Königsstuhl aufgerichtet haben. Eine Sehnsucht nach feinerer Lebensart scheint aber die hochbegabten Goten, die Tacitus schon „straffer gezügelt", adductius, nennt, aus den ungesitteten Gegenden, wo Schmutz und Trägheit herrschten (sordes omnium ac torpor procerum) nach den alten Kulturländern gezogen zu haben, und als nun gar ein gewaltiger Vorstoß der Mongolen, der Hunnensturm, losbrach, wandten sie sich, da Konstantinopel für sie uneinnehmbar war, nach Italien, Gallien, Spanien, Afrika. Die linke Flanke der germanischen Schlachtreihe war dadurch entblößt, ein unberechenbarer Schade fürs Germanentum. Die verlassenen Länder fielen den Slaven zu, die nun im Rücken der übrigen vorrückenden Germanenstämme bis ins Herz von Deutschland vordringen konnten und weite, fruchtbare Landstriche „mehr mit der Pflugschar als mit dem Schwert[13]) eroberten".

Das Geschick der herrlichen gotischen Völker war ein hochtragisches und muß das Herz jedes Germanen mit Wehmut erfüllen. „Nach welterschütternden Heereszügen, unsterblichen Heldentaten, vielversprechenden Werken der Kunst[14]) und Wissenschaft (Bauten der Ostgoten in Oberitalien, Bibelübersetzung u. a.) sind ihre mächtigen Reiche gestürzt, ihre zahllosen Kriegerscharen wie Schnee dahingeschmolzen."[15])

---

[12]) Die Ostgermanen. Ausland 1891, Nr. 43. Der frühverstorbene, nur mit archäologischen Gründen arbeitende Blume dehnt (Die germanischen Stämme und die Kulturen zwischen Oder und Passarge usw. Mannus-Bibliothek 8) das gotische Gebiet viel zu weit nach Osten aus, neben anderen Irrtümern. Ich habe das viel wertvollen Stoff enthaltende Buch unter der Überschrift „Aus germanischer Vorzeit" in der Karlsr. Ztg. (25. Jul. 1913) beurteilt, später auch im „Arch. f. Rassen- u. Gesellschaftsbiologie", X 5.

[13]) Die Herkunft der Deutschen, Karlsruhe 1885.

[14]) Anonym. Valesianus: erat enim (Theodericus) amator fabricarum et restaurator civitatum; Paul. Diac. (Hist. Rom. XVI 22/2) habitavitque (Totila) aliquantum cum Romanis quasi pater cum filiis; Cassiod. (Var.): Gothorum laus civilitas custodita. Wie grundlos ist dagegen die wälsche Verleumdung (Muratori, Praef. ad Jord.): Inter eas gentes, quae Italiam nostram e summo gloriae, potentiae et nitoris in abjectam sortem et barbaros mores penitus dejecere, Gothi potissimum enumerantur! Ohne Frage hat der lange Gotenkrieg unendliches Unheil über Italien gebracht, aber die Goten, die ja die Angegriffenen waren, haben ihn menschlich und ritterlich geführt.

[15]) Anthropologie und Geschichte. Ausland 1890, Nr. 46 und 47.

Zu den Erinnerungen, die die Goten auf italieniſchem Boden zurückgelaſſen haben, gehört das Bruchſtück eines Kalenders, dadurch merkwürdig, daß der November „erſter Julmond, fruma Jiuleis", genannt wird, durch den Volksnamen Gutthiuda und die Eigennamen Frithareiks und Batwin, die Urkunde von Neapel mit den Namen Merila und Alamod, die von Arezzo mit den Namen Gudilub und Alamod, beide mit der Bezeichnung skillings für die gotiſche Silbermünze, und endlich eine Sprachprobe in einem „De conviviis barbaris" überſchriebenen Gedicht der lateiniſchen Anthologie:

inter eils goticum, scapiamatziaia drincan
non audet quisquam dignos educere versus.

Im Gegenſatz zu Grimms Leſung und Deutung (skapjam atzja jah drigkam, paremus pocula) und Scheffels ſcherzhafter Übertragung („Schafft eine Maß zum Trinken her") verbeſſere und überſetze ich: inter hails goticum, skapei jah matjan jah drigkan, d. h. „ſchaff' Eſſen und Trinken an" (im Vers iſt das zweite a von scapia lang). Im Gebiet der bairiſchen, dem Gotiſchen am nächſten ſtehende Mundart ſagt man noch heute: „Was ſchaffens?"

Über das Schickſal der letzten Oſtgoten läßt ſich nach den Quellen folgendes feſtſtellen. Nach der Schlacht am Veſuv und dem Heldentod des Königs Teja (wohl Kurzname von Thiudagairns, da urkundlich ſein Vater Fredigern, ſein Bruder Aligern hieß; möglich, daß das Geſchlecht von Frithigern abſtammte) folgte Narſes dem Rat des Johannes und ſtellte „den Mut der Verzweiflung" nicht auf die Probe, ſondern geſtattete den Überlebenden gegen das Verſprechen, nicht mehr gegen Rom fechten zu wollen, mit Wehr und Waffen, ſowie der geſamten Habe freien Abzug aus Italien. Noch ehe aber dieſer Vertrag abgeſchloſſen war, hatten ſich 1000 Goten unter Indulf (Gundulf?) durchgeſchlagen und auf ihre Burgen in Oberitalien zurückgezogen. Die übrigen beſchworen den Vertrag (Prokop IV 35). Nach Agathias (I i) ſcheint dieſer ſo gelautet zu haben, daß die Goten nicht ganz Italien verlaſſen, ſondern ſich nur aufs nördliche Po-Ufer zurückziehen mußten. Trotzdem gaben ſie die Hoffnung auf Wiederherſtellung der ruhmreichen Gotenherrſchaft nicht auf und ſuchten Hilfe bei den Franken. Die Alemannenherzöge Leuthari und Buzilin (Burkhard), zwei Brüder, rückten auch mit einem Heere von Franken und Alemannen in Italien ein. Sofort erhoben ſich faſt alle Goten, auch ſolche, die Urfehde geſchworen hatten, ein ſolches in der äußerſten Not gegebenes Verſprechen aber nicht für bindend erachten mochten, unter dem Grafen Widin und dem tapferen Ragnaris und machten mit den Franken gemeinſame Sache. Die Feſtung Cumae hatte Aligern, der tapfere Bruder des gefallenen Königs, mit dem Kronſchatz gehalten und heldenmütig verteidigt. Da er aber, wahrſcheinlich

nicht mit Unrecht, argwöhnte, die Franken würden als Sieger Italien für sich behalten, und an der Wiederaufrichtung des gotischen Königtums verzweifelte, übergab er die Burg mit allen Schätzen, beschloß fürderhin „als Römer zu leben", und trat unter Narses' Fahnen. Das fränkisch-alemannische Heer wurde teils durch Seuchen, teils durch das Schwert vernichtet; in der letzten mörderischen Schlacht kämpfte Aligern schon auf Seiten der Römer. Nun ergab sich auch der mit 7000 Goten in Campsa eingeschlossene Ragnaris; seine Mannschaft wurde nach Byzanz geschickt (Agath. II, 3), ebenso Graf Widin (Gest. Langob. II 2). Ihnen wird wohl auch der später nicht mehr erwähnte Aligern mit seinen Mannen gefolgt sein. Ähnlich wie die kriegsgefangenen Wandalen, aus denen fünf Reiterregimenter für den Krieg gegen die Perser errichtet wurden (Bell. Vand. II 14), sind wohl auch die nach Konstantinopel verbrachten Ostgoten in kaiserliche Kriegsdienste getreten und haben nach wechselvollem Heldenleben irgendwo im fremden Lande den Schlachtentod gefunden. Möglich, daß einzelne Goten mit Weib und Kind auf ihren Burgen in Oberitalien und in den Alpenländern zurückgeblieben sind; sie werden beim Einfall der Langobarden entweder im Kampfe gegen diese umgekommen oder in ihrem Adel aufgegangen sein. Andere mögen sich den Westgoten oder den benachbarten Burgunden, Alemannen oder Baiovaren angeschlossen haben. Das Volkstum der Ostgoten hat sich nirgends erhalten. Damit ist selbstverständlich nur die staatliche Selbständigkeit und ihre Sprache gemeint. Daß von dem großen Volke allerlei Splitter, die sich den Römern unterworfen hatten, zurückgeblieben sind und sich an dem Wiederaufbau der italienischen Bevölkerung beteiligt haben, soll damit nicht geleugnet werden. In einem lehrreichen Aufsatz „Sind die Goten in Italien untergegangen?" (Pol. anthr. Revue IV 3, 1905) hat Woltmann diese Verhältnisse erörtert und gezeigt, daß noch im späteren Mittelalter manche Leute nach „gotischem Recht" lebten, daß es in einzelnen Städten noch Gotenviertel (vichi Gothi) gab und daß noch im 11. Jahrhundert zahlreiche unzweifelhaft gotische Namen, wie Stavila, Nefila, Leuuia, Hermia, Hilpja, Ansefrida, Giliefredus, Totila[16]), Vila u. ä. urkundlich nachzuweisen sind. Ob in den Adern von Dante, Lionardo, Bruno gerade gotisches Blut floß, läßt sich nicht mehr entscheiden, germanisches ganz gewiß. Unter den heute noch so zahlreichen germanischen Namen in Italien ist z. B. Sismondi (Sigismund) zweifellos gotischen oder burgundischen Ursprungs. Auch v. Pillement hat sich „Über den Verbleib

[16]) Da der König dieses Namens auch Baduila (qui et Baduila, Jordanes, Hist. Rom.) hieß und ein Neffe des ermordeten Hildebad war, lautete sein voller Name vermutlich Thiudabad, woraus, vom ersten oder zweiten Teil, beide Kurzformen entstehen konnten.

der Oſtgoten" in der Allgem. Zeitung (Beil. 208/9, 1904) geäußert und gemeint: „ſicher ſind ſie nach Norikum gezogen, dort ſaß nördlich der Linie Bozen-Meran das befreundete Volk der Breonen" (Verwechſelung mit den heruliſchen Brandingen). Eine Gloſſe des 12. Jahrhunderts (Gothi Meranare; Wandali Nortlute; Amelungen Baier) verdient ſchon wegen der letzteren Gleichſtellung keine allzu große Beachtung. (Vgl. dazu Woltmann, „Die Germanen und die Renaiſſance in Italien" 1905, von mir in den Zeitfragen gewürdigt.) Die mehrfach dichteriſch, z. B. in Dahns „Kampf um Rom", behandelte Rückwanderung[17]) der letzten Goten nach ihrer nordiſchen Heimat iſt ungeſchichtlich und ſtammt aus einer ſpätmittelalterlichen Schrift des Nicolaus Petreius[18]). Er läßt die Überbleibſel des Gotenheeres „in Gothlandiam et primaevas sedes" zurückkehren. Außer in der alten Heimat haben nur ganz wenige ihrer Nachkommen, vielleicht im Wallis (Burgunden) und in der Gottſchen (Gothisca marca?), aber von alemanniſchen und baiovariſchen Beſtandteilen durchſetzt, germaniſche[19]) Sitte und Sprache bewahrt.

---

[17]) In Dahns „Kampf um Rom", der ſo manche bewußte und unbewußte Abweichung von der geſchichtlichen Wahrheit enthält, findet ſich die Stelle: „Mundart und Sage beſtätigen die Annahme, daß hier (bei Meran) ein Reſt verſchonter Goten fortblüht". Kann ſein, die Mundart iſt aber bairiſch und beweiſt darum wegen ihrer Verwandtſchaft mit dem Gotiſchen nichts. Der vielgeleſene Roman ſchließt mit den Worten: „Heim (nach Skandinavien) bringen wir die letzten Goten". Sein Verfaſſer gerät eben oft mit ſich ſelbſt in Widerſpruch, ſo wenn er ſchreibt: „Vom Nordland geht alle Kraft aus, dem Nordvolk gehört die Welt", und doch die Goten über den Kaukaſus von Aſien einwandern läßt. — Am längſten hat ſich Sprache und Volkstum ſüdwärts gewanderter Goten auf der Krim erhalten, wo Barbaro (Viaggi fatti da Vinetia alle Tana, in Persia etc., Venezia 1545) und Busbek (Busbequii Legationis Turcicae epistolae quatuor, Paris 1595) noch deutliche Spuren eines Volkes mit germaniſcher Mundart vorfanden.

[18]) Cimber a Japheto oriundus etc. 1574, deutſche Ausgabe 1699: „Als nun der Rath aus einander gegangen, iſt der Gothen Krieges Heer in zwey Theile getheilt worden, davon ein Theil unter der Soldatesque eingeſchrieben und in Italien verblieben, der andere aber hat Gelegenheit geſuchet, wie ſie auf ſicheren Wegen fortkommen könnten, und nicht abgelaſſen, biß ſie endlich wieder in Gothland und das Land, darinnen ſie geboren, gekommen ſeien."

[19]) In romaniſchen Völkern, Spaniern, Portugieſen, Südfranzoſen, aufgegangen ſind die Weſtgoten und die gotiſchen Burgunden. Wenn ſie aber auch ihre Sprache ſchon früh aufgegeben hatten, ſo lebte doch ihr Blut fort, und dieſem hauptſächlich iſt es zu danken, was die genannten Völker in der Geſchichte geleiſtet haben. Der ſpaniſche Volksheld, Don Rodrigo, der ſtolze Cid Campeador, war nach ſeinem Namen ein Gote, ebenſo Graf Raimund von Toulouſe, der tapfere Kreuzfahrer. Da die Namen ſich länger erhalten als die Reinheit des Blutes, geben ſie nur ein unzuverläſſiges, je nach der Zeit mehr oder weniger zutreffendes Bild von der Zuſammenſetzung eines Volkes. Immerhin iſt aber die Unterſuchung der Namen auf ihre Herkunft lehrreich. Auf der iberiſchen Halbinſel gibt es noch viele gotiſche Namen: Alfonſo, Affonſo, Alonzo (got. athalafuns, „edelfeurig"; damit zuſammengefloſſen ſind die Namen Alafuns und Hadafuns), Alvaro, Alvarez

Als Nachruf seien dem italienischen Gotenreich die stolzen, aber wohlberechtigten Worte gewidmet, die dessen großer Gründer an sein Volk gerichtet hat (Cassiod. Var. VII, ep. 25): „dahin haben wir nämlich mit Gottes Hilfe unsere Goten gebracht, daß sie zugleich in Waffen gerüstet und der Gerechtigkeit ergeben sind. Das ist es, was die übrigen Völker nicht haben können, was euch unvergleichlich macht, wenn man sieht, wie ihr, an den Krieg gewöhnt, doch friedlich unter den römischen Gesetzen lebt".

Zum Schluß mögen hier noch die Stammbäume der beiden berühmten Königsgeschlechter, der Amaler und der Balthen, Platz finden. Im ersten, der besser überliefert ist, sind nur einige offenbar entstellte Namen zu verbessern, im andern ist es etwas schwieriger, den Zusammenhang wieder herzustellen. Doch müssen wir den Balthen, deren „Adel nach dem der Amaler der höchste war", unbedingt eine ungefähr ebenso lange Ahnenreihe zuschreiben; diejenigen Könige, die, ohne Amaler zu sein, doch von hoher Abstammung waren, wie z. B. Geberich (virtutis et nobilitatis eximiae . . . . gloriam generis sui factis illustribus exaequavit, Jordan 21 und 22), können daher nur dem hochberühmten Geschlecht der Balthen angehört haben.

(got. alavair, „ausgezeichneter Mann", dazu das weibliche Elvira), Bermun (got. Berimud, davon die Bermudas), Bertran (got. bairhtram, „glänzend und stark"), Diego, Diaz (got. Thiudareiks, Dietrich), Esmeralda, Fernando, Fernandez (got. ferdinanths, „kühn von Sinn"), Froilaz, Fruela (got. Fravila, „Herrlein"), Gelmirez (Gelimer), Gomez (got. guma, „Mann"), Gonzalo, Gonzalez (got. Gunthimir, Gundemar), Guilfonso (got. Viljafuns), Guzman (got. Godaman, Gutmann), Ildefonso, (got. hildifuns, „kampfbegierig"), Isabella, Marques (got. Markja), Menendez (got. Herminanths), Mundiz, Munnez (got. Mundila), Pizarro (got. Pitzas), Ramiro (got. Radomir oder Ragnimir), Ramon, Reymondez (got. Ragnimund), Rodrigo, Rodriguez, Ruiz (got. Rudoreiks), Sesnandes (Sisenand), Vasco, Vasquez (nord. wasce, Recke), Velasquez (got. Vilaskja?) u. a. m. Der Maler zeichnet Didacus, d. h. Diaz, Dietz, Dietrich, Velasquius.

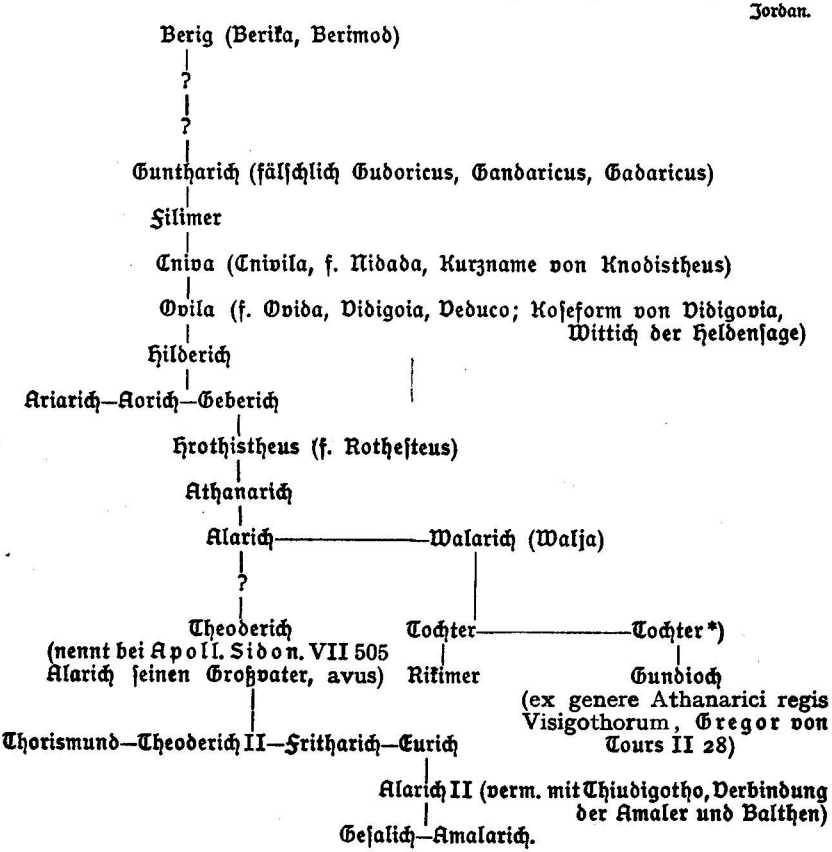
In den Tälern der Provence
Ist der Minnesang entsprossen,

singt Uhland; sehen wir uns aber die Namen der Troubadours etwas näher an, so finden wir fast nur germanische: Arnaut, Aiméric, Bernart, Bertrand, Gaucelm, Gautier, Guillem, Guiraut, Guyot, Jaufre, Raimon, Rambaut, Rudel, Savaric = Arnold, Emerich, Bernhard, Bertram, Walchelm, Walther, Wilhelm, Gerold, Wido, Gotfrid, Raginmund, Raginbald, Rudolf, Sabarich. — Vgl. u. a. Jungfer, mit dem ich übrigens nicht in allen Einzelheiten übereinstimme, „Germanisches aus Spanien" (Pol. anth. Revue VI 11, 1908), und „Magerit-Madrid". (Rev. Hispanique XVIII, New York, Paris 1908). — Über die Beziehungen der Goten zum Christentum, das sie in der geläuterten, eine „Reformation" überflüssig machenden Gestalt des Arianismus angenommen hatten, vgl. H. v. Schubert, „Staat und Kirche in den arianischen Königreichen und im Reiche Chlodwigs". Hist. Biblioth. 26. München und Berlin, R. Oldenbourg, 1912.

Die bei den Nachkommen ganz oder teilweise sich wiederholenden Namen der Vorfahren, wie z. B. Amala in der Sippe Theoderichs, geben uns ebenfalls manchen guten Fingerzeig, doch bleibt immerhin die Reihenfolge der Balthen etwas unsicher. Die in der gotischen Schrift so ähnlichen und leicht zu verwechselnden Zeichen für d und l, b, k und r, p und u, die sich teilweise wieder mit griechischen und lateinischen berühren, mögen auch, neben der Nachlässigkeit und Unkenntnis der Abschreiber, das ihrige zur Entstellung der Namen beigetragen haben.

Stammbaum der Balthen.

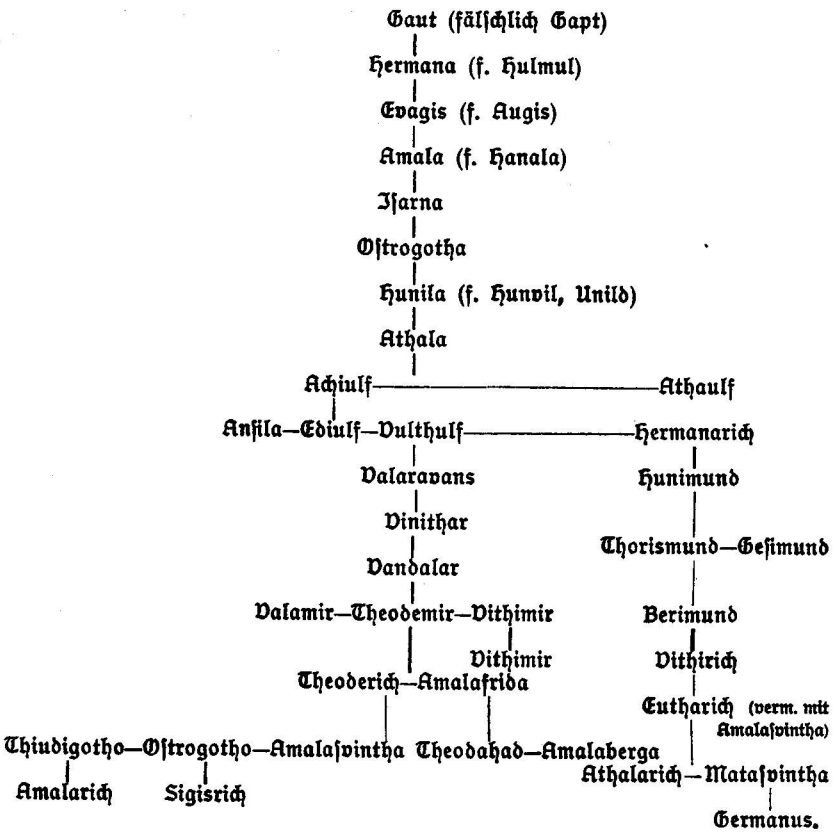
Post Amalos secunda nobilitas Baltharumque ex genere origo mirifica. Jordan.



*) Anscheinend nach ihrem Großvater Athanildis (schwäbisch Authilde) genannt, die Frau Ute oder Oda der Sage, Mutter der Hromildis (Chriemhild) und durch sie Ahnfrau eines Zweiges des langobardischen Königsgeschlechts, das von ihr den Namensteil aud (Audwin, Authari) geerbt hat.

Stammbaum der Amaler.

Ostrogothi praeclaris Amalis serviebant.
Jordan.



b. Die Burgunden[1]).

Ze Wormze bi dem Rine si wonten mit ir kraft,
in diente von ir landen vil stolziu ritterschaft.

Unauflöslich ist durch das Nibelungenlied der Name Worms mit dem der Burgunden verbunden, obgleich die Herrschaft dieses Volkes nur einen kurzen Abschnitt der langen und wechselvollen Geschichte der sagenberühmte Stadt bildet. Wie verschiedene, durch den Spaten emsiger Altertumsforscher in und bei ihrem Weichbild aufgedeckte Grabfelder zeigen, ist diese Stelle des linken Rheinufers seit der Steinzeit in ununterbrochener Folge von einer dichten und betriebsamen Bevölkerung bewohnt gewesen, aber nicht immer von der gleichen; wiederholt ist das Land von neuen Volkswellen überflutet worden, für deren früheste uns jeder geschichtliche Name fehlt. Die ältesten Ansiedler, deren Volkstum uns bekannt, deren Name überliefert ist, waren Kelten, die in der zweiten Hälfte des vorchristlichen Jahrtausends auf dem Felde zwischen Pfrimm und Eisbach, Borbetomagus[2]), eine gleichbenannte Stadt gegründet haben, und dies keltische Wort, allerdings im Laufe der Zeiten umgestaltet, ist bis auf den heutigen Tag an der Stätte haften geblieben (ahd. Wormazfeld, im Rosengarten zu Wurmitz

[1]) Nach der Abhandlung „Worms und die Burgunden" (Zeitschrift des Wormser Altertumsvereins „Vom Rhein", 1. Jahrg. 1902). Vgl. auch „Die Burgunden im Wonnegau" (in derselben Zeitschr. 1906).

[2]) Der Name ist gebildet wie Noviomagus, Neuenfeld, Rigomagus, Reichenfeld u. ä. Der erste Teil könnte ein Manns-, wahrscheinlicher Flußname sein; vgl. die Ausführungen von Schwädler (Straßb. Post 23. u. 31. VIII./13., Mitt. aus den Vogesen 26 u. 27) über den oberelsässischen Gebirgsbach Wormsa, dessen Namen er für „ligurisch" erklärt. Ich halte die Verwandtschaft mit ahd. wurm, lat. vermis für näherliegend; dazu die deutschen Flußnamen Wurm, Würm, Wurmbach, Wormbach.

auf das felt, im Waltharilied in Wormatiae campis). Später hatten die ſchwäbiſchen Wangionen und die Römer Land und Stadt in Beſitz genommen.

Zu Anfang des 3. Jahrhunderts nach Chriſtus waren die Alemannen von der Elbe ins Maintal vorgedrungen, und die Nachbarſchaft dieſes großen und kriegeriſchen Volkes bildete eine ſtändige Gefahr für das Römerreich. Der von Caracalla mit Gold erkaufte Friede war nicht von langer Dauer. Schon unter Alexander Severus erfolgte eine allgemeine Schilderhebung, ein neuer, gewaltſamer Ausdehnungsverſuch der Alemannen, deren kühne Streifſcharen unter ſeinen Nachfolgern wiederholt Gallien brandſchatzten, deren Heerfahrten ſich bis nach Italien erſtreckten und ſogar Rom bedrohten. Die befeſtigten Städte Mainz, Trier und wohl auch Worms wurden berannt, leiſteten aber Widerſtand. Erſt dem Kaiſer Probus, einem tüchtigen Kriegsmann, gelang es nach blutigen Siegen, die böſen Nachbarn vom Rheine abzudrängen und über den Neckar und die Rauhe Alb zurückzuwerfen. Aber nach ſeinem frühen Tode ging das Zehntland verloren, und ſchon im Jahre 287, unter Maximian, fiel wieder ein alemanniſches Heer in Gallien ein, diesmal im Verein mit Burgunden, die damals zuerſt den Schauplatz ihrer ſpäteren Geſchichte[3]) betraten. Woher waren dieſe neuen Feinde gekommen? Es lohnt ſich, einen Rückblick auf Urſprung und frühere Wanderungen des Volkes zu werfen.

Wie für andere germaniſche Völker der verſchiedenen Stämme, ſo iſt auch für die Burgunden die Auswanderung aus der ſkandinaviſchen Halbinſel geſchichtlich bezeugt. Die Lebensbeſchreibung des H. Sigismund, der „den Königsmantel mit der Mönchskutte vertauſchte (se a laicali vestitu in religionis habitum mutavit)", hebt an[4]) mit den

[3]) Cl. Mamert. Panegyr. 5: Cum neque solum Burgundiones et Alamani, sed etiam Chaibones (Chamavi?) Erulique, viribus primi barbarorum, locis ultimi . . .

[4]) Vita Sigismundi 1: Tempore Tyberii senioris Augusti . . . egressa est gens de insula, quam mare Oceanus cingit, cuius vocabulum est Scandavia . . . Dieſe Angabe wird wiederholt durch die Chroniſten Fredegar (Burgundiones tempore Tyberii Augusti egressi sunt de insola maris cuius vocabulo est Scatanavia), Ekkehard (Ex hac igitur Scanzia insula, quam alii Scandanaviam dicunt . . . et hi qui postea Burgundiones dicti sunt, et aliae multae barbarae nationes, sc. egressae) und den neuburgundiſchen Reichsmarſchall Gervasius Tilburensis (Scandenavia, Oceani insula, de qua Burgundiones sunt egressi, nach Leibniz SS. R. b. I 913). Der geſchichtliche Wert der Vita, deren Entſtehung Jahn (Geſchichte der Burgundionen 1874) an die Wende des 6. und 7., Binding (Geſchichte des burgundiſch-romaniſchen Königreichs 1868), an die des 7. und 8. Jahrhunderts ſetzt, darf weder übernoch unterſchätzt werden; neben manchem Irrtum enthält ſie auch wertvolle, zum Teil allein durch ſie überlieferte Nachrichten. Nach Obigem iſt ſie vor 660 entſtanden; ihr Anfang kann daher nicht, wie Binding meint, aus der nicht vor 670 abgefaßten Origo gentis Langobardorum abgeſchrieben ſein. Gerade durch die Übereinſtimmung mit anderen Schriftſtellern, wie Jordan, Paul

Worten: „Ausgezogen ist das Volk, zur Zeit des Kaisers Tiberius des Älteren, von der Insel, die vom Weltmeer umflossen und Skandavia genannt wird." Da Plinius, der ums Jahr 80 unter Kaiser Titus seine Naturgeschichte schrieb und zuerst die Burgundiones[5]) erwähnt, sie schon auf dem Festlande zu kennen scheint, gewinnt die Angabe der Heiligengeschichte an Wahrscheinlichkeit, wenigstens was die Ansiedelung an der Ostseeküste betrifft; die Insel Bornholm[6]) dagegen (an. Borgundarholmr, ags. Burgendaland, Burgunda insula bei Saxo, später Borgentolm, Borneholm, Boringholme, von den Einwohnern noch Borrinjholm gesprochen), die den Volksnamen bis zum heutigen Tage bewahrt hat, ist vermutlich schon früher, bald nach dem Kimbernzug, von den Burgunden besetzt worden und hat ihnen gewissermaßen als Brücke gedient. Von Tacitus wird das Volk nicht besonders erwähnt; wir begegnen ihm erst ein halbes Jahrhundert später bei Ptolemäos wieder, zu welcher Zeit es östlich vom Flusse Suebos[7]) bis gegen die Weichsel hin wohnte. Neben Bougountes nennt aber dieser Schriftsteller noch Phrougoundiones, letztere am weitesten östlich, in der Weichselgegend, und es ist zweifellos, daß wir es hier mit zwei verschiedenen Verstümmelungen des gleichen Namens, es ist wahrscheinlich, daß wir es mit zwei getrennten Teilen desselben Volkes zu tun haben, von denen der eine den Ostweg eingeschlagen hatte. Ebenso verhalten sich bei Zosimos (I 31 und 68) die Bourgoundoi zu den Ourougoundoi, die mit gotischen und thrakischen Völkern an der Donau wohnten und später als Bourougoundoi von Agathias (VII 11) unter den Hunnen genannt werden. Diese Ostburgunden waren es

Warnefrids Sohn, Ermold, Frekulf, Widukind u. a., gewinnt die Erwähnung der skandinavischen Heimat der Burgunden erhöhte Bedeutung. Es ist bezeichnend, daß diese wichtigen Nachrichten von den Germanisten, zu deren vorgefaßter, wissenschaftlich aber unhaltbarer Meinung von der östlichen Herkunft unsres Volkes sie nicht passen, verschwiegen werden, z. B. von Grimm, Geschichte der deutschen Sprache 1848, und Bremer, Ethnographie der germanischen Stämme 1899. Much schreibt zwar (Hoops, Reallexikon) „Ihre Herkunft lehrt uns ihr Name", leitet aber diesen von dem der Insel Bornholm (angebl. „Bergland" von skr. brhant, hoch) ab, statt umgekehrt, ebenso folgerichtig wie etwa Angeln von England, Franken von Frankreich.

[5]) Nat. H. IV 28: Vindili, quorum pars Burgundiones .... Guttones.

[6]) Diese Insel hieß früher auch Ostricia, Baltia o. a.; ihre Bewohner haben nach den auf Bornholm so zahlreichen Funden von Altertümern keltisch-kimbrischen Stils (sog. La-Tène) zu den nächsten Verwandten der Kimbern und Teutonen gehört, sich vermutlich deren Heerfahrt angeschlossen und das Eiland den nachrückenden Burgunden überlassen. Auf Rügen hat sich sogar ein keltischer Ortsname (Arkona = Arkynia) bis auf den heutigen Tag erhalten (s. m. Aufsatz „Nordische Reiseeindrücke" a. o.).

[7]) Da Ptolemäos die Oder Viados nennt, so ist unter Suebos wahrscheinlich die Warnow zu verstehen. Bornholm gerade gegenüber ist die Odermündung; dort werden die Burgunden zuerst festen Fuß gefaßt haben.

wohl auch, die der Gepidenkönig Faſtila[8]), von der „Gepidenau" an der Weichſelmündung vordringend und das Gebiet ſeines Volkes zu erweitern ſtrebend, um die Mitte des dritten Jahrhunderts faſt bis zur Vernichtung ſchlug (Burgundiones pene usque ad internecionem delevit, Jordan, Get. 17), denn den andern Teil des Volkes, der, dem Lauf der Oder folgend, bis nach Schleſien vorgedrungen war, finden wir bald darauf dort in ungeſchwächter Kraft und im Bunde mit den Wandalen dem Kaiſer Probus Widerſtand leiſtend (Zoſim. I 68). Auch nachdem ſich die Burgunden weſtwärts gewendet hatten, blieb ihr Name an dieſem Lande haften, wo auch die Langobarden auf ihrem Durchzug für einige Jahre Raſt machten (pari modo et Burgundaib per annos aliquot possedisse, Paul, Gest. Langob. I 13).

Wie ſchon erwähnt, unternahmen bald darauf, nach des kriegeriſchen Kaiſers Ermordung, die Burgunden, mit den Alemannen verbündet und wohl von ihnen zu Hilfe gerufen, eine Heerfahrt nach Gallien. Es iſt aber anzunehmen, daß nur ein Aufgebot der ſtreitbaren und fehdeluſtigen Jugend den Feldzug mitgemacht hat und das Volk ſelbſt noch in ſeinen ſchleſiſchen Wohnſitzen verblieben iſt, denn von dem wenige Jahre ſpäter, 296, unternommenen Rachezug des Conſtantius Chlorus, der von Mainz aus ganz Alemannien bis nach Günzburg an der Donau verheerte, wurden die Burgunden nicht berührt (a ponte Rheni usque ad Danubii transitum Guntiensem devastata atque exhausta penitus Alamannia, Eumen. Panegyr. IV 2). Bald darauf wurden die Burgunden, jedenfalls noch in Schleſien, von den Goten beſiegt, und um die Scharte auszuwetzen, griffen auch die ihnen von der galliſchen Heerfahrt her befreundeten Alemannen zu den Waffen (Gothi Burgundios penitus excindunt; rursum pro victis armantur Alamanni, Mamert. Paneg. II). Infolge dieſer Kämpfe und jedenfalls im Einverſtändnis mit den Alemannen zogen nun die Burgunden durch die Lauſitz und über den Paß zwiſchen Fichtelgebirge und Frankenwald ins obere Maintal; die ihnen hier eingeräumten Wohnſitze mögen aber für ihre Volkszahl etwas zu beſchränkt geweſen ſein, und bald gab es Streit mit den neuen Nachbarn. Die Burgunden ſuchten ſich auf Koſten der Alemannen auszudehnen, wurden aber von dieſen zurückgewieſen (Burgundiones Alamannorum agros occupavere, sed sua quoque clade quaesitos; Alamanni terras amisere, sed repetunt). Da dieſe Kämpfe nach Mamertin noch unter dem 305 abgeſetzten Maximian ſtattgefunden haben, ſo muß die Anſiedelung der Burgunden im oberen Maintal um die Wende des dritten

[8]) Dies, nicht Fastida, iſt wohl die richtige Namensform; got. itha (fairnitha, fullitha u. ä.) iſt eine Endung für Begriffswörter, nicht aber für Mannsnamen. — Die Überbleibſel der in dieſer mörderiſchen Schlacht geſchlagenen Burgunden ſcheinen ſich ſüdwärts gewendet und unter den Schutz der Hunnen begeben zu haben, um ſpäter deren Schickſal zu teilen.

und vierten Jahrhunderts[9]) erfolgt sein. Im Jahre 359 standen die Markſteine ihres Gebietes in einer „Palatium" oder „Palas" genannten Gegend (ad regionem, cui, palatii[10]) vel palas nomen est, ubi terminales lapides Alamannorum et Burgundiorum confinia distinguebant, Ammian. Marcell. XVIII 2). Dieſer Ort, offenbar nach dem ſtattlichen Hofe eines germaniſchen Fürſten benannt, muß am Main, etwa in der Gegend von Schweinfurt, geſucht werden, da hier die von Norden herantretenden Haßberge, im Süden der Steigerwald eine natürliche Grenze bilden. Dazu ſtimmt, daß die in nächſter Nähe, bei Kiſſingen, befindlichen Salzſiedereien[11]) häufig Anlaß zu Grenzſtreitigkeiten gaben (quod salinarum finiumque causa Alamannis saepe jurgabant, Ammian, XXVIII 5). Dieſe Streitigkeiten ſuchte in ſchlauer Weiſe Kaiſer Valentinian zu benützen, um die „kriegeriſchen, in blühender Volkskraft ſtrotzenden und daher von allen Nachbarn gefürchteten" Burgunden gegen die Alemannen aufzuhetzen (Burgundios in eorum perniciem excitari, bellicosos et pubis immensae viribus affluentes, ideoque metuendos finitimis universis); ſeine häufigen Briefe und heimlichen Geſandtſchaften hatten denn auch den Erfolg, daß ein auserleſenes burgundiſches Heer von 70—80000 Mann an den Rhein vorrückte, wo dieſe „neuen Feinde neuen Namens" (novorum hostium novum nomen, Oroſ. VII 32) ſich drohend niederließen. Vom Kaiſer aber unter allerlei Ausflüchten im Stich gelaſſen, zogen die Burgundenkönige[12]) wut- und racheſchnaubend wieder heim (ums Jahr 370). Trotzdem hören wir ein Menſchenalter lang nichts mehr von den Burgunden, während ſich die Alemannen auf dem linken Rheinufer, beſonders in der Schweiz, auszubreiten ſuchten. Da zog im Anfang des 5. Jahrhunderts eine neue Wetterwolke von Oſten heran; durch die Hunnen aus ihren Wohnſitzen aufgeſcheucht, brachen

[9]) Das von Mommſen (Abhdlg. d. Berl. Akademie, 1862 II) herausgegebene Verzeichnis der römiſchen Provinzen, a. 297—342, hat: cati, burgunziones, alamanni.

[10]) Da das ſtammverwandte und gleichbedeutende germaniſche Wort daneben ſteht, müſſen wir ſo das ſinnloſe cappellatio der Handſchriften verbeſſern. Grimms Deutung (Geſch. d. deutſch. Sprache S. 702), capalazi „Gepfähle", iſt ſprachlich mehr als gewagt, (es wären damit ja auch zwei germaniſche Wörter nebeneinander geſetzt), geſchichtlich aber unmöglich, da der Grenzwall mit ſeinem Pfahlgraben viel weiter weſtlich, bei Miltenberg, den Main überſchritt.

[11]) Schliz (Das römiſche öffentliche Badegebäude bei Weinsberg, Fundber. aus Schwaben XIV 1906) ſchließt mit den Worten: „welche (die umſtrittenen Salzquellen) der Beſchreibung nach keine anderen geweſen ſein können als die von Niedernhall und Hall". Ich glaube, dieſe letzteren waren im unbeſtrittenen Beſitz der Alemannen.

[12]) Im Widerſpruch mit der Quelle (Ammian. Marc. XXVIII 5) behauptet Schmidt (Die germaniſchen Reiche der Völkerwanderung), Gundahar ſei „erſter König" geweſen.

die Wandalen, verstärkt durch skythische Alanen und suebische Markomannen und Quaden, auf und wandten sich, vom Reichsverweser Stilicho, der sie von Italien ablenken wollte, selbst eingeladen, gegen Gallien. In der Neujahrsnacht, wie Blücher, den Rhein überschreitend, durchzogen und verwüsteten sie in den Jahren 406—409 bis zu ihrem Abzug nach Spanien das ganze unglückliche Land von den Pyrenäen bis zum Meer. Worms war damals noch römisch; nach längerer Belagerung wurde es erstürmt und wie andere Städte verbrannt (Hieronym. epist. ad Ageruchiam). Nach diesem Schriftsteller waren bei dieser Gelegenheit, wahrscheinlich im Gefolge der ersten Schwärme, noch andere Völker (Saxones, Burgundiones, Alemani), darunter auch die Burgunden (ipsorumque simul motu impulsorum Burgundionum, Oros. VII 38) in Gallien eingefallen und hatten sich dort dauernd festgesetzt. Wormez diu vil wite wurde von den Burgunden, die das Maintal verlassen und sich vermutlich an der Belagerung beteiligt hatten, zum Königssitz erwählt, während das wichtige Mainz, obwohl auch erstürmt, zunächst noch römisch[13]) blieb. Sie räumten Trümmer und Brandschutt beiseite und errichteten auf dem freigewordenen Raum nach germanischer Sitte[14]) palas unde sal, wie alle anderen zur Hofhaltung nötigen Gebäude

von holze harte michel, wit unde groz.

Das zu dieser Hauptstadt gehörige, von den Burgunden in Besitz genommene Gebiet lag nach den Quellen auf dem linken[15]) Rheinufer, innerhalb des römischen Galliens; es ist die alte Civitas Vangionum, der mittelalterliche Wangengau, vielleicht später in „Wonnegau" umgedeutet, zwischen Nahe, Lauter, Rehbach und Rhein. (Vita Sigis-

[13]) Hieron: Moguntiacum nobilis quondam civitas capta atque subversa est. Möglicherweise hatte der zu den Römern übergegangene Goar die Stadt, wo bald darauf der Gegenkaiser Jovinus gewählt wurde, zurückgegeben. Der Geograph von Ravenna, IV, nennt sie civitas Francorum.

[14]) Neben anderer Kunstübung und Handfertigkeit verstanden sich die Burgunden besonders gut auf den Holzbau (Sokrates VII 30 und Cassiodor, Hist. tripart. XII 4: paene omnes fabri lignorum sunt).

[15]) Aus dem in den Lorscher Jahrbüchern des 8. Jahrhunderts vorkommenden Waldnamen Burgunthart, später Birkenhart, heute Birkert im Odenwald, hat man schließen wollen, das Reich der Burgunden habe sich auch aufs rechte Rheinufer erstreckt. Wahrscheinlich hat aber dieser mit dem Volksnamen so wenig zu tun wie das norwegische Borgund, das westfälische Borgentreich. Aus dem althochdeutschen Virgunia (got. fairguni, Bergwald) ist Virgunt, heute Virngrund in Württemberg, geworden; so könnte auch aus Burgunia (Hochwald) Burgunt entstanden sein. Daß die Helden des Nibelungenliedes zur Jagd in den Odenwald ziehen, daß die erst im 8. Jahrhundert gegründete Abtei Lorsch als Erbbegräbnis angeführt wird, daß „beidenthalp des Rines weinten wip und man" (Nib. 1560), beweist selbstverständlich nichts. Das alles geht auf die fränkische Zeit.

mundi: Gallias petierunt; Prosper Aquitanus: Burgundiones partem Galliae propinquam Rheno obtinuerant. . . . Gundicarium Burgundionum regem intra Gallias habitantem; das „jenſeits", περαν, des Byzantiners Sokrates kann auch nur das linke Ufer bezeichnen).

Schon wenige Jahre ſpäter ſehen wir die Burgunden von dieſen Wohnſitzen aus in die Geſchicke Galliens, ja ſogar des Römerreichs eingreifen; ihr Anführer (phylarchos) Guntiarios rief im Verein mit dem Alanenherzog Goar[16]) zu Mainz im Jahre 411 einen vornehmen Gallier Namens Jovinus zum Gegenkaiſer aus. Es iſt bedeutungsvoll, daß der erſte Fürſtenname, der uns in der burgundiſchen Geſchichte entgegentritt, bis auf den heutigen Tag in der deutſchen Sage fortlebt; denn daß dieſer Guntiarios, der Gundaharius des burgundiſchen Geſetzes und der Gundicarius fränkiſcher Quellen ein und derſelbe Mann iſt mit dem Gunther, Gudhere, Gunnar der Heldenlieder, ſteht außer allem Zweifel, zumal da auch Gibica und Gislaharius des Geſetzbuchs — für Godomares iſt Gernot oder Guthormr eingetreten — als Gibich, Gifica, Giuki und Giſelher, Gisler in der Sage wiederkehren. Es erſcheint daher zweckmäßig, ehe wir die Geſchichte des Volkes weiter verfolgen, zuerſt den Stammbaum ſeines Königsgeſchlechtes klar zu ſtellen. Der älteſt bekannte Ahnherr iſt zweifellos Gibika[17]), den König Gundobad[18]), der Geſetzgeber, unter ſeinen Vorfahren (auctores) an erſter Stelle nennt und nach dem nicht nur die Glieder des königlichen Hauſes, ſondern alle Burgunden Gibichunge, Giukungar heißen. Er hat vermutlich ſein Volk über den Rhein geführt und noch eine Reihe von Jahren in Worms als König geherrſcht, ſonſt könnte ſein Name mit dem der Stadt, wo er ſeinen Königsſtuhl aufgerichtet, nicht ſo innig und dauerhaft verbunden ſein:

Quorum[19]) rex Gibicho solio pollebat in alto

und

Scilicet ad Renum qua cursus tendit ad urbem
Nomine Wormatiam regali sede nitentem

---

[16]) Olympiodor. fr. 17, Gregor v. Tours II 9, Oros. VII 42. Goar iſt ein gotiſcher Name (ähnlich Gawin, Gawibald, Gowulf), der Mann daher wohl gepidiſcher Abkunft.

[17]) Ein gotiſch gebildeter Kurzname von Gibahari, Gibamund o. ä., nicht „Beiname Odhin-Wodans, des Gebers, Wunſcherfüllers", wie ſehr verkehrt bei Dahn (Die Burgunden, Könige d. Germ. XI, Leipzig 1908, von mir in der Pol. anthr. Revue, VIII 8, beurteilt).

[18]) So, nicht Gundobald, iſt die richtige Namensform, daher Gundebadingi und Lex Gundobada.

[19]) Geht auf Franci, da die Sage die ſpäteren mit den früheren Herren der Stadt verwechſelt. Im Nibelungenlied iſt Gibeche ein König im Gefolge Etzels.

lesen wir im Waltharilied und ebenso noch im Rosengarten:

Es leit ein stat so veine, die ist so wol bekant,
Dort niden an dem Reine, die ist Wurmicz genant.
Darin so sassen helde, die triben übermut,
Die waren auserwelde, Gibig ein konig gut,

wie auch im Hürnen Seyfrid:

Ein stadt leyt bey dem Reyne, dieselb ist Wurms genant,
Darin da was gesessen ein künig Gybich gnant.

Ja sogar noch im 17. Jahrhundert finden wir bei Freher (Origines Palatiae 1612) Gybiconem regem Wormatiae imperantem und hören durch Goldast (Paraenesis I 346) de Gibicho Vangione. Nach Sage und Geschichte hatte Gibich[20]) drei Söhne, von denen Gunther der älteste, Giselher „das Kind" der jüngste war.

Namque marem genuit, quem Guntharium vocitavit.

Daß im Gesetzbuch Gundaharius die dritte Stelle einnimmt, erklärt sich leicht, da er den Stamm fortgepflanzt hat und sein Name hier auf seine Nachkommen und Nachfolger überleiten soll (patrem quoque nostrum et patruum). Aus diesen Worten, die wir übersetzen müssen „wie auch unsern Vater und unsern Oheim", geht mit Sicherheit hervor, daß Gundahar nicht Gundobads Vater, dessen Name als bekannt vorausgesetzt wird, Gibika nicht, wie Grimm[21]) gemeint hat, der „Großvater" gewesen sein kann. Im Jahre 434 war (nach Prosper Aquitanus) Gundikar, der 411 phylarchos heißt, oberster König der Burgunden, sein Vater Gibika muß daher inzwischen gestorben sein. Um die Mitte der fünfziger Jahre des gleichen Jahrhunderts kämpfen dann zwei Burgundenkönige, Gundioch und Hilperich, als Verbündete des Westgoten Theoderich in Spanien gegen die Schwaben (Burgundionum quoque Gundiacum et Hilpericum reges auxiliares habens, Jordan, Get. 44), wohl Brüder und, da beide den Königsnamen führen, auch Königssöhne, in denen wir den im Gesetzbuche nicht genannten Vater Gundobads und seinen Oheim erblicken dürfen, denn Gundeuchus (ex genere Athanarici regis Visigothorum, wie Gregor von Tours, II 28, beifügt) hatte vier Söhne, Gundobad, Godegisel, Hilperich und Godomar. Wäre Gundioch

[20]) Es scheint mir nicht unwahrscheinlich, daß Gibika (Gibahari) seinen sonst im ganzen Geschlecht nicht mehr vorkommenden Namen dem Westgotenkönig Geberich (Gibarits) verdankt, der sein Urgroßvater gewesen sein könnte. Sohn Hrothistheus, dessen Tochter Hrothildis, vermählt mit Gibikas Vater, der vielleicht Gundahar hieß, wie sein sagenberühmter Enkel. Die Verschwägerung der beiden Königshäuser wäre dann eine doppelte.

[21]) Geschichte der deutschen Sprache, S. 704.

nicht Gundahars Sohn, sondern „aus einem andern, etwas früheren" Geschlecht," wie J. Grimm im Gegensatz zu seinem Bruder[22]) annimmt, so hätten der Gesetzgeber und sein Sohn Sigismund nicht Gibika und Gundahar ihre „Ahnen" (auctores, proavos) nennen können. Gerade die Bemerkung über die Verwandtschaft mit dem westgotischen Königshause, die so manche Forscher irregeleitet hat und an einen Wechsel des Herrschergeschlechts denken ließ, bringt Zusammenhang in die verworrene Überlieferung. Wie kommt ein Nachkomme Athanarichs auf den Königsstuhl der Burgunden? Dies ist nur möglich, wenn seine Mutter eine gotische Fürstentochter war; eine solche Verbindung klingt aber durchaus wahrscheinlich. Als Athaulf im Jahre 412 nach Gallien kam, begünstigte er zunächst, gegen Honorius verstimmt, den Gegenkaiser Jovinus, der von Gundahar eingesetzt worden war und ihm mit einem burgundischen Heer entgegenzog. Bei dieser Begegnung mag ein Bündnis zwischen den beiden stammverwandten Völkern geschlossen worden sein, das nach germanischer Sitte seine Bekräftigung fand durch die Vermählung des burgundischen Königssohns mit einer gotischen Jungfrau edelsten Geschlechts. Da Athaulf selbst keine erwachsene Tochter hatte, auch nicht dem vornehmsten Geschlecht der Balthen angehörte, wählte man eine Enkelin des 381 in Konstantinopel gestorbenen Athanarich[23]), dessen zweiter Sohn der spätere König Walja gewesen sein muß, denn dieser erweist sich als Bindeglied in der Verwandtschaft der Burgunden mit den Westgoten. Rikimer (patre Suebus, a genitrice Getes; avus huius Vallia) aus dem Geschlechte der Schwabenkönige in Spanien, 16 Jahre lang der mächtigste Mann in Rom und mit den Kaisern, die er nach Willkür erhob und stürzte, wie mit Puppen spielend, war nämlich der Sohn einer nachgelassenen Tochter Waljas[24]) und hatte seinen Verwandten oder „Neffen" (adelphos, anepsios, nepos), wie es an anderer Stelle heißt, den burgundischen Königssohn Gundobad, zur Unterstützung an seinen Hof gerufen. Von einer Schwester Rikimers, die nach Mascou, Waitz[25]) und ihren Nachschreibern

---

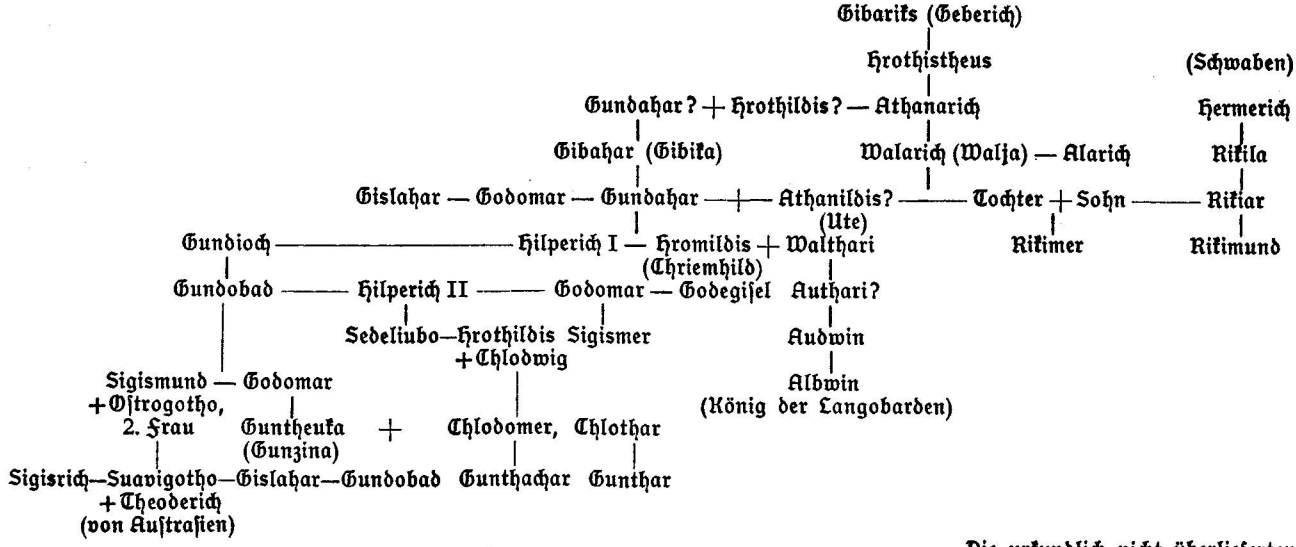
[22]) W. Grimm, Die deutsche Heldensage, Göttingen 1829.

[23]) Vermutlich hieß sie Athanildis (schwäbisch Authilde), in der Sage mit Kosenamen Ute oder Oda (als solche in einem dänischen Lied zu Hagens Mutter geworden). Ihre Tochter Hromildis und ihre Urenkelin Hrothildis haben den zweiten Teil des Namens geerbt.

[24]) Der schwäbische Königssohn, der diese Tochter geheiratet hatte, ist nach der Übereinstimmung der Namen ein Sohn Rikilas und Bruder Rikiars gewesen. Die Form dieser Namen ist gotisch; in schwäbischer Lautgebung würden sie Richilo, Richhere, Richamar lauten, Richomer dagegen ist fränkisch.

[25]) Geschichte der Teutschen, 2. Aufl., Leipzig 1750. — Der Kampf der Burgunder und Hunen. Forschungen zur deutschen Geschichte I, Göttingen 1861. Wenn Giesebrecht (Vorw. z. d. Übers. v. Gregor) sagt: „falsch ist es, wenn Gregor den Burgundenkönig Gundewech einen Nachkommen des Westgotenkönigs

Stammbaum des burgundischen Königshauses.



Die urkundlich nicht überlieferten Namen sind mit ? versehen.

die Gemahlin Gundiochs und Mutter Gundobads gewesen sein soll, ist nichts bekannt, auch wäre eine solche Verbindung unwahrscheinlich, da wir nur von unfreundlichen Beziehungen der Burgunden zu den spanischen Schwaben hören und es gerade Gundioch war, der dem Westgoten Theoderich den Schwabenkönig Rikiar stürzen half. War aber Rikimer Waljas Enkel, Gundobad dessen Urenkel, so konnte jener diesen wohl seinen „Neffen" nennen, denn beide waren „aus dem Geschlechte des Westgotenkönigs Athanarich". Dieser Zusammenhang läßt sich freilich nicht beweisen, sondern nur wahrscheinlich machen; es fällt aber durch ihn manches Licht auf die wegen Dürftigkeit der Quellen recht dunkle Geschichte des Burgundenreichs.

Nach Jovinus' Sturz und Ende wurde von Rom die Landerwerbung der Burgunden bestätigt und anerkannt (Prosper Aquitanus z. J. 413), und in den ersten Jahrzehnten ihrer Herrschaft am Rhein scheinen sie sich, durch Verträge mit den Römern und ihren germanischen Nachbarn, den Alemannen und Franken, in ihrem Besitztum gesichert, und infolge ihrer freundlichen und verwandtschaftlichen Beziehungen zu den Westgoten eines gedeihlichen und dauerhaften Friedens erfreut zu haben. Die Mehrzahl des Volkes ist damals zum Christentum[26]) übergetreten, und zwar teilweise zum katholischen Bekenntnis (Hist. miscell. XI 4; Oros. VII 32 und 41; Sokrates VII 30). Nach dem Tode des Königs Gibika, dessen Sterbejahr unbekannt ist, bestieg sein ältester Sohn Gundahar den Herscherstuhl.

Interea Gibicho defungitur, ipseque regno
Guntharius successit.

Wie er sich mit seinen Brüdern Godomar und Gislahar abgefunden und vertragen, wissen wir nicht; von einem Streit oder Bruderkrieg ist nichts überliefert. Nach dem Erbrecht des burgundischen Königshauses scheinen die jüngeren Söhne als Unterkönige eine gewisse Selbständigkeit besessen zu haben.

Obwohl die Burgunden nach Orosius in ihrer neuen Heimat ein friedliches Leben führten und mit den Galliern nicht wie mit

Athanarich nennt", so bleibt er für diese Behauptung, die auch den Angaben der Frankengeschichte und der Lebensbeschreibung der H. Chrothildis widerspricht, den Beweis schuldig. Binding (Gesch. d. burg.-roman. Königsreichs, Leipzig 1868) schreibt mit vollem Recht: „Mit einer Kunst, die staunenerregend ist, gelang es den älteren Autoren über burgundische Verhältnisse, die wenigen Namen der burgundischen Könige in stets wechselnden, aber nie richtigen genealogischen Zusammenhang zu bringen". Leider ist aber ihm selbst dies auch nur teilweise gelungen.

[26]) Über die Bekehrung der Burgunden vgl. meine Bemerkungen in dem angeführten Aufsatz „Die Burgunden im Wonnegau" und Christ „Die Burgunder und ihre Christianisierung" (Vom Rhein V 8). Nach v. Schubert (Sitzung d. Heidelb. Akad. d. Wiss. vom 20/V. 1911, Sitz.-Ber. II 3) wären sie schon als Arianer an den Rhein gekommen, was mir fraglich erscheint.

Unterworfenen, ſondern wie mit chriſtlichen Brüdern verkehrten (non quasi cum subjectis Gallis, sed vere cum fratribus christianis), ſo machte die wachſende Volkszahl doch bald wieder neue, vermutlich durch den Ehrgeiz des Königs und die Kriegsluſt ſeiner Brüder und Gefolgsmannen begünſtigte Ausdehnungsverſuche nötig. Dieſen, die offenbar weniger durch die beſtehenden Verträge als durch den Trieb der Selbſterhaltung ſich rechtfertigen ließen, trat der römiſche Befehlshaber in Gallien, Aetius, der „letzte Römer" und ein hervorragender Kriegsmann[27]), mit Nachdruck und Erfolg entgegen. Der im vierten Jahrzehnt des 5. Jahrhunderts ſich abſpielende und anſcheinend über mehrere Jahre ſich erſtreckende Kampf wurde von dem römiſchen Feldherrn hauptſächlich mit Hilfe hunniſcher Söldner, die ihm aus der Verbannung gefolgt waren und anfänglich unter Uptar oder Oktar, einem Oheim Attilas, nach deſſen Tod unter Liborius[28]) ſtanden, geführt und endete nach verſchiedenen Wechſelfällen und großen Verluſten auf beiden Seiten im Jahr 435 oder 436 mit einem Friedensſchluß. (Eodem tempore Gundicarium Burgundionum regem intra Gallias habitantem Aetius bello obtrivit pacemque ei supplicanti dedit, Prosper. Tir. chron. ad. a. 435; Gundicharium Burgundionum regem Aetius bello subegit pacemque ei reddidit supplicanti, Cassiod. chron. ad. a. 435; Burgundiones victi ab Aetio patricio, Chron. Gall. V, nach Mommſens Bezeichnung in den Monum. Germaniae, ad. a. 436). In einer Randbemerkung des Cod. Bo. zu Pauls Hist. Rom. werden die Gefallenen der Hunnen auf 10000 (revincunt fortiter Hunos et occidunt X milia ex eis), von Hydatius[29]) die Geſamtverluſte der Burgunden auf 20000 (Burgundiones qui rebellaverant a Romanorum duce Aetio debellantur . . . Burgundionum caesa XX millia, Hyd. chron. ad a. 436 und 437) geſchätzt, doch ſind ſolche runde Zahlen bei alten Schriftſtellern erfahrungsgemäß[30]) wenig zuverläſſig. Darauf ſcheinen wieder ruhigere Zeiten

[27]) Er ſtammte nach Jordan aus dem tapferen Volke der Möſier, d. h. wohl Möſogoten, nach Gregor aus vornehmem ſkythiſchem Geſchlecht, war ein waffengeübter Kriegsmann und erprobter Feldherr. Auf einem elfenbeinernen Buchdedel des Domſchatzes von Monza iſt er ganz in germaniſcher Tracht dargeſtellt, mit Kriegsmantel und Waffenrock, Strumpfhoſen und Sporen, Langſchwert, Schild und Speer..

[28]) Er wurde 439 von den Weſtgoten geſchlagen und gefangen genommen (Liborius qui secunda ab Aetio patricio potestate Hunnis auxiliaribus praeerat, Paul. Hist. Rom. XIII 13). Auch Attilas Oheim trug wohl einen gotiſchen Namen, richtig Uftahari.

[29]) Der Name wird auch Ydacius, Idatius geſchrieben; wegen der Möglichkeit, ſie aus dem Griechiſchen abzuleiten, zieht Mommſen obige Form vor.

[30]) Die Verluſte beſtanden wohl nicht nur aus „ſtreitbaren Männern", wie Waitz meint, ſondern auch aus den bei den verheerenden Einfällen Umgekommenen.

gefolgt zu sein, denn den burgundischen Fürsten, späteren Königen, Gundioch und Hilperich, wurden vom Kaiser hohe Würden, magister militum und patricius, verliehen, und wir hören von den Burgunden nichts mehr bis zu Attilas Feldzug gegen Gallien, dem das Volk au römischer Seite sich entgegenwarf.

„Die Niederlage der Burgunder durch die Hunen", sagt Waitz[31]) mit Recht, „ist ein Ereignis, das von jeher die Aufmerksamkeit in hohem Grade auf sich gezogen hat, teils um seiner historischen Folgen willen, der Verpflanzung der Burgunder aus den Rheingegenden nach Sabaudia (Savoyen), teils wegen der epischen Verherrlichung, welche die Geschichte des Volkes und seiner Könige in der Poesie gefunden hat." Leider aber ist die Mühe, die der genannte Historiker auf diese Frage verwendet hatte, nicht nur ohne Erfolg, sondern im Gegenteil, da manche Andere, so Binding, Jahn, Dahn, Much[32]), ohne der Sache auf den Grund zu gehen und die Quellen gewissenhaft nachzuprüfen, ihm unbedenklich gefolgt sind, geradezu von schädlicher Wirkung gewesen. Wenn ich gesagt, wir hören seit dem Frieden mit Aetius von den Burgunden nichts mehr bis zur Schlacht auf den Catalaunischen Feldern, so macht eine einzige, früher dem Prosper Tiro zugeschriebene, von Mommsen in den Monumenta Germaniae[33]) als Chronica Gallica IV bezeichnete Chronik eine Ausnahme, deren Verfasser und Quellen wir nicht kennen. „Ist sie auch dürftig und beachtet insbesondere der Schreiber die Zeitfolge nicht genügend, so muß doch der Geschichtschreiber ihr Rechnung tragen (ea quamquam exilia sunt et ad tempora praesertim scriptor parum attendit, eorum qui res gestas scribunt rationem habeant necesse est)", gewiß, aber mit der nötigen Vorsicht und Kritik. In dieser Zusammenstellung finden sich zwei auffallende, auf die Burgunden bezügliche Angaben, die erste, zum XIII. Jahr nach Honorius, d. h. 436 n. Chr., lautet: Bellum contra Burgundionum gentem memorabile exarsit, quo universa gens cum rege per Aetio (oder per Etio) deleta, die andere, zum J. XX, 443: Sabaudia Burgundionum reliquiis datur cum indigenis dividenda. Daß es der Verfasser mit der Zeitrechnung nicht allzu genau nimmt, gibt auch Mommsen zu, daß er sich aber geradezu geirrt und Verwirrung angerichtet hat, zeigen seine Bemerkungen über die Alanen, auf die wir darum zuerst eingehen müssen. Unter XVII ist zu lesen: Deserta Valentinae urbis rura Alanis quibus Sambida (verschrieben für Sangi-

[31]) Der Kampf der Burgunder und Hunen. Forschungen zur Deutschen Geschichte I, 1861.

[32]) Geschichte des burgundisch-romanischen Königreichs 1868; Geschichte der Burgundionen 1874; Geschichte der Völkerwanderung, 2. Aufl. 1881; Hoops (Reallexikon).

[33]) Auctores antiquissimi IX, I, Chronica minora.

ban) praeerat, partienda traduntur, unter XIX: Alani, quibus terrae Galliae ulterioris cum incolis dividendae a patricio Aetio traditae fuerant, resistentes armis subigunt et expulsis dominis terrae possessionem vi adipiscuntur. Der in Gallien zurückgebliebene Volksteil der Alanen muß allerdings vor Attilas Heerfahrt nördlich von der Loire (trans Ligerim, Jordan 43) angesiedelt worden sein, denn dort finden wir ihn unter König Sangiban, wahrscheinlich einem Sohne Respendials, als Verteidiger der Stadt Orleans gegen die Hunnen (Gregor von Tours II 7, Jordan 37). Wahrscheinlich wegen ihrer etwas zweideutigen Haltung in diesen Kämpfen wurden sie dann nach Attilas Rückzug von Thorismund, dem König der Westgoten, angegriffen und geschlagen (Thorismotus rex Gothorum post mortem patris Alanos bello perdomuit, Addit. ad Prosper. ad a. 453, Gregor II 7); jetzt erst wird Aetius, der nach dem Hunnensturm die Verhältnisse in Gallien neu zu ordnen hatte, die Überbleibsel des durch die Kämpfe mit Hunnen und Goten sehr geschwächten Volkes in die von früheren Kriegen her wüstliegenden Gefilde bei Valentia (Valence) am Rhodanus versetzt haben. Von dort traten sie dann nach dem gleichen Chronisten im Jahre 455 den von der Sabaudia vordringenden Burgunden entgegen (A Gepidis — verschrieben At Gippidos; so genannt wegen der Beimengung einer gepidischen[34]) Schar — Burgundiones intra Galliam diffusi repelluntur). Zehn Jahre später fielen sie in Italien ein und wurden samt ihrem Könige Beorgor, wohl einem Sohne Sangibans oder Eochars[35]), von Rikimer bei Bergamo vernichtet (Biorgor rex Alanorum cum exercitu adveniens occurente patricio Ricimere superatur non longe a Pergamo civitate Venetiae atque extinctus est, Paul, Hist. Rom. XVI; rex Halanorum Beorgor apud Pergamum a patricio Ricimere peremtus est, Cassiod. chron. ad a. 464, ebenso Marcellin u. a.). Sind aber dem unbekannten Verfasser der genannten Chronik solche Irrtümer und Verwechslungen bezüglich der Alanen nachgewiesen (die Zahlen XVII und XIX müssen durch unrichtige Wiederherstellung verderbter Vorlagen aus XXX und XXI entstanden sein), so wird man auch seinen Angaben über die Burgunden kein unbedingtes Vertrauen schenken dürfen. Mit dem „denkwürdigen Krieg, bellum memorabile" kann kaum ein anderer als der gegen Attila (ingens bellum et priore maius, Marcellin. com. chron.) gemeint sein, und die unmöglichen Worte „per Aetio", verbessere ich nicht in „per Aetium", sondern in „pro Aetio" (alle Handschriften haben o). Nicht durch den römischen Statthalter, sondern im Kampfe für ihn ist der Burgundenkönig Gundahar mit einem großen Teil seines Volkes

[34]) Alani, Gepides bei Hieronymus.

[35]) Eochar und Beorgor oder Beorgar sind vielleicht gotische Namen, Ewahar und Baurghar.

und Geschlechtes gefallen. Wenn man auch nach der ganzen Anordnung der Chronik ein Versehen der Abschreiber[36]) nicht wohl annehmen kann, so ist doch ein solches bei der Vorlage des Zusammenstellers der einzelnen Angaben leicht möglich, ja sogar wahrscheinlich; unmittelbar nach dem Friedensschluß mit Aetius scheint doch der Ausbruch eines neuen, so furchtbaren Krieges undenkbar. Auch wäre schwer zu begreifen, warum Aetius nach der Niederwerfung des Volkes bis zu dessen Unterbringung in der Sabaudia, warum dieses selbst bis zu einer neuen Königswahl sieben volle Jahre gewartet[37]) haben sollte. „Von der Niederlassung in der Sapaudia an", meint Binding, „gehen acht Jahre über das neugegründete Reich, ohne daß uns darüber eine Kunde erhalten wäre". Sind aber die Burgunden bis zum Hunnensturm am Rhein verblieben, so erklärt sich das Schweigen der Quellen für die friedliche Zeit von 436—451 von selbst; in der für das immer noch lebenskräftige Volk wohl von vornherein etwas zu engen Sabaudia (südwestliche Ecke der Schweiz mit den Städten Genava, Lousanna und Ebrodunum) beginnen dagegen die Ausdehnungsversuche schon zwei Jahre nach der Ansiedelung.

Die auf den König Gundahar (Gundicharius, Gundicarius ist fränkisch-lateinische Lautgebung) sich beziehenden Worte der Chronisten Prosper und Cassiodor: „qua (pace) non diu potitus est, siquidem illum Chuni cum populo suo ac stirpe deleverunt" und „quem (Gundicharium) non multo post Huni peremerunt", hat man durch einen Überfall der unter Aetius stehenden Hunnen zu erklären gesucht. „In mächtigem Angriffe", schreibt Binding, „stürzten sie das Reich, vernichteten den größten Teil des burgundischen Volkes, töteten seinen König Gundahar mit dessen ganzem Stamme." Zu einem solchen Angriff kurz nach dem Friedensschluß lag aber nicht die mindeste Ursache vor, und außerdem gebrauchte Aetius seine hunnischen Hilfstruppen damals zum Kriege gegen die Westgoten, die ihm 439 eine schwere Niederlage beibrachten.

Der einzige Schriftsteller, dem wir etwas genauere Nachrichten über den Untergang Gundahars und seines Reiches verdanken, ist Paul Warnefrids Sohn. Nachdem er in seiner römischen Geschichte auch den mit den Römern geschlossenen Frieden erwähnt hat (His etiam tem-

[36]) In dieser Hinsicht muß ich meinen früheren Ausspruch etwas einschränken. Setzen wir aber das Versehen XIII und XX statt XXVIII und XXX auf Rechnung der Gewährsmänner des Chronikschreibers, so wird die falsche Einreihung erklärlich. Sabaudia, nach dem gallischen Eigennamen Sabaudus, ist die richtige Schreibung. — Es wäre auch denkbar, daß statt des zweifellos entstellten „peretio" geradezu „per Atilam" gelesen werden dürfte.

[37]) Die etwas verwirrte Darstellung in der Passio S. Sigismundi (regemque ex suo genere levato nomine Gundiuco) ist doch nur so zu deuten, daß die Königswahl in der Sabaudia stattfand.

poribus Gundicarium Burgundionum regem intra Gallias habitantem Aetius patricius bello obtrivit pacemque ei supplicanti concessit, XIII 12), ſchreibt er bei der Schilderung des Hunnenzuges folgendes: Attila itaque primo impetu, mox ut Gallias introgressus est, Gundicarium Burgundionum regem sibi occurrentem protrivit, XIV 5, und übereinſtimmend in ſeiner Geſchichte der Metzer Biſchöfe: Attila rex Hunnorum omnibus belluis crudelior, habens multas barbaras nationes suo subjectas dominio, postquam Gundigarium Burgundionum regem sibi occurrentem protriverat, ad universas deprimendas Gallias suae sevitiae relaxavit habenas. Zweifellos hat er Proſper oder deſſen Gewährsmann gekannt, daß er ihn aber „wörtlich" wiederholt, wie Waitz behauptet, iſt nicht richtig; daher kann man auch nicht ſagen, es ſei „in hohem Grad unwahrſcheinlich, daß er für dieſe Verhältniſſe andere als die uns bekannten Quellen benützt". Während ſeines Aufenthalts in Metz hat Paul zweifellos die amtlichen Aufzeichnungen des dortigen Bistums durchgearbeitet und danach ſeine Darſtellung eingerichtet; nirgends aber konnte man über alle dieſe Vorgänge beſſer unterrichtet ſein als in der von Attila eroberten und zerſtörten Stadt, und der genannte Schriftſteller gibt daher auch allerlei, zum Teil freilich ſagenhafte Einzelheiten. Sein Bericht weicht demnach auch von dem Jordans etwas ab, indem er beſonders hervorhebt, daß zuerſt Burgunden und Alanen die Hunnen bekämpft haben (Fuere interea Romanis auxilio Burgundiones, Alani cum Sangibano suo rege, XIV 4); dann, auf die Hauptſchlacht des Krieges übergehend, fährt er fort: Deinde cum ad locum certaminis ventum esset . . . Auch in den nicht leicht zu deutenden und darum oft mißverſtandenem Worten des Apollinaris Sidonius (carm. VII 323): Scyrum Burgundio cogit, erblicke ich jetzt den Hinweis auf die dem Einfall in Gallien vorhergehenden blutigen Kämpfe der Burgunden und auch der Franken (prorumpit Francus) mit Attilas germaniſchen Verbündeten (Turcilingorum sive Scirorum auxiliis, Hist. Rom. XV 8). „Was die Worte (Pauls)", führt Waitz dann weiter aus, „an ſachlichem Inhalt zu bieten ſcheinen, liegt allein in dem sibi occurrentem, allein das ergab ſich einfach genug aus Kombination, da für einen Kampf und die daraus ſich ergebende Vernichtung natürlich ein Begegnen nötig war". So einfach iſt die Sache denn doch nicht; nach dieſes Hiſtorikers Auffaſſung war ja Gundahar bei Attilas Rheinübergang ſchon 15 Jahre tot, und die Worte „sibi occurrentem" werden geſtützt durch die vorhergehenden „primo impetu, mox ut Gallias introgressus est"; erſt nachdem der Hunnenkönig dieſen Widerſtand überwunden hatte, konnte er „ſeiner Wildheit zur Verheerung von ganz Gallien die Zügel ſchießen laſſen". Damit übereinſtimmend werden auch bei Jordan die Burgunden wohl als Verbündete der Römer, nicht aber

als Mitkämpfer in der Schlacht auf den Catalaunischen Feldern angeführt. „Statt also diese beiden Stellen (bei Paul)", meint Waitz, „dem Prosper gegenüber zu stellen, muß man sie vielmehr auf ihn zurückführen und ihnen jeden selbständigen Wert absprechen". Nach dem Vorausgeschickten ist dies jedoch, von der Sage ganz abgesehen, rein quellenmäßig nicht statthaft. Wenn Paul die geschichtlichen Vorgänge unrichtig dargestellt hätte, so wäre nur eine Beeinflussung durch eine sagenhafte Verknüpfung der Heldengestalten Attilas und Gundahars möglich. Das gibt auch Waitz zu, „doch dürfte man sich nicht erlauben, es mit einiger Entschiedenheit zu behaupten". In den drei Jahrhunderten, die zwischen den Ereignissen und Pauls Darstellung liegen, war allerdings Zeit genug für eine Sagenbildung vorhanden, aber der in unsrer Heldensage steckende geschichtliche Kern tritt immer deutlicher zutage, und je näher wir dem Ursprung kommen, desto weniger finden wir ihn durch umspinnendes Rankenwerk verhüllt. Wie die Gegnerschaft Dietrichs und Otachers im Heldenlied der Wirklichkeit entspricht, so, dürfen wir annehmen, auch die Gunthers und Etzels. In dem Abschnitt über die Nibelungensage habe ich es wahrscheinlich zu machen gesucht, daß dem burgundischen Anteil der Dichtung zwei Lieder zugrunde liegen, „der Gibichunge Not", den Untergang Gunthers und seiner Helden beklagend, und „Chriemhildens Hochzeit", die blutige Rache an dem übermütigen Sieger verherrlichend: daß Hildiko, gotischer Kosename für Hromildis, in fränkischer Lautgebung Chruomichildis, Chriemhild, in der Hochzeitsnacht den Hunnenkönig wirklich erstochen, nicht bloß seinen durch einen Blutsturz erfolgten Tod beklagt hat, geht aus der frühesten Nachricht in der Chronik des Marcellinus comes, älter und zuverlässiger als Jordan, hervor: Attila rex Hunnorum, Europae orbator provinciae, noctu mulieris manu cultroque confoditur, daß sie Rache für den Vater, nicht Bruder oder Gatten genommen, bezeugt u. a. der Poëta Saxo des 9. Jahrhunderts: ulta necem proprii hoc est crimine patris. Nach einer merkwürdigen Stelle der Gallica chronica IV ad a. 451 scheint Attila die burgundische Königstochter, die er bei seinem Rückzug als Gefangene mitführte, schon vor der Schlacht als Gemahlin gefordert zu haben: Attila Galliam ingressus quasi iure debitam poscit uxorem: ubi gravi clade inflicta et accepta ad propria concedit. Das „inflicta" soll wohl den Sieg über die Burgunden, das „accepta" seine eigene Niederlage bezeichnen; im übrigen läßt sich der Sinn allerdings auch so auffassen, daß er das Land Gallien wie eine rechtmäßige Gemahlin beansprucht habe.[38])

---

[38]) Auch im folgenden Jahre, bei seinem Einfall in Italien verlangte er Honoria, des Kaisers Valentinian Schwester, zur Gemahlin.

Während für eine Versetzung des burgundischen Volkes nach der Sabaudia im Jahre 443 ein einleuchtender Grund[39]) nicht bekannt ist, wird eine solche wegen der Neuordnung der gallischen Verhältnisse und zur Sicherung der Reichsgrenzen nach den welterschütternden Hunnenkriegen leicht verständlich. Wir gehen kaum fehl, wenn wir dabei dem damals schon mächtigen Rikimer eine Mitwirkung zuschreiben, der wohl den doppelten Zweck verfolgte, seinen Verwandten statt des verwüsteten und von allen Seiten bedrohten rheinischen Landes eine neue, wohlgeschützte Heimat zu verschaffen und zugleich gegen die mächtig vordringenden Alemannen ein Bollwerk zu errichten.

Den Zug des Volkes rheinaufwärts und vermutlich durch die Jurapforte bei Brugg, wo drei Flüsse durchbrechen, werden überlebende Angehörige des Königshauses geführt haben, im neuen Reich aber lag die Notwendigkeit einer Königswahl vor, und die Burgunden hoben Gundioch und seinen Bruder Hilperich, der schon in Gallien (Sabaudia wird nicht dazu gerechnet) Patricius gewesen war (Galliae quondam patricio, V. S. Lupicini), auf den Schild. Schon dieser letztere Umstand spricht gegen die Ansicht vieler Historiker, darunter Binding, es sei „ein neues Herrschergeschlecht auf den Thron gekommen", denn jene hohe Würde erlangten fast nur Fürsten königlichen Blutes. Auch die Tatsache, daß zwei Brüder neben einander den Königsstuhl einnahmen, läßt auf ererbten Anspruch schließen, denn ein einziger König wäre damals für Reich und Volk entschieden vorteilhafter gewesen. Die viel umstrittenen, meist aber, z. B. von Binding, in verkehrter Weise gedeuteten Worte „ex suo genere" finden ihre Erklärung durch eine entsprechende Stelle in der Chronik des Johannes von Biclaro zum Jahr 581: Langobardi in Italia regem sibi ex suo genere eligunt vocabulo Autharic, und können demnach nur „aus ihrem königlichen Geschlechte" übersetzt werden, denn Authari war der Sohn und Nachfolger Claffos II, der von Paul Warnefrids Sohn und in anderen Urkunden „hochadelig (nobilissimus)" genannt wird und, wie ich im „Stammbaum der langobardischen Könige" gezeigt habe, aus dem königlichen Geschlechte der Billinger (ex genere Beleos) stammte. Am einfachsten erklärt sich der ganze Zusammenhang, wenn Gundioch und Hilperich Söhne Gundahars, Urenkel Athanarichs waren.

Zu dieser Zeit, 452 oder 453, der Ansiedlung in der Sabaudia stimmen alle übrigen uns überlieferten Nachrichten über die weitere Geschichte der Burgunden. Der sogenannte Fredegar, ein fränkischer Chronist, verwechselt und vermengt zwar drei verschiedene Vorgänge (II 46), den Zug der Burgunden an den Rhein ums Jahr 370,

[39]) Schon der verständige und kenntnisreiche Mascou (Geschichte der Teutschen 1726) bemerkt hierzu, es sei „unstreitig in der Jahreszahl ein Fehler".

die Beſitznahme des Wonnegaus (407—412) und die der Sabaudia, doch können ſich ſeine weiteren Worte, da er unmittelbar darauf den Tod Valentinians III vom Jahre 455 berichtet, nur auf die letztere beziehen: Et cum ibi duobus annis resedissent, per legatos invitati a Romanis vel Gallis, qui Lugdunensium provincia vel Gallia Comata (Gallia Comata et Gallia Cisalpina iſt offenbar ein ſpäterer erklärender Zuſatz) manebant, ut tributa publica (verderbte Lesart tributarii publice) potuissent renuere, ibi cum uxoribus ac liberis visi sunt consedisse. Dies wird durch Marius beſtätigt: Eo anno Burgundiones partem Galliae occupaverunt terrasque cum Gallis senatoribus diviserunt. Apollinaris Sidonius (Panegyr. in Avit. 422) nennt dies Vorgehen vom römiſchen Standpunkt aus einen „treuloſen Zug" (infidoque tibi Burgundio ductu Extorquet trepidas mactandi principis, d. h. des ermordeten Maximus, iras); wie wir geſehen haben, traten auch die durch Aetius bei Valentia angeſiedelten Alanen dieſen Ausbreitungsverſuchen entgegen. Im Jahre 456 aber entbrannte der Krieg zwiſchen den Weſtgoten und Schwaben in Spanien, den ſich die Burgundenkönige zunutze machten, um durch tatkräftige Hilfe (Burgundionum quoque Gundiacum et Hilpericum reges auxiliares habens, Jordan 44) die Gunſt Theoderichs und durch dieſe die Beſtätigung ihrer neuen Erwerbungen im lugdunenſiſchen Gallien zu erlangen (Post cuius, sc. Reciarii, caedem Gundiocus rex Burgundionum cum gente et omni praesidio annuente sibi Theoderico intra Galliam ad habitandum ingressus societate et amicitia Gothorum functus est, Prosper ad a. 457). Hilperich war in der Sabaudia zurückgeblieben und hatte in Genf ſeinen Königsſitz aufgeſchlagen. Über eine Gerichtsverhandlung an ſeinem Hofe berichtet die Vita Lupicini und geſtattet uns damit, da der Vorgang ſich ungefähr zehn Jahre nach der Landnahme (ante hos decem circiter annos) abgeſpielt haben muß, einen weiteren Rückſchluß auf die Zeit derſelben, denn bald darauf, im Jahre 463, reiſte Lupicinus zur Verteidigung des Agrippinus nach Rom. Binding widerſpricht ſich ſelbſt, wenn er auf S. 65 ſeines angeführten Buches ſagt: „Das Ereignis fällt 1. mindeſtens 10 Jahre nach der Gründung des Reiches, 2. nach 457, denn Hilperik iſt nur noch allein in Genf." Wären die Burgunden im Jahre 443 in die Sabaudia eingerückt, ſo hätte die Verhandlung etwa 453 oder 454, nicht 463 ſtattfinden müſſen. Die Beſtimmung des burgundiſchen Geſetzbuchs, daß alle aus der Zeit vor der Hunnenſchlacht ſtammenden Rechtshändel verjährt ſein ſollten (omnes omnino causae, quae inter Burgundiones habitae sunt et non sunt finitae, usque ad pugnam Mauriacensem habeantur abolitae), zeigt die einſchneidende Wirkung dieſer Kämpfe. Hätten die Burgunden von der Sabaudia aus nur Hilfstruppen zu Aetius' Heer geſchickt, ſo wäre dies unbegreiflich.

Wir dürfen, wie gesagt, annehmen, daß den Burgunden das schöne und fruchtbare Land um den Rhodanus, in dem sie den früheren Bewohnern den dritten Teil des Ackerlandes und die Hälfte der Gehöfte, Gärten und Weinberge überlassen mußten, durch Vermittelung des damals schon mächtigen Rikimer, eines Vetters der Könige, und zum Schutze gegen die mächtigen Alemannen abgetreten worden. Wie wir gesehen haben, zogen die königlichen Brüder im Jahre 456 als Verbündete der Westgoten gegen die spanischen Schwaben zu Felde, und Gundiochs Sohn Gundobad trat in römische Kriegsdienste; die Burgunden standen daher bei Streitigkeiten meist auf römischer Seite. Nachdem König Gundioch im Jahre 473 gestorben war, kehrte Gundobad aus dem römischen Kriegs- und Hofdienst zurück (sein mächtiger Oheim und Gönner war ja inzwischen auch aus dem Leben geschieden) und trat mit seinen Brüdern, die Sidonius Tetrarchen, Vierfürsten, nennt, die Herrschaft an. Hilperich, offenbar der älteste, hielt Hof in Lyon, Gundobad in Vienne, Godegisel in Genf, der früh verstorbene Godomar wahrscheinlich in Lausanne. Gregors bestimmte Angabe (II 28), Gundobad habe seinen Bruder Hilperich enthaupten und dessen Frau ertränken lassen, ist schon von Mascou, neuerdings u. a. von Binding in Zweifel gezogen worden. In der Tat scheint besonders die Grabschrift[40]) der 506 in Lyon gestorbenen und in der Michaelskirche beigesetzten Königin Caretene (anscheinend ein Name, der ihr beim Eintritt ins Kloster mit Bezug auf ihre Mildtätigkeit, caritas, oder vielleicht als Übersetzung ihres heimischen, nach dem ihrer Tochter Sedeliubo zu schließen, mit lieb, gr. χαρις, Liebreiz, anlautenden Namens beigelegt worden) dafür zu sprechen, daß der Brudermord fränkische Erfindung zur Beschönigung eigener Schandtaten ist und die mit Tanaquil und Agrippina verglichene Königin ihren Gemahl, den König Hilperich II, um eine Reihe von Jahren überlebt hat. Man empfindet es als Erleichterung, die hoheitvolle und ehrfurchtgebietende Königsgestalt Gundobads von einem so scheußlichen Verbrechen gereinigt zu sehen. Unter seiner Vormundschaft standen Hilperichs Töchter Sedeleuba, in gotischer Form Sedeliubo, nach ihrer Schleierung, mutata veste, auch Mukuruna[41]) genannt, und Hrothildis. Als Chlodwig dieser (in fränkischen Quellen Chrodichildis) ansichtig wurde, machte ihre Schönheit, Anmut und Klugheit einen solchen Eindruck auf den Frankenkönig, daß er sie zu seiner Gemahlin erhob; so wurde die burgundische Königstochter zur Stammutter des merowingischen Königshauses und gewann

[40]) Die wahrscheinlich von Fortunatus Venantius verfaßte Grabschrift ist bei Boissieu, Inscriptions de Lyon p. 572, abgedruckt.

[41]) Die Deutung dieses schönen Namens als „Sanftredende" (got. mukamodei, an. miukr) liegt so nahe, daß man Grimms vergebliche Bemühungen kaum begreift (Gesch. d. deutsch. Sprache S. 708).

durch Bekehrung ihres Gatten zum katholischen Glauben den folgenschwersten Einfluß auf den Gang der Geschichte: die Königin war es nach Gregor auch, die immer aufs neue zur Rache gegen den Mörder ihrer Eltern antrieb und so der Kriegslust Chlodwigs entgegenkam; in Wahrheit bedurfte der unersättliche Ehrgeiz des Frankenkönigs, der zudem durch seine Heirat Erbansprüche zu haben glaubte, eines solchen Stachels nicht. Der Feldzug des Jahres 500 nahm aber für Gundobad, obgleich er zuerst geschlagen wurde und eine jährliche Abgabe versprechen mußte, schließlich doch einen guten Ausgang, da sein Bruder Godegisel — von Godomar hören wir später[42]), daß er auch gestorben —, der zu den Franken abgefallen war, dabei Krone und Leben verlor und ihm die Alleinherrschaft über das ganze burgundische Reich hinterließ. Unter Gundobads weiser und gerechter Herrschaft gelangte das Land zu hoher Blüte und großem Wohlstand, erfolgte die Niederschrift des burgundischen Gesetzbuchs, der Lex Gundobada. Als er im Jahre 516 starb, teilten seine Söhne Sigismund und Godomar das Reich; der älteste, Schwiegersohn des ostgotischen und Schwiegervater des fränkischen[43]) Theoderich, war katholisch geworden, sehr kirchlich gesinnt, erbaute Klöster, beschenkte die Gotteshäuser und beschützte die Geistlichen[44]). Angeblich reizte aber auch gegen ihn die fromme Hrothilde ihre Söhne auf: „Gedenket des Schimpfes, den ich erlitten, rächet tapfer den Tod meines Vaters und meiner Mutter." Die jungen Frankenkönige zogen auch, im Jahre 523, gegen Burgund zu Felde und nahmen Sigismund mit Weib und Kindern gefangen; Godomar aber gewann die Herrschaft wieder. Im folgenden Jahre erneuerte Chlodomer, nachdem er Sigismund mit den Seinen (die Söhne hießen Gislahar und Gundobad) in einen Brunnen hatte werfen lassen, mit Hilfe seines Stiefbruders Theoderich den Kampf, fiel[45]) aber in einer

[42]) Gregor von Tours III, 1.

[43]) Seine erste Gemahlin hieß Ostrogotho, deren Tochter Suavigotha (in fränkischen Quellen). Auf Anstiften einer bösen Stiefmutter war der Sohn erster Ehe, Sigisrich, ermordet worden.

[44]) Er wurde deshalb trotz der schändlichen Ermordung seines ältesten Sohnes, eines Enkels des großen Theoderich, heilig gesprochen, seine Gebeine als wundertätige Reliquien in dem von ihm wiederhergestellten und erweiterten agaunischen Kloster, St. Moritz im Wallis, verehrt, sein Schädel von Karl IV., dessen Sohn, Kaiser Sigismund, nach ihm benannt ist, nach Prag verbracht. Nach der Passio S. Sigismundi floh dieser König auf den Berg Versalis. Dieser ist nicht, wie Binding meint, bei Agaunum, auch nicht, wie Dahn annimmt, bei Verseilleux in Frankreich zu suchen, sondern ist nichts anderes als der bekannte Grand Salève bei Genf, denn die keltische Vorsilbe ver bedeutet „groß" (Vernemetum = fanum ingens) und Salis, Salivius entspricht dem heutigen Salève.

[45]) Seine Witwe Guntheuka (mit Kosenamen Gunsina, Chunsena) nahm Clothar zum Weibe. Ihr Name, wie der ihres Sohnes Gunthar, macht es wahrscheinlich, daß auch sie eine burgundische Königstochter, und zwar Urenkelin Gundiochs,

Schlacht bei Vienne. Abermals gelang es Godomar, sich zu behaupten. Zehn Jahre später wurde aber auch er von Chlothar und Childebert gestürzt und verjagt. So endete das Reich der Burgunden. Die Franken ließen aber dem Lande sein eigenes Recht und besondere Verwaltung, so daß die „Freigrafschaft" Burgund[46]) bis zur französischen Revolution staatsrechtliche Bedeutung behielt; auch heute noch haftet der Name, wenn auch nicht als amtliche Benennung, an dem Lande und bezeichnet so das Ende, wie Bornholm den Anfang, der burgundischen Wanderung.

Wie man über die Stammeszugehörigkeit der Burgunden hat streiten können, ist kaum zu begreifen: die bestimmte Angabe des Agathias (I 3) „dies ist ein gotisches Volk" wird bestätigt durch den Lautstand der Namen und die wenigen von der Sprache erhaltenen Wörter. Nicht nur „nähere Verwandtschaft der burgundischen Sprache[47]) zur gotischen als zur althochdeutschen" ergibt die Vergleichung, sondern bestätigt Prokops Wort (Wandalenkrieg I 2), daß all diese Völker, er nennt nur die „größten und berühmtesten", Ost- und Westgoten, Wandalen, Gepiden, „eine Sprache haben, und zwar die gotische".

Was zunächst den Volksnamen selbst betrifft, so sagt zwar Grimm ganz richtig „Burgundio (entspricht dem gotischen Burgundja, Mehrzahl Burgundjans) für zusammengesetzt aus bur und gund zu nehmen, scheint die häufige Wiederkehr der Namen Gundaharius, Gundobadus, Gundiacus im burgundischen Geschlecht (und, fügen wir hinzu, Schreibung und Betonung des Namens Buregonden im Nibelungenlied) . . . zu raten, und der erste Teil des Kompositums könnte sich auf den Namen der Buren . . . beziehen", kommt aber doch wieder von dieser Ansicht ab zu Gunsten der zwar alten, aber nichtsdestoweniger falschen Volksdeutung[48]) von Burg. Er nennt die Meinung des Oro-

---

Tochter des letzten Burgundenkönigs Godomar war. Die große Eile Chlothars, der kaum die Trauerzeit abwartete, läßt vermuten, daß er sie weniger um ihrer selbst willen als wegen des Erbrechts begehrte. Auch Clothars ältester Sohn (nach Gregor III 21 und IV 3) wurde nach Ermordung des Brudersohns wieder Gunthar, fränkisch Gunthachar, genannt. Vielleicht ist durch sie auch der Name Chilperich (Greg. v. Tours IV 3 ist hier sehr ungenau) ins fränkische Königshaus gekommen. Ihr Enkel, von Gunthchramn, hieß wieder Gundobad wie der burgundische Ahnherr.

[46]) Die späteren Könige, die mehr oder weniger selbständig Teile des alten burgundischen Reichs beherrschten, waren fränkischen Stammes.

[47]) Grimm, Gesch. d. deutsch. Sprache, S. 708. Noch heute nennen sich die Bewohner mancher Dörfer der wälschen Schweiz „Goten" (Gots, Gaothei).

[48]) Auch die Vita Sigismundi hat egressi de ipsis burgis. Diese Ableitung verdient aber nicht mehr Glauben als die langobardischen „Langbärte" und die Behauptung von der römischen Abstammung der Burgunden (quod iam inde temporibus priscis subolem se esse romanam Burgundii sciunt, Ammian XXVIII 5). Auf dem Bornholm benachbarten Gotland gab es einen Ortsnamen Roma.

ſius (VII 32), hos Burgundiones quondam subacta interiore Germania a Druso et Tiberio per castra dispositos aiunt in magnam coaluisse gentem, atque etiam nomen ex opere praesumpsisse, quia crebra per limitem habitacula constituta burgos vulgo vocant, „einfältig", aber „die Herkunft des Namens aus burgus bleibt richtig". Muſtern wir dagegen die altgermaniſchen Eigennamen, ſo laſſen ſolche wie Buri, Buro, Buriſinus, Wisbur, Ardaburius, Burſwind, Burolf, Burwald, Burwip, Burwin, Burſtain, Baudegund, Argund (dieſe beiden ſind männlich; Grimms Behauptung, „alle auf gund ausgehenden Namen ſind weiblich", beruht auf Irrtum), Burigunda keinen Zweifel darüber, daß der Name der Burgunden in der Tat aus zwei Stämmen, von denen der erſte auch den Volksnamen Buri bildet, zuſammengeſetzt iſt. Die Bedeutung des erſten Teils iſt nicht ganz ſicher, vielleicht[49]) aber „ausgezeichnet", und wenn wir gund in Namen immer mit „Kampf" überſetzen dürfen, ſo ergibt ſich für die Burgunden die nicht unpaſſende Deutung „ausgezeichnete Krieger". Das große Volk der Lugier, das zwiſchen Schwaben und Goten wohnte und, obwohl zum herminoniſchen Stamme gehörend, doch ſprachlich dieſe Mittelſtellung verrät, hatte ſich in zwei Zweige geſpalten, von denen der öſtliche, die Buren, unmittelbar an die Burgunden grenzte. Das Gemeinſame in beiden Namen hat daher nichts Auffallendes. Die zahlreich erhaltenen burgundiſchen Eigennamen zeigen faſt durchweg gotiſche Bildung und Lautgebung, ſo z. B. Sigisvulthus, Sigismundus, Sigisricus, Sigismeres, Sigesvulfus (genau wie das gotiſche sigislaun gebildet), Viliaricus, Viliemeres, Viliſinda (wie viljahalthei), Coniaricus, Balthamodus, Vinaharius, Gibica, Sonia, Vulfila, Faſtila, Goma, Trapſta, Ildelo, Guntello, Theodiſo, Wito, Juto (die letzten fünf weiblich); daß einzelne[50]) auch in etwas

[49]) Die Ableitung von bur, Haus, die auch die neueſte Auflage des Förſtemann'ſchen Namenbuchs beibehält, iſt ungeeignet, denn „altes Haus" werden unſre Vorfahren ihre Kinder ſchwerlich genannt haben, dagegen bin ich jetzt mehr geneigt, für einige der genannten Namen diejenige von bure, Bauer (davon Nachbar), gelten zu laſſen, denn dies Hauptwort iſt ſchwach, buari von buan, bauen, aber ſtark; es ſcheint mir auch trotz dem Grimm'ſchen Wörterbuch zweifelhaft, ob „Burſch", meiſtens in ſeiner Bedeutung dem akademiſchen Leben ganz fremd, immer von bursarius ſich herleitet, da burizo mit Verkleinerungsendung von bure einen guten Sinn, „junger Menſch", gibt; einen anderen Anhalt bietet das ahd. bor, bur, „ſehr", z. B. in burolang, burlih. Die heutigen Geſchlechtsnamen Baur, Bürlin, Bäuerle dürften ähnlichen Urſprungs ſein, ebenſo Borel (die Geſchichte kennt einen weſtgotiſchen Grafen Borellus); andere weſtſchweizeriſche Namen burgundiſcher Herkunft ſind Girardet, Godet, Convers, Morel, Bernouilli, Sandoz, Reymond, Hermenjat, Gobat (Girardus, Goda, Coniabertus, Maurellus, Bernvilja, Sandomer, Ragnimund, Hermanarik, Godabert).

[50]) Unter den burgundiſchen Namen verdienen Beleſar und Chuſtaffus hervorgehoben zu werden. Der erſte zeigt, daß der berühmte, durch leibliche und

anderer Gestalt überliefert sind, z. B. Sigiricus, Godomarus statt Sigisricus und Godomeres, Suavigotha, Sedeleuba statt Suavigotho und Sedeliubo rührt von den fränkischen Quellen, bei Inschriften wohl mit von der alemannischen und fränkischen Nachbarschaft her. Auch das Wenige, was von der burgundischen Sprache auf uns gekommen, ist gotisch. Nach Ammian (XXVIII 5) hieß bei den Burgunden der König hendinos[51]), der Oberpriester sinistus (apud hos generali nomine rex appellatur hendinos ..... sacerdos apud Burgundios omnium maximus appellatur sinistus), das ist got. kindins, Statthalter, und sinista, in schwacher Form, der Älteste; aus dem Gesetzbuch stimmt wittiscalcos, Gerichtsboten, pueros nostros, qui iudicia exequuntur, zu vitoth, Gesetz, morginegiva zu maurgins und giba, vegius, Wegweiser, zu vigs, wittimum zu viduvo, und malahareda ist gleich mathljagaraida, „das beim Verspruch ausgemachte". Aber nicht nur die Sprache, auch das Recht war gotisch, wenngleich die Worte im Leben Sigismunds: ipse Gundobadus omnisque gens Burgundionum legis goticae videbantur esse cultores, sich mehr auf das Glaubensbekenntnis beziehen.

Wie die anderen germanischen Völker haben auch die Burgunden aus ihrer nordischen Heimat die uralte Runenschrift mit auf die Wanderschaft genommen. Davon legt die berühmte, im heutigen Burgund gefundene Spange von Charnay Zeugnis ab, deren Inschrift in dem Abschnitt „Das Runenrätsel" ihre Deutung findet.

Die prächtige und kleidsame Tracht der vornehmen Burgunden beschreibt Sidonius (IV epist. 20), indem er den Einzug des „königlichen Jünglings" Sigismer schildert: der junge Held, in Purpur und weiße Seide gehüllt und von Goldschmuck schimmernd, schreitet mit Rittern und Knappen hinter seinem reich geschirrten Rosse einher; ein hochgeschlossener, anliegender, bunter Waffenrock mit kurzen Ärmeln umgibt die Brust, von der Schulter wallt ein meergrüner Mantel mit rotem Saum, und an einem mit blanken Nägeln verzierten Leibgurt hängt das lange Schwert.

Wie alle reinblütigen Germanen waren die Burgunden ein schöner, kräftiger Menschenschlag: die „siebenfüßigen" (septipedes) nennt sie

geistige Eigenschaften gleich ausgezeichnete Besieger der Goten selbst von gleichem Stamme war; der zweite, durch den großen Schwedenkönig bei uns beliebt geworden, würde schwäbisch Godestab lauten.

[51]) Dem gotischen k kann nicht burgundisch h entsprechen. Wahrscheinlich hat Ammian oder sein Gewährsmann das Wort aus alemannischem Munde als chendinos gehört und durch Versehen der Abschreiber ist c abgefallen. — Nach Obigem ist Bremers Bemerkung in der angeführten, übrigens durchaus verfehlten Schrift erledigt: „Es muß dahingestellt bleiben, ob die Burgunden zu der lugischen Gruppe gehört haben". Um eine „dritte Gruppe der Ostgermanen" zu bilden, dazu war das Volk der Burgunden zu klein.

wiederholt der genannte Schriftsteller; aus dem kühnen Antlitz leuchteten die blauen Augen (lumine glauco albet aquosa acies), das helle Haar war in die Stirn gekämmt (ad frontem coma tracta iacet), der Bart bis auf den lang ausgezogenen Schnurrbart geschoren (vultibus undique rasis pro barba tenues perarantur pectine cristae), und in dem kraftvollen Leibe wohnte eine ebensolche Seele, ein unbeugsamer Mut (invicti perstant animoque supersunt iam prope post animam, Sid. Apoll. carm. XII 5). Die hervorragenden leiblichen und geistigen Eigenschaften der Königin Hrothilde sind schon früher erwähnt worden (puellam sapientem, pulcram, elegantem atque decoram nennt ihr Lebensbeschreiber die fürstliche Braut, Vita S. Chrothildis 3).

Nachdem Worms[52]) und das rheinische Land von den Burgunden verlassen war, muß die Stadt ein halbes Jahrhundert lang im Besitz der Alemannen gewesen sein, bis diese nach Chlodwigs Sieg das linke Rheinufer mit Ausnahme des Elsaß verloren. Die amtliche römische Bezeichnung war außer Gebrauch gekommen, und der alte keltische Name, der wohl im Volksmunde nie ganz erstorben war, lebte in deutscher Umgestaltung als Wormatia, Wormacia, Wormez wieder auf. Die Stadt wurde eine Zierde des Frankenreiches und fiel bei dessen Teilung an Ludwig den Deutschen; sie umschloß eine königliche Pfalz, in der Karl der Große und andere Frankenkönige wiederholt Hof hielten, und war der Sitz fränkischer Gaugrafen. Später kam sie ganz in den Besitz der Bischöfe, und Burkhard I (1000—1025) verwandte die Steine der zerstörten Königsburg zum Bau des älteren Münsters.

Eine Erinnerung an die als Heiden ins Land gekommenen Burgunden dürfen wir wohl in den Schicksalsgöttinnen[53]) erblicken, aber nicht sowohl in ihrer Verehrung, die gemeingermanisch[54]) war, als in den durch einen im Dom befindlichen, aus dem Frauenkloster des

---

[52]) Daß Worms burgundischer Königssitz war, ist zwar geschichtlich nicht bezeugt, darf aber aus der Sage geschlossen werden, die ihn, wie Grimm sagt, „unverrückt dahin verlegt". Nach dem Geographen von Ravenna war Gormetia eine alemannische, Mainz dagegen eine fränkische Stadt. — In einem Vortrag über „Die Nibelungen am Rhein und im Odenwald" (Mannh. Altertumsverein 13. XI. 13; M. Gesch. Bl. XIV 11) tat der kenntnisreiche, besonders in der Ortsgeschichte erfahrene Christ den mir unbegreiflichen Ausspruch: „Worms, wo niemals die Burgunder oder gar die sagenhaften Nibelungen gewohnt haben". Das heißt doch die Zweifelsucht etwas zu weit treiben!

[53]) Rieger, Die Schicksalsgöttinnen in Worms, Hess. Quartalsblätter 1884.

[54]) Daß sie schon von den Wangionen verehrt wurden, zeigt ein bei Wies-Oppenheim gefundener, von einem Veteranen Deabus Parcis gewidmeter Stein, daß man ihnen auch noch in fränkisch-christlicher Zeit in manchen Häusern ein Tischlein deckte, beweist das Verbot des Bischofs Burkhard. Der nordische Name Norn (vom verneinenden ne und agf. af. ahd. varnian, wernjan, warnon, wehren, warnen) ist gleichbedeutend mit Atropos. Das „günstig stimmende" liegt in Eumenides.

Andreasbergs stammenden Stein erhaltenen Namen Einbede, Warbede, Wilbede. Mit Recht findet Rieger deren „Beschränkung gerade auf den bairischen Stamm", auf Worms und Straßburg merkwürdig und vermutet „eine tiefliegende Ursache in Verhältnissen der Stammverwandtschaft", sucht aber irrtümlich den Zusammenhang durch die Markomannen zu erklären. Da von allen deutschen Völkern keines den Burgunden verwandtschaftlich so nahe steht wie die Baiovaren, ist die gleiche Benennung der Schicksalsschwestern wohl begreiflich. Die ursprüngliche Gestalt der Namen, Aginbada, Warabada, Willibada (Zusammensetzungen mit bad sind in burgundischen und gotischen Namen häufig, z. B. Gundobad, Willibad, Hildebad, Fridubad, Asbad, Baduila, Badicho), ist im Laufe der Zeit in verschiedener Weise zu Ainbet, Einbetta, Warbetta, Gerbet, Wilbetta, Wilbet entstellt worden; die Bedeutung möchte ich etwas abweichend von Rieger, aber doch als „günstig stimmende, freundliche" erklären (ahd. baz, bezzir), nämlich als „Sehr Gütige, Holde, Günstige". Merkwürdigerweise hat die Sage den Zug bewahrt, die drei „Heiligen" seien von Attila vertrieben worden, und in der Tat mögen die Burgunden bei ihrer Südwanderung nach dem Hunnensturm die Verehrung der Göttinnen nach Straßburg gebracht haben, wo sie in Alt St. Peter eine Zufluchtsstätte fanden und von wo die H. Einbet ins benachbarte alemannische Gebiet, nach Gengenbach und Günterstal, gekommen sein kann[55]).

Nur ein kurzes, tragisch endendes Zwischenspiel bildet die Burgundenherrschaft in der langen Geschichte der Stadt, in der deutschen Heldensage aber, die, wie der Efeu die uralte Stadtmauer, mit immergrünen Ranken sie umsponnen hat, leben die Könige Gibich (Gifica veold Burgundum im Wandererslied), Gunther[56]) (Gudhere vine

[55]) Wie Hassel (Römische Schlendertage in Deutschland, Gartenlaube 21, 1911) erwähnt, steht am Würmsee ein Haus „Einbetl", angeblich von Ainget, Gerpet und Firpet gegründet. In Gallien hießen die Nornen auch Tria Fata, wörtlich „Drei Schicksale", vielleicht aber doch verwandt mit fata, Fee (got. faths, Mann).

[56]) Es ist die Vermutung ausgesprochen worden, in den Dorfnamen Guntersheim und Guntersblum habe sich die Erinnerung an den Burgundenkönig erhalten. Der erste, früher Guntirsheim, ist aber wohl eins mit dem fränkischen Gunderammesheim; über den zweiten mit seiner ungewöhnlichen Endung, wage ich, da auch Förstemann über ihn schweigt, kein bestimmtes Urteil abzugeben; er scheint aber, urkundlich 1237 zuerst als Guntirsplumen erwähnt, eher burgundisch als fränkisch, zumal in bairischen Ortsnamen blum zuweilen „Wiese" bedeutet, während dagegen der Hof Guntershausen nach einem Grafen Gunther von Leiningen benannt sein dürfte. Wenn wirklich einige rheinhessisch-pfälzische Ortsnamen auf die burgundische Zeit zurückgehen, so könnte vielleicht Godramstein und Kostheim, alt Godmarstein, Copistain, Cuffestein, ähnlich dem baiovarischen Chufstain, dazu gehören. Dieses wäre dann als Kaufstätte des burgundischen Volkes zum Handelsverkehr mit den rechtsrheinischen Germanenstämmen zu betrachten.

Burgunda im angelsächsischen Walderlied) und der junge Giselher mit ihrem Gefolge küener recken fort. Es ist für den Wechsel der Zeiten und die Verschmelzung der Sagen verschiedener Völker bezeichnend, daß im Nibelungenlied anfangs immer nur von Burgunden —

da zen Burgonden so was ir lant genant —

die Rede ist und erst allmälig die aus dem Niederland stammenden fränkischen Nibelunge (Franci Nebulones) an deren Stelle treten. Im Waltharilied sind Gibicho und Guntharius ganz zu fränkischen Königen geworden —

regi Francorum totum transmitte metallum —,

während ein der Geschichte nicht bekannter König Herrich, vielleicht eine dunkle Erinnerung an den Frankenkönig Chararich, zu Chalons an der Saone Hof hält und das neue Burgundenland beherrscht.

Tempore quo validis steterat Burgundia sceptris,
cuius primatum Heriricus forte gerebat.

Die Lückenhaftigkeit und Zusammenhanglosigkeit der Quellen, ihre widersprechende, oft höchst willkürliche Deutung haben, wie schon vor mehr als 300 Jahren ein französischer Historiker[57]) klagte, die Geschichte der Burgunden zu einem „historischen Labyrinth" gemacht. Um aus dessen vielverschlungenen Irrgängen den richtigen Ausweg zu finden, bin ich dem Leitfaden gefolgt, der sich mir stets als zuverlässigen Führer durch die „dunklen Jahrhunderte" der deutschen Vergangenheit erwiesen hat.

[57]) St. Julien de Balleure, De l'origine des Bourgognons. Paris 1581.

c. Wanderwege der Wandalen.[1])

Quid est in quo eis aut praeponere nos aut etiam comparare possimus?
Worin könnten wir uns ihnen voranſtellen oder auch nur gleichſetzen? Salvianus.

Durch die Auswanderung der Kimbern, Teutonen und Ambronen im zweiten Jahrhundert vor unſrer Zeitrechnung waren, wenn auch dieſe Völker nicht in ihrer Geſamtheit dem Heereszug ſich angeſchloſſen hatten, doch weite Strecken fruchtbaren Landes für nachrückende Anſiedler frei geworden. Das Gebiet der ausgezogenen und nicht wieder heimgekehrten Scharen wurde zunächſt von den benachbarten Goten, die jenſeits des Sundes wohnten, in Beſitz genommen: die Burgunden ſetzten ſich auf dem ſeitdem nach ihnen benannten Bornholm feſt, und die Wandalen (Vandali, Vandili, Vandeli, *Βανδίλοι*, agſ. Vendlas) zogen, die däniſchen Inſeln als Brücke gebrauchend, nach Jütland, das ebenfalls bis auf den heutigen Tag ihren Namen trägt (Vendſyſſel, bei Adam von Bremen Wendila, bei Saxo Wendala, bei Lyſcander geradezu Vandalia, in isländiſchen Handſchriften Vendilſkaga, Vendilfolk; als Angehörige des gotiſchen Stammes[2]) heißen ſie auch Geatas,

[1]) Nach der gleichnamigen Abhandlung mit Karte in der „Deutſchen Erde", 1903, Heft 1. Vgl. auch meine Beſprechung von Schmidts „Geſchichte der Wandalen", in der gleichen Zeitſchrift, Heft 3.

[2]) Nach Plinius und Tacitus führte einſt der ganze gotiſche, vierte germaniſche, Stamm den Namen Vindili, Vandilii. Vandil und Vandalarius ſind gotiſche Eigennamen, doch kommen ähnliche auch bei anderen Stämmen, z. B. den Alemannen, vor: Wantalmar, Wentilrich, Wendil, Wendilmuot, Wentilgart u. a. Die Übereinſtimmung mit den Meernamen Wendilmere, Wendelſae, Wentilſaeo iſt, wie bei den Flußnamen Suebos, Angel, Thur, Thyra, Werna, Wandala (Weichſel), Siehl und den betr. Volksnamen, eine zufällige, auf der Grundbedeutung der Wortſtämme beruhende (im Däniſchen heißt vand noch heute „Waſſer, See", und eine angelſächſiſche Gloſſe überſetzt earendel (= örvandil) mit jubar, Glanz.

Gioti, Jutae, davon Geataland, Jutaland, Jötaland, Jotland, Jütland, Jylland; auch Sillende, der angelsächsische Name von Schleswig, Sliaswik, Bucht der Schlei, hängt wahrscheinlich mit den Silingen, dem einen Hauptstamm der Wandalen, zusammen).

Dort, in Sciringa oder Scoringa, dem „heiteren" (got. skeirs, agf. scir) oder „Küstenland" (engl. shore) stellten sie sich den im ersten vorchristlichen Jahrhundert aus Skandinavien herübergekommenen Winilern oder Langobarden in den Weg (Paul, Gest. Langob. 6, Orig. gent. Langob. 2) und forderten Kriegssteuer für das Durchzugsrecht, wurden aber von diesen unter Wodans Beistand, wie die Sage berichtet, geschlagen. Ungefähr dritthalb Jahrhunderte, einzelne Teile des Volkes wohl noch länger, haben die Wandalen diese Länder und, als kühne Seefahrer (Sägeatas im Beowulflied), auch die benachbarten Meere beherrscht. Gerade in diesen Gegenden, Schleswig und Südküste von Norwegen, sind die ältesten Runeninschriften gefunden worden, und wir dürfen in diesen ehrwürdigen Denkmälern germanischen Schrifttums umso unbedenklicher Spuren wandalischer Herrschaft erblicken, als ihre Sprache zweifellos gotisch[3]) ist, aber von so altertümlichem Gepräge, daß sie unbedingt mehrere Jahrhunderte vor Ulfilas Bibelübersetzung entstanden sein müssen. Es sei gestattet, einige Beispiele anzuführen. Das berühmte, 1734 bei Gallehus gefundene, leider aber wieder verloren gegangene Goldhorn trug in schön getriebenen und geritzten, vollkommen deutlichen Runen die ringförmige Inschrift „Ek Hlewagastis Holtingas horna tawido" (got. ik Hliugasts Holtings haurn tavida, ich Hlewagast, der Holting, habe das Horn gemacht); auf dem Ortband von Torsberg, nach dem keltischen oder, was ungefähr gleichbedeutend, provinzial-römischen Stil zu schließen, einer Siegesbeute, ist eingeritzt „o(thal) W(u)lthuthewas niwangemaris" (got. othal Vulthutheus nivangemers, gehört Wulthutheus, dem Helden von Neuwang), und der Grabstein von Strand im Stavanger Amt gibt in wenigen rührenden Worten Kunde von dem dort Ruhenden „Hadulaikas: ek Hagusta(l)das hlaiwido magu minano" (got. Hadulaiks: ik Hagastalds hlaivida magu meinana", Hadulaik: ich Hagastald habe meinen Sohn bestattet). Mit Recht sagte daher Wimmer 1885 auf der zweiten nordischen Philologenversammlung[4]) in Christiana: „Jedes Wort ist also verschieden im Nordischen

[3]) Mit Unrecht erklärt Bremer, Ethnographie der germanischen Stämme, diese Inschriften für „westgermanisch". — Die überlieferten älteren Herzogs- oder Königsnamen Ambri, Assi, Raos, Raptos, Igillos sind wohl meistens entstellte Kose- oder Kurznamen, die nur undeutlich die ursprüngliche Gestalt erkennen lassen; bei den drei ersten darf man vielleicht an Amalarits, Athalarits, Radulfs o. ä. denken.

[4]) Forhandlinger paa det andet nordiske filologmöde i Kristiania 1881, udgivne af Gustav Storm 1883.

und Gotiſchen, und die nordiſchen ſtehen alle auf einer älteren Stufe." Nur die Unterſcheidung von Nordiſch und Gotiſch iſt nicht gerechtfertigt; es iſt entſchieden die gleiche Sprache, nur auf verſchiedenen Entwicklungsſtufen.

Als die Goten nach dem Zuſammenbruch des großen Schwabenreichs im erſten Jahrhundert unſrer Zeitrechnung auf dem Südufer der Oſtſee feſten Fuß gefaßt hatten, machten ſie ſich durch ihre Übermacht auch die damals auf Rügen wohnenden Rugier (Ulmerugos) und die Wandalen auf der kimbriſchen Halbinſel zinspflichtig (Jordan 4). Um ſich dieſer Dienſtbarkeit zu entziehen, ſchlug der größte Teil des Volkes, dem Lauf der Elbe folgend und ſich zwiſchen Langobarden, Hermunduren und Semnonen Bahn brechend, ſchon frühzeitig, vor den eigentlichen Goten, den Südweg ein: Ptolemäos, der um 150 ſchrieb, kennt die Silinge ſchon in der Gegend der heutigen Lauſitz, und mit den „wandaliſchen Bergen", aus denen nach Dion die Elbe hervorbricht, kann nur das Erz- und Rieſengebirge gemeint ſein. Hier berührten ſich die Wandalen im Norden mit den zwiſchen Oberhavel, Spree und Oder wohnenden Lugiern[5]), von hier aus nahmen ſie mit anderen Hilfsvölkern am Markomannenkrieg teil und ſuchten ſich auf Koſten ihrer Nachbarn nach Oſten auszudehnen. In dieſer Zeit werden auch die Aſtinge (in gotiſcher Schreibart auch Azdinge, wie azgo = asca, Aſche; vrgl. auch den gotiſchen Namen Aſtat; außer Dion hat auch Johannes Lydus, De magistr. III 55, die urſprüngliche und richtige Schreibung *Ἀστιγγους*), der andere wandaliſche Stamm, zuerſt erwähnt (Dion LXXI 12), die als ſpätere Nachzügler in Jahresfriſt vom Strande des Weltmeers, wie Dexippos (bei Jordan 22) bezeugt, bis an den römiſchen Grenzwall gelangt waren. Dieſe Wohnſitze in der Lauſitz und den benachbarten Teilen von Schleſien (Silesia), das den Namen der Silinge bis auf den heutigen Tag bewahrt hat, ſcheinen die Wandalen länger als ein Jahrhundert behauptet zu haben, denn ums Jahr 270 kämpften ſie an der mittleren Donau neben den alemanniſchen Juthungen gegen Kaiſer Aurelian, genannt „Hand am Schwert", der den Krieg durch einen Bündnisvertrag zu beendigen verſtand. Als dieſer aber von der einen oder der

[5]) Die Wandalen ſind gotiſchen Stammes und dürfen daher mit den Lugiern, die, wenn auch den Goten naheſtehend, doch zu den Herminonen gehören, nicht verwechſelt werden. Vgl. das im 3. Abſchnitt über die Baiern Geſagte. — Grimms Behauptung (Geſch. d. d. Spr. I S. 448) „die echte gotiſche Form (für Astingi) wäre Hazdiggos = capillati", iſt nicht nur unbewieſen, ſondern offenbar falſch. Nach dem Beiſpiel jar=jer wird vermutlich auch dem ahd. har ein gotiſches her entſprochen haben; in an. haddr iſt d ſo wenig wurzelhaft wie in madhr, Mann. — Manche Hiſtoriker, wie z. B. Dahn (Die Vandalen; Könige der Germanen I, München 1861), ſind der Meinung, das Wort bezeichne nur das „Königsgeſchlecht".

andern Seite gebrochen war, zogen sie bald darauf gegen den nicht minder tüchtigen und kriegserfahrenen Probus zu Felde, diesmal im Verein mit den Burgunden, deren Wanderweg sich mit dem ihrigen in Schlesien kreuzte. Nach blutigen Kämpfen verblieb der Sieg bei den Fahnen des Kaisers, der einen Teil der gefangenen Wandalen in Britannien ansiedelte, anderen innerhalb des römischen Gebietes Land anwies. Der Krieg gegen die Lugier oder Logionen (Zosimos 67; der Name erscheint hier zum letztenmal), die ungefähr zu gleicher Zeit einen Vorstoß gewagt hatten, endete gleichfalls mit einem Friedensschluß unter Herausgabe der beiderseitigen Gefangenen und der Kriegsbeute.

In den neunziger Jahren des gleichen Jahrhunderts wurden die Karpen und Bastarner, thrakische und keltische Völker, ins Reich aufgenommen (Eutrop, Aurelius Victor, Hieronymus) und ganz auf römisches Gebiet verpflanzt. Die dadurch freigewordenen Landstriche luden zur Besitznahme ein und veranlaßten die Wandalen, aus ihren schlesischen Sitzen nach Osten vorzudringen. Der Weg führte zwischen Sudeten und Karpathen über das Gesenke ins Tal der March und längs dieses Flusses an die Donau und in die ungarische Ebene, wo wir das Volk zur Zeit des Gotenkönigs Geberich (Gibarikς), d. h. um die Mitte des 4. Jahrhunderts, an den Flüssen Maroſch (Marisia) und Köröſch (Grissia), zwischen Goten im Osten und Markomannen im Westen wohnend finden. Alle seine Nachbarn zu unterwerfen strebend, erklärte der Gotenkönig auch ihnen den Krieg und schlug sie nach heißem Kampfe an den Ufern der Marisia in einer blutigen Schlacht, in der König Wisumar aus dem Stamme der Astinge mit dem größten Teil seines Volkes den Tod fand. Die wenigen waffenfähigen Wandalen, die diesem Blutbad entronnen waren, suchten Schutz beim „Fürsten Constantin", der sie in sein Reich aufnahm und mit Weib und Kind auf dem Südufer der Donau in der Provinz Pannonien, ansiedelte. Sechzig Jahre[6]) sollen sie, als Verbündete den Befehlen des Kaisers folgend, hier am Platten- und Neusiedlersee gewohnt haben, und im Zeitraum zweier Menschenalter konnte die bekannte germanische Fruchtbarkeit die durch das Schwert gerissenen Lücken wieder ausfüllen. Von hier ist Stilicho, einer der größten Feldherren und Staatsmänner der Kaiserzeit, ausgegangen, und er soll es ja auch gewesen sein, der seine Volksgenossen, um sie von Italien abzulenken, auf das reiche und fruchtbare Gallien hinwies. Durch Hilfsvölker ihrer Nachbarn, schwäbische Markomannen und Quaden, sowie sky-

[6]) Namen und Zahlen alter Handschriften, besonders in Jordans Werken, sind unzuverlässig; wie leicht kann durch Abschreiber ein X verstellt oder ausgelassen werden. In diesem Falle ist die Zahl LX etwas zu klein, selbst wenn wir unter dem „Fürsten Constantin" den 340 gestorbenen Sohn verstehen.

thiſche Alanen verſtärkt, brachen ſie unter König Godegiſel aus ihren Wohnſitzen am Plattenſee[7]) auf, bahnten ſich mit dem Schwert den Weg durch die zwiſchenwohnenden Völker, überſchritten um die Jahreswende 406 den Rhein und trugen während dreier Jahre in wiederholten Kreuz- und Querzügen ihre ſiegreichen Waffen von den Pyrenäen bis zum Weltmeer, nach damaliger Kriegsſitte das unglückliche Land mit Feuer und Schwert verwüſtend. Als ſich 409 der Hauptſchwarm nach Spanien wandte, blieb ein Teil der Alanen, die ſich an der Loire feſtſetzten und unter ihrem König Sangiban an der Hunnenſchlacht teilnahmen, in Gallien zurück. Nach mancherlei Wirren und Händeln warfen die Eroberer endlich das Los um die ſpaniſchen Provinzen, und es erhielten die Schwaben unter König Hermerich und deſſen Bruder Hermigar Galicien und die weſtliche Meeresküſte, die Alanen[8]) unter Atax Luſitanien und Neukarthago, von den Wandalen die Aſtinge einen Teil von Galicien, die Silinge unter König Fridubad Bätica, wo ſich ſpäter beide Stämme unter Gunderich (Gunthariks), deſſen Vater Godegiſel im Kampfe gegen die Franken gefallen war, wieder vereinigten. Aber kaum zwei Jahrzehnte hielten es die Wandalen in dem ſchönen Lande aus, das ſeitdem ihren Namen (mittelalterlich Vandalucia) trägt[9]), die Kriegs- und Wanderluſt erfaßte ſie aufs neue, und teils vor der Übermacht der Weſtgoten weichend, teils durch Bonifatius' Einladung verlockt, ſetzten ſie in Begleitung der Alanen 429 nach Afrika über, riſſen unter Gaiſerich (got. Gaiſiriks), dem Halbbruder des inzwiſchen umgekommenen Gunderich, die römiſche Provinz mit der Hauptſtadt Karthago an ſich und gründeten hier das raſch zu hoher Blüte ſich entwickelnde Wandalenreich.

Ihrer alten Seeherrſchaft ſich erinnernd, ſchufen die Wandalen eine ſtarke Flotte und brandſchatzten damit die Küſten des Mittelmeers. Nach Art eines nordiſchen Seehelden zog ihr kühner König aus gegen alle, „denen Gott zürnt", Furcht und Schrecken verbreitend, wo ſeine Flagge wehte, und die Schätze der halben Welt, ſelbſt die der ſtolzen Roma[10]), auf ſeinen ſchnellen Schiffen heimführend. Machte auch ſein Äußeres — er war nur von mittlerer Größe und hinkte infolge eines

[7]) Prokops Angabe (B. V. I 3), die Wandalen hätten an der Mäotis gewohnt, iſt anſcheinend eine Verwechſlung mit Pelſo, Pelſodis.

[8]) Die Alanen haben ein Denkmal ihrer Herrſchaft in Spanien hinterlaſſen: Kopfbedeckung, Gewandung, Haartracht der Bildſäulen von Yecla ſind entſchieden ſkythiſch. Vgl. meinen Aufſatz „Alte Steinbildſäulen in Oſteuropa", Globus LXIII 10, 1893.

[9]) Catalonia dagegen hat mit Goten und Alanen nichts zu tun, ſondern iſt dasſelbe wie Catalauni (Châlons sur Marne), d. h. keltiſch.

[10]) Daß dabei die Stadt zerſtört worden ſei, iſt eine ungeſchichtliche Verleumdung. Sine ferro et igne Roma praedata est, ſteht in einer ſüdgalliſchen Chronik von 511, und auch die anderen Nachrichten ſtimmen damit überein.

Sturzes mit dem Pferde — keinen überwältigenden Eindruck, so gehört Gaiserich doch zu den hervorragendsten Herrschergestalten der Weltgeschichte, ein Mann „von wenig Worten, aber tiefen Gedanken" und „rastloser Tatkraft", ein „bewährter Kriegsheld" und ein „Verächter der Üppigkeit", dabei aber auch „jähzornig, habgierig" und stets bereit, „den Samen der Zwietracht auszustreuen und die Völker aufeinander zu hetzen". Besonders auf die Wehrfähigkeit seines Volkes bedacht, teilte er sein Heer, das ursprünglich mit Einschluß der Alanen, die als Gleichberechtigte vollständig in den Wandalen aufgingen (Prokop B. V. I 5), nur aus 50000 Kriegern bestanden hatte, in 80 Abteilungen unter je einem „Chiliarchen" (got. thusundifaths), um den Anschein einer größeren Anzahl zu erwecken. Seine verwegenen Kriegs- und Beutezüge, die aber ganz im Geist der damaligen wilden Zeit waren, haben den Ausdruck „Vandalismus" zum Schimpfwort[11]) gemacht; ein deutscher Schriftsteller sollte sich jedoch hüten, ihn in diesem Sinne zu gebrauchen. Die Wandalen waren eines der edelsten germanischen Völker, von ungewöhnlicher Schönheit (B. G. III 1, B. V. II 4 u. 9) und reichen Geistesgaben, im Glück vielleicht zu übermütig und genußfreudig, aber diese Fehler auch durch einen tragischen Untergang büßend.

Als sie nach Afrika kamen, waren sie noch von solcher Sittenstrenge, daß sie Salvianus, der rechtgläubige Bischof von Marseille, trotz ihrer arianischen Ketzerei den Römern als Muster und Tugendspiegel[12]) vorhalten konnte; sie suchten den Sündenpfuhl in Karthago auszufegen, vertrieben die Dirnen und schlossen verrufene Häuser. Später freilich, nach hundertjähriger Herrschaft über eines der üppigsten Länder und im Besitz märchenhafter Reichtümer, erlagen auch sie der Verweichlichung. Sie wohnten als vornehme Grundherren in prächtigen Landhäusern und zauberhaft schönen Gärten, trugen seidene Gewänder, Goldschmuck und edles Gestein, übten das edle Waidwerk mit Falkenbeize und Reiterkünsten, liebten Sang und Saitenspiel, erlustigten sich

---

[11]) Der Ausdruck stammt von einem Franzosen der Revolutionszeit, Grégoire, Bischof von Blois, her. Mit Recht sagt darüber Miedel (Ztschr. d. Allg. d. Sprachv., XX 10, 1905): „wir hätten viel eher Grund, den Spieß umzudrehen". — In einem „Die Vandalen als Kunstfrevler" überschriebenen Aufsatz (Gleiche Ztschr., XXV 11, 1911) weist Feldmann nach, daß schon vor Grégoire, und zwar auch von deutschen Schriftstellern, der Volksname neben dem der Hunnen, Tataren, Türken und Goten in diesem Sinne gebraucht wurde. Die beherzigenswerten Ausführungen schließen mit den Worten: „das selbstbewußte Volkstum der Gegenwart möge sich gewöhnen, den Kunstfrevel bei diesem seinem richtigen Namen zu nennen und von dem ehrenwerten Namen der Vandalen wieder zu trennen."

[12]) De gubernatione dei V: non ita Wandali, malis licet doctoribus instituti, meliores tamen in hac parte quam nostri.

mit Tänzern und Possenreißern und gaben sich ohne Bedenken den Freuden der Tafel, des Bechers und der Minne hin[13]). Aber auch damals fanden sich unter ihnen noch Helden, so der unglückliche Hoamer (got. Hauhamers, der Hochberühmte), der „wandalische Achill", und Gelimers Brüder Ammatas und Tzazo (Koseformen von Amalariks und Dagariks oder ähnlichen Namen), die auch im letzten Entscheidungskampf noch die Ritterehre retteten und nach teuer verkauftem Leben auf blutiger Walstatt den Heldentod fanden. Im übrigen war der Zusammenbruch des gefürchteten Wandalenreiches ebenso überraschend wie vollständig. Aus den Gefangenen wurden fünf Reiterregimenter zum Kriegsdienst gegen die Parther gebildet, wo sie ihre ritterliche Kunst zeigen und ihre heimischen Waffen, lange Stoßlanzen und mächtige Schwerter, gebrauchen konnten. Entflohene und Zurückgebliebene erregten zwar unter Stoza (Stodafuns o. ä.) und Gontharis noch verschiedene Aufstände, die sogar den niebesiegten Belisar noch einmal auf diesen Kriegsschauplatz zurückriefen, wurden aber wiederholt geschlagen und zersprengt. Alle Überlebenden, Männer, Weiber und Kinder, wurden aus Afrika verschickt; nur einzelne wenige zogen sich in unzulängliche Schlupfwinkel der Gebirge zurück. Es ist daher verkehrt, in den vereinzelt vorkommenden hellhaarigen Kabylen oder gar, wie von Löher getan, in den Ureinwohnern der Kanarischen Inseln Überbleibsel und Nachkommen der Wandalen[14]) erblicken zu wollen. Das Volk ist

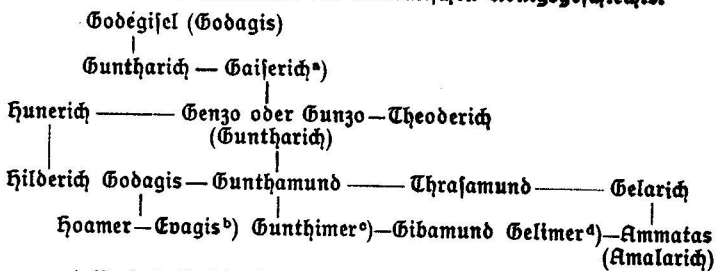
[13]) In meiner Besprechung des erwähnten Schmidt'schen Buches hat der Herausgeber der „Deutschen Erde" Verschiedenes gestrichen, u. a. folgenden kulturgeschichtlich wichtigen Absatz: Die Vorstellung, die Frauen der Wandalen, von denen jeder ein „Los", d. h. ein Rittergut erhalten, hätten eigenhändig den Acker bestellt, gibt ein durchaus falsches Bild von der Herrenstellung und Lebensführung des ritterlichen Volkes; ich denke mir im Gegenteil die Frauen hoch zu Roß, in wallenden Seidengewändern, mit goldenen Ketten um den weißen Hals, edelsteinbesetzten Fürspangen auf der Brust und dem Falken auf der Faust. Die Bewaffnung war der des römischen Heeres, das ja auch großenteils aus Germanen bestand, jedenfalls gleich: die Reiter trugen Kettenhemd (Brünne), Helm, Schild, Stoßlanze und Langschwert. Dagegen wußte Belisar, der erfahrene Feldherr, Fußvolk, Leichtbewaffnete und Bogenschützen besser zu verwenden, während die wandalischen Ritter mit Verachtung auf die nackten Mauren herabsahen. Übrigens ist es in dem kurzen Kriege fast nur zu Reitergefechten gekommen. Im Entscheidungskampf sich allein auf das Schwert zu verlassen, war eine altgermanische Sitte.

[14]) A. v. Peez, „Germanische Spuren in Nordafrika" (Beil. z. Allgem. Zeitung Nr. 25, 1903) hat noch einmal, aber ohne Erfolg, die blonden Berber und Kabylen, die von den Libyern (deren Nachkommen „mit weißer Haut und gelben Haaren" lebten nach Prokop, B. V. II 13, schon zur Zeit des Wandalenkriegs unter den dunkelfarbigen Mauren) abstammen, mit den Wandalen in Verbindung zu bringen gesucht. Ja, er geht noch weiter und sieht sogar „germanische Spuren" in Mittelamerika; ich möchte aber bezweifeln, daß seine Ableitung der Namen Azteken und Athualpa von den Astingen und von Athaulf viel Gläubige finden wird. — Auch

spurlos aus der Geschichte und vom Erdboden verschwunden; selbst die am Plattensee Zurückgebliebenen, die wegen endgiltiger Überlassung der alten Wohnsitze noch eine Gesandtschaft nach Afrika geschickt hatten, gingen später vollständig in den nachrückenden, stammverwandten Goten auf.

Nur einige Namen haben sich erhalten und lassen von Vendsyssel in Jütland über Schlesien bis nach Andalusien den Zug der weiten Wanderung erkennen. In der Urheimat[15]) des Volkes aber nennen sich noch heute die Könige von Schweden und Dänemark Rex Gothorum et Vandalorum.

Stammbaum des wandalischen Königsgeschlechts.



a) Nach Gaiserichs Hausgesetz (B. V. I 7, 8 u. 9) war immer der älteste seiner lebenden männlichen Nachkommen zur Erbfolge berechtigt.

b) Früher hatte ich diese beiden Brüder als Söhne Theoderichs angegeben, der aber nach Prokops ausdrücklicher Versicherung (B. V. I 5) ohne Nachkommen gestorben ist. Die den Namen Godagis und Evagis gemeinsame Endung spricht für ein väterliches Verhältnis, die nahe Verwandtschaft mit Gelimer und Hilderichs höheres Lebensalter gleichfalls für eine Abstammung des unglücklichen Brüderpaars von Godagis, dem ältesten Sohne Genzos. Nach Victor von Vita (Persec. Afric. prov.) hätte Theoderich doch Weib und Kinder gehabt, die aber von Hunerich teils verbannt, teils getötet wurden. Fratremque vero Theodericum, post occisionem uxoris et filii .... similiter relegavit. Post cuius mortem filium, qui superat, infantulum duasque filias eius adultas, impositas asinis, longius affligendo projecit.

c) Victor v. Tunnuna p. 364: Belisarius Gunthimer et Gebamundum, gardingos regis, fratres perimit.

d) Paul (I 25) hat die richtige gotische Namensform Gelismer.

---

neuerdings sind solche Versuche wiederholt worden (z. B. Altgermanische Volksreste im heutigen Marokkanertum, Pol. anthr. Rev. VII 4, 1908). Ich glaube, wir dürfen uns mit Prokops Worten (Geheimgeschichte) beruhigen: „sie sind alle mit Weibern und Kindern vollständig zugrunde gegangen".

[15]) Dort war auch im Mittelalter der Name der Wandalen noch lebendig; Mathäus von Westminster nennt in seiner Chronik (bei Troysden, Script. Angl.) als Bewohner des skandinavischen Nordens: Danos et Norwegenses, Gothos et Swathedos, Wandalos et Freses.

5. Der sächsisch-niederdeutsche Stamm.

a. Niederländer.[1])

En duitsch is duitsch, 't zij hoog of neder —
Dat klinke in onze zangen weder. Dautzenberg.

Von den Nachrichten, die der Seefahrer Pytheas aus dem Norden mitgebracht hatte, waren die meisten wieder in Vergessenheit geraten, so daß die Römer, obwohl sie sich seit dem Ende des zweiten Jahrhunderts v. Chr. im südlichen Gallien festgesetzt und dort eine Mark (Provincia, Provence) ihres werdenden Weltreichs gegründet hatten, von den nördlichen Teilen des Landes erst durch Cäsars siegreiche Feldzüge genauere Kunde erhielten. Damals wohnten zwischen Matrona (Marne) und Sequana (in späteren fränkischen Quellen auch Sigona, Seine) und dem Niederrhein die Belgen, von allen Galliern die tapfersten und freiheitliebendsten (Horum omnium fortissimi sunt Belgae, Cäs. B. G. I 1), nach denen das 1830 gegründete Königreich benannt ist. Mit ihren östlichen Nachbarn, den Germanen, führten sie um den Landbesitz fortwährend Krieg (continenter bellum gerunt), doch waren sie auf die noch nicht vergessene gemeinsame Abstammung (plerosque Belgas esse ortos ab Germanis Rhenumque antiquitus traductos, B. G. II 4) ungemein stolz (Tac. Germ. 28, Treveri et Nervii circa affectationem Germanicae originis ultro ambitiosi sunt, tanquam per hanc gloriam sanguinis a similitudine et inertia Gallorum separentur), wie auch darauf, daß sie allein die verheerende Völkerflut der Kimbern und Teutonen von ihrem Gebiet

[1]) Nach einem Aufsatze „Zur niederländischen Stammeskunde", Germania VII 1, 1905, abgedruckt in d. Pol. anthr. Rev. IV 6.

abzuhalten imſtande waren (solosque esse qui patrum nostrorum memoria omni Gallia vexata Teutonos Cimbrosque intra fines suos ingredi prohibuerint, B. G. IV 2). Von den belgiſchen Völkerſchaften hatten damals, allerdings hart bedrängt, die Menapier auch auf dem rechten Rheinufer Beſitzungen (ad utramque ripam fluminis agros, aedificia vicosque habebant, B. G. IV 4), während verſchiedene germaniſche Völkchen, ſo die von den Kimbern abſtammenden Aduatuker (Ipsi erant ex Cimbris Teutonisque prognati, B. G. II 29), die Condruſen, Eburonen, Caeroeſen und Paemanen (qui uno nomine Germani appellantur, B. G. II 5) und die zwiſchen Waal[2]) und Rhein (Vacalus insulam efficit Batavorum, B. G. IV 10) wohnenden Bataver, ſich ſchon dauernd auf dem linken Ufer niedergelaſſen hatten. Dieſe Wanderungen und Kämpfe, die auf ähnliche vorgeſchichtliche Vorgänge ſchließen laſſen, haben ſich ſpäter noch mehrmals wiederholt. Ein ſchier unerſchöpflich ſcheinender Völkerſtrom hat ſich, Welle auf Welle, im Laufe der Jahrtauſende von Nordoſten her über den Niederrhein ergoſſen und immer wieder dem Weſten unſres Weltteils neue Kraft und friſches Blut zugeführt.

Die erſten Einwanderer, deren Namen uns die Geſchichte bewahrt hat, waren Kelten; aber auch ſie müſſen zahlreiche namenloſe Vorgänger gehabt haben, die ihrerſeits wieder kein menſchenleeres Land vorfanden. Frühere Bewohner wurden zwar teils verdrängt, teils ausgerottet, ein kleiner Bruchteil blieb aber doch immer zurück, zunächſt geknechtet, ſchließlich aber mit den Eroberern verſchmelzend. Gerade unter den Friſen mit ihren oft flachen Schädeln, fliehenden Stirnen und ſtarken Augenwülſten ſcheinen die Urraſſen der älteren Steinzeit (Homo primigenius und H. mediterraneus fossilis) gelegentlich wieder durchzuſchlagen.

Auf die älteſten Wellen der Kelten folgten jüngere galliſche, zuletzt die Belgen, noch im engſten verwandtſchaftlichen Zuſammenhang mit ihren öſtlichen Nachbarn, den Weſtgermanen, ſtehend und mit ihnen durch den gemeinſchaftlichen Kimbernnamen verbunden. Von der Südküſte des Ärmelmeers aus beſiedelten die Belgen auch die nächſtliegenden Teile von Britannien (marituma pars ab iis, qui praedae ac belli inferendi causa ex Belgio transierant, sc. incolitur, B. G. V 12), wobei manche Namen, beſonders die Stammesnamen Belgae und Cimbri (Cymbri, Kymri, Cumberland) vom Feſtland auf die Inſel übertragen wurden (qui omnes fere iis nominibus civitatum appellantur, quibus orti ex civitatibus eo pervene-

[2]) Der Name iſt in dreierlei Lautgebung, nämlich in keltiſch-kimbriſcher (Vacalus, Cäſar), in fränkiſcher (Vachalis, Apoll. Sidon.) und in ſchwäbiſcher (Vahalis, Tacitus) überliefert. Vgl. m. kleinen Aufſatz „Der Flußname Waal", Germania VII 4, 1905.

rant). Von ihrer eigentlichen Heimat auf der nach ihnen benannten Halbinsel erstreckten sich die Wohnsitze kimbrischer Völker bis an die Rheinmündungen (Strabo VII 2), so daß die ganze Nordsee auch „Kimbrisches Meer" (Cimbrica Thetis, Claudian) hieß. Eine scharfe Scheidung zwischen Germanen und Kelten ist hier nicht zu machen; denn bei den zum westlichsten (kimbrisch-ingävonisch-friesischen) der fünf Germanenstämme gehörenden Völkern finden wir Namen, die nach Lautstand und Zusammensetzung ebensogut keltisch sein könnten, zum Teil es auch wirklich sind. Obwohl gerade dieser Stamm durch den Kimbernzug ungeheuere Verluste erlitten hatte, setzte er doch, von nachrückenden Völkern gedrängt, vielleicht auch durch verheerende Sturmfluten eines Teils seiner Wohngebiete beraubt, sein Vordringen gegen Südwesten fort und besetzte zunächst die von den Belgen bei ihrer Besiedelung Britanniens verlassenen Landstriche.

Den genannten, in fortwährenden Fehden und Grenzkriegen sich erschöpfenden Völkern folgten aus dem inneren Germanien, aus dem fruchtbaren Mutterschoß (vagina nationum, Jordan) der Urheimat (officina gentium), bald andere nach, noch in ungeschwächter Kraft strotzend und dem zweiten (istävonisch-fränkischen), sowie dem dritten (herminonisch-schwäbischen) Hauptstamm der Germanen angehörend. Am Oberrhein waren es besonders Schwaben, darunter Markomannen, Haruden, Eudosen, Wangionen, die seit dem achten Jahrzehnt vor unsrer Zeitrechnung unter dem kriegerischen Heerkönig Ariovist bis ins Herz von Gallien vorgedrungen, teilweise sogar schon dauernd auf dem linken Ufer angesiedelt waren. Ihr Stammesname lautete in gallischem Munde Germani und wurde wegen ihres unwiderstehlichen, siegreichen Vordringens (a victore ob metum, Germ. 2) auch auf die übrigen, damals noch einer gemeinsamen Bezeichnung entbehrenden Stämme übertragen (nationis nomen, non gentis evaluisse paulatim). Wenn auch die ursprüngliche Bedeutung der indogermanischen Wurzel herman, german, carman[3]) nicht ganz sicher ist, so kommt doch wahrscheinlich der Ulmer Mönch Felix Fabri (Schmid) (Histor. Suevorum, Goldasti Suevor. script., Francof. 1605) der Wahrheit sehr nahe, wenn er den neuen Volksnamen (vocabulum recens et nuper additum, Germ. 2) also deutet: „Theutonici dicuntur Germani, id est viri nobiles."

Am Niederrhein waren es fränkische Chatten oder Hessen, die teils wegen wachsender Volkszahl, teils wegen innerer Streitigkeiten (seditione domestica pulsi, Tac. Hist. V 2), die von ihren Bewohnern verlassenen Teile des nördlichsten Galliens, besonders das Land

[3]) Vgl. meinen Aufsatz „Germanisch und Deutsch" im Deutschen Volkswart, I 2. 1913.

zwiſchen Waal und Rhein (extrema Gallicae orae vacua cultoribus simulque insulam iuxta sitam) in Beſitz nahmen. Die Landſchaft Betuwe, alt Batavia, hat bis auf den heutigen Tag den Namen dieſer fränkiſchen Anſiedler bewahrt, die ſich nach einem Teilſtamm der Chatten (Batten, Soubatten d. h. Sigibatten, Strabo) „battiſche Männer", Batavi, nannten. Zu ihnen gehörten die Cannenafaten, „ruhmreiche Männer" (origine, lingua, virtute par Batavis, Tac. Hist. IV 15), die Chattuarier, „chattiſche Männer", die ſpäteren Hetvären, und die Marſaci, deren Name eine Ableitung von dem uralten Stammesnamen (Marſi) der Franken iſt. Dieſe Landnahme fränkiſcher Völker auf dem linken Rheinufer muß, wie erwähnt, ſchon vor Cäſars Ankunft in Gallien begonnen haben.

Durch die entſcheidenden Siege dieſes hervorragenden Feldherrn und die Errichtung des römiſchen Weltreichs wurde zwar ein Damm gegen die germaniſche Völkerflut aufgeworfen, zugleich aber auch die Kraft des keltiſchen Stammes gebrochen und das Land entvölkert. Trotz Wall und Graben, Grenzfeſtungen und verſchanzten Lagern lockten daher Galliens fruchtbare Gefilde immer wieder die ſich ſtark vermehrenden, kriegsluſtigen Germanen[4]). Von den Freiheitskämpfen und Ausdehnungsbeſtrebungen der Friſen, denen im Jahre 12 v. Chr. Druſus eine Abgabe von Ochſenhäuten auferlegt hatte (Kaſſ. Dion LIV 32), leſen wir bei Tacitus (Ann. IV 72, XI 19, XIII 54, Hist. IV 15); infolge der ſiegreichen Schlacht beim Hain der Baduhenna hatten ſich Anſehen und Selbſtgefühl des tapferen Volkes (Clarum inde inter Germanos Frisium nomen, Ann. IV 74) mächtig gehoben, ſo daß die friſiſchen Geſandten im Zirkus zu Rom ſich unbedenklich auf den Sitzen der Senatoren niederließen, da „kein Sterblicher an Waffenruhm oder Treue die Germanen überträfe". Den von den mächtigen Chauken vertriebenen, ebenfalls zum kimbriſch-ingävoniſchen Stamm gehörenden Amſivariern wollte dagegen eine neue Anſiedelung nicht glücken; weder im römiſchen Gallien noch bei den ſtammverwandten germaniſchen Völkern fanden ſie Aufnahme, und in ſtolzer Verzweiflung mußte ihr unter den Waffen ergrauter Führer Boiocal ausrufen: „Land zum Leben kann uns wohl fehlen, nicht aber zum Sterben." Dieſe düſtere Vorherſage ſollte nur zu bald in Erfüllung gehen: auf langer Irrfahrt, bald durch Bitten, bald mit den Waffen Ackerland zu erringen ſtrebend, ging der größte Teil des Volkes zugrunde; doch finden wir ſie in ſpäteren Quellen (Veroneſer Völkertafel, Weltkarte des Honorius, Gregor v. Tours, Notitia Dignitatum)

[4]) Eadem semper causa Germanis transcendendi in Gallias, libido atque avaritia et mutandae sedis amor, ut relictis paludibus et solitudinibus suis fecundissimum hoc solum vosque ipsos possiderent, Tac. Hist. IV 73.

als Nachbarn und Verbündete der Friſen und Niederfranken, als Beſtandteil des römiſchen Heeres wieder.

Der an erbitterten Kämpfen und Wechſelfällen reiche Aufſtand der Bataver, dem ſich auch die Friſen angeſchloſſen hatten, endete im Jahr 70 mit einem Vergleich, der ſo ziemlich alles beim alten ließ. Die Bataver behielten ihre Rheininſel und leiſteten, von jeder Steuer frei (exemti oneribus et collectionibus, Tac. Germ. 29) und ihrer oftbewährten Tapferkeit wegen hochgeachtet (manet honos et ambiguae societatis insigne), den Römern in allen Kriegen Waffenhilfe (in usum proeliorum sepositi: velut tela atque arma bellis reservantur). Auch die Friſen behaupteten ihre Wohnſitze öſtlich von der Rheinmündung und an den Nordſeeküſten (A fronte Frisii excipiunt. maioribus minoribusque Frisiis vocabulum est ex modo virium. utraequae nationes usque ad Oceanum Rheno praetexuntur ambiutque immensos super lacus et Romanis classibus navigatos, Germ. 34).

Als ſpäter, etwa vom Ende des dritten Jahrhunderts an, das Römerreich den Gipfel ſeiner Macht überſchritten hatte, begann auch am Niederrhein von neuem ein unaufhaltſames Vorwärtsdrängen germaniſcher Völker, in erſter Reihe der Franken, welcher Name von nun an die älteren Bezeichnungen des marſiſch-iſtäoniſchen, Chauken, Chamaven, Cheruſker, Chatten, Bataver, Cannenafaten, Marſaker, Chattuarier, Chaſuarier, Theotmarſen, Stormarſen umfaſſenden Stammes verdrängt. Vormacht desſelben blieben die mächtigen, in den Werken des Friedens wie des Krieges gleich tüchtigen Chauken (populus inter Germanos nobilissimus, Germ. 35), nach denen noch im Mittelalter alle Franken Hugen, ahd. Huga, aſ. Hugos, agſ. Hugas, genannt wurden (Ann. von Quedlinburg). Unter den neuen Namen Franken oder Salier (beide gleichbedeutend) überſchritten ſie um die Wende des dritten und vierten Jahrhunderts den Rhein und beſetzten zunächſt die Betuwe, Batavia. Im Jahre 358 bekämpfte ſie Julian an der unteren Maas (primos omnium Francos, eos videlicet quos consuetudo Salios appellavit, Ammian. Marcell. XVII, 8). Bei dieſem unter ſchweren Kämpfen und mit vorübergehender Zurückdrängung erfolgten Vorrücken gingen die nahverwandten Bataver, die Cannenafaten im Kennemerland, die Marſaker in Marſum und die Chattuarier im pagus Hattuariorum, Veluwe, in den ſaliſchen Franken auf. Nur die Chamaven im Hamaland bewahrten, wie ihr beſonderes Geſetzbuch beweiſt, eine gewiſſe Selbſtändigkeit. Bremers Anſicht[5]), die Bataver, die ja doch nur Verbündete der Römer waren, ſeien zuerſt „romaniſiert" und ſpäter wieder von den Franken „unterworfen und ger-

[5]) Ethnographie der germaniſchen Stämme. Straßburg 1899.

manisiert" worden, ist zweifellos verkehrt. Den Kern des zweiten fränkischen Stammes, der Ribuarier (auch dieser Name ist nur eine Umschreibung von Franken), haben ohne Frage die Chatten, späteren Hessen gebildet (duriora genti corpora, stricti artus, minax vultus et maior animi vigor, multum ut inter Germanos rationis ac sollertiae, Germ. 30), da die Cherusker, in alter Zeit das dritte Hauptvolk des istävonisch-marsischen Stammes, durch innere Streitigkeiten und unglückliche Fehden geschwächt, viel von ihrer früheren Bedeutung und ihrem Ansehen eingebüßt hatten (ita qui olim boni aequique Cherusci, nunc inertes ac stulti vocantur . . . . tracti ruina Cheruscorum et Fosi, Germ. 36).

Um die Mitte des vierten Jahrhunderts waren auch die Sachsen, 200 Jahre früher nach Ptolemäos (II, 11) noch auf der kimbrischen Halbinsel wohnend, teils zu Wasser, teils zu Lande längs der Nordseeküste nach Westen vorgedrungen, hatten die belgischen und britischen Gaue gebrandschatzt und sich schließlich dauernd am Südufer des Ärmelmeers (litus Saxonicum, Notit. Dignitat., Amm. Marc., XXVII, 8, XXIII, 2) niedergelassen; als Besitzer und Bewohner der Stadt Bayeux werden sie noch im sechsten Jahrhundert von Gregor von Tours angeführt (Saxones Baiocassini, V. 26, X, 9).

Im vierten und fünften Jahrhundert drangen auch die Franken wieder vor und setzten sich zunächst zwischen Maas und Schelde fest, in einem Lande, das damals Thüringen hieß (dehinc transacto Rheno Thoringiam transmeasse ibique iuxta pagos vel civitates reges crinitos super se creavisse . . . Ferunt etiam tunc Chlogionem . . . regem fuisse Francorum, qui apud Dispargum castrum habitabat, quod est in termino Thoringorum, Gregor II, 9). Es scheint, daß in dieser vielfach verderbten Stelle ein ungeschickter Abschreiber zwei Buchstaben auf den Kopf gestellt hat, daher Chlodio (Chlodomer) und Disbargun, wohl das heute unbedeutende Duysbergen zwischen Löwen und Brüssel, zu lesen ist[6]). Wie kommt aber dies Land zu dem Namen Thüringen? Es muß unbedingt vorausgesetzt werden, daß hier schon vor den Franken ein schwäbisches Volk eingewandert war, und zwar von dem Teil des großen Stammes, der später immer unter dem Namen Thüringe (Thuringi, Thoringi, Thyringas) zusammengefaßt und durch die Einzelvölker der Angeln und Warnen gebildet wird (Lex Angliorum et Werinorum, hoc est Thuringorum). Waren es nun Angeln oder Warnen oder aus beiden Völkern gemischte Scharen, die sich hier im Niederland, auf dem linken Rheinufer und in der Nachbarschaft der Friesen niedergelassen hatten und von den fränkischen Chro-

[6]) In der Tat hat die Hist. Franc. 5: Habitavit itaque Chlodio rex in Disbargo castello in finibus Toringorum.

niſten auch „Schwaben“ (Suebi), und zwar „verſprengte“ (erronei, Vita S. Chrothildis) genannt werden? Nach Prokop (B. Got., II, 20) waren es Warnen, und auch ich habe ſtets dieſe Anſicht vertreten, da in dieſem noch in mittelalterlichen Dichtungen Doringen, Dorringen (pagus Turingasnes für Turingensis im Test. S. Willibrordi) genannten Gebiete, die für die Wanderungen der Angeln ſo bezeichnenden Ortsnamen auf leben[7]) fehlen. Doch nicht in dies, ſondern in das rechtsrheiniſche[8]) Thüringen ſoll (nach Gregor, Fredegar und der Frankenchronik) Childerich geflohen ſein, dort ſeinen Liebeshandel mit der Königin Baſina angeknüpft haben. Von Chlodwig und ſeinen Nachfolgern wurden dieſe Schwaben unterworfen und bekehrt, keineswegs aber vollſtändig vernichtet. Ein Teil von ihnen blieb jedenfalls im Lande wohnen, wie auch von den Franken, obwohl ſich dieſe, allerdings durch die Ribuarier verſtärkt, im Laufe der nächſten Jahrhunderte über ganz Gallien ausbreiteten.

Wie früher die Belgen das ſchmale Ärmelmeer überſchritten und ſich in den ſüdlichen Teilen von Britannien angeſiedelt hatten, ſo machten es auch die ihnen folgenden Friſen und Sachſen[9]). Auf ihren flinken Schiffen (Kielen, cyulas) das „Friſiſche Meer“ (Fresicum mare, Nennius, Hist. Briton. 38) befahrend, waren ſie zuerſt gefürchtete Seeräuber, ließen ſich aber ſpäter, indem ſie die Streitigkeiten der eingeborenen Bevölkerung ſich zunutze machten, dauernd im Lande nieder. Bald ſchloſſen ſich ihnen die damals auf der kimbriſchen Halbinſel wohnenden Angeln an, und dieſe im fünften Jahrhundert erfolgte Eroberung und Beſiedelung Britanniens durch drei germaniſche Völker, Friſen (wegen ihrer nördlicheren Wohnſitze auch Jüten genannt), Sachſen und Angeln (Prokop B. Got. N. 20, Beda I, 14, Gildas, 14, Nennius, 38), iſt von der Sage mit allerlei Rankenwerk umſponnen worden. Noch im 13. Jahrhundert reimt ein flämiſcher Dichter, Maerlant:

Een hiet Engistus, een Vriese, een Sas,
Die uten Lande verdrewen was.

Dieſe fortgeſetzte Auswanderung aber machte das Land nicht menſchenleer, ſondern verſchaffte nur dem Überſchuß der Bevölkerung neues

[7]) Nur die mit Mannsnamen zuſammengeſetzten kommen in Belgien nicht vor, ſonſt fehlen ſie nicht ganz; hierher gehört z. B. Löwen, fläm. Leeuwen, alt Lovene, Denderleeuw an der Dender und das benachbarte Leeuw St.-Pierre, d. h. „Petersberg“ von got. hlaiv, agſ. hlaev, ah. hleo, hlewes, Hügel.

[8]) Das angelſächſiſche Vidſidslied unterſcheidet Thyringas und Eaſtthyringas. Schon Leibniz (Script, rer. Brunsvic. S. 51 u. 82) ſagt richtig, es habe zwei thüringiſche Reiche gegeben, eines am Meer und eines im Binnenland unter Hermanfrid. König Kanut (Const. de Forest.) nennt die Warnen allein Thüringe, secundum legem Werinorum i. e. Thuringorum.

[9]) Wie auch ſpäter die Normannen.

Ackerland. Wir sehen im Gegenteil, daß im späteren Mittelalter die Niederländer sich zahlreich und tatkräftig an der Urbarmachung und Besiedelung der den Slaven abgerungenen ostelbischen Länder beteiligten. Besonders gesucht waren sie da, wo es galt, Sümpfe auszutrocknen oder Überschwemmungsgebiete durch Deichanlagen zu schützen. Das war ja ihre im harten Kampfe mit den Fluten der Nordsee erlernte und erprobte Kunst. Saxo, der Geschichtsschreiber der Dänen, sagt von solchen im Marschland angesiedelten Friesen: „Hos a Frisonum gente conditos, nominis et lingue societas testimonio est; quibus novas querentibus sedes ea forte tellus obvenit; quam palustrem primum ac humidam longo duravere cultu.“ Von der Ansiedelung in den Weser- und Elbniederungen lesen wir in mittelalterlichen Chroniken, und Namen wie Holländerbruch, Flemendorf, Frisonefeld geben Kunde davon (qui — Heinrich von Scathen, ein Lehensmann Heinrichs des Löwen — etiam de Flandria adduxit multitudinem populorum et collocavit eos in Mikilinburg et in omnibus terminis eius . . . misit — Albrecht der Bär — Traiectum et ad loca Reno contigua, insuper ad eos, qui habitant iuxta oceanum et patiebantur vim maris, videlicet Hollandros, Selandros, Flandros, et adauxit ex eis populum multum nimis et habitare eos fecit in urbibus et oppidis Sclavorum . . . . civitates et oppida multa valde usque saltum Boëmicum possederunt Hollandri, Helmold I 87 und 88). Auch die Siebenbürger „Sachsen“, die eigentlich „Franken“ heißen müßten, stammen aus den Niederlanden, insbesondere der Lützelburger[10]) Gegend. Vor einigen Jahren — Ende August 1904 — hat in der Hauptversammlung des Vereins für sächsische Landeskunde Pfarrer Kisch einen Vortrag über die Urheimat der Siebenbürger Sachsen gehalten, worin er nach Zeitungsberichten ebenfalls für diese Ansicht[11]) eintrat; dieselbe ist aber nicht neu, mir z. B. schon seit der Studentenzeit vertraut und später durch mundartliche Forschungen bestätigt. Von einigen befreundeten Siebenbürgern, die zugleich mit mir in Heidelberg studierten, wurde mir folgende merkwürdige Geschichte erzählt. Als sie eines Abends in einer Wirtschaft saßen und sich in ihrer heimatlichen Mundart unterhielten, erhoben sich plötzlich von einem Nebentische zwei Herren und kamen auf sie zu mit den Worten: „Wir dürfen hier wohl Landsleute begrüßen?“ es waren, wie sich nachher herausstellte, zwei junge,

[10]) Es ist nicht einzusehen, warum wir das französische Luxembourg statt des gut deutschen und geschichtlich berechtigten Lützelburg gebrauchen sollen.

[11]) Ebenso auf der Philologenversammlung in Marburg, 1913. — Kischs Meinung, der Imperativ „seif“ sei an der Mosel durch Zusammensetzung eines fränkischen „si“ und eines alemannischen „wis“ entstanden, kann ich nicht teilen; heister, hester, Buche, ist nicht aus dem Französischen entlehnt, sondern umgekehrt.

auf einer Studienreise befindliche Ärzte aus Lützelburg. Daraus folgt zweierlei, erstens, daß die Mundarten sich oft recht langsam verändern, zweitens, daß die Siebenbürger nirgend anderswoher stammen können, als aus der Moselgegend. Daß trotz ihrer Herkunft und Sprache die Siebenbürger Deutschen „Sachsen" genannt wurden, erklärt sich, weil man wegen des Vorherrschens der plattdeutschen, aus der altsächsischen entstandenen Sprache früher alle niederdeutschen Mundarten unter der Bezeichnung „sassisch" oder „sächsisch" zusammenzufassen[12]) pflegte.

So sind, wie wir gesehen haben, in den Niederlanden, in dem Gebiet der beiden Königreiche Holland und Belgien, Teile der drei westlichen[13]) Germanenstämme, des kimbrisch-friesischen, des marsisch-fränkischen und des herminonisch-schwäbischen, zurückgeblieben, vermehrt durch einen sächsischen Einschlag. Im Laufe der Jahrhunderte, besonders seit der Loslösung vom großen Deutschen Reich, ist aus der Verschmelzung ihrer Mundarten eine neue Sprache, die niederländische, entstanden, die sich, besonders infolge der Entstehung eines selbständigen belgischen Staates, wieder in zwei verschiedene, wenn auch nahverwandte Schriftsprachen, Holländisch und Flämisch, gespalten hat. Nur die Friesen haben, wie in Niederdeutschland so auch in Holland, ihre angestammte, allerdings in viele örtliche Mundarten zersplitterte[14]) Sprache bewahrt, die aber hier von der holländischen, dort von der plattdeutschen Mundart immer mehr verdrängt wird.

Spuren aller an der Bildung der niederländischen Sprache beteiligten Mundarten lassen sich noch heute auffinden, allerdings mehr in der Aussprache als in der Schrift. So ist, wie im Englischen (house, fine, spr. haus, fein) auch im Holländischen (huis, fijn, spr. heus, fein)

---

[12]) In der anläßlich des Gustav Adolfsfestes veranstalteten Ausstellung der hiesigen Bibliothek sah ich eine aus dem 16. Jahrhundert stammende Übersetzung des Heidelberger Katechismus ins Holländische, auf dem Titelblatt als „sassische sprache" bezeichnet. — Die Schrift von R. Hus „Vergleichende Lautlehre des Siebenbürgisch-Moselfränkischen" usw. (Hermannstadt 1908) enthält manches Anfechtbare, aber auch den Satz: „In Echternach sprach ich mit den Leuten eigene (Bistritzer) Mundart".

[13]) Wäre richtig, was Bremer von den Herulern sagt, „offenbar haben sie am Niederrhein feste Sitze gehabt", so käme auch der vierte vandilisch-gotische Stamm in Betracht. Die Heruler sind zwar im Verein mit anderen nordischen Völkern, mehrmals verheerend in Gallien eingefallen, der Brief Theoderichs „Herulorum, Guarnorum, Thoringorum regibus" muß aber aller Wahrscheinlichkeit nach auf die ostrheinischen Reiche dieser Völker bezogen werden.

[14]) So schreibt Cadovius-Müller in seinem Memoriale linguae Frisicae, 1691: „fast ein jehdes Kirchspiell und Dorff hatte seinen eigenen Herrn und Häubtling, welche aber fast alle Zeit miteinander Streitigkeit hatten, so hielt sich ein jeglicher Theil in seinen Gesetzen und hatte keine große Gemeinschaft mit ihren Nachbahren; dannenhero sind große und viele dialectus in der alten Ostfriesischen Sprachen geweset ..."

die Aussprache der alten Laute u und i auf schwäbischen und fränkischen Einfluß zurückzuführen, die Verkleinerungsendung (boompje, vogelijn) teils sächsisch, teils fränkisch-schwäbisch, die Nichterweichung des t-Lauts (in groot, twee), die Aussprache des g, des sch sächsisch, das Fürwort hij, het, teils sächsisch, teils niederfränkisch, ebenso p statt hochdeutsch pf (in paard, aardappelen) usw. Der Übergang von l in u (hout, Holz) ließe sich vielleicht sogar als keltisch (frz. Arnoud, Arnold) auffassen.

Möchte Kenntnis und Verständnis der Entstehung und Zusammensetzung des niederländischen Volkes[15]) immer mehr dazu beitragen, das Gefühl von Verwandtschaft und Zusammengehörigkeit in Flamen, Holländern und Deutschen zu wecken und zu stärken.

[15]) Den verfehlten, im wesentlichen durch Bremer beeinflußten Aufsatz von Seiler „Der Ursprung der Niederdeutschen" (Unterhaltungsbeil. d. Tägl. Rundschau Nr. 169, 1902) habe ich in Nr. 181 der gleichen Blätter widerlegt. — Dank seiner Vertrautheit mit dem Meer hat das niederdeutsche Volkstum, das uns Hochdeutschen näher steht als das englische, wertvolle und ausgedehnte überseeische Siedelungen erworben, in Inselindien und besonders in Südafrika. Mit vollem Recht sagte daher Gerstenhauer in seinem gehaltvollen Vortrag über „die Lage des Niederdeutschtums in Südafrika" auf dem Alldeutschen Verbandstage in Breslau (1913): „Deutschland, Holland, Belgien und die Buren sind daher natürliche Verbündete und haben für gemeinschaftliche hochwichtige Interessen zu kämpfen gegen England, ihren gemeinsamen Gegner."

b. Sachſen.

Gentem antiquam et nobilem fuisse non ambigitur. Ohne Frage ein alter und edler Stamm. Widukind.

Der Verwandtſchaft der Sachſen, des einzigen deutſchen Volkes, deſſen Einfügung in den vierteiligen germaniſchen Stammbaum einige Schwierigkeiten macht, mit den Alemannen wurde ſchon in einem früheren Abſchnitt Erwähnung getan. Am beſten werden ſie einem beſonderen, fünften, Stamme zugeteilt, der als letzter Nachſchub aus der gemeinſamen Urheimat die Verbindung zwiſchen Deutſchen und Nordgermanen herſtellt. Es ſeien darum hier noch einige Zeugniſſe für ihre nordiſche Herkunft angeführt.

Nach Ptolemäos (Geogr. II 11), der zuerſt ihren Namen nennt, wohnten ſie auf der kimbriſchen Halbinſel (ἐπι τον αὐχενα της Κιμβρικης χερσονησου Σαξονες), und nach dem Geographen von Ravenna waren ſie den Dänen benachbart, von denen ſie auch abſtammten (Cosmogr. IV 17): Confinalis praenominatae Daniae est patria, quae nominatur Saxonia. Quae antiquitus et ipsa ex Danis pertinere dicebatur.

Frekulf (II 4, 13) kennt ſie als Bewohner der Meeresküſten: Saxones gentem in Oceani litoribus et paludibus inviis sitam.

Widukind (Res gest. Saxonicae I 2) erwähnt das ſchon beurteilte Märchen von ihrer makedoniſchen[1]) Abſtammung, läßt aber

[1]) So auch bei Gotfrid von Viterbo:
Saxo, velut credo, patria fuit ante Macedo,
regis Alexandri miles ubique fuit.
Sachſen, ich mein', waren früher von Abſtammung Makedonier,
Tapfere Krieger fürwahr vom alexandriſchen Heer.

auch die andere Meinung, daß sie Nachkommen der Nordmannen seien, gelten (aliis arbitrantibus de Danis Northmannisque originem duxisse Saxones). Seine späteren Wohnsitze konnte der sächsische Stamm erst in Besitz nehmen, nachdem die vorher dort, zwischen Rhein und Elbe ansässigen schwäbischen und fränkischen Völker ihre Südwanderung angetreten und die alte Heimat verlassen hatten. Doch erfolgte die sächsische Landnahme nicht ohne heftige Kämpfe, von denen das erste Buch in Widukinds Sachsengeschichte (Widukindi Rerum Gestarum Saxonicarum libri tres) eine Ahnung gibt. Zum Teil mag auch die Besetzung des Landes den Nachdrängenden von den früheren Besitzern, z. B. den Franken, auf gütlichem Wege nach friedlichen Verhandlungen und dem Abschluß eines Bündnisses gestattet worden sein. (Widukind I 13: His itaque omnibus peractis reversi sunt ad Thiadricum in castra et ab eo suscepti satisque laudati et terra presenti in aeternam possessionem donati sunt. Sociique quoque Francorum et amici appellati .... Nachdem sie dies alles vollbracht, kehrten sie ins Lager zu Theoderich zurück, wurden von ihm willkommen geheißen, höchlich belobt und mit dem Land für ewigen Besitz begabt. Auch nannte man sie nun Bundesgenossen und Freunde der Franken ....) Im 6. Jahrhundert müssen im allgemeinen die Verschiebungen im Grundbesitz[2]) beendet gewesen sein; ganz zu Hause scheinen sich aber die Sachsen in ihrem neuen Vaterland noch nicht gefühlt zu haben, da sich ein Teil von ihnen bereden ließ, an dem Zug der Langobarden nach Italien teilzunehmen (Gest. Langob. II 6 u. III 6). Als diese Auswanderer, von den dortigen Zuständen unbefriedigt, wieder zurückkehrten, fanden sie ihr Land von Schwaben besetzt, die von den Frankenkönigen dort angesiedelt waren. Das wurde von den Sachsen als „Treulosigkeit" empfunden und gab mit Anlaß zu langen blutigen Kriegen um die Vorherrschaft in Germanien, die schließlich mit dem Sieg der Franken und der Unterwerfung des freiheitliebenden Volkes unter Karls des Großen Herrscherstab endeten. „Von allen deutschen Stämmen", schreibt Wattenbach in der Einleitung zu Schottens Übersetzung von Widukinds Geschichtsbüchern (Breslau 1852), „haben sich die Sachsen am längsten von der Gemeinschaft mit den übrigen fern gehalten. Schon hatten die Thüringer, die Alamannen und die Baiern der Einheit des fränkischen Reiches sich gefügt ..., als noch die Sachsen in ihrer uralten Gemeinfreiheit und dem Glauben ihrer Väter der ganzen abendländischen Christenheit in der Gestaltung, welche sie bis dahin gewonnen hatte, trotzig und feindlich gegenüberstanden. Nur durch gewaltige Kämpfe war dieser Gegensatz zu überwinden, und erst nach gänzlicher Er-

[2]) Beda, Hist. eccles. V 11: expugnatis non longo post tempore Boructuariis a gente antiquorum Saxonum.

schöpfung des Volkes vermochte Karl durch siegreiche Beendigung des Krieges den Grund zu dem späteren deutschen Reiche zu legen". Vielfach, besonders von Niederdeutschen, wird das rücksichtslose Vorgehen des „Sachsenschlächters" ungünstig beurteilt. Daß aber nur durch Blut und Eisen widerstrebende und eigenwillige Völker in einen gemeinsamen Reichsverband gezwungen werden können, lehrt in der Neuzeit Bismarcks Beispiel. Nach der Bekehrung der Sachsen bildete der gemeinsame Gottesglaube ein einigendes Band; auch sie hatten nach heftigem Widerstand „voll Eifer der neuen Lehre sich zugewendet; der Dichter des Heliand bot seinen Landsleuten Christi Leben und Lehre in den Formen ihrer Heldenlieder, und an den neu begründeten kirchlichen Mittelpunkten bildete sich rasch eine zahlreiche einheimische Geistlichkeit". Von nun an stritten die Sachsen für die Ausbreitung des Christentums mit geistigen wie mit eisernen Waffen, und mit gerechtem Stolz nennt sie ihr Geschichtsschreiber (Gest. Sax. I 36) „Dei populus, das Volk Gottes".

Die Sachsen zeichneten sich (I 9) durch Kraft und Kühnheit aus, ließen das Haar frei herabwallen und trugen lange Kriegsröcke (gundhamun), wollene Mäntel, lange Lanzen und kleine Schilde. Ihre Hauptwaffe, furchtbar in ihrer Hand, war das einseitige Hiebmesser, der Skramasax. Deshalb darf man aber doch nicht, wie Grimm und manche Andere getan haben, den Volksnamen aus dem Wort sahs, sax, Messer erklären; es fehlt ja jede Ableitungsendung. Trotz ihrem Alter ist auch diese Volksdeutung falsch.

Von den mezzerin also wahsin
Wurden sie geheizin Sahsin

heißt es im Annolied, und Gotfrid von Viterbo reimt:

Ipse brevis gladius apud illos saxo vocatur,
Unde sibi Saxo nomen peperisse notatur,

während die gelehrte Nonne Hrotsvitha mehr das lateinische saxum im Auge hat:

Jussit Francorum transferri nobile regnum
Ad claram gentem Saxonum, nomen habentem
A saxo, per duritiem mentis bene firmam.
Ließ übertragen die Herrschaft des rühmlichen fränkischen Reiches
Auf das erlauchte Geschlecht unsrer Sachsen, die ihren Namen
Haben vom Felsengestein, weil fest wie dieses ihr Sinn ist.

Name und Wort haben nur die gleiche Wurzel. Aber auch Schönheit, Anmut und Würde war den Töchtern des Volkes verliehen; so heißt es von der H. Balthilde (Vita S. Balth. 2): Et cum esset ex genere Saxonum, forma corporis grata ac subtilissima et adspectu decora, vultu hilaris et incessu gravis. Ihr Volksheiligtum war

die von Karl dem Großen zerstörte Irmensul, ihre Gerichtsstätte Marklo, heute Heiligenloh an der Weser (Vita S. Lebuini). Am zähesten von allen Deutschen hingen die Sachsen an ihren alten Sitten, an ihrer Freiheit, am Heidentum; daher ihr erbitterter und hartnäckiger Widerstand gegen die Einheitsbestrebungen Karls des Großen. Eingeteilt waren sie in vier Stämme: Ostfali[3]), Angrarii (die Angrivarii, das einzige von Tacitus genannt sächsische Volk), Westfali und Northalbingi oder Nordliudi, Ostfalen, Engern, Westfalen und Nordalbingier. Nördlich von der Elbe wohnten sie neben Angehörigen des kimbrischen Stammes (gens Saxonum scilicet et Fresonum commixta, Brief Chlothars an Papst Leo. Ihre Sprache zeichnet sich durch Erhaltung des t-Lauts, der nie zu z wird, und der alten i und u, sowie durch die Pronomina as. he, gi, iu (er, ihr, euch) vor anderen Mundarten aus. Sie hat Berührungen mit dem Nordischen sowohl als auch mit dem Schwäbischen und Fränkischen[4]); daher stehen die Sachsen im germanischen Stammbaum zwischen Istävonen und Herminonen, diesen wohl am nächsten. Bewunderungswürdig ist die Ausdehnungskraft dieses Stammes, der die ganze norddeutsche Ebene besiedelt, die Ostseeländer germanisiert und den Engländern und Niederländern den Stempel seines Wesens aufgedrückt hat, freilich vielfach verstärkt durch kimbrische und

[3]) Fali bedeutet nichts anderes als „Mannen", was aus folgender Stelle des Poëta Saxo mit Sicherheit hervorgeht:

regionem solis ad ortum
Inhabitant Osterliudi, quos nomine quidam
Ostvalos alio vocitant . . . .

Auch die Annales Laurissenses gebrauchen Austreleudi, Austrasii und Ostfalai gleichbedeutend, ebenso das Gedicht über den Sachsenkrieg: Austreleudi, Ostfalai, Ostvale, Austrasii, Ostsaxones. Der Wortstamm, mit dem auch die Namen Taifali, Victofali zusammengesetzt sind, hat sich erhalten im isländischen fala, Riesin, englischen fellow, dän. faelle, an. falaga, felaga, altir. fal, König. R. Much leugnet die Ableitung der Wörter fellow und falage von einem „Mann" bedeutenden Stamme und zieht eine solche von fe, Vieh, vor, Geschmackssache. Wenn er aber behauptet, fala habe ein langes a, so entspricht dem nach obigem Vers Ostfali vollkommen.

[4]) Die Merseburger Zaubersprüche, deren Sprache man doch wohl als fränkische Mundart auffassen muß, und das Ludwigslied haben he, her, wie die Sachsen. — Von Ptolemäos (Geogr. II 11) werden die Angrivarier, späteren Angarii oder Engern, zu den Schwaben gerechnet, *των Σουηβων Ἀγγιουαριοι*, was die von mir nachgewiesene Verwandtschaft mit den Alemannen bestätigt. Vielleicht war auch diese Vorhut der Sachsen noch schwabenähnlicher als die später nachfolgenden Volkswellen. — In einer sich den Anstrich großer Gelehrsamkeit gebenden, aber eigentlich nichts Neues bringenden Abhandlung „Ethnographische Wellen des Sachsentums" (Wörter u. Sachen I 1, 1909, von mir in den Pol. anthr. Revue IX 10, beurteilt) schildert Peßler Ursprung und Ausbreitung des Volksstammes im ganzen richtig, läßt aber die für die Sachsen so bezeichnenden Ortsnamen auf büttel und wedel völlig außer acht. Vgl. auch meinen Aufsatz „Zur Herkunft der Sachsen" im Hammer XII 259, 1913.

zurückgebliebene fränkische oder schwäbische Bestandteile, die er aber vollständig aufgesogen und sich gleichartig zu machen verstanden hat[5]).

Einige Zeugnisse über die Tapferkeit und Kriegstüchtigkeit des sächsischen Volkes seien hier noch angefügt:

Paul. Diac. (Hist. Rom. XI 1): Valentinianus Saxones, gentem in Oceani litoribus et paludibus inviis sitam, virtute et agilitate terribilem, Romanis finibus eruptionem meditantem, in Francorum finibus oppressit.

Alcuin (P. L. I 170):

Est antiqua, potens bellis et corpore praestans
Germaniae populos gens inter et extera regna,
Duritiam propter dicti cognomine Saxi.
Mächtig im Kriege und alt, hervor durch Schönheit des Leibes
Unter Germaniens Völkern und unter den anderen ragend,
Werden sie Sachsen genannt ob des Mutes unbeugsamer Härte.

Isidor (Orig. IX 1): Saxonum gens . . . appellata, quod sit durum et validissimum genus hominum, und im Rolandslied heißen sie „Thie grimmen, thie steinherten Sahsen".

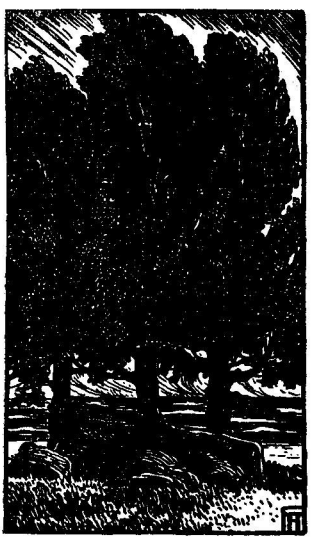
Im Süden fiel die Aufgabe, die von den Goten verlassenen Länder wieder zu gewinnen, dem bairischen Stamme zu; auch er hat Großes geleistet, die Ostmark geschaffen, dem „osterrichi" germanische Gesittung gegeben.

Ein schönes Bild vom Vorrücken der deutschen Stämme gebraucht G. Freytag[6]): „Solcher Fortschritt eines ackerbauenden Volkes gleicht dem Fortschritt eines Gletschers, dessen unteres Ende durch unablässigen Druck der Gesamtmasse talab geschoben wird und alles Entgegenstehende fortdrängt oder überzieht, bis sein Rand durch das Feuer des Krieges abgeschmolzen wird. Langsam wandeln sich im Laufe der Zeiten auf solchem Wege die Grenzen der Drängenden, welche vielleicht von anderer Seite wieder gedrängt werden, aber die Masse des Volkes bleibt beisammen, ihre Stämme, ihre Familien, ihre nationale Eigenheit dauern im ganzen unverändert." Gewiß, der Zusammenhang blieb gewahrt, und auch nach dem gewaltigen Vorschub nach

[5]) Zosimos (III a. 358) erwähnt Quaden als „einen Teil" der Sachsen, von diesen zur Eroberung und Verheerung des teilweise schon von salischen Franken besetzten nördlichen Galliens vorausgeschickt. Mit Unrecht hat man in ihnen fränkische Chamaven oder Chauken erblicken wollen. Es handelt sich hier wohl um einen in der alten Heimat zurückgebliebenen Teil des nach Mähren ausgewanderten schwäbischen Volkes, und seine enge Verbindung mit den Sachsen spricht auch wieder für deren schon anläßlich der alemannischen Mundart von mir hervorgehobene Verwandtschaft mit dem herminonischen Stamm. Nach einer Bemerkung des genannten Geschichtschreibers stammten gerade von diesen nördlichen Quaden die im römischen Heere dienenden quadischen Reitergeschwader her.

[6]) Bilder aus der deutschen Vergangenheit, Band I, S. 110.

Süden folgen sich, wie früher im Norden, von West nach Ost Franken, Alemannen, Schwaben, Baiern (Marsi, Semnones, Suebi, Lygii). Auch die Verbindung mit dem Norden, der gemeinsamen Heimat, ist, wie wir gesehen haben, noch überall zu erkennen und wird hauptsächlich durch die Sachsen hergestellt. Daß das schöne Bild nur dann vollkommen zutreffend wird, wenn die den Gletscher speisenden Schneefelder innerhalb des äußeren, abschmelzenden Randes, d. h. im Norden unseres Weltteils liegen, bedarf keiner besonderen Hervorhebung. So entsteht unter dem Einfluß der neuen Lehre, die eigentlich die alte, auf der Überlieferung beruhende ist, Klarheit und Zusammenhang, wo früher nur Finsternis und Verwirrung zu herrschen schien. Für die richtige Würdigung unsres Volkstums bringt die neue Auffassung den reichsten Gewinn: sie zeigt uns die Anfänge unsres Werdens, den ununterbrochenen Gang unsrer Entwicklung, sie erhellt das Dunkel der Vorgeschichte und enthüllt die natürlichen Grundlagen der Geschichte, sie erklärt uns das Verhältnis zu unsern Nachbarn und gibt uns den rechten Begriff von unsrer Weltlage. Es ist das Unglück unsres Volkes gewesen, daß es zu wenig Lehren aus der Geschichte gezogen hat. Möchte dies auf der neuen Grundlage besser werden! Möchte die durch richtiges Verständnis der Vergangenheit gehobene Vaterlandsliebe schützen und stärken das so tapfer erkämpfte, mit so viel teurem Blut erkaufte Deutsche Reich!



IV.

Kulturgeſchichtlicher Teil.*)

*) Vor diesem Hauptteil hat Hoernes (D. Literaturzeit. 45, 1913), über den ich mehrmals (I S. 49, 105 u. a.) ein hartes, aber gerechtes Urteil fällen mußte, „besonders gewarnt". Also hüte dich, lieber Leser! Ich bin zu gewissenhaft, um das zu verschweigen.

1. Kupfer und Erz.[1])

Aes conflare et temperare Aristoteles Lydum Scythen monstrasse, Theophrastus Delam Phrygem putat.
Erz zu schmelzen und zu mischen hätte nach Aristoteles zuerst der Lyder Skythes, nach Theophrast der Phryger Delas gelehrt. Plinius.

„Da es in Europa", schrieb noch im Jahr 1876[2]) der bekannte französische Altertumsforscher G. de Mortillet, „eine Kupferzeit nicht gibt, da man hier unmittelbar vom Stein zur Bronze überging, kann diese nicht in Europa erfunden sein. Sie ist eingeführt." Wenn ich diese Worte an die Spitze des folgenden Abschnitts stelle, so geschieht dies darum, weil sie für die frühere Art und Weise der Altertumsforschung bezeichnend sind: aus unbewiesenen Voraussetzungen werden die folgenschwersten Schlüsse gezogen, diese mit unfehlbarer Sicherheit als feststehende Tatsachen ausgegeben. Die Folge ist, daß eines schönen Tages, wenn die Grundfesten erschüttert sind, der ganze künstliche Bau zusammenbricht. So ist es Herrn von Mortillet ergangen, so noch manchen Andern, die ebenso voreilig auf unsicherer Grundlage ihre Lehrgebäude errichtet haben. Darin hat er aber unzweifelhaft

[1]) Nach einer Abhandlung „Der Ursprung der Bronze", Ausland LXIII 20, 1890.

[2]) Origine du bronze, Revue d'Anthropologie 1876. — Ähnlich hatte er sich auch auf dem Stockholmer Kongreß 1874 ausgesprochen (Compte rendu I p. 409); Le bronze métal complexe, produit de l'industrie, se montre dans l'ancien territoire de la Gaule immédiatement, sans transition, sans intermédiare d'un âge du cuivre. L'introduction du bronze, dans cette région, est donc le résultat d'une importation. Ce fait est maintenant généralement reconnu et admis.

recht, daß „das Kupfer der Bronze vorangegangen" sein und daß es „eine Kupferzeit von sehr langer Dauer" gegeben haben muß; diese ist auch seitdem nachgewiesen worden, hauptsächlich durch das Verdienst von M. Much[3]), aber nicht „irgendwo" (quelque part) im fernen Osten, sondern gerade in dem Lande, das der französische Forscher vollständig ausschloß, in unserm eigenen Weltteil. Die Kupferzeit in Europa ist eine Tatsache, sie schließt sich aufs engste an die nordische Steinzeit an, und ihre Spuren mehren sich von Jahr zu Jahr[4]). Wenn der sonst so verdienstvolle schwedische Altertumsforscher Montelius[5]) von den nordischen Steinwerkzeugen rühmt, daß sie „alles übertreffen, was man in anderen Gegenden Europas gefunden hat", und doch behauptet, die prachtvollen Steinbeile seien im Norden nach den äußerst einfachen kupfernen Vorbildern gearbeitet, so dreht er damit den Stiel um und widerspricht sich selbst; er steht eben noch zu sehr im Banne vom „Trugbild des Ostens". Viel einleuchtender ist die entgegengesetzte Ansicht, die auch von Hampel[6]) geteilt wurde (l'âge du cuivre a suivi immédiatement l'âge de la pierre, d'une façon indépendante dans chaque contrée et sur le modèle des formes en pierre . . .) und der Much in seiner „Heimat der Indogermanen" (Berlin, 2. Aufl. 1913) erneuten Ausdruck gegeben hat. „Von nicht geringer Bedeutung," schreibt dieser erfolg- und kenntnisreiche, seitdem verstorbene Forscher, „ist endlich ein in Schonen gefundener Hammer aus ungemischtem Kupfer, dessen Form unter den oben erwähnten Hämmern aus Stein zahlreich vertreten ist. Montelius verweist diesen kupfernen Hammer in die von ihm aufgestellte dritte Periode des Steinalters, und da sich bei der völligen Gleichheit seiner Form und jener der Steinhämmer ein entwickelungsgemäßer und unmittelbarer Zusammenhang nicht ableugnen läßt, so könnten die Steinhämmer dieses Typus zum mindesten nicht viel jünger sein als der Kupferhammer und alle müßten somit den Hämmern aus Bronze in der Zeit vorausgegangen und nicht diese, sondern jene die

[3]) Die Kupferzeit in Europa und ihr Verhältnis zur Kultur der Indogermanen, Wien 1886. 2. Aufl. Jena 1893.

[4]) Derworn, Ztschr. f. Thüring. Geschichte und Altertumskunde, XIX. — Hampel, Neue Studien über die Kupferzeit, Ztschr. f. Ethnologie, XXVIII. — Colini, Tombe eneolitiche del Viterbese. Boll. d. paletn. ital. XXIX 1903. — Du Chantelier, Bull. Soc. Arch. de Finisterre 1903: donc un âge du cuivre ayant précédé l'âge du bronze a existé en Armorique." — Coffey, Irish copper celts. Journ. of the Anthr. Inst. XXXI, 1901. — Voges, Kupferne Doppelaxt von Börssum, Braunschw. Festschr. 1898. — Raymond, L'âge du cuivre en France, Bull. Soc. se. nat. Nimes 1896, u. a.

[5]) Zur Chronologie der Bronzezeit in Norddeutschland und Skandinavien. Arch. für Anthropologie XXV und XXVI.

[6]) Neue Studien über die Kupferzeit. Budapester Akademie 1893.

Vorbilder gewesen sein, denen die bronzenen gefolgt sind. Es ist aber auch dem natürlichen Gang der Entwicklung entsprechend, anzunehmen, daß die kupfernen Hämmer von den so nahe stehenden Steinhämmern zu den entfernteren Bronzehämmern hinüberleiten, als daß man im Verlaufe des Bronzealters etwa einmal an zahlreichen Orten angefangen habe, nach dem Muster eines bestimmten Bronzehammers Steinhämmer, natürlich in einer dem Stein entsprechenden einfacheren Ausführung, und dann auch kupferne in eben dieser dem Stein angepaßten Ausführung herzustellen und nicht in der entwickelteren und zierlicheren Form der Bronzehämmer, obgleich das nicht schwieriger zu bearbeitende Kupfer ebenso sehr dazu auffordern mußte wie die Bronze. Es fällt hierbei sehr ins Gewicht, daß der Kupferhammer aus Schonen keine ganz vereinzelte Erscheinung und nicht etwa als der bescheidene Versuch eines Kupfergießers oder als der Notbehelf eines Bronzegießers, der in Ermangelung von Bronze zum Kupfer griff, aufzufassen ist, sondern einen Typus darstellt, den wir auch an einem zu Göding in Mähren gefundenen schwertstabähnlichen Gegenstande aus Kupfer wiederkehren sehen." In einer gehaltvollen und lehrreichen Abhandlung über den „Prähistorischen Bergbau in den Alpen" (Ztschr. d. D. u. Ö. Alpenvereins 1902, von mir in d. Pol. anthr. Rev. III 5 besprochen) schreibt der gleiche Verfasser: „Anderseits haben wir gesehen, daß die Pfahlbaubewohner, die mit den Steinzeitleuten an der Salzach zweifellos eines Stammes gewesen, mit Aufmerksamkeit alles beachteten, was für ihre Zwecke geeignet sein konnte, und derlei Dinge mit Sorgfalt gesammelt haben; wir müssen dasselbe von ihren Stammesgenossen an der Salzach, die sich auf die Erzeugung von Steinwerkzeugen verlegt haben, umso mehr voraussetzen. Nun hat während der Zeit der Seßhaftigkeit der Pfahlbauleute und ihrer Zeitgenossen die Kenntnis und der Gebrauch des Kupfers, des ersten Metalls, das die Menschen überhaupt kennen gelernt haben, allgemeine Verbreitung gefunden, ja wie wir aus den Funden in den Pfahlbauten sehen, haben sich ihre Bewohner sogar die Fertigkeit angeeignet, aus Kupfer verschiedene Dinge selbst anzufertigen. Wir finden da z. B. Beile, die übrigens noch ganz die Form der Steinbeile haben, Dolche, Pfriemen, Fischhaken und Schmuckstücke, aber auch die Schmelztiegel und Gußlöffel, welche zum Gießen dieser Gegenstände gedient haben. Auch von mehreren steinzeitlichen Pfahlbauten der Schweiz und Oberitaliens läßt sich an der Hand der Funde das Gleiche nachweisen.

Ohne Zweifel hatten diese auf ihren Pfahlgerüsten in den Alpenseen seßhaften Kupfergießer Kenntnis davon erhalten, daß der neue, so überaus verwendbare Verarbeitungsstoff aus einem durch seinen Glanz und seine Farbe auffallenden Gestein gewonnen werde, das in den Bergen gefunden werden könne und im Feuer geschmolzen werden

müsse. Nun wissen wir, wie schon erwähnt wurde, einerseits aus den in ihren Seewohnungen gesammelten Mineralien, anderseits aus den da und dort im Gebirge zurückgebliebenen Steinwerkzeugen, daß diese Menschen außer dem Salze auch anderen Dingen nachgegangen sind, und ihrem Eifer und Spürsinn konnten die Kupfererze, wenn sie etwa irgendwo zutage traten oder sich im Schutte der Gewässer vorfanden, selbst dann nicht entgehen, wenn die Suchenden nicht wußten, daß es gerade Kupfererze seien.

Nun durchbrechen westlich von der beschriebenen Werkstätte auf dem Götschenberg zwei vom Mitterberg, einem Joch zwischen dem Hochkönig und dem Keilberg, herabkommende Bäche, Quellzuflüsse des Mühlbachs und des Gainfeldbachs, die dortigen Kupfererzlager, wo das Erz klar zutage tritt, und wie diese am Ende der zwanziger Jahre des vorigen Jahrhunderts an einer dieser Stellen, nachdem sie jedenfalls mehr als ein Jahrtausend unberührt geblieben waren, durch schlichte Bauern wieder entdeckt wurden, konnten sie auch 3000 (diese Zahl ist noch viel zu klein!) Jahre früher durch spürsinnige und findige Menschen entdeckt worden sein. Ihre Ausnutzung war dann nur eine Frage der Zeit, wenn sie anfänglich auch nur in bescheidenem Maße ausgeübt wurde."

Ähnliche Spuren einer vorgeschichtlichen Kupfergewinnung finden sich außer in den Erzgruben des „Alten Manns" auf dem Mitterberg[7]) auch in den Schladminger Tälern der Tauernkette, auf der Kelchalpe in Tirol, im Salzburgischen Fritztal und bei Leogang. Es gab also Kupfer genug in Mitteleuropa. Auch für Schweden ist durch die dankenswerten Untersuchungen von Montelius[8]) eine zwischen Steinzeit und Erzalter sich einschiebende Kupferzeit festgestellt worden, und wenn Schrader[9]) schreibt, „gerade diejenigen Länder, in denen die Bronzezeit sich am reichsten entwickelt zeigt, Dänemark und Schweden", seien nicht nur für das Zinn, sondern „auch für den Hauptbestandteil des Erzes, das Kupfer, in alter Zeit ganz auf den Import angewiesen gewesen", so ist dies eine der unbegründeten, vom Vorurteil eingegebenen Behauptungen, die sein sonst so brauchbares, mit so viel Fleiß und Gelehrsamkeit verfaßtes Werk entstellen. Im Gegenteil war Schweden von jeher ein Ausfuhrland ausgezeichneten Kupfers. „Habet et terra illa", schreibt Erik Olafson in seiner schon angeführten Schwedischen Geschichte, „mineras multiplicium metallorum, argenti, cupri, plumbi et ferri, quae continue et in multa abun-

[7]) Globus LXXXIX 6, 1906: Prähistorischer Bergbau auf dem Mitterberg bei Bischofshoven.

[8]) „Findet man in Schweden Überreste eines Kupferalters?" Archiv für Anthropologie XXIII.

[9]) Reallexikon der indogermanischen Altertumskunde, Straßburg 1901.

dantia ac pondere ad terras alias, maxime Alemanniam deportantur", und ähnliches berichtet auch Olaf Magnus in seiner kulturgeschichtlich sehr merkwürdigen Geschichte der nordischen Völker: „Item diversae (minerae), quia argenti, cupri seu aeris, et chalybis, et electissimi ferri. Item opulentae, ut infra dicetur, cum in eiusmodi mineris bona pars Regii fisci seu tributi veniet extrahenda .... Cuprea autem sive aerea metalla oblongis fornacibes elevatis ex argilla .... funduntur .... non negandam arbitror quin auri maxima vis sit in Suetico cupro: quod emptum et exportatum, ac plerumque a naufragio repetitum, arte igneque expurgatum, possessoribus suis praestat insigne lucrum .... etiam usualia vasa extensi aeris aut ferramentorum, unde non exiguus quaestus gentibus his accrescere solet". Nach Meursius (Hist. Dan. V) waren die Dalekarlischen Kupferbergwerke 1388 schon in vollem Betrieb: „cum fodinis Dalecarliae ferri et aeris ...." Noch am Ende des 18. Jahrhunderts bezogen niederrheinische Messingwerke jährlich für mehrere hunderttausend Taler Kupfer aus Schweden, so daß das von Zschokke in seinem „Lyonel Hartington" angeführte, von Leuten mit Trinkernasen gebrauchte Sprichwort entstehen konnte: „sie treiben schwedischen Handel", d. h. sie führen Wein ein und Kupfer aus. Noch zur Zeit des dreißigjährigen Krieges war der Preis des Kupfers auf dem Weltmarkt von der schwedischen Ausfuhr abhängig. Der Erzreichtum Schwedens und die Geschicklichkeit in der Bearbeitung war demnach von altersher eine Quelle des Reichtums für seine Bewohner. Die skandinavische Halbinsel hat die altberühmten Kupferbergwerke von Falun, Atvidaberg, Röraas, die ebensogut wie die auf dem Mitterberg und der Kelchalpe schon in vorgeschichtlicher Zeit abgebaut sein können. Die Spuren davon sind vielleicht gerade durch den ununterbrochenen Betrieb verwischt worden. Ehe man die Metalle zu bearbeiten verstand, hatten sie keinen Wert, konnten also auch keine Handelsware sein. Ignoti nulla cupido. (Ovid, Ars amat. III 397). Wo, wie auch Montelius[10]) zugibt, die Kultur der Steinzeit „sich zu größerer Höhe hat entwickeln können, als an anderen Stellen Europas", da, sollte man denken, müßten die Bewohner auch imstande gewesen sein, das im Lande reichlich vorhandene Kupfer zu entdecken und zu verarbeiten. Daß altslav. ruda, lat. raudus, an. raudhi, neupers. roi „in verführerischer Nähe des sumerischen Namens urud" stehen, hält Schrader für einen Beweis, daß die Indogermanen „das erste Metall,

[10]) Die Kultur Schwedens in vorchristlicher Zeit. Nach der 2. Auflage übersetzt von Appel, Berlin 1885.

[11]) Auch der sumerische Name des Eisens, barza, von dem die semitischen Benennungen sich ableiten, scheint arisch und gleichen Stammes mit ferrum, fersum zu sein (got. baihrts).

vielleicht in Geſtalt kupferner Beile, durch öſtliche (ſumeriſche) Beziehungen erhalten" haben. Nun geht aber die Wurzel rud für die rote Farbe faſt durch alle indogermaniſchen Sprachen, und nach ihr muß auch das „rote" Metall benannt, das ſumeriſche Wort daher ariſch ſein. Wenn Schrader behauptet, der indogermaniſche Farbname hänge mit dem entlehnten Kupfer „urſprünglich nicht zuſammen", ſo ſtellt er eben einer vorgefaßten Meinung zuliebe die Verhältniſſe wieder auf den Kopf. Das andere gemeinariſche Wort für Kupfer (ſkr. ayas, lat. aes, got. aiz, ahd. er) bezeichnet wohl nicht eine beſtimmte Farbe, ſondern den Glanz im allgemeinen. Außerdem haben wir aber noch ein Wort, eben unſer Kupfer, ahd. kuphar, an. koparr, ſchwed. koppar, dän. kobber, engl. copper, franz. cuivre, iriſch copar, gäliſch cober, alban. kipre, das von den meiſten Sprachforſchern, ſelbſtverſtändlich auch von Schrader, für ein Lehnwort[12]) aus dem lat. cuprum = aes Cyprium gehalten wird. Seine weite Verbreitung aber, die ſich ſogar auf das Finniſche und Lappiſche erſtreckt, erweckt Bedenken. Nach der im Jahre 57 v. Chr. erfolgten Eroberung von Cypern, wo ſich alte Kupfergruben befanden, ſoll das Wort zuerſt ins Lateiniſche, dann ins romaniſche Sprachgebiet, ſchließlich auch in die germaniſchen und nordiſchen Sprachen eingedrungen ſein. Der erſte lateiniſche Schriftſteller, der es aber nur als Beiwort gebraucht, iſt meines Wiſſens Plinius; aes Cyprium kommt in ſeiner Naturgeſchichte öfter vor, anſcheinend aber nur für wirklich cypriſches Erz oder Kupfer, aes allein dagegen immer in allgemeiner Bedeutung. Die Erfindung der Bronze (Miſchung von Kupfer und Zinn) verlegt Plinius ſowohl nach Chalkis auf Euböa (IV 21) als auch nach Cyprus (VII 57 und XXXIV 2), was vermuten läßt, die Ähnlichkeit der Ländernamen mit χαλκος und cuprum habe dieſe Sagen entſtehen laſſen, mit anderen Worten, erſtere ſeien mindeſtens ebenſo alt wie die Metallnamen. Daß bei der erſten Eroberung und Benennung der Inſel das Wort κυπρος ſchon in der Sprache der Pelasger vorhanden geweſen ſein muß, iſt ja ſelbſtverſtändlich, und es hat, wie manche andere ägäiſche Inſelnamen, z. B. Samos, Rhodos, Melos, Delos, Skyros, Skandile, große Ähnlichkeit mit nordeuropäiſchen Wortſtämmen. Nach Strabo (V 4) nannten die Tyrſener eine Göttin, wie er glaubt, die Juno, Kypra; es ſcheint daher, daß auch die griechiſche Liebesgöttin Kypris nicht erſt von der Inſel ihren Namen erhalten hat. Kypris, cyprus werden auch verſchiedene Tiere, Fiſch, Vogel, Eidechſe, und ferner Bäume, Kräuter und Blumen genannt, die unmöglich alle

---

[12]) In Beziehung auf Lehnwörter gilt für mich der leider ſo oft, auch von Kluge (Etymologiſches Wörterbuch der deutſchen Sprache), außer acht gelaſſene Grundſatz, nicht bei jeder Ähnlichkeit, ſondern nur in durchaus zweifelloſen Fällen eine Entlehnung anzunehmen.

von der Insel[13]) im Mittelalter ihren Namen haben können; cuprus war nach Varro ein sabinisches, „gut" bedeutendes Wort. Gab es aber ein solches, so konnte es ebensogut, wie für eine glänzend weiße Blüte (davon κυπριζω, blühen), auch für ein glänzendes Metall gebraucht werden, kurz, es wird wahrscheinlich, daß das spätlateinische cuprum mit den Ableitungen cupreus, cyprius, cuprinus (zuerst bei Spartian um 290 n. Chr., dann auch bei Palladius, Vegetius, Pollio u. A.) nicht auf die römische Eroberung von Cypern, sondern auf engere Berührung mit nordischen Völkern zurückzuführen ist, wie höchstwahrscheinlich auch carrus, calo, caupo, balteus, gaesum, lancea, scrinium, sparus, spatha, villa u. a. Sehr zu Gunsten dieser Auffassung spricht der Bachname Kupfer (alt Cupfere, fließt in den Kocher), der Ortsname Kuffarn (alt Cuopharen) in Österreich, die altitalische Stadt Cupra und die norwegische Meeresbucht Kopervik[14]).

Kupfer gab es in Europa an verschiedenen Orten, außer auf Cypern auch in Italien, in den Alpen, in Gallien, Germanien, Britannien und besonders in Spanien: „weder Gold noch Silber, weder Kupfer noch Eisen", sagt Strabo (II 2), „ist bis jetzt an irgend einem Ort der Erde in solcher Fülle und Güte gefunden worden". Durch das Bekanntwerden und den gesteigerten Betrieb dieser Bergwerke sank das kyprische Kupfer rasch im Preise (mox vilitas praecipua, reperto in aliis terris praestantiore, Plinius XXXIV 2). Mit Recht kann daher Strabo behaupten (II 5), Europa sei „sich selbst genug sowohl für den Frieden als auch für den Krieg", da es alle Lebensbedürfnisse, besonders auch „alle nützlichen Metalle" hervorbringe. Im Frankenreich wurde auch, wie Otfrid, I 1, bezeugt, schon während des Mittelalters Kupfer gewonnen:

zi nuzze grebit man ouh thar er inti kuphar.

Ein großer Fortschritt auf dem Gebiet der Erfindungen war die Beimengung von Zinn in einem bestimmten Verhältnis, denn dadurch wurde das Kupfer nicht nur schöner von Ansehen, fast dem Golde gleich, sondern auch viel härter und damit gebrauchsfähiger. Wann, wo, von wem ist diese Entdeckung gemacht worden? Es ist einleuchtend, daß diese wichtige Erfindung, dieser bedeutende Fortschritt in der aufsteigen-

[13]) Im lykischen Meer lagen noch drei kleine gleichnamige Felsen-Eilande, Cypriae tres steriles, Plin. N. H. V 35.

[14]) Vgl. m. kl. Aufsatz über „Das Wort Kupfer" (Mitt. z. Gesch. d. Med. u. d. Naturw. VI 4, 1907). Gerade in den romanischen Sprachen (it. rame, span. arambre, port. arom, rum. arame, von aeramen), die den Übergang in die nordeuropäischen vermittelt haben sollen, fehlt das Wort meist. Im Spanischen und Portugiesischen kommt jetzt manchmal auch cobre vor, wohl in Anlehnung an das französische cuivre.

den Entwicklungsbahn der Menschheit nur da gemacht werden konnte, wo auch das weißglänzende Metall zur Hand war, denn ohne Zinn keine Bronze. Es ist ganz undenkbar, daß das Zinn Handelsware wurde, ehe sein Hauptwert, seine nützlichste Verwendung bekannt war. Die Frage nach dem Ursprung der Bronze wird daher zur Frage nach der Herkunft des Zinns.

Will man schwierige und verwickelte Streitfragen der Urgeschichte der Lösung näher bringen, so erweist sich ein Vergleich mit den heutigen Verhältnissen meist als sehr förderlich; denn, so vieles sich auch geändert haben mag, die Naturgesetze, denen wir ebenso, wie es die Menschen der Vorzeit waren, unterworfen sind, bleiben immer die gleichen. So war und ist die Herstellung des Erzes oder der Bronze[15]) gebunden an das Vorhandensein beider Metalle, des Kupfers wie des Zinns, und es liegt auf der Hand, daß keinem Volke die Erfindung gelingen konnte, das nicht im Besitz derselben war. Während Kupfer und seine Erze an vielen Stellen der Erdoberfläche gefunden werden, ist dagegen die Zinngewinnung auf wenige Orte beschränkt. Von den 100000 Tonnen Zinn, die ungefähr jährlich auf den Weltmarkt gebracht werden, stammen mehr als zwei Drittel aus Niederländisch Indien, Australien, Tasmanien, Amerika, also aus Ländern, die für das Altertum nicht in Betracht kommen. Es bleiben übrig England, das vor einigen Jahren noch etwa 10000 Tonnen, neuerdings freilich kaum die Hälfte geliefert hat, die Halbinsel Malakka und China. Daß ergiebigere Zinngruben des Altertums in Vergessenheit geraten oder völlig erschöpft seien, darf als unwahrscheinlich betrachtet werden[16]).

Von den „in ihrer Lebensweise den Persern ähnlichen" Drangern sagt Strabo (XV 2), „sie leiden Mangel an Wein, aber Zinn gibt

---

[15]) Die Erklärung dieses Wortes, frz. bronze, it. bronzo, russ. bronzu, ist nicht so „schwierig", als Schrader meint, sondern ergibt sich aus germ. brun, ursprünglich glänzend: davon got. brunjo, ahd. brunia, Brünne, Harnisch, mittelalt. lat. brunea, brunitius u. dgl. — Wenn Montelius in seiner „Kulturgeschichte Schwedens" (Leipzig 1906, von mir in d. Pol.-anthr. Rev. V 9 beurteilt) schreibt: „Gleichwie das Wort Kupfer von Kypros gebildet ist, dem griechischen Namen der Insel Cypern, wird Bronze von einem Ortsnamen Brundusium, dem heutigen Brindisi in Italien, abgeleitet", so kann man nur sagen, eines ist so falsch wie das andere. — Auch Forrer (Urgeschichte der Europäer) schreibt noch: „Das kupferreiche Cypern scheint der Ort gewesen zu sein, wo zuerst diese Metallindustrie an die Stelle des Steines trat", gibt aber für eine etwas spätere Zeit in Mitteleuropa den „Abbau heimischer Kupfergruben" zu.

[16]) Henglein, Die Entstehung und geographische Verbreitung der nutzbaren Zinnlagerstätten. Geogr. Zeitschr. XVIII 6. 1912. Vor allem kommt Zinnerz (Kassiterit, SnO_2) in Betracht, meist nicht in ursprünglicher Lagerung, sondern aus „Seifen", gewonnen. Die Zinnseifen in Südengland und der Pyrenäenhalbinsel sind abgebaut. In Cornwall kommt Zinnstein aber noch in Gängen vor, die bergmännisch bearbeitet werden.

es bei ihnen". Tatsächlich findet man noch heutigen Tages in Chorassan und im Gebirge Binalud Spuren dieses Metalls, von dem aber bergmännisch so gut wie nichts[17]) gewonnen wird; da Persien jetzt gar kein Zinn mehr auf den Markt bringt, kann auch im Altertum die Ausbeute nicht sehr groß gewesen sein und höchstens den Bedarf der nächsten Umgebung gedeckt haben. Außerdem liegt Drangiana von den alten Kulturländern am Mittelmeer weiter ab als Britannien. Wenn Diodor (II 36) von Indien berichtet: „es gibt da Silber und Gold in Menge, ziemlich viel Kupfer und Eisen, auch Zinn", so ist dem entgegenzuhalten, daß sich allerdings Zinnlager in Indien finden, aber nur im äußersten Südosten, in Britisch Birma, geologisch offenbar zusammenhängend mit den reichen Fundstätten auf der Halbinsel Malakka, auf Banka und Blitong (Billiton). Ausgebeutet sind aber diese Lager im Altertum nicht worden, denn Indien war auf die Einfuhr europäischen Zinns angewiesen und gab dafür seine Edelsteine und Perlen in Tausch: „India", berichtet Plinius (N. H. XXXIV 48), „neque aes neque plumbum habet gemmisque suis ac margaritis haec permutat". Aus dem Periplus maris erythraei[18]) geht hervor, daß noch im ersten Jahrhundert unsrer Zeitrechnung in Indien Zinn, Kupfer, Korallen, Wein, gläserne und silberne Gefäße eingeführt wurden, ausgeführt dagegen Edelsteine, Perlen, Elfenbein, Seide und Gewürze. Das eingeführte Zinn war europäisches, denn es kam aus den Häfen des östlichen Mittelmeers. Im Altertum muß aber der Zinnbedarf unsres Weltteils, ja wir können sagen, des ganzen um das Mittelmeer gelegenen Kulturkreises, fast ausschließlich durch die ungemein ergiebigen Zinngruben im südlichen England gedeckt worden sein. Es findet sich außerdem zwar noch in der Bretagne und im mittleren Frankreich, auf der Pyrenäenhalbinsel, in Oberitalien, in Deutschland, in Finnland, aber nirgends in größeren Mengen. Diodors Worte, V 38: „man findet auch Zinn in vielen Gegenden von Iberien," werden in ihrer Bedeutung durch ihn selbst eingeschränkt, indem er fortfährt: „Jenseits des Gebietes der Lusitaner gibt es nämlich viele Zinngruben, auf den kleinen Inseln im Ozean, die Iberien gegenüber liegen und eben aus diesem Grunde die Zinninseln (Kassiterides) heißen." Demnach stammte also das Zinn weniger aus Iberien selbst, als von den gegenüberliegenden Inseln. In ähnlicher Weise, nach einem sagenhaften Bericht des Poseidonios, spricht auch Strabo (III 2) von iberischem Zinn: „Erzeugt werde es bei den Barbaren ober-

[17]) Mineralschätze in Persien, Beilage zur Allgem. Zeitung Nr. 42, 1900.

[18]) Geographi minores, E. Didot. Vgl. die Abhandlung von S. Reinach „Le corail dans l'industrie celtique". L'Anthropologie X 6, 1899, von mir besprochen und beurteilt im Internat. Zentralblatt für Anthropologie und verwandte Wissenschaften, VII 1, 1902.

halb von Lusitanien und auf den Kassiteriden und außerdem auch aus Britannien nach Massilia gebracht. Bei den Artabrern aber, den Äußersten in Lusitanien gegen Nordosten, blinke die Erde von Silber, Zinn und weißem Golde" ... Plinius (XXXIV 47) verweist sonderbarerweise das von den Zinninseln stammende Metall ganz in den Bereich des Märchens und glaubt, alles käme aus Spanien: „Pretiosissimum candidum (plumbum), a Graecis appellatum cassiteron fabuloseque narratum in insulis Atlantici maris peti vitilibusque navigiis circumsutis corio[19]) advehi. Nunc certum est in Lusitania gigni et in Callaecia, summa tellure arenosa et coloris nigri: pondere tantum ea deprehenditur. Interveniunt et minuti calculi, maxime torrentibus siccatis. Lavant eas arenas metallici et, quod subsidit, coquunt in fornacibus .... Album habuit auctoritatem et Iliacis temporibus, teste Homero, cassiteron ab illo dictum." Dies Vorkommen von gediegenem Zinn in spanischen und französischen Wäschen und Geröllen ist zwar von der heutigen Wissenschaft[20]) bestätigt worden, aber so unbedeutend und selten, daß es in der Frage nach der Herkunft des Zinns „keine Rolle spielen" kann. Der oberflächlich im Sande gefundene Zinnkies wird wohl keine allzugroße Ausbeute geliefert haben; jedenfalls ist diese Quelle längst erschöpft. Weder Portugal noch Spanien bringen heutzutage Zinn auf den Markt.

In Frankreich wurden 1859 durch Mallard bei Montebras (Creuz) Spuren einer vorgeschichtlichen Zinngewinnung entdeckt. Jetzt wird dort kein Zinn mehr, aber Amblyozonit, ein Lithiumsalz, gewonnen, und ein Mieneningenieur, de Launay, hat in einem Aufsatz der Zeitschrift La Nature (1901) bestätigt, daß sich in der Tat bei Montebras und drei Kilometer davon entfernt, im Walde von La Feuillade, Spuren uralten Abbaus[21]) eines zinnhaltigen Quarzgesteins finden. Frankreich, gehört aber nicht mehr zu den zinnerzeugenden Ländern und muß jedes Jahr eine große Menge dieses Metalls (1893 z. B. für 18,5 Millionen) für seine Bronzeindustrie einführen. Nicht besser geht es

---

[19]) Noch im 6. Jahrh. wurden solche Lederboote im Kanal gebraucht. Vgl. Apollinaris Sidonius Paneg. auf Avit. Aug. V. 371:

cui pelle salum sulcare Britannum
Ludus et assuto glaucum mare findere limbo.

[20]) Alb. Schmidt, „Die Frage nach dem Ursprung des Zinns in der vorhistorischen Zinnbronze und das Fichtelgebirge", Beilage zur Allgemeinen Zeitung Nr. 202, 1900. — Vgl. auch des gleichen Verfassers „Mitteilungen über alten Zinnbergbau im Fichtelgebirge", Arch. f. Gesch. und Alt. von Oberfranken XV, XVI, XVIII und XXIII. — Das über Plinius Gesagte gilt auch für Avienus, III 742: genetrix haec ora metalli, liventis stagni venas vomit.... S. den Abschnitt über Pytheas.

[21]) Bericht in L'Anthropologie XII p. 495, 1901.

Italien, obwohl auch dort, bei Campiglio in Toscana, ein vorgeschichtliches, aber nicht sehr bedeutendes Zinnbergwerk[22]) nachgewiesen ist.

„Die Hauptmasse des Zinns", schreibt Schurtz[23]) „kann selbstverständlich nur einem sehr reichen Fundgebiet entnommen worden sein, und hier wird England immer den ersten Anspruch auf Beachtung erheben dürfen. Aber es scheint, als ob wir auch manches andere Gebiet ins Auge fassen müssen ... Eigentümlicherweise hat man bisher auf das wichtigste Zingebiet des europäischen Festlandes, das mitteldeutsche, überhaupt nicht geachtet". Das ist insofern nicht ganz richtig, als ich schon ein Jahr vorher, in der erwähnten Abhandlung der gleichen Zeitschrift, erwähnt hatte, daß „in Böhmen auf Zinn erst seit dem 12., in Sachsen erst seit dem 15. Jahrhundert gebaut wird". In einem „Striche altkristallinischer Gesteine, der sich vom Fichtelgebirge über das sächsisch-böhmische und Lausitzer Erzgebirge bis in die Sudeten erstreckt", findet sich ja überall Zinnstein (Kassiterit, Zinnoxyd), doch ist es, nach Schmidts eigenen Worten (in dem angeführten Aufsatz), wegen Mangels an Fundstücken schwer, „den Beweis unanfechtbar zu führen, daß ein Teil der im Fichtelgebirge einst betriebenen Zinngruben und Bergwerke in die entlegene Zeit zurückgeht, welche man die vorhistorische nennt." In Finnland werden ungefähr 600 Pud Zinn jährlich gewonnen. Dort aber einen vorgeschichtlichen Betrieb anzunehmen, verbietet die im Altertum sehr niedrige Kulturstufe des Landes.

Wir kommen also immer wieder auf die britischen Inseln, insbesondere Albion, als Hauptfundstätte des vorgeschichtlichen Zinns zurück. „Le centre de production de l'étain et du bronze," sagt daher Lapouge[24]) mit vollem Recht, „paraît avoir été le centre et le N. O. de l'Europe, d'où il s'exportait jusqu'en Egypte et en Chaldée. L'hypothèse contraire de Mortillet et sa thèse de l'origine indo-chinoise de l'étain sont maintenant abandonnées, comme contraires à tous les faits observés". Wenn er aber hinzufügt: „Il est probable que l'étain a été découvert d'abord en Saxe ou en Limousin", so steht dem das bestimmte Zeugnis Herodots (III 106 und 115) entgegen, der zwar „von den Kassiteriden, wo das Zinn herkommt", nichts Bestimmtes weiß, aber doch versichert, dem „Ende der

[22]) Berg- und hüttenmännische Zeitung „Glück auf" Nr. 53, 1891.

[23]) „Das Alter des mitteldeutschen Zinnbergbaues". Ausland LXIV 43, 1891. — Vgl. auch des gleichen Verfassers Arbeit über „Die Walensage im Erzgebirge". Forschungen zur deutschen Landes- und Volkskunde, herausgeg. von Kirchhoff, Stuttgart 1890.

[24]) L'Aryen, Paris 1899, p. 205. — An dem europäischen Ursprung auch des ältesten vorderasiatischen und ägyptischen Zinns hält W. M. Müller in einem Aufsatz über „Das Zinn bei den alten Ägyptern" fest (Orient. Literaturzeitung II 9).

Welt seien die schönsten Güter zuteil geworden" und „das Zinn wie auch der Bernstein[25]) kämen vom äußersten Rande" unsres Weltteils her. Cäsar hat das Ursprungsland des Zinns, das südliche Britannien, betreten und vergißt nicht, dies zu erwähnen (nascitur ibi plumbum album mediterraneis[26]) in regionibus, B. G. V 12). Hätte die lateinische Sprache einen bestimmten Artikel, so wäre die Stelle noch deutlicher, denn Cäsar hat vermutlich, entsprechend dem ὁ κασσιτερος Herodots, sagen wollen „das Zinn". Ausführlich beschreibt Diodor (V 22 und 38) die Gewinnung und Verfrachtung des britischen Metalls: „Jetzt wollen wir von dem Zinn sprechen, das man daselbst findet. In der Gegend des Vorgebirgs von Britannien, das Belerion heißt, sind die Einwohner gegen Fremde äußerst gefällig und haben durch den Verkehr mit ausländischen Kaufleuten mildere Sitten angenommen. Diese sind es, die das Zinn bereiten, indem sie die Erde, in der sich dasselbe erzeugt, auf künstliche Weise behandeln. Es ist ein felsiger Boden, durch den sich erdige Adern ziehen, und aus diesen gewinnen sie durch Bearbeiten und Schmelzen das reine Metall. Sie bilden daraus würfelförmige Stücke und bringen es auf eine Insel namens Iktis (Wight) nicht weit von Britannien. Weil nämlich zur Zeit der Ebbe der Zwischenraum austrocknet, kann man Zinn in Menge auf Wagen nach dieser Insel bringen[27]) ... Dort kaufen die Händler das Zinn von den Eingeborenen und bringen es zu Schiff nach Gallien. Nun machen sie den Weg zu Lande und lassen die Ware von Pferden tragen, bis sie endlich nach ungefähr 30 Tagen an die

---

[25]) Philemon berichtet, wahrscheinlich nach Pytheas, der Bernstein werde in Skythien an zwei Orten und in zwei Arten, einer hellen und einer dunklen gefunden; erstere wurde electron, die andere sualiternicum genannt (candidum atque cerei coloris, quod vocaretur electron ... fulvum, quod appellaretur sualiternicum. Plin. N. H. XXXVII 11). Schrader (Reallexikon S. 72) meint: „Leider hat auch dieser älteste überlieferte Name des Bernsteins noch keine sichere Erklärung gefunden". Ich leite ihn, wie auch ἠλεκτωρ, Sonne, von der nordischen, Glanz bedeutenden Wurzel alk ab, von der nicht nur der angelsächsische Name (eolcsand, d. h. „glänzender Sand") des fossilen Harzes gebildet ist, sondern die auch den germanischen Dioskuren, den Alken, ihren Namen gegeben hat (die Dioskuren wurden auch als leuchtende Sternbilder, lucida sidera bei Horaz, oder weiße Rosse, λευκω δε πωλω τω Διος bei Euripides, verehrt). Den zweiten Namen erklärt Schrader (S. 297) für skythisch mit der Bedeutung „durchsichtig" (von ὑαλος, Glas), doch ist gerade diese Art des Bernsteins nicht glashell und nicht durchsichtig. Ich halte ihn für kimbrisch und deute ihn als „rauchgrau", von ahd. suelan, suilizon, brennen, und franz. terne, matt, düster, got. tarnjan, verhüllen. Vgl. den Abschnitt „Die Rune eolh" in Zacher „Das gotische Alphabet Vulfilas und das Runenalphabet", Leipzig, F. A. Brockhaus, 1855.

[26]) Cäsar spricht von „inländischen Gebieten", weil er weiter östlich die britische Küste betreten hatte. Mit den Worten „aere utuntur importato" sollen offenbar nicht die Rohstoffe, sondern kunstreich gearbeitete eherne Gefäße bezeichnet werden.

Mündung des Rhodanus kommen." Und weiter: „Viel Zinn wird auch von der Insel Britannien in das nächstgelegene Gallien und dann von den Kaufleuten auf Pferden durch das Innere des Keltenlandes bis zu den Massiliern und nach der Stadt Narbo gebracht." Auch Plinius, obwohl er Spanien für das Ursprungsland des Zinns hält und den Metallreichtum des Landes besonders hervorhebt (IV 34, omnisque dicta regio a Pyrenaeo metallis referta, auri, argenti, ferri, plumbi nigri albique), verschweigt die auf Britannien deutenden Nachrichten nicht (IV 30): „Timaeus historicus a Britannia (Belerion, Landsend) introrsus sex dierum navigatione abesse dicit insulam Ictim, in qua candidum plumbum proveniat", ferner (VII 57): „Plumbum (album) ex Cassiteride insula primus apportavit Midacritus".

Dabei erhebt sich die Frage: wer war dieser Mann und wo ist die Zinninsel oder, Herodot gebraucht die Mehrzahl, wo sind die Zinninseln, die Kassiteriden der Alten, zu suchen? In einem in der Zeitschrift L'Anthropologie veröffentlichten, von mir im Globus[28]) besprochenen Aufsatz versucht der französische Altertumsforscher S. Reinach darauf zu antworten. Nach ihm wäre statt Midacritus zu lesen Midas Phryx, wie weiter unter steht Midas in Phrygia, Thamyras Thrax und Marsyas Phryx. In Plinius Erfinderliste haben alle, die nicht einen sehr berühmten Namen tragen, ein erklärendes Beiwort: Toxius Caeli filius, Nicias Megarensis, Cadmus Phoenix etc. Hätte er wirklich Melicertus geschrieben (wie verschiedene Forscher, Müllenhoff, Arbois de Jubainville, Blümner, Schrader[29]) u. a. als sicher und selbstverständlich annehmen), so hätte dieser wenig bekannte Name einen erläuternden Zusatz erfordert. „Wenn also der Name Midacritus entstellt ist, wie das Fehlen jeder Erklärung vermuten läßt, so genügt es nicht, einige seiner Buchstaben zu verändern; man muß einen kürzeren an seine Stelle setzen, gefolgt von einem Volksnamen, da der Raum für Einschaltung von filius fehlt". Das Rätsel, meint Reinach, findet seine Lösung durch zwei bisher nicht beachtete, auf eine gemeinsame Quelle zurückzuführende Stellen

---

[27]) Geologische Erwägungen machen es wahrscheinlich, daß im Lauf der Zeit viel von der Insel abgebröckelt und dadurch die Meerenge zwischen ihr und dem britischen Festland erheblich breiter geworden ist als vor Jahrtausenden. Kaum hatte ich diese Zeilen geschrieben, als die Zeitungen von bedeutenden Felsstürzen an der Küste von Wight berichteten.

[28]) Un nouveau texte sur l'origine du commerce de l'étain, L'Anthropologie X 4, 1899. — Neue Kunde über den ältesten Zinnhandel, Globus LXXVI 20, 1899.

[29]) Sprachvergleichung und Urgeschichte, 2. Aufl. „Midacritus ist natürlich der phönikische Melkart."

aus Hygin (Fab. 274): „Midas rex, Cybeles filius, Phryx, plumbum album et nigrum primus invenit“ und Caſſiodor (Var. III 21): „Aes enim Jonos, Thessaliae rex, plumbum Midas, regnator Phrygiae, reppererunt“. Demnach iſt auch, was ſchon im Jahre 1685 der gelehrte Jeſuit Harduin vermutet hat, bei Plinius zu leſen: Midas Phryx. Als Gewährsmann beider nimmt Reinach in Übereinſtimmung mit Knaack den Geſchichtſchreiber Hellanikos, einen Zeitgenoſſen Herodots, an. Ein durch Euſebius überliefertes Bruchſtück aus Diodors 7. Buche führt ſeit dem trojaniſchen Krieg 17 verſchiedene „Seeherrſchaften“ (Thalaſſokratien) auf, die der Lyder oder Mäonier, der Pelasger, Thraker, Rhodier, Phryger, Kyprier, lauter thrakiſcher Völker; dann erſt kommen die Phöniker und Ägypter, zuletzt griechiſche Pflanzſtädte.

Eine ſolche Seeherrſchaft der thrakiſchen Völker, Tyrſener oder Pelasger, iſt durchaus wahrſcheinlich. Wären ſie nicht kühne und unternehmende Seefahrer geweſen, ſo hätten ſie ihre Kriegszüge nicht bis nach Syrien und Ägypten ausdehnen und die Inſeln und Küſten des Ägäiſchen Meeres beſiedeln können. Mit ihren offenen Fünfzigruderern nach Art der Wikingerſchiffe, wie ſie auf dem Stein von Peſaro abgebildet ſind, befuhren ſie das Mittelmeer, nicht nur in kriegeriſcher Abſicht, ſondern auch als friedliche Handelsleute. Zu den wichtigſten und wertvollſten Waren gehörte damals das Zinn, unentbehrlich für tauſenderlei Gebrauchsgegenſtände des täglichen Lebens und, da die Kriegswaffen aus Erz geſchmiedet waren, auch in allen Machtfragen entſcheidend. Wir dürfen uns den Zinnhandel des Altertums kaum unwichtiger vorſtellen als heutzutage den Kohlen- und Eiſenhandel. Wer die Herrſchaft zur See hatte, ſuchte ſelbſtverſtändlich auch ihn in die Hand zu bekommen. Wie aber ſchon Thukydides richtig bemerkt hat, iſt der Landhandel älter als der Seehandel, und man konnte das Urſprungsland des koſtbaren Metalls erſt zur See zu erreichen ſuchen, nachdem dies auf dem Landwege ans Mittelmeer gelangt und dort bekannt geworden war. Auch für das Zinn gilt das gleiche wie für das Kupfer: ignoti nulla cupido[30]).

Die von Reinach vorgebrachten Stellen ſind ſicher von großer Bedeutung für die Kulturgeſchichte, insbeſondere die Bronzefrage, und werden nicht nur durch die Funde, ſondern auch durch eine weitere, obwohl ſie bei Plinius im gleichen Kapitel (VI 57, nicht IX 197, wie Reinach angibt) ſteht wie die Nachricht von Midacritus, dem

[30]) Die „Erfindung“ der Kupferzinnmiſchung verlegt Forrer (a. O.) ebenfalls in den „Orient“ (Ägypten, Syrien, Chaldaea), ſagt aber doch: „Das zur Bronzemiſchung notwendige Zinn ſcheint für Europa ſchon damals (es iſt nicht ganz klar, welche Zeit gemeint iſt) aus England, von den Kaſſiteriden, bezogen worden zu ſein.“

Pariſer Forſcher entgangene Angabe beſtätigt: „Aes conflare et temperare Aristoteles Lydum Scythen monstrasse, Theophrastus Delam Phrygem putat“. Demnach ſchrieben übereinſtimmend zwei altgriechiſche Schriftſteller die Kunſt, Kupfer und Zinn zu ſchmelzen und zu miſchen, gleichfalls einem Phryger oder einem ſtammverwandten Lyder zu. Es zeigt ſich, was ſchon durch die Altertumsforſchung wahrſcheinlich geworden war, auch durch die geſchichtliche Überlieferung beſtätigt, daß die Bronzekultur der Griechen, wie das Volk ſelbſt, von Thrakien ausgegangen iſt. Die Sage von König Midas, in dem die ganze Macht und der Reichtum ſeines Volkes verkörpert iſt, der ein Schüler des thrakiſchen Sängers und Sehers Orpheus war und neben dem Theſſaler Jonos genannt wird, ſtammt wahrſcheinlich noch aus den europäiſchen Wohnſitzen der Phryger, die nach Herodot und Strabo früher Briger hießen und über den Helleſpont nach Aſien auswanderten. Auch wenn man übrigens Midacritus für den richtigen Namen hält, könnte er ſehr wohl phrygiſch ſein[31]).

Wir dürfen annehmen, daß die Thraker bei ihrer Einwanderung aus dem Norden — ſie ſtehen, wie wir geſehen haben, im engſten Zuſammenhang mit den litauiſchen Völkern — ſchon im Beſitz eherner Waffen und Werkzeuge waren. Ihren ſpäteren Bedarf an Zinn werden ſie in ähnlicher Weiſe wie früher gedeckt und das weiße Metall daher bezogen haben, wohin alte Überlieferungen und Verbindungen wieſen. Ein uralter Handelsweg führte von Britannien an die Elbmündung und von dort über Schleſien, Mähren und Ungarn nach den Donau- und Balkanländern, ein anderer durch Gallien ans Mittelmeer, ein dritter vielleicht rheinaufwärts und über die Alpenpäſſe nach Italien. Allein die Ausſicht auf Gewinn hat in alter wie in neuer Zeit den Handelstrieb erweckt. Wo nichts zu holen iſt, da bleibt auch der Kaufmann weg. Was hatten aber die Nordleute zu bieten, das die weite und gefährliche Reiſe gelohnt hätte? Zinn und Bernſtein. Was nahmen ſie in Tauſch dafür? Vor allem Gold, denn dies verurſacht, wie ich ſchon vor Jahren[32]) auseinandergeſetzt habe, im Verhältnis zu ſeinem Wert die geringſten Frachtkoſten. Später, als in den Kulturländern am Mittelmeer ſich ein blühendes und leiſtungsfähiges Kunſtgewerbe entwickelt hatte, wurden ſelbſtverſtändlich auch deſſen Erzeugniſſe ausgeführt. Daß aber der Bernſtein die Bronze nach dem Norden gezogen habe, wie man früher allgemein annahm, iſt unmöglich. Erſt mußte ja das nordiſche Zinn nach dem Süden gekommen ſein,

---

[31]) Plinius nennt (a. O.) auch einen Meſſenier Midias; μιδας (Käfer und Ausdruck im Würfelſpiel) iſt ein griechiſcher Wortſtamm, Kritias, Theokritos, Kritolaos ſind griechiſche Eigennamen.

[32]) Bernſtein und Bronze in der Urzeit, Globus LXI 12, 1892.

ehe dort überhaupt Erz geschmolzen werden konnte. Wäre dann die Bronze wieder als Tauschmittel für Bernstein nach Norden gewandert, so hätte das Zinn, für das es eine nähere und billigere Bezugsquelle nicht gab, eine doppelte Fracht zu tragen gehabt. „Ein solcher Vorgang stünde aber", wie ich mich früher einmal (Ursprung der Bronze) ausgedrückt habe, „beispiellos da in der Geschichte des Welthandels".

Da die Landfracht immer teurer ist als der Wasserweg, so suchten selbstverständlich die Völker, die im Mittelmeer die Seeherrschaft ausübten, zuerst die Phryger, später die Phöniker, der Bezugsquelle des Zinns zu Schiffe beizukommen. Sie durchsegelten deshalb, wie schon der Prophet Ezechiel (XXVII 12) berichtet, die Säulen des Herkules und gelangten nach Gades (Cadiz), Tarteſſos oder Tarschisch, das damals ein Hauptstapelplatz für Zinn gewesen sein muß. Wie ist das zu erklären? Sicherlich wurde alles im Lande selbst erzeugte und entbehrliche Zinn dahin geschafft, wo die fremden Händler es aufsuchten und fast mit Gold aufwogen. Das kann jedoch aus den oben angeführten Gründen nicht sehr viel gewesen sein. Aber die weitaus ergiebigsten Zinngruben des Altertums, die britischen, waren ja von dort auf dem Seewege nicht schwer zu erreichen; die Fahrt vom Vorgebirge Belerion (Landsend) nach Gades ist nicht so lang und schwierig, daß man sie keltischen Schiffern nicht zutrauen könnte. Auf diese Weise ist sicher die Hauptmenge des in Gades gehandelten Zinns dorthin gelangt, und als die Phöniker oder später Karthager und Phokäer, als berechnende Kaufleute und unternehmende Seefahrer, die Sache selbst in die Hand nahmen, waren es zweifellos keltische Lotsen, die ihnen den Weg wiesen.

Außer durch das bestimmte Zeugnis Herodots[33]) wird die Herkunft des Zinns aus dem Nordwesten von Europa auch durch seinen schon dem alten Homer bekannten Namen bestätigt. „Durch phönikische Vermittelung", habe ich schon 1890 (Ursprung der Bronze) geschrieben, „hat das offenbar keltische Wort κασσιτερος seinen Weg" bis ins Arabische (kazdir) und ins Sanskrit (kastira) gefunden." Zwei Jahre später hat dann Reinach, wahrscheinlich ohne meine Abhandlung zu kennen, gleichfalls die britischen Inseln für die allein in Betracht kommende Bezugsquelle des Zinns erklärt und das früher von den Sprachforschern aus dem Griechischen, Semitischen und Sumerischen gedeutete Wort als ein keltisches in Anspruch[34]) genommen. Er

[33]) Auch Polybios, der Spanien und Gallien bereist hatte, bringt das Zinn mit Britannien in Verbindung (III 11): „weder von den Britischen Inseln noch von der Art der Zinngewinnung . . ."

[34]) L'étain celtique. L'Anthropologie III 3, 1892.

irrt nur, wie ich in einem kurzen Aufsatz im Globus[35]) gezeigt habe, darin, daß er κασσιτερος von den Kassiteriden ableitet; das ist ungefähr dasselbe, als wenn man die Wörter ἑσπερος, πιτυς, πιθηκος (Abend, Fichte, Affe) von den Hesperiden, Pityusen oder Pithekusen herleiten wollte. Das fragliche Wort ist, genau wie die Eigennamen Brogitarus und Deiotarus, zusammengesetzt aus den keltischen Wurzeln cass und tar, die häufig in den verschiedensten gallischen Namen vorkommen, z. B. Tarus, Tarodunum, Tarusates, Tarbelli, Taranus, Taranucnus, Cassignatus, Cassivellaunus u. a. Beide Bestandteile dürften ursprünglich die Bedeutung „glänzend" gehabt haben, eignen sich also gut[36]) zur Bezeichnung eines Metalls, das durch seinen Silberglanz in die Augen fällt. Übrigens hat schon Aristoteles (Mirab. auscult.) das Zinn „keltisch" genannt, τον κασσιτερον τον κελτικον, und auch das lateinische stannum ist nordischen Ursprungs und sprachlich eins mit dem got. stains, kelt. sten.

Das wertvolle Metall aber hat dem Land seiner Herkunft, wo es in fast unerschöpflicher Fülle gewonnen ward, den Namen gegeben. Es sei mir gestattet, hier kurz zu wiederholen, was ich in einer Sitzung des Karlsruher Altertumsvereins vom 30. April 1896 über „die Kassiteriden" ausgeführt[37]) habe. Durch die Spalten der englischen Zeitschrift Academy zog sich im letzten Viertel des Jahres 1895 ein ebenso heftiger wie ergebnisloser Streit um die „Zinninseln" des Altertums, an dem sich verschiedene Gelehrte, wie Rhys, Reinach, Torr, Ridgeway, Woodward, beteiligten. Trotz großer Verschwendung von Druckerschwärze kam aber bei der Sache außer gegenseitigen Vorwürfen falschen Anführens und Verstehens nichts heraus, so daß man es der Redaktion nicht verübeln konnte, wenn sie schließlich einen Strich darunter machte mit den Worten: „This correspondence must now cease". Ist die Frage wirklich unlösbar? Keineswegs; wenn man ohne Voreingenommenheit die Nachrichten der alten Schriftsteller prüft,

---

[35]) L'étain celtique, Globus LXII 7, 1892. — Bezüglich des keltischen Ursprungs von κασσιτερος hat mir Reinach das Vorrecht zugestanden (Revue celtique I, 1894).

[36]) Tarus ist ein Flußname, ir. cais bedeutet „schön". Dazu gehört auch lat. cassis, Helm, und der römische Name Cassius. — Schon Avienus, IV 259, hat, wenn auch nicht ganz richtig, das Wort aus dem Keltischen abgeleitet: „Cassius inde mons tumet: et Graia ab ipso lingua cassiterum prius stannum vocavit." — Immer noch tauchen neue verfehlte Deutungen des Wortes kassiteros auf, so Siret (Les cassitérides etc. L'Anthropologie XIX, von mir im Zentralbl. f. Anthr. XIV 5 besprochen) von ταχερος, leicht schmelzbar, Hüsing, (Orient. Lit. Ztg. Nr. 1, 1907) vom babylonischen kassi u. a. — Auch Nansen (a. O.) leitet den Namen kassiteros von einem „Kas=Volke, Kassiteri", ab.

[37]) Auszug im Globus LXX 6, 1896.

so kann nicht der mindeste Zweifel obwalten, welche Inselgruppe man als die „Kassiteriden" zu betrachten hat. Nach Herodot (III 115), Diodor (V 38), Strabo (II 5 und III 5), Pomponius Mela (III 6), Plinius (IV 36), Ptolemäos (II 6), Solinus (XXIV) lagen die 10 nach dem Zinn benannten Eilande im westlichen Weltmeer, gegenüber der keltisch-iberischen Küste. Die Zehnzahl, in der Strabo und Ptolemäos übereinstimmen, paßt auf Britannien mit den Hebriden. Erstgenannter Schriftsteller macht allerdings einen Unterschied zwischen Kassiteriden und Britannien, aus seiner Darstellung (III 5) geht aber hervor, daß er zwei aus verschiedenen Quellen stammende Nachrichten über ein und dasselbe Land nicht zu vereinigen gewußt hat. Seine Beschreibung der an die Rachegöttinnen des Trauerspiels erinnernden Tracht der Bewohner einer der Zinninseln stimmt so genau mit Tacitus' dramatischer Schilderung der Eroberung von Mona (in modum Furiarum Ann. XIV 30) überein, daß es sich in beiden Fällen nur um die gleiche britische Insel (wahrscheinlich Anglesey, nicht das heutige Man) handeln kann. Da die Zinninseln dem „Hafen der Artabrer", also der spanischen Nordküste, gegenüber lagen, so könnte man, will man Britannien nicht gelten lassen, nur an die Scilly-Inseln denken, 160 Inselchen und Klippen mit etwa 2000 Fischerei und Schafzucht treibenden Bewohnern. Zinn findet sich auf denselben nicht, und von früherem Bergbau oder Handelsverkehr ist keine Spur zu entdecken. Nein, diese Klippen können nicht die berühmten Zinninseln sein, die die Alte Welt mit dem zur Herstellung der Bronze unentbehrlichen Metall versorgten. Die schon von Oppert auf dem Internationalen Anthropologen-Kongreß von 1874 in Stockholm[38]) vertretene Ansicht, daß Kassiteriden und Britannien[39]) nur zwei verschiedene Namen für ein und dasselbe Land sind, ist die einzig mögliche. Da England wie Schweden reich an Kupfer ist (1860 wurden noch rund 16000 Tonnen erzeugt), liegt doch die Annahme am nächsten, daß nach jahrhundertelanger Kupferzeit dort, wo auch das nötige Zinn sich findet, die wichtige Entdeckung der Mischung[40]) gemacht wurde. Mit dem Handelsverkehr hat sich der Name des

[38]) Compte rendu I p. 355: „les îles Cassitérides, qui ne peuvent représenter que l'Angleterre."

[39]) Auf dem 7. Internationalen Geographenkongreß in Berlin 1899 hat Sieglin einen manches Irrtümliche enthaltenden Vortrag (Verhandlungen usw. II S. 845) über die „Entdeckungsgeschichte von England im Altertum" gehalten. Ein Land, das gegenüber von Gallien lag und mit ihm Bevölkerung und Gesittung gemein hatte, brauchte nicht erst entdeckt zu werden. Die erste Ankunft fremder Kauffahrer in Albion war keine „Entdeckung". Vgl. m. Bericht über den Kongreß, Anthr. Zentralbl. V 1.

[40]) Diese Auffassung hat schon vor mehr als 40 Jahren Wibel vertreten (Die Kultur der Bronzezeit Nord- und Mitteleuropas, Kiel 1865).

weißen Metalls, durch Völkerwanderungen der Stil der alteuropäischen Erzsachen verbreitet[41]). Je näher wir dem Ursprungsland kommen, desto häufiger werden auch die Funde reinen Zinns. In Hallstatt und den Schweizer Pfahlbauten kommt es nur in Gestalt dünner Stäbchen und Plättchen vor, in München ist im Jahre 1900 eine Gußstätte mit einem Zinnbarren gefunden worden. Zinngeräte und Schmucksachen sind häufig in dänischen Hügelgräbern, besonders auf Amrum; als Bestandteil keltischer Münzen ist das Metall nicht selten und im Hafen von Falmouth ist ein großer Klumpen aufgefischt worden.

Da man den Ursprung der Bronze weder in Italien noch in Griechenland finden konnte, suchte man an den Grenzen und außerhalb von Europa, aber nicht mit besserem Erfolg. Auf den Kaukasus hatte man eine Zeitlang große Hoffnungen gesetzt, ist aber, wie vorauszusehen war, enttäuscht worden; dies Gebirge ist ebenso wenig das Ursprungsland der Bronzekultur wie der nordeuropäischen Rasse. Der Stil der in Koban und an anderen kaukasischen Fundstätten ausgegrabenen Altertümer mit ihren aus Teilen verschiedener Tiere zusammengesetzten Fabelwesen ist entschieden skythisch, und wir wissen ja auch aus der Geschichte, daß Alanen und andere skythische Völker von Westen her in den Kaukasus eingedrungen sind. Auch Ägypten, für das Montelius eingetreten war, kann die Heimat der Erzschmiedekunst nicht sein. Schon das hohe Alter des Eisens (bi-n-pet, mindestens 3—4000 Jahre) in diesem Lande spricht dagegen. Denn es ist klar, daß Völker mit uralter Eisenkultur nicht geeignet sein konnten, die Bronze zu verbreiten. Da Zinn weder in der Nachbarschaft noch unter den Metallen vorkommt, die als Tribut oder Kriegsbeute eingingen, da die Hieroglyphen nicht einmal ein Zeichen dafür haben und die Bronze erst unter der XII. Dynastie (2500 v. Chr.) in größeren Mengen eingeführt worden zu sein scheint, kann im Ernst nicht an Ägypten gedacht werden. Montelius selbst muß zugeben[42]), daß die dortigen Erzgeräte, was Mannigfaltigkeit und Schönheit der Formen anlangt, weit hinter denjenigen Nordeuropas zurückstehen. In einer späteren Arbeit[43]) sucht der schwedische Forscher ein bis etwa 1500 v. Chr.

[41]) Wie ich in einer Beurteilung der 3. Aufl. von Schraders „Sprachvergleichung und Urgeschichte“ (Pol. anthr. Revue VII 10, 1908) gezeigt habe, ist auch *μεταλλον*, ursprünglich Erzgrube bedeutend, höchst wahrscheinlich keltischen Ursprungs, von kymr. emed (davon die Städtenamen Medobriga und Metallus), sl. medi, germ. smida, Erz (das Germanische hat häufig dem alten Stamm ein s vorgesetzt, wie z. B. in Schnee, nix), neupers. mis, Kupfer, lesgh. misid, Gold.

[42]) Bronsåldern i Egypten. Ymer 1888.

[43]) L'âge du bronze en Égypte, l'Anthropologie I 1, 1890. — Neuerdings, in einer freilich auch noch viele veraltete Anschauungen enthaltenden Abhandlung über den „Handel in der Vorzeit“ (Nord. Tidskr. 1908, deutsche Übersetzung in d. Prähist. Zeitschr. II 4, 1910) läßt der frühere schwedische Reichs-

dauerndes, eisenloses Bronzealter für Ägypten aufrecht zu erhalten, daß aber dort der Ursprung der europäischen Bronze zu suchen sei, behauptet er nicht mehr. Derselbe Grund spricht auch gegen Assyrien und Babylonien, Länder mit sehr alter Gesittung; auch hier war das Eisen[44]) schon frühzeitig im Gebrauch. Layard

antiquar dem Norden etwas mehr Gerechtigkeit zuteil werden. „Aus welcher Gegend", schreibt er, „erhielten die Völker des Nordens die großen Quantitäten der Metalle, welche sie alljährlich brauchten? Eine nähere Untersuchung der zur Beantwortung dieser Frage wichtigen Verhältnisse hat mich davon überzeugt, daß die Antwort sein wird: teils von Westen, von den britischen Inseln, teils aus Süden, von Mitteleuropa — die Hauptmasse von Süden." Da die nordischen Bronzen oft einen Nickelgehalt, von 1—1,5 aufs Hundert, die englischen Kupfererze aber keinen oder höchstens einen ganz geringen zeigen, liegt es für ihn „auf der Hand, daß die bei uns gefundene Bronze, welche solche Quantitäten Nickel enthält, hierher von Süden, nicht von Westen importiert wurde". Wenn aber die Beimengung von Nickel etwas beweisen kann, so ist es gerade die nordische Herkunft des zu den skandinavischen Bronzen verwendeten Kupfers. Wurde doch das Nickel, mit dem in erster Reihe Schweden, Norwegen, Norddeutschland und Böhmen den Weltmarkt versorgen, zum erstenmal im Jahre 1751 aus schwedischen Erzen durch den schwedischen Bergbeamten Cronstedt rein dargestellt. — Über die Herkunft des Eisens habe ich den nun zur Ruhe gesetzten schwedischen Reichsantiquar auf der Anthropologenversammlung in Heilbronn (1911) sprechen hören, und in allerletzter Zeit hat er sich, wie die Frankf. Zeitung vom 29. VIII. 13 berichtet, in schwedischen Blättern wieder zu dieser Frage geäußert. Demnach war das Eisen bekannt in Ägypten, Griechenland und Süditalien seit dem 13., im Kaukasus 12., im Mittelmeer 11., in Frankreich und England 9., im germanischen Norden seit dem 7. Jahrhundert. Es ist wahrscheinlich, daß die Bearbeitung des Eisens an einem Ort erfunden wurde, aber wo und von wem, weiß man nicht. Des genannten Forschers neueste Veröffentlichung auf diesem Gebiete ist „Wann begann die allgemeine Verwendung des Eisens?" (Prähist. Zeitschr. V, gleichzeitig schwedisch in Fornvännen 1913). Wenn Piper (Bedenken zur Vorgeschichtsforschung, München 1913) meint, die Bearbeitung des Eisens sei älter als die der Bronze, so mag dies vielleicht für vereinzelte Gegenden zutreffen, sicherlich aber nicht für den europäischen Norden.

[44]) Wo zuerst Eisen geschmolzen und bearbeitet wurde, ist nach Obigem immer noch eine offene Frage; vielleicht haben verschiedene Völker in weit auseinanderliegenden Wohnsitzen diese Erfindung unabhängig voneinander gemacht. Wenn Ridgeway (Early age of Greece I) neuerdings die Griechen die Kunst, Eisen zu schmieden, aus ihrem Stammsitze in den österreichischen Alpenländern, in die Balkanhalbinsel mitbringen läßt, so ist dagegen einzuwenden, daß die homerischen Gesänge noch in der reinen Bronzezeit spielen und darum eine Bekanntschaft der Hellenen mit dem Eisen vor der dorischen Wanderung nicht wahrscheinlich ist. Sicher aber waren die in den Alpenländern wohnenden norischen Völker etwa vom 10. vorchristl. Jahrhundert an in der Eisenbearbeitung wohl erfahren, wie auch die skythischen (*Χαλυβος Σκυθων ἀποικος*, Aeschylos), nicht keltischen, wie Penka meint, Chalyber am Schwarzen Meer. Zweifellos ist das semitische Wort barzel, parzela mit dem lateinischen ferrum, alt fersom, verwandt und darum wohl aus einer indogermanischen Sprache entlehnt. Nach Nordeuropa kam das Eisen, gerade wegen der Vorherrschaft der Bronzekultur, verhältnismäßig spät, doch waren die mit den Germanen in engstem verwandtschaftlichem Zusammen-

und Place haben in den Trümmern von Ninive eine Menge vorzüglich gearbeiteter Eisengeräte gefunden; die eisernen Werkzeuge aus dem Palast des Königs Sargon (722—704 v. Chr.) waren so gut erhalten, daß sie sogleich wieder in Gebrauch genommen werden konnten. Hier, wie am Nil, fand sich wohl Bronzegerät[45]), aber kein Zinn. Bezeichnend ist es auch, daß die Juden, gute Eisenschmiede, beim Salomonischen Tempelbau wegen der ehernen Gefäße an die Phöniker sich wenden mußten. Diese hatten eben den Zinnhandel in Händen und versorgten die Mittelmeervölker mit dem damals kostbaren Metall.

Dafür, daß die ehernen Waffen, Werkzeuge und Schmucksachen im Norden selbst hergestellt wurden, sprechen die zahlreichen Funde von Gußformen, Gußzapfen, halbfertigen Arbeiten, Ausbesserungen von geübter und ungeübter Hand u. dergl. In der Sitzung vom 17. Oktober 1885 der Berliner Anthropologischen Gesellschaft hat Olshausen an der gewissen schwedischen Fibeln eigenen „Handverzierung" nachgewiesen, daß an eine Einfuhr solcher Gegenstände aus dem Süden nicht gedacht werden könne. Er sagt u. a.: „Die sehr verschiedenartige Gestaltung der Handverzierung deutet ferner darauf hin, daß diese Objekte nicht aus größeren, doch mehr schablonenhaft und jedenfalls gleichmäßiger arbeitenden Fabriken hervorgegangen sind." Wenn aber eine Einfuhr nicht stattgefunden hat, dann kann die zweifellose Übereinstimmung mit den Bronzen anderer Länder nur daher rühren, daß diese durch Wanderungen verbreitet worden sind. Solche Auswanderungen müssen von der Steinzeit an, auf jeder Gesittungsstufe, stattgefunden haben; die Frage nach der „urarischen Kultur" ist daher müßig, weil falsch gestellt. In Schweden war schon in der Bronzezeit die Gesittung eine sehr hohe, wie teils aus den Grabfunden, teils aus den Felsenbildern (hälleristningar) hervorgeht. Diese zeigen die Vorbilder für die hauptsächlichsten Schutz- und Trutzwaffen, Helme, Schilde, Schwerter, Äxte und Lanzen. Die Schiffe erscheinen lang und schmal, reich bemannt, schon mit dem in Tierköpfe endigenden Steven, mit Rudern, teilweise sogar mit Segeln versehen. Die Rosse dienten zum Reiten und Fahren; vor den Pflug wurden Ochsen gespannt. Die Kleidung ähnelte schon der unsrigen und wurde durch reichen Schmuck, zum Teil aus Gold oder Bernstein, verschönt.

---

hang stehenden Kelten tüchtige Eisenschmiede und haben auf allen ihren Wanderungen ihre trefflich gearbeiteten Waffen mitgeführt (Vgl. Reinach, L'épée de Brennus, L'Anthropologie XVII, von mir im Zentalbl. f. Anthrop. XII 2, 1907, besprochen).

[45]) Nach den Analysen von Helm (Zschr. f. Ethn. 1901) enthalten die ältesten babylonischen Bronzen nur wenig Zinn, dagegen häufig Antimon, manchmal auch Nickel; nach Hilprecht (Beil. z. Münch. A. Ztg. 16 1906) verstanden die Sumerier „dem Kupfer das Antimon beizumischen", hatten also kein oder doch nur wenig Zinn.

Unter den Grabfunden der damaligen Zeit spielt eine große Rolle die Gewandnadel (Fibel), die „Leitmuschel" der Altertumskunde. Sie muß sich, darüber sind die Gelehrten einig, aus einer Grundform entwickelt haben. „Alle Fibeln Europas", sagt Montelius[46]), „stammen von einem ursprünglichen Typus ab." Über den Ursprungsort hat man sich jedoch nicht einigen können; er war nicht zu finden vor der Lösung der Bronzefrage.

Die Nordbewohner haben sicher manches von der früher zu reicher Blüte entfalteten Kultur des Südens übernommen, aber sie waren durchaus nicht bloß empfangend. Nachweislich haben die Römer von ihnen hölzerne Fässer[47]), Anker und Ankerketten[48]), Panzerhemden[49]), Hufeisen, Sporen, Steigbügel, Hosen, ja schließlich die ganze Tracht und Bewaffnung[50]) angenommen.

Da die Chinesen seit uralter Zeit Bronze verarbeiten und Zinn in Ostasien reichlich sich findet, ist es wahrscheinlich, daß sie die

---

[46]) Spännen från Bronsåldern etc. Ant. Tidskrift 1880—82. — Aus Lissauers Bericht (Zschr. f. Ethn. XXXIX 1907) geht hervor, daß sich die älteste Gestalt der Fibel, die noch deutlich die Entstehung aus einer Nadel mit Schnur erkennen läßt, nur in Skandinavien und Norddeutschland findet. Wenn die betr. Nadeln bisher nur in Süddeutschland und Oberitalien nachgewiesen sind, so beruht das auf Zufall und beweist nicht, wie der verstorbene Verfasser meinte, den südlichen Ursprung.

[47]) Die Fässer der oberitalischen Gallier, schon mit dem Heidelberger wetteifernd, „sind", sagt Strabo (V, 1), „von Holz und größer als Häuser".

[48]) Cäsar (III 13) sagt von den belgischen Venetern: ancorae pro funibus ferreis catenis revinctae. Den Anker selbst soll nach Pausanias der Phryger Midas erfunden haben; ἄγκυρα, ancora ist verwandt mit Angel und dem fränk. ango.

[49]) Varro, De lingua lat. V 24: Lorica, quod e loris de corio crudo pectoralia faciebant; postea subcidit Gallica e ferro sub id vocabulum ex anulis ferrea tunica (die germanische, bis ins 14. Jahrhundert getragene Brünne).

[50]) „Wegen der Schmiedekunst" (fabrilem ob artem, Plin. N. H. 2) hielt sich ein Helveter namens Heliko in Rom auf, schwerlich um sie zu erlernen, sondern vielmehr um sie auszuüben. — Die Gallier, sehr geschickt in allen Metallarbeiten, haben auch das Verzinnen erfunden (album, sc. plumbum, incoquitur aereis operibus Galliarum invento, Plin. XXXIV 38). — Auch Butter und Käse scheinen Römer und Griechen von den Nordländern entlehnt zu haben. Obwohl Schrader (Reall.) die entsprechenden Wörter in umgekehrter Richtung wandern läßt, sagt er doch selbst: „In Europa sind Griechen und Römer immer unbekannt mit dem Genuß der Butter geblieben, die ihnen bis in die Zeiten des Galenos lediglich als Arzneimittel diente." Nach Hippokrates (De morb. IV 20) stammt die Bezeichnung butyrum von den Skythen, und die Volksdeutung „Kuhquark" (βους τῦρος) stimmt dazu weder in Geschlecht noch in Silbenlänge. Ich leite germ. butera von der Wurzel bat, schlagen ab, „battudo lactis" in alten Glossen. Vgl. m. Vortrag „Rasse und Gesundheit", Verh. des Karlsr. Naturw. Vereins XV 1902, und den kleinen Aufsatz über den „Ursprung der Butter", Mitt. z. Gesch. d. Med. u. d. Naturw. V 1, 1906.

Mischung selbständig und, wie manches andere, unabhängig von den westlichen Kulturländern erfunden haben. Waren sie die alleinigen Erfinder, so gab es für die Verbreitung der Bronze nach Europa zwei Wege, durch Indien und durch das nördliche Asien. Der erste ist ausgeschlossen, weil die indischen Erzarbeiten weder in der Zusammensetzung (sie bestehen häufig aus Messing, d. d. Zink und Kupfer) noch in den Formen mit den alteuropäischen übereinstimmen und nachweislich noch im Anfang unsrer Zeitrechnung europäisches Zinn in Indien eingeführt wurde. Den andern scheint früher, soweit dies aus seiner etwas gewundenen Darstellung hervorgeht, Sophus Müller[51]) besonders im Auge gehabt zu haben. Er muß aber selbst zugeben, daß den sibirischen Erzgeräten die fortschreitende Entwicklung der europäischen fehlt. Über den östlichen Ursprung hegt er nicht den mindesten Zweifel. „Alle neueren Forscher, die überhaupt eine Bronzezeit anerkennen, leiten dieselbe vom Orient her." Verschiedene Wege seien von Bedeutung, „allerdings meist in anderer als der bisher angenommenen Weise". Heute steht Nordasien fast ganz unter europäischem Einfluß, aber auch Einwirkungen von Osten her, von China, machen sich geltend. Ähnlich wird es wohl in der Vorzeit gewesen sein, und in Sibirien können die Wellen der europäischen und der ostasiatischen Bronzekultur sich berührt und gekreuzt haben. Mit vollem Recht sagt daher Worsaae auf der schon erwähnten Stockholmer[52]) Versammlung: „Je ne crois donc pas que la civilisation de l'âge du bronze nous soit venue ici par le centre de la Russie ou par le nord. Je crois au contraire que, comme dans l'âge de la pierre, la Finlande a subi une influence assez grande de la Scandinavie". Nach dem gleichen Forscher[53]) läßt sich der Gedanke „eines gemeinsamen Ursprungs" der europäischen Bronzearbeiten nicht abweisen: der Stil ist der gleiche und gewisse Verzierungen, Spirale, Kreis, Bandmuster, Hakenkreuz, ziehen sich von Griechenland durch ganz Europa bis nach Skandinavien. Gerade dort aber hat die Bronzekultur ihre höchste Entwicklung erreicht. „Ingen del af Europa", beginnt Montelius eine Abhandlung[54]) über das nordische Erzalter, „har att uppvisa

---

[51]) Den europæiske bronzealders oprindelse og første udvikling. Kjøbenhavn 1882. Deutsch von Mestorf, Arch. f. Anthropologie XVI 2, 1884. — Entsprechend äußert sich dieser Altertumsforscher auch in seiner „Urgeschichte Europas" (Straßburg, K. J. Trübner, 1905): „Das Kupfer war das erste Metall, das im Orient in Verwendung genommen wurde", und: „Aus dem Orient drang die Kenntnis des Metalls (Bronze) nach Südeuropa, aber, wie es scheint, erst nachdem die eigentliche Kupferzeit vorbei war".

[52]) Compte rendu I, p. 300.

[53]) Aarböger f. nord. oldkyndighed og. hist. 1879.

[54]) Om den nordiska bronsålderns ornamentik, Stockholm 1881. — In der „Kulturgeschichte Schwedens" sagt der als Reichsantiquar Hildebrands

en så rik ornamentik under bronsåldern som Norden, kein Teil von Europa hat so reiches Zierwerk im Erzalter aufzuweisen, wie der Norden", und in der angeführten Arbeit über die Chronologie schreibt er den nordischen Erzgeräten aus früheſter Zeit „sehr geschmackvolle Formen" zu, ganz im Gegensatz zum Orient, „wo wir keine solche typologische Lebendigkeit wie in unserm Weltteil finden". Auch Hildebrand hat diesem Gedanken auf der Stockholmer Versammlung[55]) Ausdruck gegeben: „L'admiration dont les formes nobles et élégantes des ouvrages de l'âge du bronze scandinave sont à juste titre l'objet, entre sans nul doute pour une forte part dans les raisons qui nous amènent à rechercher l'origine de cette civilisation." Daß trotzdem die beiden letztgenannten Forscher an dem östlichen Ursprung festgehalten haben, erklärt sich nicht aus sachlichen Gründen, sondern aus der Übermacht des allgemeinen Vorurteils[56]).

Ganz gewiß sind Völkerwanderungen viel geeigneter einen Stil, eine Kultur zu verbreiten als die oft überschätzten Einflüsse oder Handelsverbindungen. Die gesamte Habe wird auf Wagen gepackt, die Männer nehmen außer ihren Waffen auch ihr Handwerkszeug, die Weiber unter ihrem Hausrat auch den Webstuhl mit auf die Wanderschaft, und kunstreichere Arbeiter, wie Waffen- und Goldschmiede, ziehen gleichfalls mit in die Fremde; so ist es leicht verständlich, daß am Orte der neuen Niederlassung die Kunstübung der Ansiedler zunächst genau die gleiche ist wie die in der alten Heimat. Geschichtliche Beispiele fehlen nicht: so finden wir überall, wo Germanen sich niedergelassen haben, ihre ausgesprochene Eigenart, ihren ganz besonderen Geschmack in Waffen und Zierwerk, so haben die Wanderscharen der Kelten über Land und Meer die ihnen eigentümliche La-Tène-Kultur verbreitet, ja bis nach Kleinasien die angestammten Waffen mitgeführt, wie die auf

---

Nachfolger gewordene Verfasser: „Die allerersten im Norden angewandten Metallgeräte waren aus anderen Ländern eingeführt, aber bald fing man an, diese Sachen nachzumachen. Hierdurch erhielten auch die nordischen Arbeiten in Kupfer und Bronze bald ein eigenes nationales Gepräge". Die ursprüngliche Nachahmung ist ein sachlich nicht zu beweisendes Vorurteil. Genaue Untersuchungen und Vergleichungen ergaben, „daß die große Mehrzahl (der Bronzesachen) in Norden angefertigt ist und daß verhältnismäßig nur weniges aus fremden Ländern stammt." Dabei ist der Verfasser überrascht, „daß die Nordländer an Geschmack und in der Geschicklichkeit, Bronze zu gießen, sogar alle anderen Bronzezeitvölker Europas übertroffen haben." Trotzdem soll aller Rohstoff eingeführt sein, „teils von den britischen Inseln, teils aus Mitteleuropa." Zinn mußte freilich aus Britannien bezogen werden, an Kupfer war aber Schweden selbst sehr reich.

[55]) Compte rendu I, p. 535.

[56]) Vgl. m. Aufsatz „Germanisches Gold" (Karlsr. Zeit. 16. XI. 13), Besprechung von Kossinna, Der Goldfund von Messingwerk bei Eberswalde, Mannus-Bibl. 12, Würzburg. Die gleiche Abh. habe ich auch im Archiv f. Rassen- u. Gesellsch.-Biologie, X 5, und in der Polit. anthrop. Revue, XII 9 gewürdigt.

den Waffentrophäen von Pergamon abgebildeten bandförmigen Schildbuckel erkennen lassen.

Wäre die Mischung von Kupfer und Zinn im fernen Osten, bei einem nichtarischen Volke erfunden, so wäre sie sicher auch mit einem fremden Namen bei uns eingeführt worden. Das ist aber keineswegs der Fall. Unser deutsches Erz z. B., ahd. aruzi, erezi, von dem Schrader meint, es sei „noch nicht sicher erklärt", ist doch zweifellos nichts anderes als eine Ableitung vom gotischen aiz, das dem althochdeutschen er entspricht, wie laisjan dem ahd. leran.

Was ich vor bald drei Jahrzehnten, als noch „das Trugbild des Ostens"[57]) aller Augen verblendete, in meiner „Herkunft der Deutschen" ausgesprochen, kann ich, auf eigene wie auf fremde Arbeiten mich stützend, durchaus aufrecht halten: „Die Annahme, daß mit den Wanderungen arischer Völker von Nordeuropa her seit der Steinzeit auch arische Kultur sich über Europa und die angrenzenden Striche von den andern Weltteilen verbreitet habe, bringt neue, bisher nicht gekannte Klarheit und Übersichtlichkeit in die Altertumswissenschaft." Erfunden ist die Erzmischung im Ursprungsland des Zinns, ihre höchste Entwicklung, die längste Dauer hat die europäische Bronzekultur im benachbarten Skandinavien, der Wiege der arischen Völker, erreicht. Wenn Hoernes[58]) spottend ausruft, die Lehre vom nordischen Ur-

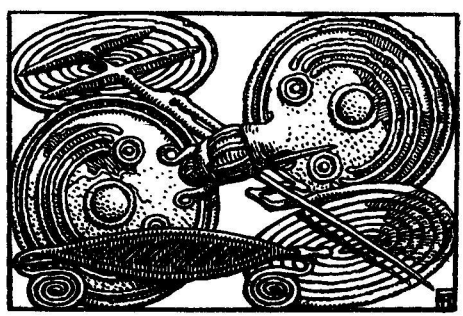
[57]) Unter dieser Verdeutschung habe ich Reinachs aufsehenerregende Abhandlung „Le mirage oriental" (L'Anthropologie IX 5 u. 6, 1893) im Globus LXV 12 u. 15, bekannt gemacht. „Es gibt in der Altertumswissenschaft ein überaus hartnäckiges Vorurteil, dem man immer und immer wieder die Larve abreißen muß, um damit fertig zu werden. Wir nennen es kurz das Trugbild des Ostens." Diese Worte waren mir aus dem Herzen gesprochen.

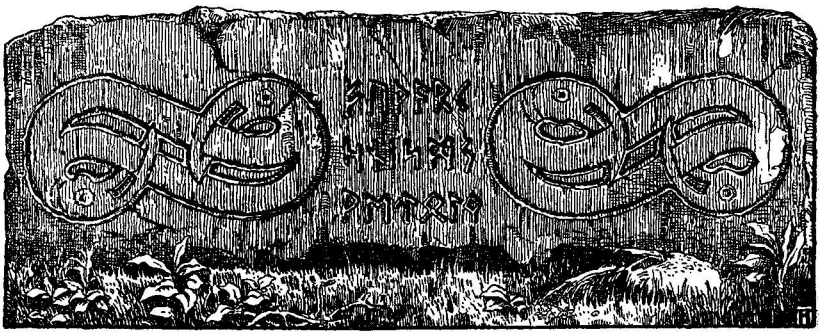
[58]) Urgeschichte der bildenden Kunst in Europa, Wien 1898. — Es war eine große Genugtuung für mich, daß der vor einigen Jahren gestorbene Much, der Verfasser der „Kupferzeit in Europa" und der „Heimat der Indogermanen", in seiner letzten größeren Arbeit, der „Trugspiegelung orientalischer Kultur in den vorgeschichtlichen Zeitaltern Nord- und Mitteleuropas" (Jena, Costenoble, 1907, von mir in der Pol. anthr. Revue VI 6 besprochen), meinen Anschauungen sehr nahe gekommen ist. Während er noch in der 2. Aufl. seiner „Heimat der Indogermanen" die Bronze aus dem Südosten „in den skandinavischen Norden sieghaft" vordringen ließ, sucht nun auch er deren Ursprung im Norden, und zwar in Britannien. Es ist sehr wahrscheinlich, daß man in diesem Lande, das während der ganzen Bronzezeit Europa, Vorderasien und Nordafrika fast ausschließlich mit Zinn versorgt hat, durch zufällige Beimengung die großen Vorteile der Mischung von Kupfer und Zinn zuerst erkannt hat, daß aber „Skandinavien und Nordwestdeutschland auch das Rohkupfer und späterhin die Bronzelegierung aus Britannien und Irland bezogen haben", brauchen wir nicht anzunehmen, da gerade die skandinavische Halbinsel sehr viel Kupfer hervorbringt. Das aber ist „sicher, daß die nordischen Werkmeister der Bronzezeit es durchaus nicht nötig hatten, das Rohmaterial für ihre Kupfer- und Bronzeerzeugnisse aus dem Orient zu beschaffen". Daß die schwedischen Erzarbeiten alle anderen „in der Schönheit und Mannigfaltigkeit der Formen" übertreffen, hebt auch Much hervor. Der Grund ist in

sprung der Bronze „hat gerade noch gefehlt", so hat er damit wider Willen den Nagel auf den Kopf getroffen: sie hatte in der Tat gefehlt!

---

der hervorragenden Begabung des Stammvolkes aller Indogermanen zu suchen. — Auch der verstorbene Penka, der früher meine Ansichten über den Ursprung der Bronze aufs heftigste angegriffen hatte, mußte mir im Lauf der Jahre sehr viel näher kommen. In einer Richtiges und Unrichtiges enthaltenden Abhandlung über „Die alten Völker Nord- und Osteuropas und die Anfänge der europäischen Metallurgie" (Pol. anthr. Revue VIII 10—12) verlegt er die Erfindung der Kupferzinnmischung ins Fichtel- und Erzgebirge. Wie schon oben gezeigt, läßt sich aber der dortige Zinnbergbau nicht weiter als bis ins 12. Jahrhundert zurückverfolgen, während die alten Handelswege, zur See und über Land, für die Zinnversorgung der Mittelmeerländer zusammentreffend nach Britannien führen. Für das Wort aes können wir freilich in diesem Zusammenhang (aere uruntur importato) „keine andere Bedeutung als die von Bronze annehmen", aber Cäsar hat hier zweifellos, da das Land ja ungemein reich an Zinn wie an Kupfer war, nur das verarbeitete Metall gemeint. Die germanischen Wörter bli, lot, isarn (zweistämmig aus is und arn) sind nicht aus dem Keltischen entlehnt, sondern urverwandt. Zu den Worten: „Da der griechische Name des Zinns κασσιτερος, wie S. Reinach wohl mit Recht annimmt, keltisch ist", habe ich zu bemerken, daß mir, wie schon früher angeführt, der Pariser Altertumsforscher in dieser Hinsicht selbst das Vorrecht zugestanden hat. — Übrigens hat sich auch Hoernes mir genähert, insofern als er jetzt ebenfalls die arischen Eroberer aus dem Norden einwandern läßt (Les premières céramiques en Europe centrale, XIII Congr. d'anthr. II, Monaco 1908). In der Abhandlung „Die Anfänge der menschlichen Kultur" (Weltgeschichte I, Ullstein 1910) schreibt er: „So wurde das langdauernde Bronzealter des europäischen Nordens zur augenfälligsten Erscheinung innerhalb dieses ganzen Abschnittes der menschlichen Kulturentwicklung", hält aber trotzdem Europa immer noch für ein „Ausbreitungsgebiet" der „vorderasiatischen Bronzeprovinz".





2. Das Runenrätsel.[1])

Heilmittel des Vergessens ordnend fügte ich
Zu Zeichen für tonlose Laute tönende,
Erfindend so des Schreibens Kunst den Sterblichen.
Palamedes bei Euripides.

Auch uns Deutschen gilt die Mahnung[2]) des trefflichen schwedischen Reichsantiquars Olaf Verelius, daß „unter den herrlichen Vermächtnissen unsrer Vorfahren die erste Stelle der Runenschrift gebühre (cum inter maiorum nostrorum, quae posteris reliquere egregia, locus princeps Runographiae debeatur)", denn alle, auch die am weitesten nach Süden vorgedrungenen Germanenstämme waren ursprünglich im Besitz der gleichen uralten Schrift wie ihre nordischen Brüder. Untersuchungen über Ursprung, Entwicklung und Verbreitung der Runenschrift gehören daher zu den vornehmsten, anziehendsten und, sollte man denken, auch volkstümlichsten Aufgaben des Altertums- und Sprachforschers. Leider aber ist die Kenntnis unsrer ältesten Volks-

[1]) Nach dem Vortrag „Alter und Ursprung der Runenschrift", Korrespondenzblatt der Deutschen Geschichts- und Altertumsvereine XLIII 11 u. 12, 1895, und der Abhandlung „Zur Geschichte der Buchstabenschrift", Beilage zur Allgem. Zeitung Nr. 103, 1899. — Vgl. auch „Herkunft und Urgeschichte der Arier", Heidelberg 1899, den Aufsatz „Über den Ursprung des Alphabets", Politisch-anthropol. Revue II 7, 1903, die „Zwei Abhandlungen zur Runenkunde", der „Herkunft der Baiern" beigegeben, Akad. Verl., Leipzig u. Wien 1905, die Aufsätze „Runen und Buchstaben" im Hammer 213, 1911, „Die Herkunft unserer Schriftzeichen" in den Zeitfragen 22 u. 25, 1909, „Ursprung und Entwicklung der Buchstabenschrift", Mannus IV S. 123, 1912, und „Zur Geschichte der Buchstabenschrift", Gartenlaube 7, 1913.

[2]) Olai Vereli Manuductio compendiosa ad Runographiam, Upsalae 1675.

schrift noch so wenig[3]) verbreitet, daß es sogar — ein Fachgenosse[4]) gesteht die „beschämende" Tatsache zu — „in Deutschland viele Germanisten gibt, die in allem, was die Runologie betrifft, nicht zu den Sachverständigen gehören".

Wegen der nahen Verwandtschaft aller alteuropäischen Schriftarten kann die Runenfrage nur im Zusammenhang mit der Entwicklungsgeschichte der Buchstabenschrift, ja der Schreibkunst überhaupt behandelt werden.

Eine der wichtigsten Erfindungen, ein gewaltiger Fortschritt in der Entwicklung des Menschen war die Schrift. Ohne sie, sagt J. Grimm, würde „die beste Kraft der Menschheit sich verzehrt haben", sie gab ihr nach Mommsen, „was die Natur versagte, Allmacht und Ewigkeit" durch die Möglichkeit, das schnell verhallende Wort festzuhalten und geistige Errungenschaften auf Kinder und Kindeskinder zu übertragen. Frühe schon muß sich das Bedürfnis eines sichtbaren Ausdrucks ihrer Gedanken unsern Vorfahren aufgedrängt haben, für jeden weiteren Fortschritt war die Schrift notwendige Voraussetzung. Das nächstliegende Mittel war das Bild, und so sehen wir noch heute verschiedene Naturvölker, die uns die eigenen Kulturzustände vor Tausenden von Jahren ahnen lassen, sich einer selbsterfundenen Bilderschrift bedienen. Weit, weit hinter uns liegt diese Stufe, aber auch wir mußten sie überschreiten. Anscheinend hat sich der Übergang vom Bild zu einer mehr oder weniger vollkommenen Schrift an verschiedenen Orten unabhängig voneinander vollzogen, am Nil, im Zweistromland, in Mittelamerika, in Ostasien und, wie die überraschenden Entdeckungen von Halbherr, Flinders Petrie, Tsountas und besonders Evans[5]) zeigen, auch auf europäischem Boden. Im Vergleich mit der schwerfälligen, umständlichen und oft zweideutigen Bilder- und Silbenschrift der Ägypter[6]), Babylonier und Chinesen bedeutet die Buch-

[3]) Auf dem Wandbild „Die Runen" von Koberstein für das Preußische Herrenhaus (Abb. in der Illustr. Ztg. 4. III 1909) steht an einer Felswand ᚠᛟᚠᚨᚾ, d. i. „Wofan", soll aber offenbar „Wodan" heißen. Tracht und Rüstung des daneben sitzenden „Häuptlings" ist zusammengesetzt aus Stücken der Stein-, Bronze- und Eisenzeit.

[4]) Burg, Die ältesten nordischen Runeninschriften, Berlin 1885.

[5]) Cretan pictographs and prae-phoenician script. London and New York 1895. — Vor einigen Jahren ist in Orchomenos eine tönerne Bügelkanne mit einer aus vier kretischen Zeichen bestehenden Inschrift gefunden worden. Daß die zerbrechliche Kanne, wie manche Leute wollen, aus Kreta stamme, ist ebenso unwahrscheinlich, wie daß die dortigen Wandgemälde von kretischen Künstlern ausgeführt seien. — Solin. XI: (Creta) prima litteris iura iunxit.

[6]) Ammian. Marc. XVII 4: Non enim ut nunc litterarum numerus praestitutus et facilis exprimit, quicquid humana mens concipere potest, ita prisci quoque scriptitarunt Aegyptii, sed singulae litterae singulis nominibus serviebant et verbis; nonnunquam significabant integros sensus.

ſtabenſchrift der europäiſchen Völker einen großen Fortſchritt: ſie hatte, bei aller Einfachheit, ſchon vor Jahrtauſenden eine ſolche Vollendung erreicht, daß ſeitdem wohl die einzelnen Zeichen etwas abgerundet und gefälliger geſtaltet werden konnten, die Schrift ſelbſt aber nicht mehr verbeſſerungsfähig war. Da wir den Europäer als Vertreter der höchſtentwickelten Menſchenart auf allen anderen Gebieten an der Spitze der Menſchheit ſehen, nimmt uns dies nicht wunder, und es bleibt nur die Frage, ob er ſeine Schrift ſelbſt erfunden und ausgebildet oder entlehnt und verbeſſert hat. Unter dem Banne des mehrfach genannten „Trugbilds" war man ſelbſtverſtändlich geneigt, das letztere anzunehmen, umſomehr, als auch manche Nachrichten und Umſtände dafür zu ſprechen ſchienen, daß unſere Schriftzeichen in Vorderaſien von einem ſemitiſchen Volke erfunden, durch die Phöniker den Hellenen und von dieſen den übrigen Völkern Europas mitgeteilt worden ſeien. Für die Annahme dieſes Entwicklungsganges der Schrift und mit ihr der Kultur bildet die Abſtammung des griechiſchen Alphabets vom phöniziſchen, die Kirchhoff eine „wirklich geſchichtliche Tatſache" nennt[7]), die unbedingte Vorausſetzung. Würde ſie ſich als Irrtum herausſtellen, ſo fiele mit ihr alles daraus Gefolgerte, wäre beiſpielsweiſe all die Mühe, die Volksſchrift unſrer Ahnen, die germaniſchen Runen, auf ein ſüdeuropäiſches Alphabet zurückzuführen, verloren. Ihre Richtigkeit ließe ſich auf zweierlei Art beweiſen: aus der Überlieferung und aus der Geſtalt der Schriftzeichen. Kirchhoff ſelbſt, einer der Hauptvertreter der bisher von der Wiſſenſchaft als „Tatſache" anerkannten Auffaſſung, nennt die Überlieferung „durchaus unzuverläſſig und nicht geeignet, als Grundlage benutzt zu werden", und betrachtet ſie bei ſeinen Unterſuchungen „als gar nicht vorhanden". Es hieße daher offene Türen einſtoßen, wollte man dieſe „Unzuverläſſigkeit" nochmals eingehend begründen. Es genüge, zu erinnern, daß Herodot, in deſſen breiter Erzählung mit hochwichtigen Nachrichten auch alberne Märchen ſich verflechten, die älteſten Buchſtaben „phönikiſche" nennt (V 58), weil ſie von den mit Kadmos[8]) gekommenen Phönikern

[7]) Studien zur Geſchichte des griechiſchen Alphabets, 4. Auflage, 1887.

[8]) Solin. VII: Cadmus litterarum primus repertor. Nach den Namen ſeines Vaters Agenor, ſeiner Mutter Telephaſſa, ſeiner Schweſter Europa, ſeiner Tochter Ino und ſeines Sohnes Palämon (auch Melikertes) war Kadmos von thrakiſcher Abſtammung; ſein eigener Name, den man vom ſemitiſchen kedem, Oſten, abzuleiten verſucht hat, iſt griechiſch; Plinius (VII 57) nennt einen mileſiſchen Geſchichtſchreiber dieſes Namens. Kadmilos war ein Beiname des Hermes und *καδμια*, cadmia, unſer Galmei, ein Metallname, Kadmos ein Berg, Kadme eine Stadt in Kleinaſien. Friedländer (Herakles, Phil. Unterſ. 19. 1907) meint: „nicht aus griechiſchem Sprachgut iſt er zu deuten, ſchwerlich aber auch ſemitiſch; vielmehr wird er jener kleinaſiatiſchen Urbevölkerung angehören", d. h. er war thrakiſch. Die Phöniker waren ein Miſchvolk, in deſſen Adern ſicher

mit anderen „Bildungsmitteln" den, „wie ihm ſcheine", vorher ſchriftloſen Hellenen gebracht worden ſeien. Im Widerſpruch damit ſteht der Bericht des aus ſehr alten Quellen, wie Hekatäos und Dionys von Milet, ſchöpfenden Diodor (III 67 und V 74). Nach ihm hat Zeus den Muſen die Erfindung der Buchſtaben verliehen, die, zuerſt von den Pelasgern gebraucht, darum „pelasgiſch" genannt, von dem thrakiſchen Sänger Linos und ſeinem Schüler Orpheus aus dem Norden nach Hellas gebracht und der griechiſchen Sprache angepaßt wurden. Auch „phönikiſche" hießen ſie wegen der Sage von Kadmos; aber die Phöniker hatten, nach alter kretiſcher Überlieferung, die Zeichen gar nicht zuerſt erfunden, ſondern nur deren „Geſtalt verändert". Auch Tacitus (Ann. XI 14) beſtreitet die Erfindung durch die ſeemächtigen Phöniker, die „den Ruhm erlangt, erfunden zu haben, was ſie empfangen hatten" (gloriamque adeptos tanquam reppererint quae acceperant). Er erwähnt die Bilderſchrift der Ägypter, die ſich „ſelbſt für deren Erfinder hielten", nennt aber Linos, Kekrops und Palamedes als Erfinder, Kadmos, Demaratos und Euandros als Verbreiter der Buchſtaben. Plinius, wie auch Lucan[9]), verſchweigt zwar nicht den ſagenhaften Erfinderruhm der Phöniker, läßt aber auch (VII 57) die Aſſyrer[10]), Ägypter und Syrer als Erfinder der Schrift gelten, die eben „ſeit ewigen Zeiten im Gebrauch ſei" (ex quo apparet aeternum literarum usum). Nach Italien ſeien die Buchſtaben durch die Pelasger gebracht worden (In Latium eas attulerunt Pelasgi). Es bleibt alſo, nach dieſen widerſprechenden Nachrichten, „lediglich die Kenntnis des phönikiſchen Alphabets und nicht die Überlieferung, welche Sicherheit gegeben hat und allein geben konnte". Gewiß ſind die älteſten ſemitiſchen und griechiſchen Alphabete einander ungemein ähnlich, faſt gleich; iſt aber die Übereinſtimmung der Formen ein zwingender Grund, die Abſtammung des letzteren vom erſteren anzunehmen? Offenbar ebenſowenig, als die Stammesverwandtſchaft der germaniſchen Sprachen mit dem Sanskrit die aſiatiſche Abkunft unſrer Vorfahren beweiſen kann. Nun, wenn auch die Formen allein nicht, ſo doch

---

viel ariſches Blut floß; auch dieſer Volksname iſt griechiſch, denn außer dem märchenhaften Vogel hieß ſo Achills Erzieher, Fürſt der Doloper, ein Fluß bei den Thermopylen, ein Bach in Böotien, die Dattelpalme und der Purpur; Stammwort iſt φοινος, glänzend, verwandt mit φαινω, leuchten; Φοινικη war ein Ort in Epirus.

[9]) Hist. nat. V, 13: Ipsa gens Phoenicum in magna gloria literarum inventionis.

Pharsal. III, 220: Phoenices primi, famae si creditur, ausi
Mansuram rudibus vocem signare figuris.

[10]) In früheren Abſchnitten iſt gezeigt worden, daß die Erfinder der Keilſchrift die ſicher nichtſemitiſchen, wahrſcheinlich mit den Europäern verwandten Sumerier, die Verbeſſerer derſelben die zweifellos ariſchen Perſer waren.

sicher die unzweifelhaft semitischen Namen (aleph, beth, gimel, daleth = alpha, beta, gamma, delta u. s. f.) der griechischen Buchstaben! Für Wimmer[11]) wird dadurch der Beweis ein „unumstößlicher". Der Umstand aber, daß diese Namen nur von den Hellenen und sonst keinem europäischen Volk angenommen wurden, nimmt der Sache viel von ihrer Unumstößlichkeit. Da in den Händen der Phöniker fast der ganze Seehandel lag und die Buchstaben auch Zahlwert hatten, erklärt sich leicht der Gebrauch phönikischer Benennungen auch bei den benachbarten Griechen.

Von der größten Bedeutung für die Geschichte der Buchstabenschrift waren die erwähnten Entdeckungen von Evans u. A. Aus ihnen geht mit Sicherheit hervor, daß lange vor dem ersten Auftreten des semitischen Alphabets, zu einer Zeit, in der die Phöniker noch der entlehnten Hieroglyphen oder der Keilschrift sich bedienten, die arischen Ägäer und Mykenier[12]) schon eine eigenartige, wenn auch noch unvollkommene Buch-

[11]) Die Runenschrift, Berlin 1887, S. 22. — Von seinen dänischen Schriften seien erwähnt, Runeskriftens oprindelse 1874 und De tyske Runemindesmärker, Aarbøger f. nord. oldkyndigh. og hist. 1894. In letzterer Abhandlung äußert er, durch die Spange von Charnay, eine Hinterlassenschaft der aus dem Norden eingewanderten Burgunden, sei der südgermanische Ursprung der Runen außer Zweifel gestellt! — Auch Montelius (Kulturgesch. Schwedens) ist noch ganz in der alten Anschauung befangen: „Daß die Runen nicht ganz selbständig von dem germanischen Volk erfunden sind, sondern irgend ein anderes Alphabet zum Vorbild hatten, wird schon durch die augenfällige Ähnlichkeit zwischen den Runen und den Buchstaben der südeuropäischen Alphabete bewiesen. Denn davon kann keine Rede sein, daß die letzteren von den Runen herstammen." Warum nicht?

[12]) Vgl. m. Aufsatz „Die altkretische Kultur", Pol. anthr. Revue VII 5, 1908. — Während Neumann (in der angef. Abhandlung der Ullstein'schen Weltgeschichte) noch behauptet: „Unsere Schrift ist bekanntlich phönikischen Ursprungs", schreibt Beloch im selben Werk: „Nicht minder naiv ist es zu glauben, Kadmos wäre aus Kanaan eingewandert, während die Sage das himmlische Phönikien meinte, das Reich des Lichts, wo der Sonnengott Phönix zu Hause ist, der Bruder des Kadmos .... Die Phöniker und ihr angeblicher Einfluß sind also aus der ältesten griechischen Geschichte zu streichen". — In einer Vorlesung über „Die europäische Verbreitung primitiver Schriftmalerei und ihre Bedeutung für den Ursprung der Schreibschrift" (R. R. Marett, Die Anthropologie und die Klassiker, übers. v. J. Hoops, Heidelberg, C. Winter, 1910) sagt Evans: „Die Meinung, die früher unter den klassischen Gelehrten vorherrschend war, daß es vor der Einführung des phönizischen Alphabets in dem alten Griechenland kein entwickeltes System schriftstellerischer Mitteilung gegeben habe, ist jetzt vollständig bankerott." (Von mir in d. Pol. anthr. Revue, X 6, besprochen.) — „Neue Theorien über den Ursprung des Alphabets" bespricht das Lit. Blatt der Frankf. Zeit (13. VIII 11): Hirschfeld hat in der Asiatic Society die Ansicht vorgetragen, die phönikische Schrift habe ursprünglich noch keine 22 Zeichen gehabt und ihre Konsonanten seien aus Gutturalen hervorgegangen, Sayce in der Gesch. f. biblische Archäologie, ein westsemitischer Stamm habe die „piktographischen" Urzeichen der phönikischen erfunden; darauf einzugehen, scheint mir unnötig.

stabenschrift besaßen, die noch deutlich die Entstehung aus einer von der ägyptischen verschiedenen Bilderschrift erkennen läßt. Von diesen Zeichen sind nachweislich mehrere in das phönikische Alphabet übergegangen und tragen dort noch den Namen der betreffenden Bilder (Ochsenkopf, Auge, Zaun = aleph, ajin, cheth). Die übrigen semitischen Namen aber lassen keinen Zusammenhang von Bild und Bedeutung mehr erkennen; denn in den Zeichen für b, g, d, l ein Haus, ein Kamel, eine Tür, einen Ochsenstachel zu sehen, dazu gehört eine alles überwindende Einbildungskraft[13]). Wäre diese Schrift wirklich in Vorderasien erfunden, stünde das semitische Alphabet seinem Ursprung noch so nahe, so müßte ein solcher Zusammenhang noch deutlich sein. Gegen die Ursprünglichkeit[14]) der semitischen Buchstaben, deren älteste Formen u. a. auf der dem 9. Jahrhundert entstammenden Grabsäule des Königs Mesa von Moab sich finden, spricht auch ihre große Zahl (22), während Aristoteles, Plinius und Tacitus mit Bestimmtheit nur 16—18 Zeichen als ältesten Bestand angeben, endlich, und nicht zum wenigsten, ihre Gestalt selbst. Jedem, der geübt und gewöhnt ist, die Schriftzeichen der verschiedenen Alphabete entwicklungsgeschichtlich zu betrachten, müssen unter den altsemitischen Buchstaben mehrere abgeleitete Formen (z th k h w) auffallen, deren Urbilder (t c a u, X ‹ F ∧) in den europäischen Alphabeten zu suchen sind. Außer Anzahl und Form läßt aber auch die ungleiche Behandlung der Vokalzeichen, die in einem als Konsonantenschrift erfundenen Alphabet gar keinen Zweck haben, die Selbständigkeit und Ursprünglichkeit der altsemitischen Schrift[15]) mehr als zweifelhaft erscheinen. So fällt der

---

[13]) Sollte nicht qoph, κοππα. in der ältesten Gestalt 𓋹, europ. 𓋹, seinen Namen vom menschlichen Kopf, ahd. koph, Nebenform von houpit, hafela, lat. caput, gr. κεφαλη, haben? Nach Gesenius bedeutet sogar im Semitischen qoph noch occiput.

[14]) Hitzig (Die Erfindung des Alphabets, Zürich 1840) meint, daß es sich bei Erfindung des phönikischen Alphabets um „eine geistige Tat handelt, welche in Tagesfrist sehr wohl vollendet sein konnte", gleichwie „auch ein Gedicht sofort geboren wird und dem Geiste entspringt in voller Rüstung wie aus Jupiters Haupt die Minerva". Bei wirklichem Verständnis der Kulturgeschichte ist dieser Gedanke ebenso unannehmbar wie Wimmers „Runenmeister".

[15]) Hommels erneuten Versuch (Vortrag in der Münchener Anthropol. Gesellsch. v. 13. März 1903, Korrespondenzbl. der Deutsch. Ges. f. Anthr. XXXIV 6), das phönikische Alphabet als semitische Erfindung und Grundlage der europäischen Schrift hinzustellen, habe ich in dem angeführten Aufsatz der Politisch anthropologischen Revue mit leichter Mühe als „in jeder Hinsicht unhaltbar" erweisen können. — Ein seltsamer Widerspruch ist es, wenn Meyer (Gesch. d. Alt. I 2) sagt: „Ebenso haben die Semiten zwar gar manche bedeutende praktische Erfindung aufzuweisen — keine ist in ihren Konsequenzen wirkungsvoller gewesen als die unseres Alphabets —, aber große selbständige Schöpfungen haben sie kaum hervorgebracht". — In der 2. Aufl. von Helmolts Weltgeschichte (II S. 163, von mir im Deutschen Volkswart und in der Pol. anthr. Revue beurteilt) schreiben Winckler-

„unumstößliche Beweis" für die „wirklich geschichtliche Tatsache", wenn man ihm scharf und ohne Vorurteil zuleibe geht, in nichts zusammen. Es wäre richtiger gewesen, zuerst die Urformen, den Grundbestand unsrer Buchstabenschrift festzustellen, statt von unsicherer Grundlage aus die Ableitung der einzelnen europäischen Alphabete von einander ausklügeln zu wollen. Diese unwissenschaftliche Forschungsweise hat sich denn auch bitter gerächt: sie hat eine Menge wertvoller Arbeitskraft nutzlos vergeudet, nur auf Abwege geführt und beispielsweise nicht vermocht, das „Runenrätsel" zu lösen.

Wenn auch nach dem Erscheinen von Wimmers „Runenschrift" solchen Forschern, die in der germanischen Kulturentwicklung nur eine „Geschichte der Entlehnungen" erblicken, die Frage nach dem Ursprung der Runen als erledigt galt, so ist doch Sievers' zuversichtlicher Ausspruch[16]): „Der zuerst[17]) von Kirchhoff ausgesprochene Satz, daß das lateinische Alphabet die Quelle des Runenalphabets sei, hat durch die abschließenden Untersuchungen von Wimmer volle Bestätigung erhalten und darf jetzt als sicher gelten", sehr bald Lügen gestraft worden. Die Untersuchungen des dänischen Forschers waren keineswegs „abschließend", ihr Hauptergebnis nichts weniger als „sicher". Der Streit um das Runenrätsel entbrannte, da man doch zur Überzeugung kam, daß manches in Wimmers Behandlung der Sache „auf den ernstlichen Beifall wissenschaftlicher Forscher[18]) nicht rechnen" dürfe, mit erneuter Heftigkeit. Losch, Meyer, Kaufmann, Hempl, Gundermann, Luft, von Grienberger, von Friesen haben die Lehre vom „Runenmeister", dessen Vorlage die großen lateinischen Buchstaben der Kaiserzeit gewesen, mehr oder weniger scharf ange-

Weber: „Jedenfalls aber sind die Phöniker ebenso wenig die Erfinder der Schrift gewesen, wie die Handelsstädte unserer Zeit den Fortschritt geistiger und technischer Entwickelung der Neuzeit bestimmen."

[16]) Grundr. d. germ. Philologie, 1891. Auch in der 2. Auflage hat Sievers seinen Standpunkt nicht geändert.

[17]) Diese Ansicht ist schon 1770 von Stenberg in seiner Dissertation „De runarum patria et origine" ausgesprochen worden. Irrtümlich wird diese Schrift von Wimmer als Werk Ihres angeführt, unter dessen Vorsitz die Promotion am 28. Mai gen. Jahres zu Upsala stattgefunden hat. — Ähnliche Ansichten hatten schon Celsius und Leibniz geäußert, ebenso Rühs in seiner Edda (Berlin 1812: „Die Runen sind unverkennbar aus dem lateinischen Alphabet entstanden") und Munch in seiner „Kortfattet fremstilling af den ældste nordiske runeskrift", Christiania 1848. — Für das hohe Alter und den griechischen Ursprung (durch Vermittelung der bei Massilia wohnenden Gallier) der Runen war schon 1868 Geiger eingetreten („Entstehung der Schrift" in den Aufsätzen und Vorträgen „Zur Entwicklungsgeschichte der Menschheit", Stuttgart. J. G. Cotta, 1878).

[18]) Philologische Studien. Festgabe für Ed. Sievers. Halle 1896. Wimmers Runenlehre von G. Hempl. Er kommt zu dem Schluß, „daß die Runenmeistertheorie, auf der seine (Wimmers) Lehre von dem Ursprung der Runen fußt, durch verschiedenes widerlegt wird".

griffen, freilich ohne selbst, wie ein Kritiker sehr richtig bemerkte, „zu greifbaren Ergebnissen zu gelangen". Nicht nur mit genannter Lehre, sondern auch unter einander im Widerspruch, könnte höchstens einer von allen recht haben. Es sei daher nur auf Gundermanns Ansichten etwas näher eingegangen. In einem am 6. November 1897 in Gießen gehaltenen Vortrag (Litbl. f. germ. u. rom. Philol. 1897 S. 430) glaubt er die Vorlage der Runenschrift entdeckt zu haben, die eine in Aussicht gestellte „Untersuchung mit allem Beweismaterial" zur Beseitigung aller Schwierigkeiten „demnächst" bekannt geben sollte. Eine solche ist jedoch unterblieben, wohl infolge eines Briefwechsels mit mir. In seiner Antrittsrede in Tübingen über „die Beziehungen der Griechen und Römer zu den nordischen Völkern" (am 27. November 1902, Bericht im Schwäbischen Merkur Nr. 555) sagte dann Gundermann u. a.: „In diesem Runenalphabet der Germanen (spätestens schon 400 v. Chr. entstanden) haben wir nun ein Glied eines nordeuropäischen Alphabets, das vom lateinischen nicht abstammt, sondern nur mit ihm verwandt ist." Nun, dies Uralphabet habe ich zuerst im Jahr 1888 nachgewiesen. Bei verschiedenen Gelegenheiten habe ich den Tübinger Professor als „erste Schwalbe" begrüßt, die zwar noch keinen Sommer macht, aber immerhin bessere Zeiten und einen sich vorbereitenden Umschwung der Meinungen hoffen läßt.

In der zweiten der angeführten „Abhandlungen zur Runenkunde" habe ich die Theorien Wimmers und seiner sämtlichen Nachfolger im einzelnen widerlegt. Ich möchte mich darum hier nur noch mit dem letzten derselben beschäftigen. Der neueste Versuch eines Dozenten in Upsala, von Friesen, die uralte Volksschrift der Germanen, die Runen, aus einer südeuropäischen Quelle herzuleiten, hat in wissenschaftlichen und anderen Kreisen einiges „Aufsehen" erregt, m. E. mit Unrecht, denn er hat nichts vor allen anderen derartigen Unternehmungen voraus. Gleich bei der ersten Nachricht, noch ehe ich die Einzelheiten der neuen Theorie kennen gelernt hatte, trug ich keine Bedenken, sie für „ein totgeborenes Kind"[19]) zu erklären, welches Urteil ich nach eingehender Prüfung der schwedischen Abhandlung „Om runskriftens härkomst"[20]) ohne jede Einschränkung aufrecht halte.

[19]) In einer „Verteidigung" gegen ungerechte Beurteilung. Arch. f. Rassen- und Gesellschaftsbiologie I 6. — Außerdem habe ich gegen die Friesen'sche Theorie schon Stellung genommen in der Polit. anthr. Revue III 11, „Die Herkunft der Runen", in der Zeitschrift Germania VII 2, „Germanische Kunst und Schrift", in den Wartburgstimmen II 22, „Zur Runenfrage", in dem Vortrage „Altgermanische Zeitrechnung", Verhdlg. d. Naturwiss. Vereins in Karlsruhe, B. XVIII, im Globus LXXXVII 14, im „Stammbaum der indogermanischen Völker und Sprachen" und in den „Rassentheorien".

[20]) Sonderabdruck aus „Språkvetenskapliga Sällskapets i Uppsala förhandlingar" 1904—1906. Akad. Boktryck., E. Berling, 1904.

Wie der Verfasser im Vorwort bekennt, haben ihn Salins archäologische Forschungen[21]) zu den Untersuchungen veranlaßt, deren Ergebnisse in mancher Hinsicht den von Bugge auf der V. Nordischen Philologenversammlung, August 1898, in Christiana vorgetragenen Ansichten nahekommen. In einem Briefe vom 8. September 1904 hat der inzwischen verstorbene norwegische Forscher diese nochmals dahin zusammengefaßt, daß die Goten von galatischen und armenischen Gefangenen kurz nach ihrer Heerfahrt nach Kleinasien im Jahre 267 die Schreibkunst erlernt, ihre Buchstaben nach griechischen und lateinischen Vorbildern gestaltet, deren Namen aber aus keltischen oder armenischem Munde vernommen haben sollen. Diese, schon der Zeit nach unmögliche, aber auch sonst ungemein verwickelte und gekünstelte Deutung braucht eigentlich nicht widerlegt zu werden. Ebenso ist Salins obwohl auf sehr gründlichen und ausgedehnten Forschungen beruhendes und durch reichen Bilderschmuck wertvolles Werk über „Die altgermanische Tierornamentik" doch leider in der Hauptsache verfehlt und sogar gegen Sophus Müllers Auffassung[22]) als Rückschritt zu bezeichnen.

„Was bisher", meint der Verfasser im Eingang, „trotz aller auf die Beantwortung der Frage verwendeten Mühe und Gelehrsamkeit, trotz allem Scharfsinn und Forscherfleiß erreicht worden ist, ermuntert keineswegs zur Nachfolge. Denn ohne Übertreibung kann man sagen, soviel Forscher, soviel Meinungen, die soweit als nur möglich von einander abweichen." Wie war es möglich, daß ein so heißes Bemühen, soviel redliche Arbeit ohne jeden Erfolg blieben? Aus dem einfachen, für die Wissenschaft aber schon oft verhängnisvoll gewordenen Grunde, daß man von falschen Voraussetzungen ausging und Vorurteile für Tatsachen hielt. Die vorgefaßte Meinung aber, unsere Buchstabenschrift sei im Morgenlande erfunden und durch Vermittlung der Griechen den nordeuropäischen Völkern erst spät und in vollendeter Ausbildung zugekommen, ist durch überraschende, stets sich mehrende Funde widerlegt. Die Anfänge der Schrift sind viel älter, als man früher geglaubt hat, denn Schriftzeichen aus der Steinzeit sind in Siebenbürgen, Frankreich und Portugal, solche der Bronze- und Kupferzeit in Spanien und in Orchomenos, der Hallstattzeit in Oberösterreich[23]) gefunden worden,

[21]) B. Salin, Die altgermanische Tierornamentik", Berlin, Asher u. Cie., 1904. — Von mir in „Deutsche Kunst und Dekoration" VII 12 und in den „Wartburgstimmen" II 16 beurteilt.

[22]) Dyreornamentiken i Norden, Aarbøger f. nord. oldkyndighed etc. 1880. — Meine Ansicht in „Germanischer Stil und deutsche Kunst", Heidelberg 1899, und die ganz ähnliche des verstorbenen Adamy, „Hessische Quartalsblätter", N. F. II 1890, hat Salin nicht beachtet.

[23]) H. Schmidt, „Schriftzeichen aus der neolithischen Fundstätte von Tordos" Ztschr. f. Ethnol. XXXV 2/3; Letourneau, „Les signes libyques des dol-

und die bekannte kretische Schrift, von einem unzweifelhaft arischen, mit den Hellenen verwandten Volke gebraucht und viel altertümlicher als die ältesten phönikischen Denkmäler, muß als unentwickelte Vorläuferin der europäischen Schrift betrachtet werden. „Eins ist sicher," sagt Reinach[24]) mit vollem Recht, „die Linearschrift läßt sich weder aus Assyrien, noch aus Ägypten herleiten, sie hat ein durchaus europäisches Gepräge und gibt sich als vorausgeeiltes Vorbild (image anticipée) hellenischer Inschriften zu erkennen", ohne Zweifel, denn nach des Entdeckers Evans[25]) Worten „saß Kadmos zu den Füßen des Minos". Kadmos aber trägt, wie ich wiederholt gezeigt, einen echt griechischen Namen, und außer ihm galten auch Orpheus, Prometheus, Musäos, Linos, Danaos, Kekrops, Palamedes, Demaratos, Euandros als Verbreiter der Schrift, als Erfinder aber die Götter Zeus, Hermes und die Musen, gerade wie bei den Germanen Wodan und die Nornen.

Daß die Buchstabenschrift im Süden unsres Weltteils älter sei als im Norden, gilt von Friesen als feststehende Tatsache, und darum mußte auch sein Versuch, die Runen aus der griechischen Kursivschrift, aber mit Zuhilfenahme einiger großer lateinischer Buchstaben abzuleiten, ebenso scheitern, wie die aller seiner Vorgänger seit Wimmer. Um diesen Ausspruch zu begründen, muß ich auf die Einzelheiten seiner Erklärungsweise eingehen.

Er meint zunächst, an Salin sich anlehnend, im zweiten Jahrhundert unsrer Zeitrechnung habe sich „wesentlich auf Grund klassischer Vorbilder" an der Nordküste des Schwarzen Meeres eine „germanische" Kultur entwickelt, die sich dann später (schon vor dem Jahr 200) an die Ostsee und unter dem „Druck der Hunnen" in der zweiten Hälfte des vierten Jahrhunderts nach Ungarn, Süddeutschland, Frankreich und Italien verbreitet habe. Das ist geschichtlich unmöglich, denn im zweiten Jahrhundert haben noch keine Germanen am Schwarzen Meer gewohnt; erst im zweiten Jahrzehnt des dritten Jahrhunderts sind die ersten Scharen der Goten bis an die Donau gelangt und ungefähr zu gleicher

---

mens" Bull. Soc. d' Anthr. de Paris 1896; Rodriguez u. Brenha, „Religioes a Lusitania" 1897; Severo. Ob dolmens etc. Portugalia I, Oporto 1899—1903; Don Estucio da Veiga, angef. von Lang, „Fortnightly Review", Oktober 1904; Asen, „Prähistorische Blätter", 1903; „Aus Kreta", Beilage z. „Allgem. Ztg." 295, 1903.

[24]) La Crète avant l'histoire, „L'Anthropologie" XIII 1, 1903.

[25]) „Nature", September 1900. — In einem Vortrage in der Society of Hellenic studies (Bericht nach Athenaeum in Nr. 295 der Beil. z. „Allg. Ztg." 1904) glaubte er in kretischen Inschriften Endungen und Zusammensetzungen „nach indogermanischer Art" nachweisen zu können, und erklärte die Sprache für „sicherlich nicht semitisch", manche Zeichen für „Prototypen" phönikischer Buchstaben.

Zeit wie die Alemannen mit den Römern unter Caracalla zusammengestoßen. Die gotischen Runeninschriften von Müncheberg, Kovel und Petrossa bezeichnen den Weg, den sie genommen, nicht eine rückläufige Strömung, denn die nordischen, wie z. B. die des Goldhorns, zeigen die gotische Sprache in ihrer ältesten Gestalt, auf einer Entwicklungsstufe, die mehrere Jahrhunderte vor Ulfila liegt. Ist somit schon die Voraussetzung hinfällig, so steht es mit der Erklärung der einzelnen Runenzeichen um nichts besser.

Die Runennamen, die nach griechischer Sitte gebildet sein sollen, sind in Wirklichkeit uralt. Wie schon Rieger[26]) bemerkt hatte, tragen die Runen mit Ausnahme „jüngerer Zutaten" sämtlich die Namen sinnlich wahrnehmbarer Dinge, d. h. sie lassen noch die ursprüngliche Bilderschrift ahnen, wenn sie auch durch tausendjährigen Gebrauch bis auf wenige Striche vereinfacht sind. Immerhin geben fünf, feh, ur, kan, man, ehu, mit geringfügigen Ergänzungen, wie ich gezeigt habe, noch ein deutliches Bild, und gerade sie weichen vollständig von den griechischen Bezeichnungen ab.

Die Vorbilder für die meisten Runen glaubt von Friesen in der griechischen Laufschrift (Kursive) des zweiten und dritten Jahrhunderts gefunden zu haben, deren Kenntnis durch die ägyptischen Papyrusfunde der letzten Jahre vermehrt wurde. Der Gedanke ist nicht ganz neu, denn wie der schwedische Forscher die griechische, so hatte vor Jahren von Grienberger[27]) die lateinische Kursivschrift zur Erklärung der Runen herangezogen. Es ist aber von vornherein klar, daß die mit der Rohrfeder gemalten oder mit dem Griffel in Wachs geritzten Schriftzüge einer späten Zeit sich von der ältesten Gestalt der lateinischen und griechischen Buchstaben, der ohne Frage die Runen am meisten gleichen, am weitesten entfernt haben und darum zur Erklärung am wenigsten eignen. Vor allem ist es ein Irrtum, daß die gemeingermanische Runenreihe sechs Vokalzeichen enthalte. Das „umstrittene" dreizehnte Zeichen in Gestalt einer Wolfsangel drückt keineswegs ein kurzes e, sondern, wie angelsächsische Inschriften (Kreuz von Ruthwell, Grabstein von Thornhill, Reliquienschrein von Braunschweig) zeigen, in den Wörtern almeahtig, Eatechinne, halech den rauhen Hauchlaut aus; die Handschrift von St. Gallen gibt, ent-

[26]) „Zeitschr. f. deutsche Phil." VI, 1875, „Zum Runenalphabet", Besprechung von Wimmers „Runeskriftens oprindelse". — Übrigens hatten schon Zacher, „Das gothische Alphabet usw.", 1855, und von Liliencron, „Zur Runenlehre", 1858, eine „ursprüngliche, ältere" Runenreihe, die an Zahl ungefähr mit der spätnordischen übereinstimmte, geahnt. Ohne damals diese Vorgänger zu kennen, habe ich 1888 mein aus 18, von den Rieger'schen und Zacher'schen etwas verschiedenen „Urzeichen" bestehendes „Grundfuthark" aufgestellt.

[27]) „Zur Runenlehre", „Zeitschr. f. deutsche Phil." XXXII 3, 1900.

sprechend der alemannischen Aussprache und der Bedeutung gh in keltiberischen Inschriften, zweimal den Lautwert als k, und im angelsächsischen Namen eoh, ih gilt, da kein Wort dieser Sprache mit ch anfängt, der Auslaut. Das in einigen spätgriechischen Handschriften, so in der neugefundenen Politeia des Aristoteles, vorkommende Zeichen läßt sich genau in seiner Entwicklung aus E verfolgen und hat mit der Rune nur eine zufällige Ähnlichkeit. Die Runen für a und o stimmen gerade mit den kursiven griechischen Formen am allerwenigsten überein; das geschriebene omega ist gar nicht aus dem lapidaren, sondern durch Verdoppelung von omikron entstanden. Der u-Rune entspricht ein umgekehrtes V, mit dem unten manchmal offen bleibenden geschriebenen o hat sie nach Gestalt und Lautwert nichts zu tun. Das griechische eta wurde nach der gotischen Schreibung Abeileni, Hermogeneis oder Airmogaineis, Aunisimus der Namen Abilene, Hermogenes und Onesimos in den ersten Jahrhunderten unserer Zeitrechnung höchstwahrscheinlich, wie ει sicher, als langes i gesprochen und kann daher der Rune ehu unmöglich als Vorbild gedient haben. Das i-Zeichen hat in allen verwandten Schriftarten sehr ähnliche Formen. Von den Halbvokalen ist die j-Rune einfach durch Brechung des Stabes von I entstanden; das ulfilanische Zeichen ist nicht aus der Runenschrift übernommen, sondern lateinisches G wegen der gotischen, offenbar der heutigen schwedischen nahekommenden Aussprache. Die w-Rune gleicht griechischem Y, auch in kursiver Form, sehr wenig und hat entwicklungsgeschichtlich nichts damit zu schaffen. Die d-Rune kann, von der verschiedenen Aussprache (griechisch Dorotheos = gotisch Daurithaius) ganz abgesehen, darum keine Stilisierung von Θ sein, weil ihre älteste Gestalt, z. B. auf dem Goldhorn, sicher kein „Rechteck" war; so ist sie nur auf der mit Silber in Eisen eingelegten Inschrift der Speerspitze von Kovel gebildet, zweifellos, wie schon Wimmer richtig bemerkt hat, „durch technische Gründe hervorgerufen". Griechisches X stimmt mit der g-Rune ebenso zufällig überein, wie mit lateinischem X; die Aussprache muß recht verschieden gewesen sein, denn Ulfila gibt χ immer durch k wieder (Akaja, Antiaukia). Ganz verfehlt ist die Gleichstellung der th-Rune mit Φ, da zwischen beiden Zeichen weder eine lautliche (Philippos, Phares = gotisch Filippus, Farais) noch eine äußerliche Verwandtschaft besteht; der gotische Buchstab für th war, wie die Urkunden von Neapel und Arezzo zeigen, ursprünglich der Rune gleich und wurde erst später durch einen etwas veränderten Federzug der Abschreiber dem griechischen Phi ähnlich. Wie die angelsächsische Form zeigt, kann die p-Rune keine Stilisierung von Π sein; ihre ursprüngliche, noch wenig vereinfachte Gestalt ergibt sich durch Aufeinanderlegen der Zeichen des Themsemessers und der Spange von Charnay. Entwicklungsgeschichtlich erklärt sich die ver-

wickelte Gestalt der Rune durch Gegenüberstellung von zwei B, welches Zeichen auf den Vadstenabrakteaten noch den harten wie den weichen Laut ausdrückt. Daß zwischen der z-Rune, die später zu weichem s, in den nordischen Sprachen schließlich zu r wurde, und Ψ keine „Lautgleichheit" besteht, gibt auch von Friesen zu. Da sie ursprünglich oben und unten Seitenstriche hatte, ist auch die Ähnlichkeit der Form eine rein zufällige. Für die r-Rune soll das lateinische Vorbild gewählt sein, um Verwechselungen mit der w-Rune zu vermeiden, doch hat ja das Zeichen in den ältesten griechischen Inschriften die gleiche Gestalt und eine Änderung des griechischen Y wäre gar nicht nötig gewesen. Das Zeichen für den Laut ng soll nach griechischer Sitte aus zwei Γ entstanden sein; es ist aber durch Gegenüberstellung zweier k-Runen gebildet, während im Griechischen die, übrigens auch im Lautwert verschiedenen, Γ immer hinter einander stehen. Auf weitere Einzelheiten einzugehen, lohnt wahrhaftig nicht der Mühe.

„Mit Sicherheit" läßt sich demnach keine einzige Rune aus der spätgriechischen Kursivschrift ableiten, und der Friesen'sche Versuch bedeutet in keiner Weise einen Fortschritt der Runenkunde, sondern beweist aufs neue die Unmöglichkeit, auf diesem Wege zu des Rätsels Lösung zu gelangen. Auch Salins Ansichten finden in der neuesten Runenerklärung ebenso wenig eine Unterstützung, wie diese durch jene, und ich bleibe dabei, was ich in meinen Besprechungen seines Werkes gesagt habe: ein Kulturstrom vom Schwarzen Meer nach der Ostsee hat im dritten Jahrhundert nicht stattgefunden, wohl aber eine Völkerwanderung in umgekehrter Richtung, mit der germanische Kunstfertigkeit, Geschmacksrichtung, Sprache und Schrift vom Norden nach dem Süden verbreitet wurden.

Schon vor bald dreißig Jahren, in meiner „Herkunft der Deutschen"[28]), habe ich ausgesprochen, daß die Runenschrift, wie die so ähnliche der stammverwandten Völker, „dem gemeinsamen Ursitz arischer Kultur" entstammt, und bald nach der deutschen Ausgabe von Wimmers „Runenschrift" in einem Vortrage im Karlsruher Altertumsverein[29]) die Forderung gestellt, daß, „bei aller Anerkennung der großen Verdienste dieses Gelehrten um die Runenforschung", seinen Anschauungen „mit Entschiedenheit entgegengetreten werden müsse". Aber ich habe mich keineswegs auf Widerlegungen beschränkt, sondern zugleich auch gezeigt, wie nur auf umgekehrtem Wege eine befriedigende Lösung der Streitfrage zu erreichen ist, und als Kern des gemeingermanischen Futharks einen ältesten Bestand von 18 Urzeichen

[28]) Karlsruhe, G., Braun, 1885.

[29]) Am 16. Februar 1888. Bericht in der „Karlsruher Zeitung" und in den Verhandlungen des Vereins, I, 1881—1890.

nachgewiesen, die noch deutlich ihre Entstehung aus einer Bilderschrift erkennen lassen und die entwicklungsgeschichtliche Erklärung jedes einzelnen Zeichens aller europäischen und kleinasiatischen Schriftarten ermöglichen. Man hat sich zwar gesträubt, diese der hergebrachten Schulweisheit widersprechende Lösung anzuerkennen, aber die Zeit hat mir insoferne recht gegeben, als die von der germanischen Philologie und mit ihr von der gesamten deutschen Wissenschaft für „abschließend" und „sicher" erklärte Ansicht[30]) doch bald wieder aufgegeben werden mußte. Auch die neueste Theorie, das sage ich trotz der „Anerkennung", die sie da und dort gefunden, ohne Bedenken voraus, wird das Schicksal aller ihrer Vorgänger teilen. Wieviel vergebliche Anstrengung und verlorene Mühe hätte man sich ersparen können, wenn man früher meine Mahnung, nicht Unmögliches erreichen zu wollen, beachtet hätte. Meine ausführliche und eingehende Deutung, die den Vorzug hat, nicht nur die Herkunft der Runen, sondern mit einem Schlage auch den Ursprung unsrer Buchstaben und die vorgeschichtliche Schrift aller süd- und nordeuropäischen Völker, der Hellenen, Etrusker, Römer, Kelten, Germanen, Litauer, Slaven und Skythen zu erklären, tut von Friesen in einer Anmerkung mit den Worten ab: „Um zu zeigen, daß die Hieroglyphenhypothese immer noch ihre Verfechter hat, will ich auch Wilser, Die Germanen ꝛc., anführen." Nach den bisherigen Erfahrungen möchte ich bezweifeln, daß dieser Versuch der letzte ist; es wird noch einer oder der andere Schiffbruch leiden müssen, ehe man sich von der Aussichtslosigkeit, auf dem hartnäckig eingehaltenen Wege das erstrebte Ziel zu erreichen, überzeugt.

Sollte man nicht, um auf eine der wichtigsten kulturgeschichtlichen Fragen endlich die richtige Antwort zu finden, einmal den Versuch in umgekehrter Richtung — seitdem das „Trugbild des Ostens" im Verblassen. liegt dieser Gedanke nicht mehr so fern — anstellen und auch die Kehrseite der Münze beachten? Überrascht durch die große Ähnlichkeit der Runen gerade mit den allerältesten südeuropäischen Buchstaben, habe ich schon vor einem Vierteljahrhundert der letzteren Ursprung im Norden gesucht. Noch früher hatten eigenartige Denker, wie J. Grimm, Gobineau und Carlyle[31]), ähnliche Gedanken

[30]) Sievers im Grundriß der germanischen Philologie (1. wie 2. Auflage).

[31]) Geschichte der deutschen Sprache, 1848. I, S. 159: „sie (die Schrift) war ein Gemeingut, dessen Kunde alle urverwandten Völker mit in ihren Auszug nahmen." — Essai sur l'inégalité des races humaines, 1853: II faut donc conclure que ces alphabets européens, parents du grec, ne sont pas formés d'après lui; qu'ils remontent, ainsi que lui, à une origine plus ancienne; que, comme le sang des races blanches, ils ont leur source dans les établissements primitifs de ces races. — Carlyle schreibt in seinem Buch „Helden und Heldenverehrung" (II. deutsche Aufl. S.39): „Die Runenschrift hat einigen Anschein nordischen Ursprungs; kein phönikisches Alphabet, sondern ein eingeboren skandinavisches."

ausgesprochen, doch konnten sie, da nach damaliger Kenntnis Asien als Urheimat der Indogermanen galt, keine weiteren Schlüsse daraus ziehen. Denn die Schrift ist einer der wichtigsten Bestandteile der arischen Kultur, wo aber deren Ursprung zu suchen, „ob in Europa oder in Asien[32]), die Frage hängt zusammen mit der Frage nach der Herkunft der arischen Völker überhaupt". Nachdem das Ausstrahlungsgebiet der nordeuropäischen Menschenrasse sich als die so lange gesuchte indogermanische Urheimat herausgestellt hatte, konnte die Vermutung, daß in den skandinavisch-germanischen Runen vielleicht die urarische Schrift enthalten sei, nichts Befremdendes mehr haben. In der Tat verrät die gemeingermanische Runenreihe von 24 auf drei Geschlechter verteilten Zeichen, die viel älter[33]) ist als die vereinfachten spätnordischen Runen[34]), daß auch sie ihre Geschichte hat: eine Anzahl offenbar abgeleiteter oder zusammengesetzter Zeichen läßt auf einen ursprünglich einfacheren Kern schließen. Nach Ausscheidung von acht solcher Runen (g w ch p z b ng d), deren Gestalt als nicht ursprünglich[35]) in die Augen fällt, bleiben folgende 16 einfache Zeichen übrig:

f u th a r c : h n i j s : t e m l o

---

[32]) F. v. Hochstetter, Die neuesten Gräberfunde von Watsch und St. Margarethen in Krain und der Kulturkreis der Hallstätter Periode Wien 1883.

[33]) Auch diesen Gedanken hatte vor Wimmer in seinem Buch „Das germanische Runen-Fudark", München 1857, schon Lauth ausgesprochen, ebenso Bugge 1873 in seinem Vortrag „Om runeskriftens oprindelse", Abdruck aus „Christiana Videnskabs-Selskabs Forhandlinger for 1873", Christiania 1874.

[34]) Diese Reihe ergibt sich aus den Brakteaten von Vadstena und Grumpan in Schweden, dem Themsemesser, der Spange von Charnay in Burgund und der Inschrift von Kylfver auf Gotland (v. Friesen och Hansson, Kylfverstenen etc., Antiqu. Tidskr. XVIII, 1905). Daß vier dieser Denkmäler aus dem Norden stammen, das fünfte einem von dort ausgewanderten Volke angehört, spricht wahrlich nicht für einen südlichen Ursprung der Runenschrift. Über den 1911 gefundenen „Brakteaten von Grumpan und die Runenfrage" habe ich auf der Versammlung der Gesellschaft für deutsche Vorgeschichte in Köln, 1913, gesprochen. S. Verhdl. im Mannus V.

[35]) Das Zeichen für w ᚹ scheint zwar einfach, ist aber nicht ursprünglich, sondern durch Weglassung eines Hügels der B-Rune entstanden. Über die angelsächsisch ih oder eoh genannte Rune in Gestalt einer Wolfsangel ᛇ sind die Meinungen geteilt. Ihr Lautwert, ch, geht hervor aus dem Kreuz von Ruthwell, dem Grabstein von Thornhill und einem kleinen agl. Reliquienschrein, einer Perle des Braunschweiger Museums, deren Inschriften das fragliche Zeichen in den Wörtern alme?ttig, Eate?inne und hal?, unzweifelhaft almeahtig, Eatechinne (vgl. die altsächsischen Kosenamen Atekin, Godikin, Lucechin u. ä.; die Inschrift lautet „Eadred sete äfte Eatechinne", d. h. Eadred setzte den Stein für Eatechin) und halig, enthalten. Der Kodex von Salzburg gibt ihren Lautwert als i+h, der von St. Gallen zweimal als k, von den Alemannen wie ch gesprochen, an, die angelsächsische Binderune ᚸ ist ach zu lesen; das Gemeinsame ist der rauhe Hauchlaut. Auch die keltiberische Schrift hat das Zeichen mit dem

Sucht man nach Sinn und Ordnung in dieser Reihe, so fällt einem gleich im ersten Geschlecht auf, daß hier, wenn auch die C-Rune den Hauchlaut bedeutet, die drei Spiranten, getrennt durch zwei Vokale und die eingeschobene liquida r, vereinigt wären. Es ist daher, was auch durch die doppelten Zeichen (c und q, kappa und koppa) für die tenuis im Lateinischen und Altgriechischen bestätigt wird, mehr als wahrscheinlich, daß die sechste Rune ursprünglich spirans war. Geben wir ihr den früheren Lautwert und nehmen dafür das Koppazeichen ins dritte Geschlecht, so haben wir auch in diesem zwei Vokale, die dem r verwandte liquida l und zwei den Spiranten des ersten Geschlechts entsprechende tenues. Die dritte entnehmen wir, da die B-Rune offenbar durch Verdoppelung des Hügels entstanden, ebenfalls den genannten Alphabeten in der ältesten Gestalt des P. Versetzt man dann die M-Rune, die durch die neugebildeten Zeichen aus dem zweiten Geschlecht verdrängt zu sein scheint, zu dem verwandten Nasenlaut n in dieses zurück, so gelangt man schließlich zu der vollkommen sinnvollen und ebenmäßigen Anordnung:

ᚠ ᚢ ᚦ ᚨ ᚱ ᚲ : ᚺ ᚾ ᛁ ᛃ ᛗ ᛋ : ᛈ ᛖ ᛏ ᛟ ᛚ ᛩ
ph u th a r ch : h n i j m s : p e t o l q.

Damit ist meines Erachtens nach Gestalt und Lautwert der Zeichen der Urbestand unsrer Buchstabenschrift gefunden, und ich habe deshalb, als ich 1888 zuerst[36]) mit dieser Entdeckung an die Öffentlichkeit trat, diese 18 einfachen Schriftzeichen „urarisches Alphabet" genannt. Daß sie in Wahrheit diesen Namen verdienen, geht aus folgenden Gründen hervor: 1. Sie lassen noch die Spuren der ursprünglichen Bilderschrift erkennen. Fast alle tragen die Namen sinnlich wahrnehmbarer Dinge (nordische Tiere und Bäume, Mensch, Wagen,

Lautwert g, gh. Die Form ergibt sich aus zwei mit je einem Schenkel sich berührenden C-Runen. Ihre Gestalt gab zu Verwechselungen Anlaß mit ᛋ und ᛃ (j und s), wie in dem angelsächsischen GISELHEARD und dem LEUBWINI der Nordendorfer Spange.

[36]) In einem im Karlsruher Altertumsverein gehaltenen Vortrag. Eingehende Begründung geben die Vorträge „Alter und Ursprung der Runenschrift" (abgedr. in Nr. 11 u. 12 des „Korrespondenzblattes der Deutschen Geschichts- und Altertumsvereine" 1895) und „Entwicklungsgeschichte der Buchstabenschrift", letzterer am 7. Febr. 1898 im Historisch-philosophischen Verein zu Heidelberg gehalten. S. Protokollbuch. — Mit einiger Einbildungskraft lassen sich, wenn auch nicht so sicher wie für die fünf obigen, noch Urbilder für die Runen ᚱ ᚾ ᛁ ᛊ ᛉ ᛜ, Wagen (reda), Hag, Eis (oder Eisen, Speer), Sonne (sigel, halbes Sonnenzeichen), Ose, Kopf, finden. Durch spätere Erweiterungen ist die ursprüngliche Reihenfolge vielfach gestört worden, am wenigsten bei den altgermanischen Schriftzeichen; aber auch im altgriechischen Alphabet sind die alten Gruppen zum Teil noch beisammen, so im Anfang die den früheren Spiranten entsprechenden mediae, in der Mitte I mit den Nasenlauten M und N, gegen Ende die drei tenues ᛈ ᛜ ᛏ.

Kahn, Hag u. a.); bei fünfen läßt sich durch wenige beigefügte Striche ein deutliches Bild, ᚠ ᚴ ᚲ ᛗ ᛘ = ᚠ ᚺ (ᛗ ᛘ ihres Namens (feh, ur, kan, man, ehu) herstellen; bei vieren stimmen diese Namen sogar noch mit den lateinischen Wörtern pecus, urus, canna[37]), equus überein. 2. Ihre Anzahl entspricht der aus dem Altertum für die älteste Schrift überlieferten. 3. Sie reichen, wie das Beispiel der ebenfalls auf besondere Zeichen für die mediae u. a. verzichtenden etruskischen und spätnordischen Alphabete zeigt, aus zur Wiedergabe einer arischen Sprache. 4. Sie sind fast in allen europäischen und kleinasiatischen Schriftarten gleich, während die zur Erweiterung dienenden, neugebildeten Zeichen auf Sonderentwicklung beruhen. 5. Aus ihnen läßt sich entwicklungsgeschichtlich jedes einzelne Schriftzeichen[38]) aller verwandten Alphabete ableiten. 6. Bei verschiedenen europäischen Völkern, Keltiberern, Galliern, Litauern, Slaven, Skythen[39]), lassen sich Spuren einer vorrömischen, bezw. vorgriechischen Schrift nachweisen, die immer mehrere der Urzeichen enthält. 7. Die im Stammbaum sprach-

[37]) Man hat eingewendet, canna bedeute nur „Schilfrohr", doch wird es von Juvenal auch im Sinne von „Gondel" gebraucht. Vielleicht sind im Lateinischen zwei ähnliche Wörter zusammengeflossen. Jedenfalls beweisen ahd. kan, an. kani, aschw. kana, afr. cane, franz. canot, engl. canoe, daß das Wort den germanischen und keltischen Sprachen angehört hat.

[38]) Wiederholt habe ich mich erboten, in jedem beliebigen Falle den Beweis zu führen. Hier muß ich mich auf einige Beispiele beschränken. Legt man ᚴ, diese Gestalt hat das Zeichen auch auf dem Kamm von Whitby und dem Kylfverstein, (Themsemesser) auf ᚹ (Spange von Charnay), so ergibt sich als gemeingermanische Gestalt des Zeichens für p ᛈ, entstanden aus zwei einander zugekehrten ᛒ ᛋ (Zeichen für b, entstanden durch Verdoppelung des Hügels von ᚹ, ursprünglichem Zeichen für p) und dann vereinfacht. Diese Erklärung wird bestätigt durch die beiden angelsächsischen Runen ᚹ und ᛒ des Cod. lat. Monac. 6250. Das sonderbare altgriechische Zeichen für x in Gestalt eines Fensters ⊞ ist entstanden aus dem doppelten Urzeichen ›‹ = X, Zeichen für ch, manchmal auch +, dann mit einem viereckigen Rahmen umgeben, wie ⊕ durch eine runde Umrahmung von +, eigentlich T, Zeichen für t, gebildet ist. Das außer in etruskischen Inschriften nur noch auf den skythischen Goldgefäßen von Nagy Szent Miklos vorkommende Zeichen für f in Gestalt einer ᛒ, entstanden aus ᛒ ᛒ, ist schon im Abschnitt „Tyrsener und Rhäter" erklärt worden.

[39]) Eingesprengt in die lateinischen und griechischen Inschriften gallischer Münzen finden sich einige Zeichen, die teils mit den Runen, teils mit keltiberischen Buchstaben übereinstimmen. — Die Goldgefäße des erwähnten Fundes von Nagy Szent Miklos tragen neben griechischen Inschriften auch solche in einer eigentümlichen Schriftart. Die abgebildeten Reiter im Schuppenpanzer, die Trinkschalen mit Schnallen zur Befestigung am Sattel nach skythischem Brauch stellen das Volkstum der Verfertiger außer Zweifel. Aus der skythischen Schrift müssen die in einer Turksprache abgefaßten Jenissei-Inschriften (Heikel, De sibiriska Jenissei-inskrifterna. Finskt Mus. 1898) und die altungarischen Alphabete abgeleitet werden. — Aus der Ähnlichkeit dieser Zeichen mit alteuropäischen und asiatischen hatte schon Arneth vor mehr als 60 Jahren auf das Vorhandensein eines „ursprünglich einfachen Weltalphabets" geschlossen.

lich und kulturell sich naheſtehenden Völker haben auch die nächſtverwandte Schrift, ein Zeichen, daß dieſe ſich durch die Wanderungen verbreitet hat.

Ohne die ſonſtigen hervorragenden Verdienſte Wimmers um die Erforſchung der Runenſchrift ſchmälern zu wollen, dürfen wir uns daher doch nicht verhehlen, daß ſeine Runenmeiſterlehre eine Täuſchung war. Seine Beweisführung läßt ſich, wie ich dies beſonders in dem Vortrag „Alter und Urſprung der Runenſchrift" und in der zweiten Abhandlung „Zur Runenkunde" getan habe, Satz für Satz mit Leichtigkeit widerlegen, und man begreift kaum, wie Männer der Wiſſenſchaft ſie als ſicher und abſchließend annehmen konnten. Eine Erklärung dieſer auffallenden Erſcheinung liegt wohl darin, daß man die unbeſtreitbare Ähnlichkeit der Runen mit den lateiniſchen Buchſtaben einigermaßen zu deuten und aus der Sackgaſſe, in die man durch die Herleitung der europäiſchen von der phönikiſchen Schrift geraten war, auf irgend eine Weiſe herauszukommen ſuchte.

Die ſchon früh, wahrſcheinlich in der Steinzeit, vom europäiſchen Grundſtamm abgezweigten Inder[40]) haben keinen Anteil an der europäiſchen Schrift. Die Perſer dagegen waren, wie in dem Abſchnitt „Skythen und Perſer" ausgeführt iſt, höchſtwahrſcheinlich ſchon vor der Annahme und Verbeſſerung der Keilſchrift im Beſitz einer mit der ſkythiſchen nahverwandten Buchſtabenſchrift. Die Perſerkönigin Atoſſa, Tochter des älteren Kyros, ſoll ja nach Hellanikos die erſte Briefſchreiberin des Altertums geweſen ſein. Die Anfänge der Schrift müſſen in der Bronzezeit, für die durch die nordiſchen Felszeichnungen (hälleristningar) eine Bilderſchrift bezeugt iſt, vielleicht ſogar ſchon gegen Ende der Steinzeit[41]) entſtanden ſein. Nach Aſien wurde ſie nach vollendeter Entwicklung durch die den Helleſpont und Bosporus überſchreitenden thrakiſchen Stämme gebracht. Die mykeniſch-ägäiſche Schrift muß als die einer früheren ariſchen Volkswelle, als die Vorſtufe der ausgebildeten europäiſchen Buchſtabenſchrift aufgefaßt werden. Das ſchlaue und rührige, vermutlich aus einer Vermiſchung ſemitiſcher und indo-

[40]) Später haben die Inder, wie auch die Araber, durch Vermittelung ſemitiſcher Völker das thrakiſch-phönikiſche Alphabet kennen gelernt und daraus ſelbſtſtändig ihre eigene Schrift, das Dewanagari, entwickelt. Aus dieſem ſind dann die malaiiſchen, javaniſchen, ſogar philippiniſchen Alphabete entſtanden. Vgl. Kuhn, Der Einfluß des ariſchen Indiens auf die Nachbarländer im Süden und Oſten, Rektoratsrede, München 1903. Ferner Kern, Eene bijdrage tot de kennis van't oude Philippijnsche letterschrift. Bijdr. tot de Taal-, Landen Volkenkunde van Nederl. Indië 1885; Bühler, Grundriß der indo-ariſchen Philologie, Straßburg 1886.

[41]) Schriftzeichen aus der neolithiſchen Fundſtätte von Tordos bei Broos in Siebenbürgen erinnern an ägäiſche. Vortrag von H. Schmidt in der Berl. Anthr. Geſ. (Ztſchr. f. Ethnologie XXXV 2/3, 1903).

germanischer Bestandteile hervorgegangene Handelsvolk der Phöniker[42]) hat nacheinander, immer das Gute mit dem Besseren vertauschend, Hieroglyphen, Keilschrift, ägäische Silbenschrift und zuletzt thrakische Buchstabenschrift entlehnt und benutzt. Die für Viele rätselhafte Tatsache, daß auf Lemnos eine etruskische Inschrift[43]) gefunden ist, erklärt sich einfach dadurch, daß thrakische Tyrsener sowohl nach Kleinasien, als auch über die Alpen nach Italien gewandert sind.

Die Zeiten, in denen das Schelling'sche Wort[44]) galt: „Was ist Europa, als der an sich unfruchtbare Stamm, dem alles vom Orient her aufgepfropft und (der) erst dadurch veredelt werden mußte", sind glücklicherweise vorbei. Man fängt an, unserm Weltteil auch sein Recht zu lassen, man beginnt einzusehen, daß das Morgenland dem Abendland mindestens ebensoviel verdankt wie umgekehrt. Dieser Fortschritt in der Erkenntnis muß auch der Runenfrage zugute kommen. Im Mittelalter galten die Nordmänner allgemein auch als Erfinder[45]) ihrer Schrift (hae literarum figurae in gente Nortmannorum feruntur primitus inventae). „Lange vor der Erfindung der lateinischen Buchstaben", schreibt Olaf Magnus[46]) in seiner schon erwähnten Geschichte der nordischen Völker, „hatten die nordischen Reiche ihre eigene Schrift", und macht deren Erfindung durch die Erzählung wahrscheinlich, daß es noch zu seiner Zeit unter den nordischen Bauern, die niemals schreiben gelernt, erfinderische Köpfe gab, die sich selbst für den Hausgebrauch aus Bildern eine Art von Schrift herstellten (sibi ipsis ex rerum figuris et instrumentis alphabeta componunt; eisque pro sublevanda memoria in pelle, charta vel cortice singulariter scribendo utuntur). In ähnlicher Weise müssen wir uns überhaupt die Entstehung der Buchstabenschrift vorstellen, und den Vorfahren solcher Leute ist die Erfindung wohl zuzutrauen.

Wären die Runen Nachbildungen römischer oder griechischer Buchstaben oder gar die Schöpfung eines einzelnen „Runenmeisters", so wäre ihre große Ähnlichkeit mit anderen alteuropäischen Schriftarten ganz unbegreiflich. Als ich vor vielen Jahren in einem alten Münzwerke zuerst keltiberische Inschriften zu Gesicht bekam, las ich sofort, nur vermöge meiner Runenkenntnis, Kelsa, den Namen einer spanischen

[42]) Mit indogermanischem Sprachgut verwandt sind die Götternamen Baal, Eschmun, Astarte, Anat, die Zahlen schisch, scheba (6, 7), schischim, schibim (60, 70), die Wörter alf (ἔλαφος), Rind, ars, Erde, Land, beth, Bude, Haus, schaman, schamass, Himmel, Sonne (ahd. scimo, Glanz, Schimmer) u. a.

[43]) S. deren Deutung in dem Abschnitt „Tyrsener und Rhäter".

[44]) Von Hehn seinem Werke „Kulturpflanzen und Haustiere" als Motto vorangestellt.

[45]) Veteres scriptores Anglosax. Hickes' Thesaurus II p. 247.

[46]) Ähnlich auch Nikolaus Petrejus, daß „die Runischen Buchstaben weit älter seyen" (als Ulfila).

Stadt. Bei näherer Betrachtung zeigen die keltiberischen Schriftzeichen freilich manche Abweichungen, aber nur solche, die sich aus Abänderungen einfacher Runen erklären lassen. Hätten die Europäer die Schrift von einem fremdsprachigen Volke angenommen, so wäre wohl auch ein ausländischer Ausdruck mit eingedrungen. Die Wortstämme von scribere und γραφειν leben aber noch heute in unsrer Sprache in der ursprünglichen Bedeutung als „schraben" und „graben" (schwed. skrapa und grafva) fort. Die altgermanischen Wörter meljan und writan, malen und ritzen, wurden erst nach Annahme der römischen Buchstaben durch das wieder zurückgekehrte „schreiben" verdrängt.

Ein Wort des genannten Verelius möchte ich noch anführen: „Wer glaubt, daß alles Berühmte, alles Sinnreiche nur von den Hebräern erfunden sein kann, der muß ihnen auch den Ruhm, die von allen Völkern gebrauchte Buchstabenschrift erfunden zu haben, ohne Zögern zugestehen." Ersetzen wir das Wort „Hebräer" durch „Phöniker" oder „Orient", so trifft der Spott des alten Schweden noch viele unsrer Zeitgenossen[47]). „Phantastische Vorstellungen" nennt Wimmer die Ansicht Johan Göransons, daß die Runen etwa um 2000 v. Chr. im Norden erfunden und von dort über alle Lande verbreitet (utspridde i all land) worden seien, und doch war dieser Runenforscher der Wahrheit näher gekommen, als sich die Schulweisheit unsrer Zeit träumen ließ. Daß von verschiedenen europäischen Völkern, Hellenen (Zeus und die Musen), Germanen (Wodan und die Nornen), Galliern (Ogmius), die Erfindung der Schrift den Göttern zugeschrieben wurde, ist zweifellos ein Zeichen hohen Altertums. Nach Strabo (III 1) behaupteten ja auch die keltiberischen Turdetaner, seit 6000 Jahren im Besitz der Schrift zu sein.

Wenn zwei Männer vollständig unabhängig voneinander zu den gleichen oder zu ähnlichen Folgerungen gelangen, so spricht das entschieden für die Richtigkeit derselben. Mehrere Jahre nach der Aufstellung meines Uralphabets fand ich folgenden Ausspruch[48]) Max Riegers: „Stelle ich hiernach das Futhark ohne die Runen, die mir

[47]) Der Erfinderruhm der Phöniker ist im Lichte der Wissenschaft etwas verblaßt. Es strahlt in ihm, sagt Pietschmann (Gesch. d. Phön. 1887), „so viel erborgter Glanz, daß fraglich wird, ob in irgend einem Industriezweig ihnen die Urheberschaft wirklich zuzuschreiben ist. Viel höher als ihr schöpferisches Können ist ihre kaufmännische Befähigung anzuschlagen." — Auch v. Landau (Die Bedeutung der Phönizier im Völkerleben, Leipzig 1905) spricht ihnen die Erfindung unsrer Schrift ab: „die zahlreichen Urkunden (Kreta) in einer Buchstabenschrift werden hoffentlich endlich die Krämer von Tyrus und Sidon von dem Nachruf befreien, der Menschheit eine der größten Taten geschenkt zu haben, welche die Geistesentwicklung kannte".

[48]) Zeitschrift für deutsche Philologie 1875. Besprechung von Wimmers Runeskriftens oprindelse.

als jüngere Zutaten erscheinen, ... in drei .... Abteilungen auf, so erhalte ich

f u th a r k
h n i z x s
t b e m l o

drei Sechserreihen, wie es dort drei Achterreihen sind. Ergäben sich ungleiche Reihen, so würde mich das widerlegen, wie die Ungleichheit der drei áttar des kürzeren nordischen Futharks gegen seine Ursprünglichkeit zeugt. Denn von der ersten Schöpfung dürfen wir sicher Symmetrie der Zahl erwarten." Die von mir angenommenen „Geschlechter" zeigen nicht nur Gleichmaß der Zahl, sondern auch der Anordnung; sie enthalten außerdem nicht so offenbare „Zutaten" aus späterer Zeit wie die Zeichen für die Doppellaute ks und ts. Rieger hielt zudem an der Ableitung von der römischen Schrift fest und konnte daher weitere Schlußfolgerungen aus seiner ganz richtigen Beobachtung nicht ziehen. Bedeutsam ist dagegen seine Bemerkung, daß die ursprünglichen Zeichen Namen sinnlich wahrnehmbarer Dinge tragen, die anderen nicht; erstere lassen eben noch die ursprüngliche Bilderschrift ahnen, wenn sie auch durch tausendjährigen Gebrauch so vereinfacht sind, daß es allerdings, nach W. Grimm[49]), kaum etwas gibt, „das man nicht in den paar Strichen finden könnte". Immerhin müssen wir diese Striche mit einer gewissen Ehrfurcht betrachten, da sie seit Jahrtausenden dazu gedient haben, die Gedanken der weltbeherrschenden Völker festzuhalten und auf die Nachwelt zu übertragen.

Ganz ähnliche Gedanken wie Rieger hatte übrigens schon 20 Jahre vorher Zacher ausgesprochen. Zu meiner großen Überraschung las ich in dessen schon angeführten Abhandlung „Das gothische Alphabet Vulfilas und das Runenalphabet" folgende Sätze: „Den Unterschied von Grund- und Sproßformen im Runenalphabet hatte schon von Liliencron dargetan. Jetzt ergab sich auch das Gesetz der Sproßformenbildung und die Unterscheidung dreier bestimmter Altersstufen im sogenannten angelsächsischen Runenalphabet, welches sich dann zuletzt als ein ursprünglich gothisches auswies." Nach unserer heutigen Kenntnis muß es als gemeingermanisch bezeichnet werden, doch hat Zacher darin recht, daß dessen älteste Denkmäler, wie das Goldhorn, in gotischer Sprache abgefaßt sind. „Diese Gestalt des Runenalphabetes hat sich uns aber bereits ergeben als eine mittlere Entwicklungsstufe; hinter ihr liegt eine noch weiter fortgebildete jüngere und vor ihr eine einfache

[49]) Über Brynjulfsen. Göttinger Gelehrte Anzeigen 1824. — Schon Rask hatte 1818 in der schwedischen Ausgabe seiner isländischen Grammatik geschrieben: „Det synes lätt, att alla namnen äro välda efter figurerna, es ist leicht einzusehen, daß alle Namen nach Bildern gewählt sind". Das trifft aber nur für die 18 Urzeichen zu.

ältere Gestalt . . . Mithin umfaßte das Grundalphabet der Runenschrift höchstwahrscheinlich achtzehn Zeichen, durch welche vertreten waren: die fünf einfachen Vokale a e i o u, die palatale spirans j, die sibilans s, die vier Liquiden l m n r und aus den drei Klassen der mutae je zwei Laute (so daß bald eine Media — d g —, bald eine tenuis — p — gebrach oder doch ohne besondere Bezeichnung blieb), endlich eine Gutturalverbindung ho oder co (q)." Demnach stellt sich Zachers „Grundalphabet" etwa folgendermaßen dar:

ᚠᚢᚦᚨᚱᚲ : ᚺᚾᛁᛃᛗᛊ : ᛒᛖᛏᛟᛚᛩ
f u th a r k : ch n i j m s : b e t o l qu

So nahe dasselbe auch meinen „Urzeichen" kommt, als sehr zweckmäßig und folgerichtig kann es doch nicht bezeichnet werden. Nicht von „den drei Klassen der mutae je zwei Laute", sondern nur zwei Arten mit je drei Lauten müssen in demselben vertreten gewesen sein, und zwar tenues und spirantes, da sich die Zeichen für alle drei mediae im gemeingermanischen Futhark unzweideutig als „Sproßformen" zu erkennen geben. Dem Zacherschen „Grundbestand" fehlt der einfache Hauchlaut, wogegen für k und q, zwei nahverwandte Laute, zwei verschiedene Zeichen, ᚲ und ᛩ, übrigens eine sehr späte „Sproßform", vorhanden sind. Die von mir, ohne Kenntnis dieser beiden Vorgänger, aufgestellte Reihe von 18 Urzeichen, entspricht den Anforderungen, die wir an einen „Grundbestand" stellen müssen, entschieden besser. Zu beachten ist ferner, daß Zacher, freilich nicht immer mit richtiger Begründung, acht ulfilanische Buchstaben, f u i th z v t o, von den Runen ableitet. Er berührt sich darin mit von Friesen, der auch „nicht weniger als acht" Runen in Ulfilas Alphabet annimmt. Ich selbst hatte früher als vollkommen sicher nur vier, f o u th, angesehen, gebe aber zu, daß in einzelnen Handschriften auch die Formen von z w e den runischen sehr ähnlich sind, selbstverständlich auch i, das aber fast in allen alten Alphabeten gleich ist.

Aus Rückschlüssen läßt sich vermuten, daß auch die ulfilanischen Buchstaben für die Lautverbindungen kw und hw, quairtha und hvair, runische Vorbilder gehabt haben, und diese Vermutung wird bestätigt durch die Zeichen ᛋ und ᛩ mit den Namen chon und huyri einiger deutscher, wahrscheinlich baiovarischer, Futharks (Cod. Vindobon. 64 und Hrabanus Maurus bei Goldast). Enthielt aber die gotische Runenreihe zur Zeit des Ulfila schon derartige Erweiterungen, so muß die gemeingermanische von 24 Zeichen noch viel älter sein.

Wimmers Forderung, man müßte, um „in irgend welcher Weise das Ergebnis seiner Untersuchungen erschüttern" zu können, „auf jeden Fall ein anderes, älteres Alphabet nachweisen", habe ich demnach

allein[50]) von allen Forſchern, die mit ihm nicht übereinſtimmen[51]), erfüllt. Auf ſeine Behauptung: „Ein ſolches Alphabet findet ſich nicht",

[50]) Wie leicht begreiflich, iſt auch meine Lehre über den Urſprung der Buchſtabenſchrift und der Runen heftig angegriffen, aber ebenſo wenig wie irgend eine meiner andern, wegen ihrer Neuheit allerdings oft verblüffenden Anſichten widerlegt worden. Auf meine Veröffentlichung in der Beilage zur Allg. Ztg. hat in einer der nächſten Nummern Hirt entgegnet, es findet ſich jedoch, wie ich in Nr. 210 feſtſtellen konnte, in ſeinen „kurzen Bemerkungen" von „wiſſenſchaftlich ſtichhaltigen Gründen keine Spur", ſo daß ich zu dem Schluſſe berechtigt war: „An einem Manne, der von jeher nur auf Gründe etwas gegeben, gleiten aus Worten beſtehende Angriffe ab, wie ſie auf die Dauer den Fortſchritt der wahren Wiſſenſchaft nicht aufzuhalten vermögen." — Da ſeitdem niemand eine befriedigendere Löſung des Runenrätſels geben konnte, darf ich wohl abſprechenden Beurteilern mit Zacher zurufen: „Si non placebit, reperitote rectius", gefällt's euch nicht, ſo macht es beſſer!

[51]) In einem am 20. Jan. 1902 im Kieler Anthropol. Verein gehaltenen, von mir im Zentralblatt für Anthropologie (IX 2 1904) beſprochenen Vortrag über die „germaniſche Runenſchrift" hat Gering behauptet, die ſüdliche Herkunft derſelben „lehre ſchon die flüchtigſte Vergleichung auf den erſten Blick." Das iſt nicht zutreffend: die Vergleichung zeigt nur die Ähnlichkeit und Verwandtſchaft der Runen mit den ſüdeuropäiſchen Schriftarten, nicht ihre Abſtammung von dieſen. Auch iſt es nicht richtig, Wimmers Anſicht habe lange „als ſicheres Ergebnis der wiſſenſchaftlichen Forſchung gegolten"; ich wenigſtens habe ſofort nach Erſcheinen der „Runenſchrift" widerſprochen, und zwar mit gewichtigen Gründen. Obwohl „das letzte Wort über den Urſprung der Runenſchrift" nach Gerings Meinung „noch nicht geſprochen" iſt, erweiſt er doch Hempls Anſichten, deſſen neuere Veröffentlichung über „The origin of the runes" (The Journal of Germanic Philology II 3, Boſton 1899) er übrigens nicht einmal zu kennen ſcheint, zu viel Ehre. „It is now simply impossible to look to the Latin alphabet as the source of the runes", meint zwar dieſer Forſcher, vermag aber ſelbſt nichts Beſſeres an deſſen Stelle zu ſetzen. Schon 600 Jahre v. Chr. ſei die Runenſchrift entſtanden, und zwar auf der Grundlage eines weſtgriechiſchen Alphabets; eine Hypotheſe jedoch, die beiſpielsweiſe für die D-Rune keine andere Ableitung findet als vom altgriechiſchen Zeichen für x, richtet ſich damit ſelbſt. Später (Transact. of the Americ. Phil. Assoc. 1902, p. 186) hat Hempl wieder eine etwas andere Anſicht geäußert, daß nämlich die Runen aus „verſchiedenen" altgriechiſchen Alphabeten entſtanden ſeien. Indem er eine ausführliche Darlegung ſeiner Beweiſe in nahe Ausſicht ſtellt, muß er doch das Zugeſtändnis machen, es wäre noch nicht einzuſehen, „wann und wie gerade die griechiſchen Buchſtaben zu den germaniſchen Völkern gekommen ſind". — Die keinerlei neue Gedanken enthaltenden Arbeiten von Neckel und Gardthauſen über den Urſprung der Runen und der griechiſch-römiſchen Schrift (Germ.-roman. Monatsſchr. I 1, 2 u. 5) konnte ich mit leichter Mühe in den beiden angeführten Aufſätzen der „Zeitfragen" (22 u. 25, 1909) widerlegen. Vgl. auch Bieder „Runenſchrift und Vorgeſchichte" (Hamb. Nachr. 30. IX. 07). — In der Zeitſchrift „Hammer" (207, 208 u. 211 IX, 1911) haben Wartenberg und Neumann ſich in mehr oder weniger von meinen Lehren abweichender Weiſe über die „Herkunft der Runen" ausgeſprochen. Es war mir ein leichtes, in einem Aufſatz „Runen und Buchſtaben" (213 der gleichen Zeitſchrift) die Anſichten dieſer beiden Herren ſachlich zu widerlegen. Ebenſo bin ich (Urſprung und Entwicklung der Buchſtabenſchrift. Mannus IV 1/2) den Ausführungen von Schirmeiſen (Man-

kann ich erwidern: Es findet sich wohl, wenn auch nicht außerhalb, so doch innerhalb der gemeingermanischen Runenreihe:

1 2 3 4 5 6 7 8 9 10 11 12 13 14 15 16 17 18 19 20 21 22 23 24
ᚠ ᚢ ᚦ ᚨ ᚱ ᚲ ᚷ ᚹ : ᚺ ᚾ ᛁ ᛃ ᛇ ᛈ ᛉ ᛊ : ᛏ ᛒ ᛖ ᛗ ᛚ ᛜ ᛟ ᛞ
f u th a r k g w : h n i j ch p z s : t b e m l ng o d

uus III) und v. Lichtenberg (Beitr. z. Schriftgeschichte, Mitt. d. Allg. d. Schriftv. N. F. 3/4, 1911) entgegengetreten. Der letztgenannte Verfasser hat darauf nochmals im „Mannus" (IV 3) einen Aufsatz über „Das Alter der arischen Buchstabenschrift usw." und einen sehr ähnlichen in den Mitteilungen (N. F. 5/6, 1912) veröffentlicht, der im großen und ganzen seine früheren Anschauungen vertritt. Darin stimmen aber Wartenberg, Schirmeisen und v. Lichtenberg unter einander und mit mir überein, daß sie den Ursprung unsrer Buchstabenschrift in Europa suchen. Die angeblich steinzeitlichen Inschriften von Alvao (auf Steinplättchen in Gräbern) sind sicher keltiberisch, d. h. eisenzeitlich, denn sie enthalten mehrere für diese Schriftart kennzeichnende Buchstaben, wie die Binderune ia, das an den Enden geschlossene g u. dgl. — Wie aus einer neueren Schrift („Die Anfänge der arischen Kultur und ihre Einflüsse auf Völker anderer Rasse", Flugschr. 27 des V. S. V. Berlin 1913) hervorgeht, läßt sich v. Lichtenberg nicht belehren, sondern bleibt dabei, daß der Ursprung unsrer Buchstaben bis in die Eiszeit zurückreicht und an deren ältesten Zeichen „von Bildbedeutung keine Spur" zu entdecken ist. „Nach der Teilung in Nord- und Süd-Arier nahmen die nach Nordosten wandernden Stämme die Grabform der Dolmen und die Schrift mit sich. Aus der Urschrift entstanden dann im südlichen Skandinavien die germanischen Runen, die in der Form viele Ähnlichkeiten mit den Zeichen von Alvao besitzen, so daß von den 24 Runenzeichen nicht weniger als 18 in Alvao ihre teils völlig gleichen, teils sehr ähnlichen Parallelen finden." Diese Auffassung ist so verkehrt und widerspruchsvoll, daß eine Widerlegung überflüssig wird. — Nach Zeitungsberichten (mir liegt die Münch. Zeit. vom 18./X. 13 vor) hat kürzlich Murray, Professor der griechischen Sprache in Oxford, einen „fesselnden" Vortrag über den „Ursprung des Alphabets" gehalten, der aber über die ersten vier Buchstaben nicht hinauskam. Da er die phönikische Gestalt dieser Zeichen für die ursprüngliche hält, mußte er selbstverständlich zu durchaus verfehlten Schlußfolgerungen gelangen. Er meint, daß die Erfinder unsrer Schrift „in oder nahe einer Wüste lebten, in Zelten wohnten und den Ochsen jagten, das Kamel aber als Beförderungsmittel benutzten". Man sieht, wie rückständige und schlecht begründete Anschauungen immer noch auf hohen Schulen vorgetragen werden. — Hommels Behauptung (Grundr. d. Geogr. u. Gesch. d. alt. Orients, München 1904 und in verschiedenen Vorträgen, so neuerdings in Stockholm), unsre Buchstaben seien im engsten Zusammenhang mit der Sternkunde in Ostarabien erfunden, habe ich mit sachlichen Gründen in d. Polit. anthrop. Revue (II 7 u. XIII 1) widerlegt. — Obwohl die Gedankenspiele des von manchen Leuten überschätzten G. von List jeder wissenschaftlichen Grundlage entbehren, will ich sie doch wenigstens hier erwähnen. „Das Geheimnis der Runen" habe ich in der Pol. anthr. Revue (XI 4, 07) kurz beurteilt, zu dem „Kampf um List" in den Hamburger Nachrichten (16. II. 13) Stellung genommen. Der auf v. List schwörende Stauff ist leider dadurch in seinem mit Fleiß und Hingabe geschriebenen Buch „Runenhäuser" (Berlin, Scheffer, 13) auf böse Abwege geraten. — Vgl. die Beurteilung, man kann sagen „Verurteilung" der beiden Schriftsteller durch Konrad und Bangert im „Volkserzieher" XVII 19, Sept. 13.

Beharrt man auf der Vorausſetzung, das phönikiſche ſei das Stammalphabet unſrer Schrift, ſo wird der Streit niemals aufhören. „Vergebens," ſagt v. Luſchan (Ausgrabungen in Sendſchirli I, 1893), „hat man bisher nach dem wirklichen Urſprung unſres Alphabets geforſcht, vergebens die Entſtehung der älteſten ſemitiſchen Buchſtaben zu begründen verſucht. In den ſyriſchen Tells (Schutthügeln) muß dieſes Rätſel zur Löſung gelangen und in Sendſchirli trennen uns vielleicht nur wenige Spatenſtiche von der Aufhellung eines der dunkelſten und zugleich wichtigſten Probleme der Kulturgeſchichte." Man wird, wage ich vorauszuſagen, dort vergeblich ſuchen, wie auch die Spuren unſrer Ahnen und die Uranfänge europäiſcher Kunſt im Morgenlande weder gefunden worden ſind, noch zu finden ſein werden.

Anhang.

Runeninschriften.

Multa etiam Runicis insunt obstacula sulcis,
Quae bene qui norit tollere, rarus erit.
Schwierigkeiten genug enthalten die runischen Zeilen,
Wahrlich ein seltener Mann, der sie zu heben versteht.
Magnus Olafson.

Gotisch.

Das Ortband von Torsberg ist schon im Abschnitt „Wanderwege der Wandalen" als eines der ältesten Denkmäler gotischer Sprache bezeichnet worden; es hat provinzial-römische Form und ist daher wohl als Siegesbeute aus Gallien zu betrachten. In festen Zügen hat der neue Besitzer seinen Namen in das Metall eingeritzt, und die einzelnen Runen sind so deutlich, daß man höchstens darüber im Zweifel sein kann, ob das 5. Zeichen der Rückseite die Ingrune oder ein bloßes Trennungszeichen, das 6. eine Binderune EM oder ein einfaches M vorstellt. Am wichtigsten aber ist der Name der Vorderseite Wulthuthewas (das in einiger Entfernung davor stehende o halte ich für die Abkürzung eines das Eigentum anzeigenden othal), zusammengesetzt aus got. vulthus, Herrlichkeit, und dem in gotischen Namen, wie Alatheus, Feletheus, Fanitheus u. a., häufigen theus, verwandt mit θεος, aber in altertümlicher Form, und daher ungefähr „der in Herrlichkeit Strahlende" bedeutend. Bilden die Runen der Rückseite, was das Wahrscheinlichste, nur ein Wort, so hat wohl Wimmer mit seiner Deutung „der in Nivang berühmte, Nivangs Ruhm, der Held von

Niwang", d. h. Neuwang, das Richtige getroffen. Auch maris ist eine sehr altertümliche Form, die bei Ulfila mers gelautet haben würde. In dem gleichen Moor wie das Scheidenbeschläg sind auch 39 römische Münzen[52]) gefunden worden aus den Jahren 60 bis 194 n. Chr. Die Inschrift stammt also, wie schon früher erwähnt, aus der Zeit, als die gotischen Wandalen noch in Jütland saßen. — Andere, z. B. Neckel, halten ni für einen Schreibfehler und übersetzen „in Wange berühmt". Ganz verfehlt, wie gewöhnlich, sind die Deutungen von Stephens und Sander: „Niwang Maeria (schenkt dies Schwert ihrem) Owlthuthewae" und „Du bist eine sinkende Möve, bist eine Eule, du, sieh dich vor."

Der Grabstein von Tune an der südnorwegischen Küste gehört seiner altertümlichen Sprachformen wegen sicher der gleichen Zeit an. Die Inschrift Ek Wiwas after Woduride witadahalaiban worahto (runos) ist von Bugge, Wimmer u. A. richtig gelesen worden, „Ich Wiwas wirkte für Wodurid, meinen Kriegsgefährten, die Runen", nur möchte ich statt „Kriegsgefährte" einsetzen „Mitrichter", von got. gahlaiba, Genosse, und vitodalaisareis, „Rechtslehrer".

Der Goldring von Petrossa ist etwas jünger, aus der Zeit, als die Goten schon die Donau erreicht hatten. Nach einem Abguß im Altnordischen Museum und einer Zeichnung bei Stephens liest Wimmer die Inschrift Gutaniowi hailag, muß aber gestehen, daß dies keinen Sinn gibt. Henning[53]) trennt Gutanio wi hailag und übersetzt „das gotische unverletzliche Göttereigen", geweiht heißt aber gotisch veihs und ein Adjektiv gutanis, von dem gutanio die sächliche Form sein soll, ist nicht zu belegen. Odobesco, der ein großes Werk über den Goldschatz (manchmal ohne genügenden Grund der des Athanarich genannt) geschrieben hat, liest gar „dem Goten ist Skythien heilig". Wie ich in einer kurzen Bemerkung zu Schubrings Besprechung des Odobesco'schen Werkes in der Frankfurter Zeitung[54]) ausgeführt habe, ergänze ich die beschädigte Inschrift des in der Mitte durchgehackten Rings zu gutathiodai oder gutathiothai hailag, „dem Gotenvolke geweiht", entschieden der annehmbarste Sinn

---

[52]) Engelhardt, Aarböger 1877.

[53]) Die deutschen Runendenkmäler, Straßburg 1889. — Am gleichen Ort ist noch ein zweiter Ring mit griechischer Inschrift gefunden worden (Arneth, Die antik. Gold- und Silbermonumente des k. k. Münz- und Ant. Cab. in Wien, 1850), und Berger (Glaneur moldo-valaqne 1841) las richtig XAIPE KAI ΠΙΝΕ, „freue dich und trinke", was nach Mommsen (Die nordetruskischen Alphabete 1853) „der Unbefangene auf den ersten Blick" in den „leicht verzogenen" Zeichen auch des anderen erkennen muß.

[54]) Nr. 58, 1901.

von allen bisherigen[55]) Deutungen; der gotiſche Kalender des Codex Ambrosianus hat das Wort Gutthiuda. Der als Kriegsbeute erworbene Schatz war wohl als Weihgeſchenk in einem heidniſchen Tempel oder einer chriſtlichen Kirche niedergelegt worden.

Die Spange von Charnay iſt in Burgund gefunden, könnte aber aus einem früheren Wohnſitz der Burgunden mitgebracht ſein. Sie hat mit dem Brakteaten von Vadſtena in Schweden und dem Themſemeſſer dazu gedient, die gemeingermaniſche Runenreihe von 24 Zeichen feſtzuſtellen. (Seitdem iſt dazu noch der Kylfverſtein und der Brakteat von Grumpan gekommen.) Man darf annehmen, daß ſolche Futharks auf Schmuck- oder Gebrauchsgegenſtänden angebracht wurden, um dem Träger oder der Trägerin jederzeit als Hilfsmittel bei Entzifferung oder Abfaſſung einer Inſchrift zu dienen[56]). Dietrichs[57]) Leſung des übrigen Teils der Innſchrift „Das Fußvolk ging kühn voran, boni milites processerunt fortiter", iſt ſprachlich und ſachlich[58]) unmöglich. Wimmer, der ſie ſelbſtverſtändlich auch verwirft, bemerkt[59]) dazu: „Ich fordere nun gelehrte Studiengenoſſen auf, ihren Scharfſinn daran zu üben, dieſe Worte (uthfnthai: id dan: hano) zu erklären; denn daß wir hier wirkliche Worte, nicht eine willkürliche Zuſammenſtellung von Runen ohne ſprachliche Bedeutung haben, ſcheint offenbar". Darauf hat Henning folgende Deutung vorgeſchlagen: „Es möge herausfinden des Idda Gattin"; die beiden letzten Worte müßten aber gotiſch Iddins quino, nicht Iddan kiano, wie Henning lieſt, lauten. Ganz unabhängig war ich zu folgender, teilweiſe damit übereinſtimmender Leſung gelangt: „So möge denn Hano herausfinden" (die einzelnen Runenzeichen); got. utfinthan, herausfinden, ith, alſo, than, denn, und Hano — kiano gibt keinen Sinn, ᚴ iſt auch kein Runenzeichen der damaligen Zeit, ich vereinige deshalb ᚴᛁ zu ᚺ —, ein weiblicher Name von der Wurzel han, wie Hana, Hanolt, Hanulf, Hannover[60]) u. ä. Die beiden einzelnen Zeichen auf dem untern

[55]) W. Grimm (Kleinere Schriften) las und überſetzte im Einverſtändnis mit ſeinem Bruder und mit Haupt: „utan nothi haila, Glück frei von Bedrängnis", Maßmann (Germania 1857): „Gut annom hailag, der Goten Jahrgeld unverletzt", Lauth (Runen-Fudark): „Gutani od hailag, dem Wodan dies Gut heilig", Stephens (Runic Mon.): „Gutanio wi hailag, dem (ſpäter: dem neuen) Gotentempel geweiht", Coſijn (Kon. Akad. van wetenschapen, Amſterdam 1878): „Gutanio wi hailag, der Gotinnen unverletzliches Heiligtum."

[56]) Rieger ſchreibt (Zſchr. f. d. Phil. VI): Wer mit der neuen (?) Kunſt umgehen wollte, mußte vor allem die Zeichen ſelbſt haben, die er auf einem Brakteaten, auf einer Spange, einem Meſſer mit ſich herumtragen konnte.

[57]) Ztſchr. f. deutſch. Altertum XIII 1867.

[58]) Das Gleiche gilt auch für Coſijn (Taalkundige bijdragen I, Haarlem 1877): „Wahrnehmbar iſt an den Taten die Kühnheit."

[59]) Die Runenſchrift 1887.

[60]) Wie das ſächſiſche Hanover, Andover iſt das angelſ. Wendovra gebildet.

Teil der Spange scheinen „Heilrunen" zu sein, wohl faihu, Reichtum, und reiki, Macht, bedeutend. Weit entfernt, diese Deutung für sicher und zweifellos zu halten, glaube ich doch, daß es schwer sein wird, eine bessere zu finden. Stephens (Run. Mon.) hatte übersetzt: „Uth machte für Idda diese Spange."

Der Schaber von Flökfand, seit 1864 im Museum von Bergen und mir durch eigene Anschauung bekannt (Olsen o. Schetelig, Berg. Mus. Aarb. 7, 1909, von mir im Zentralbl. f. Anthr., XV 1, besprochen), trägt die sehr deutliche Inschrift Linalaukas a (ih), d. h. den gotischen Namen des Besitzers in gemeingermanischen Runen. Der Ansicht Olsens, der darin Zauberrunen und die Kräuternamen „Lein" und „Lauch" erblickt, kann ich nicht beistimmen. Eine Inschrift mit altgermanischen Runen, so hoch im Norden und aus so früher Zeit, 4. Jahrh., spricht selbstverständlich nicht für einen südlichen Ursprung der Volksschrift unsrer Vorfahren.

Der Stein von Huglen in Südhordland, 1910 ins Bergener Museum verbracht, ist in „Oldtiden" (II 1, 1912) von Olsen beschrieben und hinsichtlich seiner aus 18 Runen der älteren Reihe bestehenden Inschrift gedeutet. Die 16 ersten Zeichen sind vollkommen deutlich und nur als ek gudinga ungandis zu lesen, m. E. mit dem Sinn: „Ich Ungand, der Sohn oder Nachkomme von Guda." Die Sprache ist gotisch, auf einer etwas jüngeren Entwicklungsstufe als die des Goldhorns, da die Endung inga das schließende s verloren hat. Olsens Deutung: „Ich Guding, der nicht vom Zauber oder Wolf (gandr hat im Altnordischen beide Bedeutungen) ereilt werden kann", halte ich für gekünstelt und verfehlt. Daß man die beiden letzten Runen als i H (in Huglen) lesen kann, gebe ich zu. (Vrgl. meine Deutung in der Pol. anthr. Revue, XI 8).

Das wegen seiner künstlerischen Ausführung und seines hohen Alters weitaus wichtigste Denkmal gotischer Sprache ist das schon im Abschnitt „Wanderwege der Wandalen" besprochene Goldhorn von Gallehus. Vrgl. auch meinen Aufsatz „Deutschlands älteste Runendenkmäler" (Heimat und Welt III 3, 1913).

Schwäbisch.

Der Speerschaft von Kragehul, in einem Torfmoor auf Fünen gefunden, könnte der Sprache seiner Inschrift nach für gotisch gelten, wenn wir nicht aus Tacitus wüßten, daß nach der Auswanderung der Teutonen auf den dänischen Inseln nachgerückte sue-

Mit „hohes Ufer", darf der Name nicht übersetzt werden, sondern etwa mit „Liebliches Ufer", ähnlich Hanau. In nordischen Urkunden lautet das Wort Hanöfre, bei Saxo, der auch den Eigennamen Hano hat, Hanöfra.

bische Völkerschaften, Angeln, Warnen, Avionen u. a., gewohnt haben. Die deutschen Mundarten werden einander um so ähnlicher, je weiter man zurückgeht, je näher man der gemeinsamen Wurzel kommt. Es macht den Eindruck, der Schaft habe ursprünglich nur Einkerbungen (meist I, manchmal auch X) getragen, wohl die Teilnahme an Gefechten, vielleicht auch erlegte Feinde bezeichnend, aus denen der Besitzer in einer müßigen Stunde durch dünne Binde- und Seitenstriche eine Runenschrift herstellte. Die erste Hälfte derselben lese ich: Ek Erilas Asugisalas m(ag)u hahaitega, d. h. „Ich Erilas, Asugisals Sohn, heiß' ich". Die Binderune M U ist wohl als gebräuchliche Abkürzung von magu, got. magus, Sohn, aufzufassen und hahaitega das Präteritum von got. haitan, as. heitan, ahd. heizan mit Reduplikation (got. haihait) und angehängtem Fürwort. Unser „ich heiße", im Sinne von „bin genannt", war ursprünglich ein mediales Präteritopräsens. Der Bindevokal u, während die Goten a und i bevorzugen, das abgefallene s der Endung in magu läßt geringe sprachliche Unterschiede vom eigentlichen Gotisch erkennen. Ob die folgenden Worte der Inschrift gagaginuga helija . . . . hagalawiju big . , . . bloß Spielerei sind oder noch einen, vielleicht religiösen, Sinn haben, lasse ich unentschieden. Ähnliche Inschriften haben die Steine von Tanum und Varnum: Thrawingan haitinar was und Ek Erilas hait (inar) ubar Hite Harabanas runos waritu, d. h. „Der des Thrawing hieß ich" und „Ich Erilas geheißen machte die Runen für Hite Hrabans (Sohn)".

Die Schlange von Lindholm, 1840 gleichfalls in einem Moor, aber in der schwedischen Landschaft Schonen gefunden, zeigt so auffallende Ähnlichkeit nicht nur mit der Inschrift des Speerschaftes, sondern auch mit einer ebensolchen aus Bein geschnitzten Schlange des Kragehuler Fundes, daß man beide unbedingt einem Volke zuschreiben muß. Bugge[61]) las und übersetzte: Ek erilas saii lagar hateka, d. h. „Ich Jarl, der ich der niedrige heiße". In Übereinstimmung mit dem Lanzenschaft möchte ich jedoch in der 9. Rune ᛊ die Abkürzung von sunu, Sohn, erblicken und die 11. Rune, die wegen eines Sprunges nur noch einen Stab erkennen läßt, zu ᚦ, th, ergänzen; dann lautet die Inschrift: „Ich Erilas, Athilagas Sohn, heiß' ich" (hateka diesmal ohne Reduplikation; Name ähnlich wie Godagas des Steins von Valsfjord). Wie schon früher erwähnt, sind die Angeln nach ihrer Wandersage wie nach den Ortsnamen aus Schonen gekommen.

Das Stäbchen von Britsum (Boeles, Nederl. Spectator 18, 1906, u. Bull. v. d. N. Oudheidk. Bond, Bugge, Zeitschr. f. deutsch. Philol., B. 40, S. 174, 1908, von mir im Zentralbl. f. Anthr., XI 5 besprochen) erinnert durch die Art der Einritzung der Runen sehr an

[61]) Aarbøger 1872 p. 194.

den Speerſchaft von Kragehul und die Schlange am Lindholm. Das vierkantige, 12,5 cm lange Stäbchen aus Eibenholz trägt auf den beiden Breitſeiten, teils rechts- teils linkslaufend, 21 gut erhaltene, auf einer Schmalſeite 3 verſtümmelte Runen der älteren Reihe. Mit Boeles und Wimmer las ich die erſten 13: th k n i a b e r e t d u d, gab ihnen aber einen verſtändlichen Sinn und überſetzte die Worte thik nia beret dud mit „Dich ſoll nie der Tod treffen". Das Wort beret leite ich ab vom ahd. berjan, an. baeria = lat ferire, treffen, ſchlagen, und dud (got. dauthus, ahd. doth) entſpricht ganz dem dudslec, Totſchlag, der altfriſiſchen Volksrechte. Gibt man mit Bugge dem 2. Zeichen der erſten Breitſeite, dem 3. und 4. der zweiten vokaliſche Bedeutung (m. E. Binderune von i und u mit Lautwert y), ſo läßt ſich auch der andere Teil der Inſchrift leſen und deuten als . . . n byryd mi, d. h. „Bern trägt mich", während thik oder thy für die Erklärung gleichwertig iſt. Den erſten Teil von Bugges Deutung: „Trage immer dieſe Eibe! Darin liegt Tugend!" kann ich nicht als gelungen anerkennen; die drei beſchädigten Zeichen halte ich nicht für lateiniſche Buchſtaben, ſondern für das öfter vorkommende, zauberkräftig alu, Abkürzung von alwaldand, dem Beinamen Wodans. Ich ſetze die Inſchrift ins 5. oder 6. Jahrh. und ſchreibe ſie den ſchwäbiſchen Warnen zu, die ſich zum Teil neben den Friſen niedergelaſſen hatten.

Die Spange von Vimoſe auf Fünen trägt die ſehr deutlichen Runen aadagasulaasauwinga, deren Bedeutung Wimmer „unverſtändlich" war, aus denen aber Henning[62]) herausliest: „Geſegnet ſei Sula im Sölvengau." Mit geringerem Aufwand von Einbildungskraft erkläre ich mir die Inſchrift ſo: a(thal) oder a(ig) Adagasula A. s(unu) Auwinga, d. h. „Gehört Adagaſul (für Adagiſal?), A.'s Sohn, dem Auwing". In letzterem Wort zeigt ſich vielleicht die Zugehörigkeit zum Volk der Avionen, agſ. Eovas. Zu vergleichen iſt „Auwinga Alawin, d. h. Alawin der Auwing" des Brakteaten von Skodberg (Schleswig).

Der Seeländiſche Brakteat mit den Runen Hauiu hahaitica fauauisa gibuarna gehört ebenfalls hierher, da auch er das ſchon bekannte hahaitica „heiß' ich", enthält. Hawiu muß daher ein, vermutlich weiblicher, Name ſein, ebenſo Fawawiſa. Verſtellt man im letzten Wort zwei Zeichen, ſo erhält man gibaurna, d. h. „die Geborene, Tochter". Auch hier fällt ein kleiner Unterſchied vom Gotiſchen auf, die ſchwäbiſche Vorſilbe gi ſtatt ga (gabairan). Die annehmbarſte Deutung hatte bisher Leffler[63]) gegeben: „Ich heiße Hauiuha, der wenigweiſe. (Der Schmuck iſt) der Vorfahren Gabe."

---

[62]) H. Z. XXII, S. 311.
[63]) Ant. tidskrift VI 2.

Die Rundfibel von Balingen in Württemberg entstammt den späteren Wohnsitzen der Schwaben. Die Inschrift der Rückseite hat Söderberg[64]) im Einverständnis mit Bugge zu erklären gesucht als Halfdanilo Amilunge, d. h. „Halfdanilo dem Amilung", aus den Runen a : l f d n l o a m i l u n g e; davon beruht aber die letzte entschieden auf Einbildung, ebenso das vorangesetzte H, sagt doch Söderberg selbst „die erste Rune ist ein regelmäßiges a". Die 2. und 3. Rune sind ziemlich undeutlich. Mir schien folgende Lesung richtig: a(thal) Radilo Amilung, d. h. „gehört dem Amelung Radilo". Die Verkleinerungsendung wird nur einfachen, niemals zusammengesetzten Namen angehängt, z. B. Hunila, Merila, Rikila, Ulfila, Bertilo, Ensilo, Fritilo, Godilo, dagegen Hunimund, Filimer, Rikiar, Athaulf, Berahtolt, Anshelm, Fridugis, Gotefrid u. drgl. Auch ist half nicht schwäbisch; im Alemannischen kommt zwar, wie ich selbst früher betont habe, manchmal f für b oder p vor, bei halb aber gerade nicht, wie die Namen Halbing, Halbduring, Halbker zeigen.

Nachdem ich die Inschrift wiederholt in der Stuttgarter Sammlung Vaterländischer Altertümer gesehen und die neueren Erklärungsversuche von v. Grienberger und Hempl kennen gelernt habe, berichtige ich meine frühere Deutung dahin, daß ich jetzt lese „a(ig) Badilo Amilung, d. h. Badilo der Amilung (Sohn eines Amilo oder zum Geschlecht der Amilunge gehörend) hat (dies) zu eigen". Die Erklärungen von Stephens, „Danilo sandte (die Spange) dem Amilung", und Hempl, „Amilung besitzt diese Nadel", muß ich für sachlich nicht begründet und sprachlich unmöglich erklären. Dagegen kommt v. Grienberger mit der Übersetzung „(dies) besitze (ich) Danilo (der) Amulung" der Wahrheit sehr viel näher. Meine Auffassung der ersten Rune, eines deutlichen a, als Abkürzung (an. aig, got. aih oder athal), die Herübernahme der beiden folgenden zum nächsten Wort entspricht aber nicht nur besser der Gestalt und Bedeutung der Zeichen, sondern macht auch eine Ergänzung von Vokalen überflüssig und ergibt einen viel gebräuchlicheren Eigennamen, der zudem eine Anknüpfung an den Ortsnamen gestattet. Dieser lautet zwar vom 9.—14. Jahrh. urkundlich Balginga, doch kommt daneben im 11. Jahrh. auch einmal Batilingin vor. Da balg als Bestandteil von Mannesnamen sehr selten ist (Förstemann hat nur Balco, Balchobaudes und das angelsächsische Belga), wäre es denkbar, Balginga sei entweder aus Badilinga entstellt oder von einem Kurznamen Balgo (etwa aus Badegisil, Badeloch o. ä.) gebildet. Nach Gestalt und Verzierungsart, wie nach der Inschrift gehört die Rundspange ins 5. Jahrh., und damals, bald nach der Landnahme

[64]) Prähistorische Blätter II 3. — Ztschr. f. d. Phil. XL 1 08, — Americ. Phil. Ass. XXXIX 08. — O. N. Run. Mon. IV 19.

durch die Schwaben, kann auch die Sippensiedelung Balingen gegründet sein. Ist meine Vermutung richtig, so hätte sich in dem besprochenen Schmuckstück eine Erinnerung an den Gründer erhalten, oder, wenn nicht an diesen selbst, doch an einen seiner Zeitgenossen. Als ergänzende Bemerkung sei angefügt, daß das badische Bahlingen, früher auch Balingen geschrieben, in urkundlich ältester Namensform Baldinga heißt. — Vgl. m. Aufsätze in den „Blättern des Schwäbischen Albvereins", XIV 4, und in „Heimat und Welt", III 3.

Die Fürspange von Osthofen bei Worms, dem Namen nach einer alemannischen Gründung, hat mit der oben beschriebenen so große Ähnlichkeit, daß sie hier mit eingereiht sein möge, obwohl sie vielleicht fränkischen Ursprungs ist. Die Entzifferung und Deutung der Runen, von denen mehrere ganz zerstört oder unleserlich sind, macht große, fast unüberwindlich scheinende Schwierigkeiten. Henning ließ sich nicht abschrecken und las: go(dan) furad . . . fileg oder faleg, „den Weg der irdischen Hinfälligkeit stelle in Gottes Schutz" oder „Gute Fahrt barg ich für . . ."

Nach nochmaliger Prüfung und Vergleichung bin ich zu der Ansicht gekommen, daß Dietrich (Zeitschr. f. d. Alt. XIV) nahezu das Richtige getroffen hat mit der Lesung und Deutung: gode fura din dingo fulled, mit gutem Dinge (sei) deine Lebensfahrt gefüllt. Dem angeblichen Instrumentalis gode dingo möchte ich jedoch gotero dingo im zweiten Fall der Mehrzahl (guter Dinge) vorziehen, wobei ich zugebe, daß die Unterbringung von vier Runen in der Lücke hinter dem ersten o Schwierigkeiten macht. Vielleicht waren Binderunen darunter oder hatte der Schreiber die kürzere Form goter gebraucht. Ist diese Erklärung zutreffend, so haben wir auch hier, wie auf der größeren Spange von Nordendorf einen Spruch mit schönem Inhalt und doppeltem Stabreim. In freier Übertragung würde er etwa lauten: Glück begleite deinen Lebenslauf! Das reich und geschmackvoll verzierte Schmuckstück hat ohne Zweifel einer Frau gehört.

Die kleinere Spange von Nordendorf, westlich von Augsburg, gehört auch hierher. Ihre Inschrift scheint unvollendet, sollte offenbar bis zu einem rechts stehenden Strich fortgeführt werden und endigt mit einer unfertigen F-Rune. Ich lese Birthilo, Name des Besitzers, und Elf, wohl Anfang des Vaternamens. Henning, der überall Widmungen nach Art der studentischen Dedikationen sieht, übersetzt „der Schenkin Elk!" Nicht besser begründet ist Hempls (Amer. Philol. Ass. V. 39, S. 113) Erklärung: „Biranio elf, ich vertreibe den Alp." Neuerdings, in dem Aufsatz „Deutschlands älteste Runendenkmäler" (Heimat und Welt III 3), habe ich die Vermutung geäußert, E L F könnten auch die Anfangsbuchstaben folgender Worte sein: eig (besitzt es), Liutfrid fehita (hat es gemacht).

Die große Nordendorfer Spange, 1843 in einem beim Bau der Eisenbahn von Augsburg nach Donauwörth entdeckten schwäbischen Friedhof gefunden, gehört zu den wichtigsten und bedeutsamsten deutschen Runendenkmälern. Obwohl Henning urteilt: „Dietrichs Entzifferung[65]) lona thiore Wodan winuth lonath enthält so viele Unrichtigkeiten, daß seine Übersetzung (Mit teurem Lohn lohnt Wodan Freundschaft) schon aus diesem Grunde hinfällig wird", hat anscheinend dieser sonst nicht immer glückliche Runenforscher gerade in diesem Falle das Richtige getroffen. Hofmanns Übersetzung[66]) „Flamme hemme Wodan, Kampf Donar", ist aus sprachlichen und sachlichen Gründen nicht annehmbar, und Hennings eigene Erklärung „Die Heirat ersiege Wodan! Weihe Donar!" ist das Gesuchteste, was man sich denken kann. Seltene friesische und altnordische Wörter müssen dazu herhalten, die schwäbische Inschrift zu erklären, eine spätere Umgestaltung im christlichen Sinne wird angenommen, die aber gerade den Namen des höchsten Heidengottes unberührt gelassen hätte. Zudem ist die letzte Rune entschieden kein r, sondern ein deutliches th, und o trägt ein von gleicher Hand aufgesetztes l, der Name Thonar fällt also weg. Dagegen entspricht Dietrichs Lesung durchweg altschwäbischen Sprachformen (winuth wäre vom Stamm win gebildet wie an. vinadhr, got. vitoth, ahd. manoth; nur statt thiore wäre thiorem oder thioremu zu erwarten; hier ist aber durch den überquellenden Rost der Nadelfeder eine Rune anscheinend verdeckt oder zerstört; auch eine Bindung der ähnlichen Runen ᛗ und ᛘ wäre möglich), und der Spruch mit seinem Stabreim scheint einem alten Liede entnommen zu sein. Während aber Dietrich lona thiore für einen Instrumentalis mit altertümlicher Endung hält, möchte ich den einfachen Wemfall annehmen, wie bei fohem wortum, d. h. mit wenigen Worten, des Hildebrandsliedes. An der entgegengesetzten Ecke der viereckigen Silberplatte und in umgekehrter Richtung ist von anderer Hand und flüchtiger eingeritzt: atha(l) Leubwinis (die vierte Rune von athal ist durch einen Riß zerstört, die letzte des Namens ᛊ in ungewöhnlichem Gebrauch, für das ähnliche ᛋ eintretend), d. h. „Eigentum des Leubwin". Henning findet wieder eine Widmung, „Awa ihrem Leubwini". Die Mitbestattung von Pferden, die römischen, mit Valens 378 aufhörenden Münzen sprechen in Übereinstimmung mit dem Namen Wodan dafür, daß der Schmuck bald nach der Landnahme, etwa im Anfang des 5. Jahrhunders, der Erde anvertraut wurde. In dichterischer Wortfügung und mit doppeltem Stabreim würde der Spruch dieses Schmuckstücks lauten: Mit teurem Lohn die Treue Wodan lohnt, und Dietrich sagt mit Recht, er werde „fortan

[65]) Ztschr. f. deutsch. Altertum XIV 1869.
[66]) Sitzungsberichte d. K. bair. Akad. d. Wissensch. II 1866.

obenan in der Geschichte der Sprache und Literatur des deutschen Volkes glänzen", da er „seinen Grund in dem tiefsten und ältesten deutschen Pflichtgefühl, dem der Treue", habe. Das Augsburger Maximilians-Museum hat im Glasschrank noch die alte Hofmannsche Erklärung, im amtlichen Führer dagegen die von Dietrich.

Fränkisch.

Die Spange von Ems an der Lahn, 1878 gefunden, ist nur im unteren Bruchstück erhalten. Dies trägt auf der Rückseite die gut lesbaren Runen madal ubada, d. h. (der Name des Goldschmieds stand jedenfalls auf dem fehlenden Stück) „hat den Schmuck gemacht", von agf. madhum, madhm, Kleinod, und ahd. uoban, fertigen. Entsprechend ist die Inschrift der Spange von Etelhem auf Gotland, mk Mrla wrta, „mich hat Merila gemacht", und des Goldhorns, „ich Hlewagastis der Holting habe das Horn gemacht"[67]. Henning findet selbstverständlich wieder eine Widmung „Wada dem Mado".

Die Spange von Engers mit der Inschrift leub, deren Echtheit Henning „nicht ganz sicher" scheint, muß ich nach wiederholter Untersuchung im Wormser Paulusmuseum für unzweifelhaft echt halten.

Sächsisch.

Die Spange von Freilaubersheim, anfangs der 70er Jahre bei Kreuznach ausgegraben, trägt die vollkommen deutlichen Runen Boso wraet runa, über deren Bedeutung „Boso ritzte die Runen" sich noch kein Streit erhoben hat. Sogar Henning kann sie nicht mißverstehen, wenn er auch die zweifellos sächsische Sprache (wraet Präteritum von as. writan, agf. vritan) in Frage zu stellen sucht. Den zweiten Teil der Inschrift dagegen, den Henning th(i)k Dathena go(l)d(a) liest[68] und „Dich Dathena grüßte er" übersetzt, fasse ich ganz anders auf, thik dalchia god, d. h. „dich stärke Gott", wie noch heute viele Schmucksachen den Spruch „Gott schütze dich" tragen. Das Zeitwort dalgian (sächsisch wird g wie ch gesprochen) kann als Nebenform des gotischen tulgjan (von tulgus, fest) aufgefaßt werden; tulgo = valde ist auch altsächsisch, agf. deal bedeutet „kraftstrotzend, stolz, und isl. tulgufagr „stark und schön"; altf. telg, Zweig, wird auch telch geschrieben. Zu diesem Wortstamm gehören auch die Namen Dulgibini, Telchilde, Tulga (wohl = Tulgjasvinths, da Sohn

[67]) Was die Gelehrten alles aus einer vollkommen deutlichen und unversehrten Runeninschrift, wie die des Goldhorns ist, herausgelesen haben, findet man bei Magnusen, Runamo, Kjöbenhavn 1841.

[68]) Rieger (Ztschr. f. deutsch. Philol. V 1874): (lindi thkid ansna gosthu), „von der Huld der Ansen gedeckt gehst du."

von Svinthila II). Das Schmuckstück lag in einem reich ausgestatteten Frauengrab, wohl dem eines kriegsgefangenen oder mit anderen Landsleuten auf fränkisches Gebiet versetzten Sachsenweibes. Spender der Spange war demnach ein bekehrter Sachse, was bei der ziemlich späten Zeit der Bestattung (von den mitgefundenen Münzen trug eine den Namen des Königs Baduila oder Totila) nicht auffällt[69]).

Die drei Brakteaten von Randers, 1848 in Jütland gefunden, mit einigen von den übrigen Runen abweichenden Zeichen und „Sproßformen" dürfen der Sprache nach wohl auch als altsächsisch bezeichnet werden. Die Inschriften des ersten und dritten (23 und 30 bei Stephens, Handbook of Runic Monuments) weiß zwar auch ich nicht vollständig zu deuten, doch ist auf dem letzteren der Name Agela vollständig deutlich, und beide tragen das Bild Wodans mit Roß und Raben, Sonnen- und Mondzeichen. Auf dem zweiten (18 bei Stephens) lese ich: Autharit Sihwin and Oswiw otha(l), d. h. „dem Autharit, Sigwins Sohn, und der Oswif gehörend". Da Oswif auch als Mannsname vorkommt, wäre in diesem Fall zu übersetzen: „Eigentum Autharits, Sigwins und Oswifs." Die Inschrift ist darum merkwürdig, weil sie den von Polybios überlieferten keltischen Namen Autaritos in germanischer Gestalt (heutiger Familienname Autenrieth) enthält. Stephens übersetzt: „Sihwin und Bänoui schlugen beide Ewäthit" aber die zwei letzten Namen sind weder bekannt noch überhaupt möglich.

Friesisch.

Das Schwert von Arum[70]) in holländisch Friesland, die verkleinerte Nachbildung eines germanischen Langschwerts in Eibenholz, 1895 in einem aufgeschütteten Hügel (terp) gefunden und im friesischen Museum von Leeuwarden aufbewahrt, zeigt mit scharfem Messer in das zähe Holz eingeschnitten folgende Runen eda: wodan (die beiden letzten Zeichen als Binderune), fälschlich meist edae : boda gelesen, an deren Deutung sich verschiedene Gelehrte, die Holländer Cosijn und van Helten und die Deutschen von Grienberger und Siebs, aber mit wenig Glück, versucht haben. Des letzteren Lesung (k)edae bodth(ing), „er (oder es) künde das Gericht", wäre wohl sprachlich allenfalls zulässig, ist aber sachlich unmöglich, da von den zu ergänzenden Runen auf dem Holz auch nicht die geringste Spur zu entdecken ist. Nach meinem Vorschlag ist die Inschrift zu übersetzen „Wodan helfe", das

[69]) Neckel übersetzt: „Dich, Dalina, beschenkte er." Im Röm.-germ. Museum in Mainz fand ich, zuletzt 1907, nur die Henning'sche Deutung. Vgl. m. Aufsatz „Ein altsächsisches Runendenkmal", Westfäl. Museum, N. F. III 1912.

[70]) Boeles, Nogmaals het zwaardje van Arum en de Hada-munt De Vrije Fries XX 4. — Von mir im Zentralblatt f. Anthropologie IX 1, 1904, und in der Germania, VII 1905, besprochen.

sind „Heilrunen", von liebender Hand für einen Helden zum Schutz vor feindlichen Schwertern eingeschnitten. Ein Zeitwort edan, helfen, ist zwar nicht zu belegen, läßt sich aber aus dem agf. ed, ead = salus, felicitas, und vielleicht aus dem franz. aide, aider, dessen Ableitung von adiuvare im Vergleich mit ital. aiutare Schwierigkeiten macht, erschließen[71]). Die Inschrift ist also heidnisch und älter als das 8. Jahrhundert; das o in angelsächsischer Gestalt ist nicht auffallend, da ja außer Angeln und Sachsen auch Friesen, die späteren Cantuarii, nach England ausgewandert sind. Im Anschluß an seine Erklärung des Stäbchens am Britsum behandelt Bugge (a. O.) auch dieses Runendenkmal, in dem er den nicht zu belegenden Eigennamen des Besitzers, Edaboda, findet. Außer der Gestalt zweier Runen spricht dagegen vor allem die Zerlegung der Inschrift in zwei selbständige Wörter durch ein sehr deutliches Trennungszeichen von 5 übereinander stehenden Punkten. Vgl. meine Beurteilung im Anthrop. Zentralblatt.

Angelsächsisch.

Der Reliquienschrein von Braunschweig ist eines der kultur- und kunstgeschichtlich wertvollsten Stücke des herzoglichen Museums, zierlich mit reizvollen Verschlingungen aus Walroßzahn geschnitzt und mit einem ehernen Beschläg versehen, das auf der Bodenfläche folgende Inschrift in angelsächsischen Runen erkennen läßt: writne thiisi * Heahvali in Mvg (Maerevong?) halech * aliq, d. h. „Geschrieben hat dies Heahvali in Marwang. Heilig, heilig". Stephens gibt[72]) als Deutung folgendes Erzeugnis seiner blühenden Einbildungskraft: „Urit Nethii Sighyor Aeli in Mungpaelyo Gaelica, d. h. Nethii verfertigte dies für Herrn Aeli (Eligius) zu Montpellier." Daß dieselbe Aufnahme in das amtliche Verzeichnis gefunden hat, ist besonders darum bedauerlich, weil damit auch diese Perle altgermanischen Kunstfleißes für eine „irische Arbeit" ausgegeben wurde[73]). Ohne Zweifel ist das aus dem Kloster

[71]) Während die französischen Normannen den Schlachtruf „Dieu aide" hatten, riefen die Einwohner von Bayeux noch im 10. Jahrh. „Thor aide".

[72]) The Old Northern Runic Monuments, 1867—84. Ebenso Handbook 1884.

[73]) Ein neuerer Führer (1902) läßt zwar die ungeheuerliche Deutung von Stephans weg, nennt aber den Schrein immer noch „irisch" und setzt ihn in die Zeit „um 700". In dem Aufsatz „Die öffentlichen Sammlungen der Stadt Braunschweig" von Direktor Meier (Ill. Ztg. 27./XI. 13) ist das Kästchen abgebildet und als „angelsächsische Arbeit des 7. Jahrh., also ein Werk frühgermanischer Kunst" bezeichnet. Diese Angabe enthält wenigstens nichts Unrichtiges mehr. Nur die Entstehungszeit ist wohl etwas zu früh angesetzt, da der Schrein ja erst im 10. Jahrh. nach Deutschland kam und die Inschrift das späte Zeichen cveordh enthält. — Betrachtet man aliq als Schreibfehler für reliq, wäre „heilige Reliquie" zu lesen.

Gandersheim stammende Kästchen mit Edith, der Gemahlin Ottos I., einer angelsächsischen Königstochter und Gönnerin des Klosters, aus England nach Altsachsen herübergekommen. Nicht unerwähnt soll Dietrichs Deutung (a. O.) bleiben: „halega limuritne thiisi Ghevaliindu, d. h. heilige Überbleibsel der Gebalinde". Das erste und das dritte Wort stimmt mit meiner Lesung überein, auch gehört der Frauenname zu den gebräuchlicheren, doch hat die Rune in Gestalt einer Wolfsangel anderen Lautwert; und auch das doppelte i des Namens wäre auffallend.

Das Runenkästchen von Auzon (The Franks runic casket). Dies Denkmal altenglischer Sprache und Kunst hat eine merkwürdige Geschichte. Wahrscheinlich von Ethgiva, der obengenannten Edith Schwester, Gemahlin Karls III. und Mutter Ludwigs IV., aus England nach Frankreich gebracht, ist es in eine Kirche, die des H. Julian in Brioude, gestiftet worden, später in Privatbesitz und durch Vermittelung von Händlern, teils nach London ins British Museum, teils nach Florenz, ins Museo Nazionale, gekommen. Die letzteren, lange verloren geglaubten Teile ergänzen den Fund in glücklicher Weise. Das silberne Beschläg ist zwar entfernt, die reich geschnitzten, sämtlich mit Runeninschriften versehenen Seitenwände aus Walfischbein, samt dem Deckel, aber erhalten. Verschiedene Forscher Haigh, Stephens, Bugge, Hofmann, Wülker, Wadstein, Napier, Vietor, Hempl, haben sich mit der Erklärung der Bildwerke und der Deutung der Inschriften beschäftigt, ohne daß jedoch Übereinstimmung erzielt wäre. „An Scharfsinn und eifrigem Bemühen", schließt daher Jiriczek (Zeitschr. f. deutsch. Altertum XLVII 3) seine Besprechung der letzten Bearbeitungen, „haben es die Herausgeber nicht fehlen lassen; wenn trotzdem fast alle alten Rätsel geblieben und mit der neuen Seite nur weitere dazu gekommen sind, ist dies bei dem Charakter des Forschungsobjekts nicht verwunderlich." Auf Grund der schönen, von Vietor veröffentlichten Abbildungen (Das angelsächsische Runenkästchen von Auzon bei Clermont-Ferrand. Marburg, N. G. Elwert, 1901) erlaube ich mir, zur Vervollständigung hier auch meine Ansicht zu äußern. Die früher bekannten Teile hat m. E. Hofmann (Über die Clermonter Runen, Sitzungsberichte der Münchener Akad. 1871) fast durchweg richtig beurteilt; sie bieten übrigens auch nicht so viele Schwierigkeiten wie die neuentdeckte Seite. Auf dem Deckel steht Aegili, und wir sehen den aus der Heldensage bekannten Schützen Eigil mit dem unfehlbaren Bogen sein Haus, in dem seine Frau sitzt, gegen mehrere schwergewappnete Angreifer, von denen schon zwei gefallen sind, verteidigen. Auf der Vorderwand sind rechts die heiligen drei Könige (magi) mit dem Stern dargestellt, wie sie der Jungfrau Maria ihre Geschenke darbringen; links dagegen steht Wieland am Amboß, der ihn mit einer Dienerin besuchenden Beadohild einen Ring überreichend, während zu seinen Füßen der enthauptete Leichnam ihres

Bruders liegt; im Hintergrund sieht man, wie ein Mann, wohl wieder Eigil, zwei gefangenen Wildgänsen den Kragen umdreht. Die Inschrift kann unmöglich anders gelesen werden als: Hronäs ban. Fisc flodu ahof on fergenberig. Varth gasric grorn thär he on greut gisvom, d. h. „Walfischbein. Der Fisch erhob sich mit der Flut (wurde von der Flut ausgeworfen) am Fährmannshügel. Traurig ward der Gänserich, als er an den Gries (das Ufer) schwamm." Dietors Deutung „Des Walfischs Gebein die Fischflut erhob auf den Waldberg; es ward das Meer erregt, da er auf den Gries schwamm" scheint mir keine Verbesserung der Hofmann'schen Erklärung zu sein; besonders die Ersetzung von gasric durch garsecg, Meer, ist durchaus willkürlich. Von Hofmann nur wenig abweichend, halte ich fisc für das Subjekt, flodu für den alten Instrumentalis statt flode, denn ahefan, ahebban hat auch die Bedeutung surgere. Noch heute gibt es ein Ferry-Hill in der Grafschaft Durham, und das englische Wort setzt unbedingt ein altes ferge voraus. Die erste Hälfte der Stabreimverse ist sicher zu dem bestimmten Zweck verfaßt, die zweite könnte einem Wielandslied entstammen. Der Gänserich ward darum traurig (von begrornian), weil er für Wielands Flügel Leben und Federn[74]) lassen mußte. Die Rückseite, die Zerstörung Jerusalems darstellend, gibt wenig Veranlassung zu Bemerkungen; Lesung und Deutung sind zweifellos: Her fegtath Titus end Giutheas u: hic fugiant (fugiunt) Hierusalim (diese Worte von hic an in lateinischer Schrift) afitatores (habitatores), „Hier ficht Titus mit den Juden, hier fliehen die Einwohner aus Jerusalem." Das u hinter Giutheas halte ich für die Abkürzung von varas, Mannen (u steht in angelsächs. Inschriften oft für v), Domgisl unten mit Haigh für den Namen des Künstlers. Auch über die linke Seite gibt es kaum Meinungsverschiedenheiten. Das Bild in der Mitte wird erklärt durch die Umschrift: Romvalus and Reumvalus, tvögen gibrothär, affeddä hiä vylif in Romäcästri, othlä unneg, d. h. „Romulus und Remus, zween Gebrüder, aufzog sie die Wölfin in Romaburg, fern von der Heimat." Umso streitiger ist die rechte, seit 1888 im Florenzer Museum ausgestellte Seitenplatte, besonders die Umschrift, die einige auffallende, von den übrigen Inschriften des Kästchens abweichende Zeichen enthält: die e-Rune, Stab mit Querstrich, entspricht zwar der spätnordischen, diejenigen für a, ä, i, o aber, Stab mit gebogenem Seitenstrich unten rechts, unten gegabelter Stab, Zickzacklinie, zwei teils oben, teils unten

[74]) Im Amelungenlied (nach Simrock) sagt Wieland zu Eigel:
Nun geh und schieße Vögel, zu zeigen deine Kunst,
Mir aber bring die Federn, daß ich ein Fluggewand
Mir schaffen mag und schmieden. Gefieder allerhand
Bedarf ich zu dem Werke, das schon der Geist entwarf,
Nun geh und schieße fleißig, daß ich nicht lange feiern darf.

verkürzte, durch einen schiefen Querbalken verbundene Stäbe, kommen sonst nirgends vor. Daß sie, wie Dietor meint, „ad hoc“ erfunden sein sollten, dafür ist nicht der mindeste Grund einzusehen — zu einer Geheimschrift hätte man doch sämtliche, nicht nur einige wenige Zeichen verändert —, auch bezeugen sie keineswegs, wie Hempl (The variant runes on the Franks casket. Transact. of the Amer. Phil. Assoc. 1902) behauptet, die Abstammung der Runen von „verschiedenen“ griechischen Alphabeten. Bei dem langdauernden Gebrauch der Runenschrift im Norden und der Abgeschlossenheit einiger Landschaften haben sich da und dort örtliche Spielarten gebildet, gerade wie es auch bei lebenden Wesen der Fall ist. Der Schnitzer der Umschrift — das Mittelfeld enthält die gewöhnlichen angelsächsischen Runen — stammte daher wohl aus einer anderen Gegend. Ich lese: Her Hos sitäth on härmbergä, aglac drigith, sva hiri Ertaegis graf särdun sorgä and sefatornä, d. h. „hier sitzt Hos (Hors?) auf dem Harmberge, erduldet Qual, wie ihr Erdaegs Grab schufen Sorgen und Seelenschmerzen.“ Wie hiri, altertümlich für hire, zeigt, muß die tierköpfige Gestalt weiblich sein — die Kleidung spricht nicht dagegen, und auch rechts zwischen den beiden in Kapuzenmäntel gehüllten Männern steht eine Frau —, särdun leite ich von serian, parare, ab, da sarian von sar, dolor, nicht belegt ist und auch keinen Sinn gibt. Im Mittelfeld sieht man den Hengst Risci (von risc, gleichbedeutend mit rasc, abzuleiten, wie Ruſche, Roſchlin im Biterolf und der Hund rusca in der Thidreks saga) neben dem Grabhügel seines Herrn trauern, bita in northumbrischer Mundart gleich bidan, warten; das untenstehende wudu, Wald, bezeichnet den Schauplatz. Wir haben es hier offenbar mit einer Sage zu tun, die uns nicht überliefert ist, aber an Helgakvidha erinnert. Der Anfang der Inschrift erläutert die bildliche Darstellung, das Ende kann auch wieder einem Liede entnommen sein. Mit den meisten Erklärern halte auch ich etwa das 8. Jahrhundert für die Entstehungszeit des Kästchens[75]).

Der Kamm von Whitby in Yorkshire, trägt nach einem durch Bruch verstümmelten und dadurch unverständlichen Anfang die deutlichen Worte: God aluwaludo helipä Kyn (ich ergänze isvith), d. h. „der allwaltende Gott helfe Kynisvith“. Die etwa aus dem 7. Jahrh. stammende Inschrift ist in dreifacher Hinsicht merkwürdig, einmal weil sie die p-Rune in der gleichen Gestalt wie das Themsemesser und der Kylfver-Stein enthält und dadurch deren Entstehung aus ᛒ ᛅ bestätigt, dann weil sie wie das Holzschwert von Arum und das Stäbchen von

[75]) Eine Besprechung der Dietor'schen Schrift von Binz (Lit. Bl. f. germ. und rom. Phil., 5. V 1904) enthält nichts wesentlich Neues und bringt keine Aufklärungen.

Britſum zu den „Heilrunen" gehört, und endlich durch das Wort alawaludo, das die Erklärung liefert für das bisher nicht gedeutete, meiſt aber für „magiſch" gehaltene alu vieler Inſchriften, von mir als Abkürzung von alwaldand und Beiname Wodans[76]) aufgefaßt. Mit willkürlichen Ergänzungen vorn und hinten gelangt Stephens zu der Überſetzung: „Gott ſegne uns, der allmächtige Gott helfe unſrer Sippe."

Altſchwediſch.

Der Stein von Möjebro bei Upſala, ſchon lange bekannt und früher als Brunnenſtufe im Pfarrhaus von Hageby dienend, zeigt das Bild eines ſchwertſchwingenden Reiters und darüber die Inſchrift: „Frawaradar anahahai stainir, d. h. ich Fraoward erhöhe (errichte) die Steine". (Das kleine liegende Kreuz zwiſchen a und i in stainir iſt entweder nur Füllſel oder wurde als g wie j geſprochen). Stephens las und überſetzte: „Aenaehae Haisle Ginia Fraewaeraedaer, Aenähä, Herr auf Häiſle, und die Herrin Ginia haben den Stein für Herrn Fräwärad errichtet", Bugge (Norges Indskrifter med de aeldre Runer): „Ana hahaisla inir frawaradar, für Hahaiſl ſetzte Jni und Frawarad den Stein" und ſpäter (Aarb. XX 05) „Zur Erinnerung an Haaiſl ſetzte Frawaradar dies". Wimmer, der früher geleſen hatte: „Frawaradar ana hahai slaginar, Fraradr hat es eingehauen", verzichtet in der „Runenſchrift", da das punktierte Kreuz „kaum als wirkliche Rune genommen werden darf", auf jede Deutung. Hempl hat den Stein zum Gegenſtand einer beſonderen Unterſuchung gemacht (The Möjebro runic stone, Publications of Modern Language Association XV 2) und gibt folgende Erklärung: „Frawaradar anahahais langinir, der Wächter wartete lange". Montelius endlich (Kulturgeſchichte Schwedens) deutet, lieſt und überſetzt: Frawaradar anahaha is slaginar, „Fraradr der Mutige iſt totgeſchlagen". Da ich alle dieſe Deutungen für verfehlt halte, ſchlage ich die obige vor. Die Sprache halte ich für altſchwediſch, dem Gotiſchen noch ſehr nahe ſtehend; Wimmer ſetzt den Stein ins 5. bis 6. Jahrhundert, wozu auch die altertümliche Geſtalt des Schwertes (spatha) paßt. Gotiſch würde die Inſchrift lauten: „Fraovards (vgl. weſtgotiſch Froaricus, alem. Fraomar) anahauhja stainans".

Der Grabſtein von Skääng in Södermanland trägt in der Mitte in ziemlich altertümlichen Runen die Inſchrift Haringa ✝ Leugast,

[76]) Olſen, Zauberrunen auf einem Weberblättchen von Lund, Christiania Vid. Selsk. Forh. 1908, von mir im Zentralbl. für Anthr. XIV 4, 1909, beſprochen. — Ähnlich faſſe ich auch den meiſt luwatuwa geleſenen Anfang des Brakteaten von Vadſtena auf, nämlich als doppeltes TVTHA, d. h. Tius Wodan Thonar alwaldande.

d. h. „der Haring (entweder Sohn des Hari oder Stammesbezeichnung wie Auwinga, Raninga, Rauninga o. ä.) Leugast". Das mittlere, achte Zeichen kann keinen Lautwert haben, sondern muß als Trennungszeichen aufgefaßt werden, weil diese „Sproßform" erst in viel späterer Zeit auftritt. Das vorletzte Zeichen hat hier noch die Bedeutung eines weichen s, das letzte kann nur ein t sein mit — entweder durch Verwitterung oder durch Sonderentwicklung — verloren gegangenem rechtem Seitenstrich. Der Name Leugast ist ohne Frage derselbe wie Hlewagastis des Goldhorns, aber auf einer um Jahrhunderte späteren Entwicklungsstufe. Der Verlust des schließenden s zeigt, daß die Schrift jünger sein muß als Ulfila und etwa dem 5. oder 6. Jahrhundert angehört. Montelius liest und übersetzt: Haringa aleugar, „Haringa ohne Falsch", Stephens: Häring ägi leugä ai, „möge Häring immer sein Grabmal behalten". Ringsherum läuft in einem Schlangenband folgende christliche, etwa aus dem 11. oder 12. Jahrhundert stammende Grabschrift: Skanmals auk Olauf thau letu kiara merki thausi eftir Svain fathur sin: kuth hialbi salu hans, „Skanmals und Olaf die ließen dieses Denkmal machen für Swain, ihren Vater; Gott helfe seiner Seele."

Isländisch.

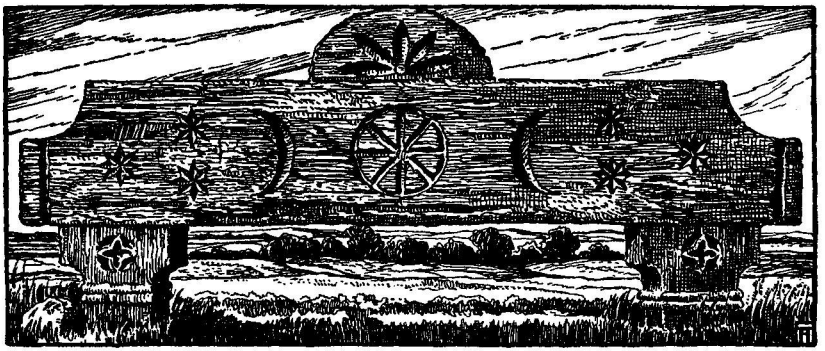
Eine isländische Kirchentür, in zwei Kreisen kunstvolle Schnitzereien, oben Darstellungen aus der heidnischen Sage, unten vier verschlungene Drachen zeigend, trägt auch eine Inschrift, durch die der Künstler sich verewigt hat: „Rikiewin Wi s(on) har krapin runer ik thesa, d. h. Ich Richwin, des Wi (vielleicht abgekürzt) Sohn, habe diese Runen eingegraben."

Ein reichgeschnitzter Stuhl, mit den Sternbildern[77]) und Monatsnamen, läßt auch den Namen der Besitzerin erkennen: „Hustru Thorwen a stolen than Bentdict t (imbradi) Narfa, d. h. der Hausfrau Thorwen gehört dieser Stuhl, Benedikt Narfi Sohn zimmerte ihn."

Jeder unbefangene Leser wird zugeben müssen, daß, von allen anderen in Betracht kommenden Gründen abgesehen, rein inhaltlich meine Deutungen der angeführten Runeninschriften die annehmbarsten sind.

---

[77]) Beide Gegenstände, im Kopenhagener Museum befindlich, sind abgebildet bei Woorsaae, Nordiske oldsager i det kongelike Museum, Kjöbenhavn 1859. — „Daheim" (Nr. 18, 1913) bringt ebenfalls Abbildungen mit begleitenden Worten von J. S. C., der letztere Inschrift folgendermaßen deutet: Hustru Thoruun a stolen en Benedikt Narfa (son risti), d. h. der Hausfrau Thorun gehört der Stuhl, und Benedikt Narfa (Sohn schnitzte ihn).



3. Zeitrechnung.[1])

Non omnis sapientia penes Chaldaeos et Orientem fuit, etiam Occidentis et Septentrionis homines fuerunt *λογικα ζωα*.
Nicht alle Weisheit war bei den Chaldäern und im Morgenlande zu Hause, auch die Menschen des Abendlandes und des Nordens waren folgerichtig denkende Wesen. Scaliger.

Auf Himmelskunde, Sterndeutung und Zeitrechnung verstanden sich nach der Meinung der Alten hauptsächlich drei Völker: Chaldäer, Ägypter und — Hyperboreer. Daß man im Altertum auch den nordischen „Barbaren" solche Kunst und Wissenschaft zutraute, daß sogar die hochgepriesenen Hellenen sie darin als Lehrmeister anerkannten, war in neuerer Zeit, unter der Herrschaft des Vorurteils, alles Wissen, insbesondere die Kenntnis der Gestirne und die Berechnung der Jahreszeiten, stamme aus dem Morgenlande, ganz in Vergessenheit geraten. Gerade die Germanisten, vor allen Andern, sollte man denken, zu Hütern und Pflegern unsres Volkstums und seiner altehrwürdigen Überlieferungen berufen, glaubten unbefangene, aufgeklärte, über kleinliche und beschränkte Volkseitelkeit hoch erhabene Gelehrte zu sein, wenn sie mit überlegener Sicherheit unsern Vorfahren jede selbständige Erfindung, alle künstlerische und wissenschaftliche Befähigung absprachen. „Wie bei allen Völkern des Abendlandes", meint Sievers, ist auch bei den Germanen die Annahme der Schrift

[1]) Nach einem im Karlsruher Naturwiss. Verein gehaltenen Vortrag über „Altgermanische Zeitrechnung", Verh. XVIII, 1905.

eine „Geschichte von Entlehnungen", es fehlt ihnen, urteilt Bremer, „an Schönheitssinn, an Sinn für Anmut, Formen und harmonisches Ebenmaß", und „wir wissen", schreibt Mogk[2]), „daß wir den Römern die Namen der Wochentage, die Monate, das Alphabet verdanken". Wie ungerecht solche Urteile sind, habe ich für Schrift und Kunst schon früher nachgewiesen; hier möchte ich, bisher Versäumtes nachholend, dies auch in bezug auf die Zeitrechnung versuchen.

Haben die genannten Völker, das ist die erste Frage, sich die Kenntnisse vom Stand und der Bewegung der Gestirne, von der Umdrehung der Erde, vom Umlauf des Mondes und von seinem Verhältnis zu Sonne und Erde selbständig erworben, oder war in dieser Hinsicht eines vom andern abhängig, und welchem von den dreien gebührt der Vorrang? Nach dem Gesagten galten in neuerer Zeit die Nordländer von vornherein als ausgeschlossen, und selbst die Arier im allgemeinen hielt man solcher Geistesarbeit nicht für fähig. „Meinem Dafürhalten nach", sagt Weber[3]), den ich statt aller Gleichgesinnten anführe, „waren die Indogermanen nicht auf einer Höhe der Kultur stehend, welche sie dazu befähigt hätte, selbständig Beobachtungen oder gar Berechnungen anzustellen, die sie zu einer solchen Korrektur ihres Mondkalenders[4]) hätten führen können. Ich kann mir nur denken, daß sie dabei durch die Nachbarschaft semitischer Kultur beeinflußt worden sind. Natürlich wäre dabei nicht an die südlichen Semiten (Juden und Araber) zu denken, die noch jetzt an dem alten Mondjahre festhalten, sondern an die nördlichen Semiten resp. die Babylonier."

Dabei kann man sich allerdings auf Herodot berufen, der (II 109) berichtet: „Sonnenuhr (πολον) und Schattenmesser (γνωμονα) sowie die Zwölfteilung des Tages haben die Hellenen durch die Babylonier kennen gelernt." Es fragt sich nur, ob diese in der Tat als Erfinder zu betrachten sind oder selbst Lehrmeister gehabt haben. Wie bekannt, haben die semitischen Babylonier und Assyrer auch die von ihnen gebrauchte, später von den arischen Persern wesentlich verbesserte und vereinfachte Keilschrift nicht selbst erfunden, sondern von den ältesten Kulturträgern im Zweistromland, den Sumeriern, einem Volke fremden Stammes und nichtsemitischer Sprache, übernommen. Nach den gefundenen Bildnissen und Schädeln hatten diese Sumerier durch-

---

[2]) Grundriß der germanischen Philologie. 1891, 2. Aufl. 1899.

[3]) Sitzungsberichte der k. preuß. Akad. d. Wissensch. zu Berlin, phil.-hist. Klasse XXXVII 1898. — Genauere Untersuchungen haben aber gezeigt, daß nicht einmal die „arabischen" Zahlen eine Erfindung der Semiten sind. Vgl. meinen Aufsatz „Zur Entwicklungsgeschichte unserer Zahlzeichen", Heimdall XVI 1, 1911.

[4]) Monate und Mondjahr mußte man ihnen wenigstens lassen.

aus europäiſche Geſichtszüge und ausgeſprochen längliche Kopfbildung, können alſo auch nicht, wie man früher geglaubt hat, „turaniſcher", d. h. aſiatiſcher Abkunft[5]) ſein, ſondern müſſen der nordeuropäiſchen Menſchenart (Homo europaeus L.) angehört haben, höchſtens mit geringer Beteiligung der gleichfalls langköpfigen Mittelmeerraſſe (Homo mediterraneus), aber vollſtändigem Ausſchluß der Rundköpfe (H. brachycephalus). Auch was von ihrer Sprache überliefert iſt, hat durchweg ariſchen Klang, ſo urud, anag, zabar, balag (Kupfer, Zinn, Erz, Beil, von den Wortſtämmen lat. raudus, ſkr. naga, got. saban, gr. *πελεκυς*, agſ. bil), nicht minder die Götternamen Bal, Dagon, Nebo, Marduk oder Merodach, Iſtar, Aſir, Gibil[6]), Anu, Samas und Tiamat (die Göttermutter, deorum mater, *ἡ μητηρ των θεων*, *Κιμμερις θεα* nach Heſych). Die Anſicht[7]), „daß der größere Teil der babyloniſchen Religion, der Göttergeſtalten wie ihrer Mythen und Kulte, im letzten Grunde nicht ſemitiſchen Urſprungs iſt, ſondern weiter auf die Sumerier zurückgeht", findet immer mehr Anhänger und größere Verbreitung.

Insbeſondere ſtammt die Verehrung des Sonnengottes Bal oder Bel (perſ. Belos, ſlav. Belenis, kelt. Belenos, agſ. Bäldäg; an. bal, agſ. bäl, Feuer, Flamme) zweifellos aus dem Norden, wo ja nach griechiſcher Anſchauung des „Phöbos alter Garten" lag, und mit dem Sonnendienſt hängt die Berechnung des Sonnenjahres aufs engſte zuſammen. Auf die Sumerier folgten die Chaldäer, vielleicht ein Miſchvolk mit ſtarkem Einſchlag nordiſchen[8]) Blutes, deren Name hauptſäch-

[5]) Über „Die Turanier Vorderaſiens und Europas" hat Wirth in der Beil. z. Allg. Ztg. 287/8 1904 einen Aufſatz veröffentlicht, der die Begriffe „Raſſe" und „Volk" verwechſelt und auch ſonſt viel Irriges und Verkehrtes enthält. Mit dem Ausdruck „Turanier" iſt ſeit v. Hölder viel Mißbrauch getrieben worden; man verſteht darunter Miſchvölker, die in den Grenzgebieten von Europa und Aſien aus der Vermengung und Kreuzung von H. europaeus und brachycephalus entſtanden ſind. Den Vorwurf, mit mir ſei „nicht zu reden", muß ich als ungerechtfertigt zurückweiſen; durch ſachliche Gründe laſſe ich mich ſtets überzeugen. — Vgl. Cope, The oldest civilized men (Amer. Naturalist, Aug. 1896). Dazu mein Aufſatz „Das älteſte Kulturvolk im Zweiſtromland", Globus LXX 12, meine Behandlung der Frage in „Indogermaniſche Probleme", Polit. anthrop. Revue III 1, und die Abbildungen bei Heuzey, Catalogue des Antiquités Chaldéennes, Musée nation. du Louvre, Paris 1902.

[6]) Dieſer Name des Feuergottes erinnert an Polengabia, die Herdgöttin der alten Preußen (lit. pelene, Herd), wie auch an das halbgriechiſche Heliogabal (nam Heliogabalum Phoenices vocant solem, Jul. Capitolinus, Opil. Macrin. 9).

[7]) Zimmern, Die Keilſchriften und das alte Teſtament, 3. Aufl. 1903. — Gleicher Anſicht ſind Henning, Die ſumeriſche Grundlage der vorderaſiatiſchen Schöpfungsſage, Globus LXXXVI 5 und Radau, The creation-story of Genesis 1, The Monist 1902, ſpäter als beſondere Schrift erſchienen.

[8]) Die Namen ihrer Könige Merodach-Baladan, Teutamus, Nabopolaſſar,

lich mit der Himmelskunde (Astronomie) und später auch mit der Wahrsagung aus den Sternen (Astrologie) verknüpft ist. Bekanntlich bildet die den europäischen Völkern wie auch den Babyloniern[9]) seit ältester Zeit vertraute Zwölferrechnung den einzigen „Beweis" für die asiatische Herkunft[10]) der Arier. Viel einfacher und ungezwungener erklärt sich der Zusammenhang durch die Annahme, daß die semitischen Völker des Zweistromlandes, wie so manches andere, auch diese Zählweise von ihren sumerischen Lehrmeistern übernommen haben. „Nach Babylon", berichtet Diodor (I 28), „führte Belos, den man für einen Sohn des Poseidon und der Libya hält, eine Schar von Auswanderern. Er ließ sich am Flusse Euphrat[11]) nieder und setzte Priester ein, die, wie in Ägypten von allen Abgaben und öffentlichen Leistungen befreit, bei den Babyloniern Chaldäer hießen. Sie beobachteten die Gestirne und sind, ebenso wie die ägyptischen, Naturkundige und Sterndeuter." Belos, oft auch Zeus genannt, ist aber eine nordische, arische Gottheit und keineswegs aus Ägypten eingewandert; mit nicht besserem Recht zählten die dortigen Priester auch den Herakles Orpheus, Kadmos u. A. zu ihren Landsleuten. In einem Aufsatz über den „Geburtstag des Gottes Tammuz" vergleicht der durchaus nicht für unsern Weltteil voreingenommene Hommel[12]) die Göttin Istar mit der germanischen Ostara — auch die Namen sind nah verwandt — und sagt u. a.: „Diese Feste (Sonnenwenden) beherrschen dort das religiöse Leben ... ähnlich wie bei unsern heidnischen Vorfahren ... So ist Babel, mehr noch als mit der Bibel, mit unserer germanischen Vorzeit und ihren vom Christentum, wenigstens was die Zeiten anlangt, adoptierten Hauptfesten auf das engste verbunden." Der verwandtschaftliche Zusammenhang führt zurück in die Heimat des Sonnengottes[13]) und seiner Verehrung.

Nabonnetus u. a. enthalten indogermanische Wortstämme; Merodag und Nebiogastes sind fränkische, Teutalus und Teutomatus keltische Namen.

[9]) Jeremias verteidigt „Das Alter der babylonischen Astronomie" (2. Aufl. Leipzig 1909). Es handelt sich aber hier um die Ursprünglichkeit der Erfindung und die Selbständigkeit anderer Völker. — S. auch Löffler, Die arithmetischen Kenntnisse der Babylonier und das Sexagesimalsystem (Arch. f. Math. u. Phys. XVII 3).

[10]) J. Schmidt, Die Urheimat der Indogermanen und das europäische Zahlsystem, Berlin 1890. Vgl. dazu den Vortrag von Günther auf der Greifswalder Anthropologenversammlung 1904.

[11]) Solin. 57: Beli ibi Jovis templum, quem inventorem coelestis disciplinae tradidit etiam ipsa religio ...

[12]) Münchner N. N. 597, 1904.

[13]) In einem Aufsatz „Himmel und Hölle" (Unt. Beil. d. Tägl. Rundsch. 80/1, 1911) schreibt Pastor: „auch Babylon muß sich, wie so viele andere schon, beugen vor dem hohen Alter unserer nordischen Kultur".

Von der Sternkunde und Zeitrechnung der Ägypter berichtet Herodot (II 3 und 4) nach Mitteilungen, die ihm in der alten Sonnenstadt Heliopolis (Pi Ra, Haus der Sonne, hebr. Beth Semes, beim heutigen Kairo) die Priester „von allen Ägyptern die erfahrensten in alten Geschichten", gemacht hatten. „Nach ihrer Meinung", erzählt er, „hätten die Ägypter zuerst von allen Völkern das Jahr (soll heißen das Sonnenjahr) erfunden und es in zwölf Teile geteilt, was, wie sie sagten, den Gestirnen[14]) entnommen sei. Sie machen es meines Erachtens darin klüger als die Hellenen, die jedes zweite Jahr einen Schaltmond einschieben, denn sie haben zwölf Monate von je 30 Tagen und fügen dann jährlich noch fünf Tage hinzu. So fallen im wechselnden Lauf der Jahre die Jahreszeiten doch immer auf die gleichen Monate. Auch Namen und Verehrung der zwölf Götter hätten von ihnen, als den ersten, die Hellenen angenommen." Aus dieser letzten Bemerkung läßt sich ersehen, wie viel auf die Prahlereien der ägyptischen Priester zu geben ist; denn die Götter des griechischen Olymps waren Gemeingut aller arischen Völker. Übrigens führten sie selbst ihre ganze Weisheit, nach Strabo, XVII 1, und Diodor, I 15, 16 und 43, auf Hermes zurück, der ja auch den Griechen als Erfinder der Künste und Wissenschaften galt.

Herodot (II 148) spricht auch von einem Labyrinth in der Nähe des Mörissees, das „aller Beschreibung spotte" und mit seinen mannigfach verschlungenen Irrgängen „tausend Wunder" enthalte. Wo aber diese Irrgärten oder Labyrinthe[15]) herstammen und welch innige Beziehungen sie zur Sonnenverehrung haben, das hat der trotz mancherlei Irrtümern vom „deutschen Gelehrtendünkel" doch über Gebühr verlästerte E. Krause (Carus Sterne) in seinen „Trojaburgen Nordeuropas" und der ergänzenden Schrift „Die nordische Herkunft der Trojasage" in einleuchtender und unwiderlegbarer Weise[16]) gezeigt.

[14]) Auch nach Strabo, XVII 1, verstanden sich die ägyptischen Priester „auf Weltweisheit und Sternkunde". — Es ist nicht unwahrscheinlich, daß die größte Pyramide, wohl nicht über 4000 Jahre alt, auch dazu gedient hat, verschiedene Größenverhältnisse und Grundmaße zum Ausdruck zu bringen und zu verewigen; doch haben die Engländer Taylor und Smyth offenbar viel zu viel hineingeheimnißt. Vgl. Eyth, Mathematik und Naturwissenschaft der Cheopspyramide, Sonderabdr. aus den Jahresheften d. Vereins f. Math. u. Naturwiss., Ulm 1901, und Der Kampf um die Cheopspyramide, Heidelberg 1902.

[15]) Die Ableitung des Wortes vom phrygischen labrys, Doppelaxt, hat manches für sich; dies auf kretischen Denkmälern so häufige Sinnbild ist nichts anderes als der Donnerkeil des Licht- und Luftgottes, der nordische Thorshammer. — In der N. Züricher Ztg. (8/III 10) vertritt Koernig die Ansicht, die Labyrinthe stammten aus Ägypten, und leitet das Wort von lapi-ro-hunt, „Gotteshaus an der Öffnung des Kanals", ab. Ersteres ist nachweislich falsch, letzteres mehr als unwahrscheinlich.

[16]) Beide Werke sind 1893 in Glogau erschienen und von mir in der „Tägl. Rundschau", 10/VIII und 30/X besprochen.

Die nordischen, zum Teil noch recht gut erhaltenen Irrgärten, wie z. B. der bei Wisby auf Gotland und der auf einem Steinkreuz von Julesskov auf Fünen[17]) dargestellte, gleichen aufs Haar denen der kretischen Münzen von Knosos und des etruskischen Krugs von Tragliatella. „In dem Heiligtum von Saïs", berichtet Herodot (II 170/1) weiter, „stehen hohe Spitzsäulen aus Stein und ist ein See mit einer steinernen Einfassung, ringsherum schön gearbeitet und nach meiner Schätzung so groß wie der von Delos, den man den kreisförmigen nennt." Die dort gefeierten Mysterien sollen von den Danaiden nach Griechenland gebracht und „den pelasgischen Weibern" mitgeteilt worden sein. Danaos aber, der nach Euripides

> befohlen, die Pelasger man in Hellas sonst
> genannt, sie sollten künftig heißen Danaer,

trägt, wie Pelasgos, Achäos, Skythes, Keltos, Galates, als Stammesheld den Namen seines Volkes, der arischen Danaer, und kann daher unmöglich aus Ägypten stammen; wie so manchmal, hat auch hier die Sage die Verhältnisse umgedreht. Die Ähnlichkeit des ägyptischen Heiligtums mit dem delischen zeigt deutlich den Weg, auf dem sich die Sonnenverehrung und damit auch die Kenntnis des Sonnenjahres verbreitet hat, denn Delos, das heilige Eiland und die Geburtsstätte des Sonnengottes, hatte noch lange, wie wir sehen werden, den Zusammenhang mit dem Norden bewahrt.

Die in der Königsburg von Saïs göttlich verehrte Kuh mit vergoldeten Hörnern und dem dazwischen stehenden „Sonnenrad von Gold" (Herodot II 132) ist das Sinnbild der arischen Mondgöttin; die Hörner entsprechen der Mondsichel, und die Sonnenscheibe mit dem daraus entstandenen Hakenkreuz ist im Norden uralt[18]) und hat sich

[17]) Von Olaus Wormius in seinen Monumenta Danica, Kopenhagen 1643, abgebildet. Im Namen des Fundorts liegt die Beziehung zur Sonnenverehrung. — Den Irrgarten bei Wisby habe ich vor kurzem an Ort und Stelle selbst besichtigt.

[18]) Davon legt u. a. das bei Trundholm gefundene Sonnenbild im Altnordischen Museum zu Kopenhagen Zeugnis ab. — In einem der Bauernhäuschen des Freiluftmuseums Skansen in Stockholm sah ich vor einigen Jahren hölzerne Nachbildungen des noch jetzt bei dem schwedischen Landvolk gebräuchlichen Weihnachtsgebäcks, julbröd, darunter auch eines mit dem Namen gullvagn, Goldwagen, in der Gestalt des Hakenkreuzes („Nordische Reiseeindrücke"). — In einem Aufsatz über „Bretzelgebäck" (Arch. f. Anthr. N. F. III 2) leugnet Höfler den Zusammenhang der Bretzel oder Kringel, die doch ein bezeichnendes Sinnbild zur Feier des „Sommertags" bildet und früher geradezu „Sonnenkugel" genannt wurde, mit dem Sonnenrad. „Die Bretzel hat mit dem Sonnenkulte der Germanen gar keine Beziehung, sondern ist ein fremdes, aus Italien importiertes Totengebäck." Ebenso verfehlt ist seine Ableitung des Wortes: prezita, brecellum = panis tortus kommt von agf. bredan, flechten, bracellium, bracile, ahd. brazel, franz. bracelet, dagegen gehört zu brachium, Arm. Niederdtsch. Krakeling,

von dort mit den Wanderungen der arischen Völker verbreitet. Da die Mondgöttin als Gemahlin des Sonnengottes galt (Ἥλιος und Σελήνη, Sol und Luna; in den germanischen Sprachen, die ursprünglich auch die lateinischen Namen hatten, got. sauil, an. sol — von der gleichen Wurzel auch sunna aus subna, sabina — und ahd. lune, zeigt sich später das Verhältnis umgekehrt, Sunna und Mano), erklärt sich der nach Strabo (a. O.) auch in ägyptischen Sonnentempeln, wie im kretischen Labyrinth, gehaltene, u. a. auch von den Kimbern verehrte Stier als Sinnbild der männlichen Gottheit. „Die Heliaden (auf Rhodos)", weiß Diodor (V 57) zu melden, „zeichneten sich vor anderen Einwohnern aus; in den Wissenschaften hatten sie es weit gebracht, besonders in der Sternkunde. Von ihnen stammen viele Einrichtungen für die Schiffahrt und die Zeitrechnung. Aktis (ein Sohn des Sonnengottes) wanderte nach Ägypten aus und erbaute die nach seinem Vater benannte Stadt Heliopolis. Den Ägyptern wurden von ihm die Grundlehren der Sternkunde mitgeteilt." Das schließt nicht aus, daß diese Wissenschaften kaum irgendwo eifriger betrieben wurden als von den ägyptischen Priestern, denen sogar, wie Strabo berichtet, die Notwendigkeit des Schalttages bekannt war und bei denen Platon und Eudoxos[19]) dreizehn Jahre zugebracht haben sollen, um ihnen ihre geheime Wissenschaft abzulauschen.

Ein großer Fortschritt für die Berechnung des Jahres und die Festsetzung seiner einzelnen Zeiten war die Entdeckung des neunzehnjährigen Mondkreislaufs (cyclus lunaris, decemnovennalis oder enneadekaeteris), nämlich die Tatsache, daß immer nach Verlauf von 19 Jahren die Mondalter oder Erscheinungen (Phasen) wieder auf den gleichen Tag fallen. Der Mondumlauf, d. h. der mit der Erde fortschreitende „synodische", dauert nämlich 29½ Tage, genau 29 Tage, 12 Stunden, 44 Minuten und 2,8 Sekunden, und ist daher mit dem Sonnenjahr von etwas über 365 Tagen nicht ganz in Übereinstimmung zu bringen; 12 Umläufe oder Monde sind zu wenig, 13 zu viel. Neu-

franz. craquelin, von „krachen", hat mit Kringel (von ahd. hring) nichts zu tun Seinen früheren, jetzt vielfach geänderten Anschauungen entsprechend läßt Montelius (Das Rad als religiöses Sinnbild, deutsch von Lorenzen, Prometheus XVI 16—18, von mir in den Mitt. für Gesch. d. Med. u. Naturwiss. IV besprochen) das Sinnbild im Norden zweimal, in der Steinzeit und bei der Bekehrung, eingeführt werden, doch sprechen die Tatsachen gegen seine Ansicht; in dem Aufsatz „Das Sonnenrad und das christliche Kreuz" (Mannus I) erwähnt er nichts mehr von solchen Entlehnungen. Nach Plutarch (Numa 14) war das Rad auch ein ägyptisches Sinnbild. — Der türkische Halbmond ist den arischen Skythen entlehnt, nicht, wie Ridgeway (Journ. of the royal Anthr. Inst. 38, 1908) meint, ein „Abzeichen der byzantinischen Kaiser".

[19]) Nach Strabo (a. O.) war in Heliopolis noch die Sternwarte zu sehen, von der aus Eudoxos „die Bewegungen der Himmelskörper" berechnet hatte. Dieser griechische Astronom war daher im Nillande nicht bloß Lernender.

mond oder Vollmond können daher in zwei aufeinanderfolgenden Jahren nicht dieselben Fristen einhalten, sondern rücken jährlich, da 13 Umläufe 384 Tage ausmachen, um 19 Tage vor; 19 mal 19 aber gibt 361 Tage, d. h. annähernd[20]) ein Sonnenjahr, und es muß daher der Mondwechsel nach je 19 Jahren wieder ungefähr zur gleichen Zeit[21]) eintreten. Dieser Kreislauf wird auch „Metonischer Cyklus" genannt, da ihn der Athener Meton, ein jüngerer Zeitgenosse des Perikles, entdeckt haben soll. Es ist aber wahrscheinlich, daß er längst vor ihm gefunden war, schon den chaldäischen und anderen, vielleicht sogar, wie man früher glaubte[22]), den chinesischen Astronomen bekannt. Auf Joseph Scaliger, den Begründer der wissenschaftlichen Chronologie sich stützend, hatte dagegen vor mehr als zwei Jahrhunderten schon der schwedische Dichter, Geschichtschreiber und Naturforscher Stjernhjelm[23]) die Vermutung ausgesprochen, der athenische Astronom habe im Jahre 433 v. Chr. durch den Hyperboreer oder Skythen Abaris Kenntnis von der nordischen Zeitrechnung erhalten, wie überhaupt von jeher die Beziehungen zwischen Griechenland und dem Norden häufig und freundschaftlich gewesen seien (frequens enim et antiqua nostris cum Atheniensibus, praesertim et Deliis intercessit amicitia). Es ist in der Tat nicht unmöglich, daß Metons Wissenschaft aus dieser Quelle geflossen ist (Metonem hoc inventum ab Abari in Graeciam invectam excoluisse et Atheniensibus suis promulgasse), wenn auch die Behauptung, der, zudem viel ältere, Abaris habe einen Stab mit eingeschnittenen Zeichen über Sonnen- und Mondbewegung besessen (dicitur enim Abaris baculum habuisse, cui inscripti fuerint Solis Lunaeque motus), nicht auf Überlieferung beruht. Sonst aber weiß

[20]) Nach genauer Berechnung sind 235 Mondumläufe mit 6939,6 Tagen nur um 2 Stunden und 5 Minuten länger als 19 Sonnenjahre. Um den Mondkreislauf immer am selben Tage (Frühlingstagundnachtgleiche, 23. März) beginnen zu können, ließ man in jedem 19. Jahr einen Tag, den 31. Juli, aus und nannte dies „Mondsprung", saltus Lunae.

[21]) In der sonst so gründlichen Abhandlung von Schnippel „Über einen merkwürdigen Runenkalender des Großh. Museums zu Oldenburg" (Ber. üb. d. Tätigk. d. oldenb. Landesver. f. Altertumsk. IV 1883) ist das Verhältnis nicht richtig dargestellt: die Monderscheinungen rücken nicht von einem Jahr zum andern um 8, sondern in zweien um 38, d. h. 1 Monat und 8 Tage vor, im gleichen Monat des zweiten Jahres daher um 19 und erst im dritten Jahr um 8.

[22]) Ideler, Handbuch der Chronologie, Berlin 1826.

[23]) J. Scaliger, De emendatione temporum, Paris 1583. Thesaurus temporum, Leyden 1606. — Stjernhjelm, Anticluverius sive Scriptum breve Joh. Cluverio Dantisco-Borusso oppositum, gentis Gothicae originem et antiquissimam in Scandia vel Scandinavia sedem vindicans, et eiusdem de Hyperboreis dissertatio brevis, in Stockholm 1685, 13 Jahre nach des Verfassers Tod, erschienen. — Nach Diodor, XII 36, stellte Meton, angeblich in Verbindung mit Euktemon, seinen Cyklus im 4. Jahr der 86. Olympiade (431 v. Chr.) zu Athen auf. Woher er diese Kenntnis hatte, ist nicht bekannt.

die Sage von diesem nordischen Weisen viel Wunderbares zu berichten: nach Pindar (fr. 270) ein Zeitgenosse des Krösos, nach anderen noch älter, war er, wie Diodor (II 47) dem Hekatäos nacherzählt, nach Griechenland gekommen, um die alte Freundschaft mit den stammverwandten Deliern zu erneuern; Platon (Charmid. 158) erwähnt ihn nach dem Thraker Zamolxis als Verfasser von Zaubersprüchen, der Redner Lykurgos (fr. 86) als Wahrsager und Priester Apolls, der mit dem Pfeil des Gottes (Sinnbild der Sonnenstrahlen) umhergewandert und bei einer Seuche nach Athen gekommen sei; von dem Pfeil, mit dem der Hyperboreer, ohne zu essen, den ganzen Erdkreis durchzogen habe, weiß auch Herodot (IV 36); Bolos, ein Zeitgenosse des Kallimachos, macht ihn zu einem nordischen Priester, Wahrsager und Weisen, einem Vorgänger des Pythagoras, der Orakel aufgeschrieben, himmlische Wunderzeichen, Erdbeben und Seuchen vorhergesagt und abgewendet habe; nach Pausanias (III 13) soll das Heiligtum der „rettenden Jungfrau (*Κορη Σωτειρα*)" in Sparta von ihm gegründet sein. Aus alledem geht hervor, daß der Fremdling aus dem Norden ein Diener des Sonnengottes und ein viel erfahrener, kenntnisreicher Mann war, der in Griechenland einen tiefen Eindruck und dankbare Erinnerungen hinterlassen hat und wohl verdient, unter den Wohltätern der Menschheit und den Weltweisen des Altertums genannt zu werden.

Sehr merkwürdig ist, was Hekatäos an genannter Stelle über das Nordland berichtet: „Dem Keltenland gegenüber, im äußeren Ozean gegen Norden, liegt eine Insel, nicht kleiner als Sizilien. Ihre Bewohner heißen Hyperboreer, weil sie sich jenseits des Nordwindes befinden[24]). Der Boden ist gut und fruchtbar und der Himmel so günstig, daß man zweimal im Jahr ernten kann. Nach der Sage ist Leto auf dieser Insel geboren. Darum wird auch Apollo dort eifriger als alle anderen Götter verehrt. Die Einwohner sind eigentlich als Priester des Gottes zu betrachten, die ihn täglich durch Lobgesänge preisen und auf alle Arten verherrlichen. Es ist dort ein prächtiger, dem Apoll geweihter Hain und ein berühmter Tempel von runder Gestalt und mit vielen Weihgeschenken ... Von der Insel aus erscheint die Entfernung des Mondes, auf dem man bergähnliche Erhöhungen zu erkennen glaubt, sehr gering. Apoll kommt alle 19 Jahre[25]) dorthin, also zu der Zeit, da die Gestirne in die gleiche

[24]) Die Deutung dieses Wortes von Ahrens und Crusius (Roschers Myth. Lex.) „als Überbringer" (*ὑπερβοροι = ὑπερφοροι*) ist so gesucht, daß sie einer ernstlichen Widerlegung nicht bedarf.

[25]) Mone (II S. 445) erwähnt die Meini Kyvrivol (d. h. Steine der ausgeglichenen Berechnung) in England, einen „Tempel von 19 Pfeilern, offenbar nach religiöser Zeitkunde gebaut."

Stellung zurückkehren; darum heißt auch ein solcher Zeitraum bei den Griechen das große Jahr." Wenn diese uralte Überlieferung — Hekatäos hat im 6. und 5. Jahrhundert gelebt — auch manches Sagenhafte, so z. B. die zweimalige Ernte, enthält, so weist sie doch mit Sicherheit darauf hin, wo die Kenntnis des neunzehnjährigen Kreislaufs herstammt, der nur von einem Volke herausgefunden werden konnte, das die ältere, nur auf der Beobachtung des Mondes beruhende Zeitrechnung mit dem Sonnenjahr in Einklang zu bringen verstand. Die Bemerkung, daß im Norden der Mond der Erde näher sei, ist freilich nicht wörtlich zu nehmen — denn er ist überall gleich weit, 384 000 km, von uns entfernt —, beruht aber doch auf der richtigen Beobachtung, daß er dort nicht so hoch am Himmel aufsteigt und in den langen, frostklaren Winternächten besonders gut zu sehen ist, und spricht daher nicht gegen, sondern für die Zuverlässigkeit dieser Nachricht. Dazu kommt eine merkwürdige, aus dem nordischen Heidentum stammende Sage, die Stjernhjelm „ex antiquissimis fastorum libris, qui in archivo nostri regni asservantur", mitteilt: weise und der Zeitrechnung kundige Männer berichten nach alter Überlieferung, „at Odin beter sina hestar i Belgbunden[26]), d. h. quod Oden abjugat et pascit suos equos in novilunio undevigesimo, daß Wodan alle 19 Jahre seine Rosse abschirrt und weidet." Wodan ist hier noch der Himmelsgott, der auch die Sonnenrosse[27]) lenkt und ihnen immer, wenn der Kreislauf, das „große Jahr" vollendet ist, Ruhe gönnt. Wäre dieser nicht im Norden erfunden, so hätte eine derartige Vorstellung in die Göttersage nicht eindringen können[28]).

---

[26]) Belgbunden Thor ist eine Doppelrune, nach dem durch die Zusammensetzung entstehenden Kreis (an. belgr, Schlauch, Balg) so genannt und als Zahlzeichen 19, in den Runenkalendern das letzte Jahr des Mondkreislaufs bedeutend, das dadurch seine Vorbedeutung erhält: Belgbunden Thor, id est swart, odrygt ahr, doch godt kornahr, schwarzes oder Fehljahr, doch gutes Kornjahr. Auch der alte Merkspruch nordischer Kalendermacher „Tunglet skiuter tolf og tiog under auni", d. h. der Mond bewegt sich zwischen 12 und 20, seine Erscheinung geht im gleichen Monat des folgenden Jahres entweder um 12 Tage zurück oder um 20 vorwärts, zeigt, daß der 19jährige Kreislauf im Norden etwas Altbekanntes war, denn auni ist nicht, wie Rudbeck (Atland eller Manhem, Upsala 1675—1702) gemeint hat, ein alter König, sondern das dem lat. aevum, gr. *αἰων*, got. aivs, ahd. ewin entsprechende altnordische Wort; vgl. das „große Jahr" der Griechen, das Tunglet aulld der Skandinavier.

[27]) Daß auch die Nordländer den Sonnenwagen sich wie die Hellenen von Rossen gezogen dachten, zeigt das erwähnte, dem Erzalter angehörende, mir aus eigener Anschauung bekannte Sonnenbild von Trundholm, eine zweifellos einheimische Arbeit. Dazu Tacit. Germ. 45: sonum insuper emergentis (solis) audiri, formas equorum et radios capitis aspici, persuasio adjicit.

[28]) Arrhenius (Die Vorstellung vom Weltgebäude im Wandel der Zeiten, deutsche Ausgabe, Leipzig 1911) meint: „Vermutlich hat man unabhängig von

Die von Hekatäos erwähnten runden Sonnentempel haben sich im Norden bis auf den heutigen Tag erhalten, nicht nur in den skandinavischen Steinringen[29]) und Irrgärten, sondern ganz besonders in den Tempelsteinen der britischen Inseln, so den „Stones of Callernish" auf den Hebriden, den „Standing stones of Stennes" auf dem orkadischen Mainland, den Steinkreisen von Aveburn und Oxford, vor allem aber dem berühmten Stonehenge (keltisch Choir gaur, große Kirche) bei Amesbury, von dem es nun feststeht, daß er nicht nur als Tempel, sondern auch als Sonnenuhr und Zeitmesser gedient hat und ungefähr viert-

einander diese Periode in Griechenland und in Babylon gefunden." Mir scheint eine gemeinsame nordische Quelle wahrscheinlicher.

[29]) Von diesen Kreisen stammt das Wort „Kirche". S. letzten Abschnitt. — Noch jetzt sind die Steinringe in England und die Menhirs in Frankreich Wallfahrtsorte, die zur Zeit der Sommersonnenwende besucht werden. („Keltische Monumentalbauten", Ill. Ztg. 9. II. 1905.) Vom Zweistromland kam die Verehrung des Sonnengottes Bal und der Göttin der Fruchtbarkeit Istar bis nach Ostafrika, wo noch heute mächtige Tempeltrümmer von diesem Gottesdienst Kunde geben. S. den ein größeres Werk ankündigenden Aufsatz von Hall „The great Zimbabwe Temple and the Land of King Salomon's Gold", The Pall Mall Magazine, Jan. 1905. — Lockyer (Stonehenge and other British Stone Monuments, London (2. Aufl. 1909) berechnet das Alter auf 1680 Jahre v. Chr. — Vgl. auch Devoir, Urzeitliche Astronomie in Westeuropa, Mannus I 1/2: „In der Heide tauchte eine vielleicht weniger gelehrte, aber nicht weniger alte Astronomie als die der Chaldäer auf" ... Die davon abweichende, auf gründlichen Forschungen und eigener Anschauung beruhende Auffassung eines deutschen Gelehrten, Schuchhardt, darf nicht mit Stillschweigen übergangen werden. In einer Abhandlung über „Stonehenge" (Prähist. Zeitschr. II 4, 1910) führt er aus, Lockyers Ansicht sei „verfehlt" und der Steinring von Amesbury, wie alle ähnlichen, nichts anderes als ein Grabmal. „In Stonehenge ist der Altarstein eine Stele, die neben ihr 6 Fuß tief gefundenen Spuren zeigen ein Schachtgrab an. In die fürstliche Grabanlage haben sich schon früh zwei einfache Hügel- und zwei Stelen-Flachgräber eingedrängt. Auch die Feststraße bezeichnet keine astronomische Orientierung, sie führt zur Rennbahn und zur Siedelung." Wenn man auch zugeben wird, der englische Astronom, dessen Zeitberechnung, für Stonehenge wenigstens, mit der archäologischen Altersbestimmung übereinstimmt, sei in manchem zu weit gegangen, so bleibt seine Annahme, das gewaltige Vorzeitdenkmal sei ein Heiligtum der Sonne gewesen, doch entschieden wahrscheinlicher. Daß an geheiligter Stätte auch Gräber von Vornehmen angelegt wurden, hat durchaus nichts Auffallendes, wenn wir die christlichen, nach heidnischem Brauch rings um die Tempel oder Kirchen angelegten Friedhöfe und die unterirdischen Gruftkapellen betrachten. Auch ich sehe in den „cursus" der Engländer Rennbahnen, aber solche gehören ja zu dem Heiligtum mit seinen Wallfahrten und Festspielen. — In einem Nachtrag, „Noch einmal Stonehenge" (Prähist. Zeitschr. IV S. 446) sucht Schuchhardt seine Ansicht gegen Kiekebusch aufrecht zu erhalten, gibt aber zu, daß er das Denkmal „wohl für ein Heiligtum, ja, wenn man will, für einen Tempel, nur nicht für einen Götter- oder Sonnentempel, sondern für einen Ahnentempel" hält. — Ein in Ägypten gefundener Rennwagen besteht nach Wittmacks Untersuchung aus nordischen Hölzern, Ulme, Esche und Birke, ist also zweifellos aus dem Norden eingeführt.

halbtausend Jahre alt ist. Im Jahre 1901 hat nämlich eine wissenschaftliche Abordnung fünf schöne Sommernächte um den längsten Tag damit zugebracht, Zweck und Alter des merkwürdigen Denkmals auf astronomischem Wege zu bestimmen. Es ergab sich, daß einst in der Mitte des Ringes drei mächtige Steine so aufgestellt waren, daß bei Sonnenaufgang am längsten und kürzesten Tage die ersten Strahlen durch einen schmalen Spalt fallen mußten; aus der Abweichung der Sonnenbahn hat man dann ein Alter von 3681 Jahren des Bauwerks berechnet. Ähnliche Einrichtungen sind auch aus Ägypten bekannt, und auch die Art der dortigen Tempelbauten mit ihren Ringmauern und Spitzsäulen (Obelisken) entspricht ganz den nordischen Steinkreisen und Bautasteinen.

Daß sich die Verehrung der lebenspendenden Sonne nicht von Süden nach Norden, sondern umgekehrt, den Wanderungen der gesittungbringenden Völkern entsprechend, vom Norden aus über unsern Weltteil und die benachbarten Gebiete von Asien und Afrika verbreitet hat, wird durch die fortschreitende und tiefer eindringende Forschung immer augenscheinlicher, durch immer neue sprachliche, geschichtliche und archäologische Gründe bestätigt. Die Ähnlichkeit der ägyptischen Sonnentempel und Heiligtümer mit denen auf Kreta und Delos ist schon erwähnt worden; auf dies letztere Eiland aber war die Sage von Apolls[30]) Geburt, wie aus den angeführten Worten des Hekatäos hervorgeht, vom Lande der Hyperboreer, also der skandinavischen Halbinsel, übertragen worden, und nach Jahrhunderten wurde durch gegenseitige Gesandtschaften und Weihgeschenke die Erinnerung an den gemeinsamen Ursprung und die alte Zusammengehörigkeit lebendig erhalten. Wie bei Herodot (IV 32) zu lesen, erzählten die Delier, „die Opferspenden der Hyperboreer kämen, in Weizenstroh eingehüllt, zuerst zu den Skythen; dann übernähme sie ein Volk vom andern und gäbe sie seinen Nachbarn weiter bis zur Adria im fernen Westen; von hier gingen sie südwärts zu den Dodonäern als erstem Volk der Hellenen, dann an den malischen Meerbusen und über See nach Euböa; eine Stadt schickte sie dann weiter zur andern bis nach Karystos. Die Karystier brächten sie nach Tenos und die Tenier endlich nach Delos." Von Gesandtschaften in umgekehrter Richtung spricht Hekatäos (bei

---

[30]) Das griechische *Ἀπολλων* ist nichts anderes als das germ. Phol; ein solcher Vorschlag eines *α* findet sich in vielen griechischen Wörtern, z. B. *ἀγαθος*, *ἀγανος*, *ἀδελφος*, *ἀριθμος*, *ἀῤῥην* u. a. — Nach einer durch Diodor (IV 51) überlieferten Sage stammte auch Artemis, des Sonnengottes Schwester, aus dem Lande der Hyperboreer und fuhr auf einem von Drachen gezogenen Wagen durch die Luft über die Erde hin. Wie Eustathios (Ad Homerum, Roma 1542—50) lehrte, hatte Leto, die Nacht, im Lande der Hyperboreer die beiden Himmelslichter Apollo und Artemis geboren.

Diodor, II 47): „Es gab auch Griechen, wie die Sage meldet, die zu den Hyperboreern reisten und kostbare Weihgeschenke mit griechischen Inschriften zurückließen." Des Nordlands Bewohner, schreibt Pomponius Mela (III 5), „sind die gerechtesten Menschen und leben länger und glücklicher als andere Sterbliche ... sie bringen eifrig Opfer dar, besonders dem Apollo, und die Erstlinge sollen sie zuerst durch Jungfrauen ihres Stammes, dann durch Vermittlung anderer Völker, die sie weitergaben, nach Delos geschickt und lange Zeit diese Sitte bewahrt haben, bis sie durch die Schuld anderer vereitelt wurde." Dies wird durch Plinius in seiner „Naturgeschichte" (IV 26) bestätigt: „Man darf an dem Vorhandensein dieses Volkes nicht zweifeln, da es nach dem Zeugnis so vieler Schriftsteller die Erstlinge der Feldfrüchte nach Delos dem Apollo zu schicken pflegte, den es hauptsächlich verehrt. Zuerst brachten diese Jungfrauen, durch das Gastrecht lange geschützt, später, nach Verletzung der Sitte, wurden sie den Nachbarn anvertraut und von Volk zu Volk bis nach Delos weitergegeben. Schließlich kam auch das außer Gebrauch." Die Erinnerung aber erhielt sich noch lange, bis zur Zeit des Pausanias (I 31) lebendig[31]).

Wie auf uralten Handelswegen der kostbare Bernstein von der Ostsee ans Mittelmeer und mit ihm sein nordischer Name (skyth. sacrium, lit. sakai, lat. succinum, Harz) sogar bis nach Ägypten[32]) gelangte (sacal), so hat sich infolge von Völkerwanderungen und friedlichem Verkehr mit der Verehrung des Sonnengottes auch die im Norden besonders gebotene und verständliche Feier der Wintersonnenwende nach Süden verbreitet, und zwar ebenfalls mit ihrem ursprünglichen Namen. Der kyprische Monat *Ἰουλος*, vom 22. Dezember bis zum 23. Januar[33]) dauernd, entspricht genau dem nord. jul, agf. giuli, got. jiuleis. Dieser Wortstamm ist der griechischen, lateinischen und germanischen Sprache gemeinsam und hat zur Bezeichnung von Tieren, Pflanzen[34]) u. a., wie auch zur Bildung männlicher und weiblicher Namen gedient: *Ἰουλω* ist ein Beiname der Demeter, Julus der sagenhafte Stammvater der Römer (davon angeblich die gens Julia)

---

[31]) Solin 7: Gens beatissima (Hyperborei) . . . apud quos mundi cardines esse credunt . . . aiunt etiam solitos per virgines probatissimas primitiva frugum Apollini Delio missitare. Ähnlich auch Pindar (Pyth. X 46 u. ff.) und Homer (die nordischen Abier, „die gerechtesten der Menschen").

[32]) Et in Aegypto nasci simili modo, et vocari sacal. Plin. N. H. XXXVII 11. — Bernstein, findet sich auch anderwärts, doch nicht von der Güte und Schönheit des nordischen.

[33]) Hermann, Griechische Monatskunde, 1844.

[34]) *Ἰουλις, ἰουλος*, iulis, iulus, Fisch, Vielfuß (Insekt), Blütenkätzchen, Flaumhaar. — Plin. N. H. XVI 52: Ferunt et avellanae iulos compactili callo.

und Julr ein altnordiſcher Mannsname[35]). Auch Loblieder zu Ehren des Hermes und der Demeter, die nach Eratoſthenes, Didymos, Athenäos u. A. von den griechiſchen Weibern beim Spinnen oder Backen geſungen wurden, ſollen Julen[36]) genannt worden ſein:

Δενδαλιδας τευχουσα καλας ἠειδεν ἰουλους,

Juliſche Lieder beim Backen ſie ſang der lieblichen Fladen.

Die von den Sprachforſchern früher verſuchte Deutung des nordiſchen Jul aus an. hvel, agſ. hveol, Rad, hat ſich nach ihrem eigenen Geſtändnis[37]) „als hinfällig erwieſen"; die Heimat des Wortes wird dort zu ſuchen ſein, wo es noch heute im Gebrauch iſt (ſchwed. jul, juldag, julmånad, julhelg u. dgl.).

Daß unſer ſiebenter, nach altrömiſcher Zählung der fünfte Monat, Quinctilis, nach Julius Cäſar, dem Begründer des Kaiſerreichs und Verbeſſerer der Zeitrechnung, benannt ſei, wird zwar durch Sueton, Feſtus und Makrobius[38]) beſtätigt, doch hat ſchon Grimm im Hinblick auf den kypriſchen Ἴουλος, den kleinaſiatiſchen Ἰουλαιος, den delphiſchen Ἴλαιος die Vermutung[39]) ausgeſprochen, in Julius könnte ein „alter volkstümlicher Name", der längſt vor Cäſar beſtand, „erneuert" ſein, und die Frage aufgeworfen: „ſollte er (der nordiſche Julmond) nicht auch der Sommerſonnenwende gerecht, d. h. nichts mehr und nichts weniger ſein als der römiſche Julius?" Es hat allen Anſchein, daß wir dieſe Frage bejahen dürfen, d. h. daß mit „Jul" urſprünglich beide Sonnwendmonate bezeichnet wurden. Eine ſolche Wanderung von Monatsnamen von Norden nach Süden läßt ſich auch ſonſt nachweiſen; ſo war z. B. nach Plutarch (Theſeus 20) der kypriſche Gorpyäos makedoniſchen Urſprungs.

---

[35]) Synir Jular rikiu, „Die Söhne Juls des Mächtigen", beginnt die Inſchrift eines Runenſteins von Gram in Hadeland, Südnorwegen, abgebildet von Worm, Monumenta Danica, Kopenhagen 1643.

[36]) Angeführt von Worm, Fasti Danici, Kopenhagen 1653, der den griechiſchen Vers ſo ins Lateiniſche überträgt:

Farque parans salsum scitos cantabat Iulos.

Theodoret, De materia et mundo, ſchreibt: Ne cantemus iulum Cereri, nec Baccho dithyrambum.

[37]) Schrader, Reallexikon der indogerm. Altertumskunde, Straßburg 1901. — Die Julia fließt vom Julier nordwärts und bedeutet wohl nichts anderes als die benachbarte Albula. Julin war eine berühmte ſlaviſche Stadt, und Odin hieß auch Jolfadhr.

[38]) Sueton. Caes. 76: appellationem mensis e suo nomine . . . Festus: Julium, quod eo mense dicitur Julius natus . . . Macrob. Saturn. I 12: Quintilis postea in honorem Julii Caesaris, legem ferente M. Antonio consule, Julius appellatus est. — Sueton lebte 150 Jahre nach Cäſar. Vgl. auch Solin (1) und Plutarch (Cäſar).

[39]) Geſchichte der deutſchen Sprache, Leipzig 1848.

Einen Zusammenhang zwischen Cäsar und dem nordischen Julfest nahm man auch im Mittelalter an, nur glaubte man, dieses trage seinen Namen dem großen Julius zu Ehren. Olaf Worm, der gewiß für die Vergangenheit seines Volkes begeistert war und dessen Bedeutung keineswegs unterschätzte, meint doch, die unbesiegten Dänen und Goten hätten mit Cäsar einen Friedensvertrag geschlossen und zu dessen Gedächtnis um die Zeit der Wintersonnenwende feierliche Spiele abgehalten, „quod pactum non solum servarunt sed et diem, quo haec peragebantur, Juledag, quasi diem Julii, vocarunt". Als Beweis führt er folgenden Reimspruch an:

Omnes censum Caesari, praeter Gothos, dabant,
Mandatis imperii soli reclamabant,
In honorem Julii Jul vel celebrabant, d. h.:

Alles machte zinsbar sich Cäsar, nur die Goten
Folgten nie des Römerreichs drückenden Geboten,
Doch zu Julius' Ehren auch dort Julfackeln lohten.

Die Wintersonnenwende, die Befreiung des belebenden Gestirns aus den Banden finsterer und feindlicher Gewalten, wurde fast im ganzen arischen Sprachgebiet mit ausgelassener Freude gefeiert. Man versteht nicht, meint zwar Schrader (Reallexikon der indogermanischen Altertumskunde), wie eine an sich so gleichgiltige Erscheinung wie die des kürzesten oder längsten Tages ... die Gemüter der Menschen hätte bewegen oder erregen sollen, fügt aber selbst hinzu, daß dies „in den nördlichsten Breiten", wo nach Prokop (B. G. II 15) die Einwohner nach langer und banger Winternacht Boten auf die Bergspitzen sandten, um nach der wiederkehrenden Sonne auszuspähen, „etwas anderes" gewesen sei. Nun, diese Sehnsucht nach der Sonne im Gemüt der Indogermanen ist eben auch ein Beweis für ihre nordische Herkunft. Daß es deutsche Gelehrte[40]) gibt, die unsern Vorfahren so-

[40]) Tille, Yule and Christmas, London 1899: „That in a region of such northerly expanse such a custom should evolve is almost as natural as it is impossible that it should arise in a region in which the sun never stays for fortyeight hours below the horizon. Therefore it can scarcely be said to contribute anything to our general knowledge of the Germanic division of the year, and we have rather to regard it as a singular curiosity than as a fact connected by the link of tradition with the common stock of Germanic lore, von demselben Verfasser: Geschichte der deutschen Weihnacht, 1903. — Bilfinger, Untersuchungen über die Zeitrechnung der alten Germanen. II. Das germanische Julfest. Progr. d. Eberhard-Ludwigs-Gymn. Stuttgart 1901. Endergebnis: „Ein vorchristliches Julfest hat es nie gegeben". — Kluge (Bunte Blätter, Freiburg 1908, Die Heimat des Christbaums) schließt aus einem nach einer alten Reisebeschreibung am 25. Dez. in Indien gefeierten Fest mit Lichterbäumen, daß auch für unsere Weihnachten das Wort „ex

gar das Julfeſt und Weihnachten abſtreiten, iſt leider faſt ſelbſtverſtändlich.

Es darf nicht unerwähnt bleiben, daß man ſchon vor Jahrhunderten die genaue Bekanntſchaft der Nordländer mit Ebbe und Flut und deren Abhängigkeit vom Mond als Beweis für die nordiſche Entdeckung des Cyclus lunaris und ſomit auch des Sonnenjahrs angeführt hat. Die erſte Kunde vom Anſchwellen der Flut zur Zeit des Neumonds und Vollmonds hatte, wie ich in dem Abſchnitt über Pytheas ausgeführt habe, dieſer kühne Seefahrer aus dem Norden gebracht. Dem Angelſachſen Beda[41]) verdanken wir die germaniſchen Ausdrücke für die Hochflut, Malina, und für die Tiefebbe, Liduna, altdäniſch magle und liden, groß und klein. Fällt aber der Vollmond mit der Tagundnachtgleiche oder der Sonnenwende zuſammen, ſo ſoll die Flut beſonders hoch anſteigen, die regelmäßige Wiederkehr ſolcher Springfluten alle 19 Jahre aber den Mondkreislauf beſtätigen; darauf haben ſchon Scaliger, Engelhard (Angelocrator) und, auf ſie ſich berufend, Worm[42]) aufmerkſam gemacht. Daß man in Nordeuropa die Flut zur Zeitmeſſung gebrauchte, geht auch aus einer Bemerkung Cäſars (B. G. V 13) hervor, certis ex aqua mensuris breviores esse quam in continenti noctes videbamus.

Die Erd- und Himmelskunde der Nordvölker wird von verſchiedenen Schriftſtellern des Altertums gerühmt. So berichtet Cäſar (B. G. VI 14) von den galliſchen Druiden, daß manche vornehme

---

oriente lux" gelte. Auch hier ſcheint mir der umgekehrte Weg richtiger. „In Norway and Sweden" ſagt Magnuſſon (Runic Calendar), „it was long a universal custom to set up an evergreen tree, a pine or a fir, at this time in the villages or towns; later the custom would have one set up by the entrance to the house; later still, the tree entered the house itself, where, at Christmas, it figures now in all Teutonic countries under the name of jolatre, Juletrae, Christbaum and Christmas tree". — Vgl. auch Meyer, Das Weihnachtsfeſt, Tübingen 1913.

[41]) De sex aetatibus mundi. Giles, London 1843/4. — Daß auch in Nordfrankreich, offenbar infolge der normänniſchen Einwanderung, der Ausdruck Malina bekannt war, zeigt Paliſſy (Tract. de sale): „les temps de grandes Malignes, lors que la mer est en sa superbe grandeur".

[42]) Scaliger, De emend. temp II: Sed in pleniluniis amborum aequinoctiorum duae fiunt ingentes πλημμυραι, ad quarum observationem annum suum digesserunt (Saxones et Dani). Angelocrator, Doctrina de ponderibus et mensuris: In pleniluniis autem aequinoctiorum et solstitiorum solito validiores augmentationes et Malinas seu πλημμυρας ostendit mare, ex quarum observatione annum quoque solarem digestum cum lunae ratione conciliarunt, adeo ut quidam ad Oceani admirabiles αὐξομειωσεις periodum enneadecaetericam ab accolis observari tradant. Ol. Wormius, Fasti Danici I 11: haec ab illis proposita anni (solaris) forma a Danis et Anglis recepta videtur, antequam Julianum Calendarium a Romanis sunt mutuati. — Vgl. auch Blondel, Hist. du Calend. romain. Paris 1682.

Jünglinge zwanzig Jahre in ihrem Unterricht zubrachten: „sie erörtern außerdem vieles über die Gestirne und ihren Lauf, über die Größe der Welt und der Erde, über das Wesen der Dinge, über die Macht und Befugnis der unsterblichen Götter und teilen es der Jugend mit". Sie lehren, schreibt auch Strabo (IV 4), „die Seelen und die Welt seien unvergänglich", und beschäftigen sich „außer mit der Naturkunde auch mit der Sittenlehre. Sie werden für die gerechtesten Männer gehalten, und darum überläßt man ihnen die Entscheidung in besonderen und öffentlichen Rechtshändeln". Auch die Kelten, berichtet Pomponius Mela (III 2), „haben ihre Beredtsamkeit und als Lehrer der Wissenschaft die Druiden. Diese behaupten, die Größe und Gestalt der Erde und des Weltalls, die Bewegung des Himmels und der Gestirne, sowie den Willen der Götter zu kennen. In vielem unterrichten sie die Edelsten des Volkes lange und heimlich." Dies wird auch durch Diodor (V 31) bestätigt. Plinius (N. H. XXX 4) dagegen meldet, daß unter Kaiser Tiberius die Schulen der Druiden, dieses „Geschlechtes von Sehern und Ärzten", aufgehoben worden seien; doch spricht noch Ammian (XV 9) von den Euagen (Euhages[43] oder Eubages), „die das Höchste und Erhabenste der Natur durchforschen".

Die Goten kannten, wie Jordan (Get. 11) mit Stolz hervorhebt, „die Lage der zwölf Himmelszeichen und die Bahnen der Gestirne durch dieselben, überhaupt die ganze Stern- und Himmelskunde: wie die Mondscheibe sich füllt und wieder abnimmt, um wie viel der feurige Sonnenball die Erde an Größe übertrifft, oder unter welchen Namen und Zeichen die 346 Sterne, am Himmelsgewölbe von Osten nach Westen sich bewegend, aufsteigen oder untergehen. Welche Willenskraft gehört dazu, wenn so heldenhafte Männer während der kurzen Waffenruhe sich den Wissenschaften widmen? Man konnte den einen die Lage des Himmels beobachten, den andern die Heilkräfte von Kräutern und Früchten erforschen, diesen des Mondes Wachstum und Hinschwinden, jenen den Lauf der Sonne verfolgen sehen, durch die Annahme beruhigt, daß diese, von der Drehung des Himmels[44] mit fortgerissen, nach Westen zurückkehre, nachdem sie gen Morgen geeilt war". Jordan, der im Eingang seines Geschichtsbuches die germanischen Goten mit den thrakischen Geten verwechselt und vermengt, führt zwar diese Wissenschaft auf die Lehren des Thrakers Dicineus zurück, aus dem angeführten Namen ihrer Gesetzbücher, Bella-

[43]) Das bisher unerklärte Wort könnte mit ahd. ewa, Recht, verwandt und wie ewart, Richter, Priester, gebildet sein.

[44]) Diese zuerst von Anaximander (6. Jahrh.) in Worte gefaßte, von Ptolemäos verbesserte Anschauung beherrschte das ganze Altertum und Mittelalter bis auf Kopernikus und Kepler.

gines[45]), geht aber hervor, daß es sich hier wirklich um die Goten handelt. Sagt doch auch Olaf Magnus[46]) von ihren in der alten Heimat zurückgebliebenen Nachkommen, daß sie ohne große Hilfsmittel, durch Vergleichung des Schattens u. dgl. „die Zeit wohl zu messen verstehen" und „das Himmelsgewölbe mit seinen Sternbildern trefflich beobachten".

Schon dem Urmenschen, der sich kaum über tierische Zustände erhoben hatte und dessen Verstand sich eben erst zu entwickeln begann, mußte der durch die Umdrehung der Erde eintretende Wechsel von Licht und Finsternis auffallend und wichtig erscheinen; denn da das menschliche Auge für das Tageslicht eingerichtet ist, war die Zeit der Helligkeit von selbst für das Nahrungsammeln, die der Dunkelheit zum Ausruhen bestimmt. Die Unterscheidung von Tag und Nacht war daher unzweifelhaft die älteste Art der Zeitteilung, der erste Anfang der Zeitrechnung. An den Fingern wurde jedenfalls ursprünglich eine Reihe von Tagen oder Nächten, soweit die Erinnerung reichte, abgezählt, später die Anzahl durch Kerben oder Ritzen auf Holz, Bein oder Stein im Gedächtnis festgehalten. Während ungezählter Jahrtausende hat sich wahrscheinlich der Mensch mit dieser einfachsten Rechnung begnügt, bis die allmälig höher steigende Gesittung und die Anfänge gesellschaftlichen Lebens auch die Feststellung und Umgrenzung größerer Zeitabschnitte zum Bedürfnis machte. „So lange die Erde steht", heißt es schon in der Genesis, „soll nicht aufhören Same und Ernte, Frost und Hitze, Sommer und Winter, Tag und Nacht." Der Wechsel der Jahreszeiten mit ihrer für das menschliche Leben so wichtigen Verschiedenheit der Wärme und Fruchtbarkeit mußte sich früh der Beobachtung aufdrängen und dem Gedächtnis einprägen. Doch sind diese Abschnitte ziemlich lang und unter den verschiedenen Himmelsstrichen von ungleicher Dauer.

„Es werden Lichter", lesen wir in der mosaischen Schöpfungsgeschichte, „an der Feste des Himmels, die da scheiden Tag und Nacht und geben Zeichen, Zeiten und Jahre." Von diesen Himmelslichtern zeigt das „kleinere", die „Nacht beherrschende", der Mond, so auffallende Unterschiede in seiner Erscheinung, bald eine runde Scheibe, bald einen Halbkreis, bald eine Sichel mit zwei Hörnern, und zwar in

---

[45]) In diesem entstellten Wort steckt jedenfalls das an. schwed. lag, Gesetz, vielleicht zusammengesetzt mit vel, got. vaila, gut. Ein von Sievers (Grundr. d. germ. Philol.) und anderen Germanisten angenommenes bilageinos ist nicht zu belegen.

[46]) Historia de gentibus septentrionalibus, Antverpiae 1562, cap. 19: clarissime per experientiam temporum rationem metiuntur, cap. 20: praeterea polum Arcticum mire observant, uti gnomonem totius coelestis horologii. — Bei den Angelsachsen hießen die Propheten tungolwitegan, Mondweise.

ſo regelmäßiger Wiederkehr, daß er ſich dem erwachenden Verſtand von ſelbſt als Zeitmeſſer[47]) darbot. Die Zeit von einem Neumond bis zum anderen[48]) wurde einfach als „Mond" oder mit einer Ableitungsendung als Monat (ſkr. mas, gr. μην, lat. mensis, got. menoths, ahd. manoth, lit. menesis, ſl. meseci) bezeichnet. Nach Neumond und Vollmond zerfiel dieſer Zeitraum von ſelbſt in zwei, nach den Mondvierteln in vier Abteilungen von je ſieben, bzw. acht Tagen. Hatte ſich der Mondwechſel zwölfmal vollzogen, ſo befand man ſich wieder in der gleichen Jahreszeit, d. h. der Tag hatte ungefähr dieſelbe Länge und die Erde, je nach dem Kreislauf der Lebensentwicklung, das nämliche Ausſehen. So kam der Menſch auf die Zwölfteilung und zerlegte auch Tag und Nacht in je 12 Stunden[49]). Bei ſchärferer Beobachtung ſtellte ſich aber bald heraus, daß mit dieſer Rechnung die Jahreszeiten ſich verſchoben, daß von Zeit zu Zeit ein Ausgleich nötig war. Da nämlich zwölf Monde nur 354 Tage enthalten, blieb das Mondjahr hinter dem Sonnenjahr um elf Tage zurück. Die einfachſte und nächſtliegende Aushilfe war, in jedem zweiten Jahr einen Schaltmond von 22 Tagen einzuſchieben. Die Erinnerung an dieſe Art der Zeitrechnung ſcheint ſich ziemlich lange erhalten zu haben; wir leſen von ihr bei Herodot (II 3) als einer alten Gewohnheit der Hellenen, und Plutarch ſpricht davon in ſeiner Lebensbeſchreibung des Königs Numa (18): „Numa berechnete, daß der Unterſchied aus jener Ungleichheit elf Tage ausmache, weil das Mondjahr 354, das Sonnenjahr dagegen 365 Tage hat; indem er dieſe elf Tage verdoppelte, fügte er immer übers andere Jahr nach dem Februar einen Schaltmonat ein, der von den Römern Mercedonius genannt wird und 22 Tage zählt." Die Angelſachſen hatten, wie Beda[50]) berichtet, dieſe Sitte noch in chriſtlicher Zeit beibehalten: ternos menses solares singulis anni temporibus dabant, cum vero embolismus, hoc est XIII mensium lunarium annus, occurreret, superfluum mensem aestati apponebant, ita ut tunc tres menses simul Lida[51]) nomine vocarentur, et ob id annus thrilidus cognominabatur, habens quatuor menses aestatis . . .

[47]) „Der älteſte Zeitmeſſer", ſchreibt Schrader (a. O. S. 976) „der idg. Völker war der Mond." Wir dürfen wohl ſagen, aller Völker, die nach dem Sonnenlicht ſchon Tag und Nacht zu unterſcheiden wußten. — In der Edda wird der Mond artali, d. h. Jahrzähler, genannt.

[48]) Die eigentliche Umlaufszeit des Mondes, der ſideriſche oder tropiſche Monat beträgt nur 27,32 Tage. Für die Zeitrechnung kommt aber nur die Zeit von einem Mondalter zum andern, der ſynodiſche Monat mit 29,53 Tagen in Betracht.

[49]) Unſer Wort Stunde, ahd. stunta, bedeutete urſprünglich nur „Zeitabſchnitt", ähnlich wie Mal, anderstunt zum zweiten Mal, niemerstunt, niemals.

[50]) De temporum ratione, c. 13. Op. ed. Giles, London 1843/4.

[51]) Sie hatten auch im gewöhnlichen Jahr zwei Sommermonate dieſes

Eine wesentliche Verbesserung war die nach Herodot schon den Ägyptern bekannte Einteilung des Jahres in zwölf Monate von je 30 Tagen, wobei aber immer noch jährlich oder in bestimmten Zwischenräumen einige Tage eingeschaltet werden mußten. Auch von diesem verbesserten Mondjahr finden sich Spuren bei den Nordgermanen. „Cum enim", heißt es in der Rimbegla[52]), „annus vetus Norvegorum diebus trecentis sexaginta quatuor constaret, quem numerum septenarius metitur, et singulos menses tricenarios haberet ..." Nicht mit Unrecht haben manche Forscher, wie Vigfusson[53]) und Weinhold[54]) daraus geschlossen, daß in Nordeuropa dem 364tägigen Jahr ein solches von 360 Tagen, drei germanischen „Großhunderten" (fris. tolftig, agl. hundtvelftig, altschw. tolfrätt hundrad) vorangegangen sei. Daß noch in der Heidenzeit beide mit dem Sonnenjahr in Einklang gebracht wurden, erzählt Ari der Weise (Frodi) im 4. Abschnitt seines Isländerbuchs[55]). „Damals berechneten die weisesten Männer im Lande das Doppel-Misseri[56]) zu 364 Tagen, das sind 52 Wochen oder 12 Monate zu je 30 Nächten und vier Tage darüber. Nun merkten sie am Sonnenlauf, daß sich der Sommer immer mehr gegen das Frühjahr zurückverschob." Durch einen Traum ermutigt, machte auf einer Volksversammlung um die Mitte des 10. Jahrhunderts ein gewisser Thorstein den Vorschlag, „in jedem siebenten Jahr eine Zuschlagswoche" einzuschalten, was sofort zum Gesetz erhoben wurde. Diese Schaltwoche, die jeweils dem Sommer zugefügt wurde und daher „Sommerzuschlag" (sumarauki auch aukanättr oder lagningarvika) hieß, galt nach der Überlieferung allgemein als Erfindung Thorsteins[57]) und hatte den Vorzug, die Verschiebung der

---

Namens, Junius Lida, Julius similiter Lida. Beda leitet den nach Grimm sicher „uralten" Namen vom agl. lidh, lind, oder lid, Schiff, ab (Lida dicitur blandus sive navigabilis), doch bedeutet er vielleicht ursprünglich „klein", d. h. von nur 22 Tagen, dän. liden (vgl. auch asl. leto, Sommer).

[52]) Rymbegla, sive rudimentum Computi ecclesiastici veterum Islandorum, ed. Stephanus Björnonis, Havniae 1780.

[53]) Corpus boreale poëticum I 429. Oxford 1883.

[54]) Altnordisches Leben, Berlin, 1856.

[55]) Islendinga-bok Ara prests. In der Sammlung Islendinga sögur I, Kaupmannahöfn 1829.

[56]) Dies bisher nicht erklärte Wort (agl. missar) denke ich mir aus mithjeri (got. jer, Jahr. und midja, Mitte. lat. dimidium, Hälfte) entstanden; ähnlich gebildet sind Mittag, Mittnacht (Mitternacht ist der Dativ), Mittsommer Mittwinter, Mittwoch. Nachträglich sah ich, daß schon Strinnholm (Wikingszüge, deutsche Ausgabe 1839, II S. 177, nach „Skandinavien under hedna = åldern I u. II, Stockholm 1834/5) das Wort in derselben Weise (von midr und ar) erklärt hatte.

[57]) Landnamabok, c. 23, Laxdälasaga, c. 6: Thorstein Surtr er fann sumarauka.

Jahreszeiten zu verhindern und doch die Wochenrechnung, die Teilbarkeit der Jahrestage durch sieben festzuhalten.

Die „Bedenken" und „Schwierigkeiten" Bilfingers[58]) gegenüber dieser Überlieferung, „die von jeher für die ganze Theorie von einem besonderen altnordischen Jahr die erste und wesentliche Grundlage gebildet hat", kann ich nicht teilen und finden. Aber freilich, dieser Forscher hat ja bedauerlicherweise eine große Menge von Arbeit aufgewendet, um „die glaubhafte Überlieferung" der Nordländer „als eine Täuschung" hinzustellen und ihnen eine eigene Zeitrechnung, mit Ausnahme „der natürlichen Monate", abzusprechen.

Ein beredtes Zeugnis von der nordischen Jahreseinteilung und Zeitrechnung geben die Runenkalender, deren ältestbekannte zwar kaum über das 14. Jahrhundert zurückgehen, deren Gebrauch aber, da sie zum Teil „noch die alten Runen tragen", auch nach Bilfinger wahrscheinlich „so alt ist, wie die Einführung des julianischen Kalenders selbst" (nämlich durch die christlichen Sendboten). Als aber das Christentum bei den nordgermanischen Völkern Eingang fand — vom 10. Jahrhundert an, sein Sieg war erst im 12. entschieden —, waren die alten Runen längst außer Gebrauch und durch die spätnordischen ersetzt, und schon daraus geht hervor, daß diese merkwürdigen Denkmäler altnordischer Gesittung und Wissenschaft älter sein müssen als die Einführung des Christentums. Sie bilden daher die beste Grundlage unsrer weiteren Betrachtungen über „altgermanische Zeitrechnung" und mahnen uns, vor allem eines Mannes zu gedenken, mit dem ich mich in doppelter Hinsicht geistesverwandt fühle und dessen berühmte Fasti Danici[59]) das bahnbrechende Hauptwerk auf diesem Gebiet bilden, eine „schier unerschöpfliche Fundgrube", nach Schnippels (a. O.) treffenden Worten, für alle späteren Bearbeiter. Olaf Worm, lateinisch Olaus Wormius, geboren 1588 in Aarhus, gestorben 1654 in Kopenhagen, hat auf deutschen Hochschulen, Marburg, Gießen, Straßburg und Basel, zuerst Theologie und alte Sprachen, später Medizin studiert und große Reisen durch Italien, Frankreich, England

[58]) Untersuchungen über die Zeitrechnung der alten Germanen. I. Das Altnordische Jahr. Stuttgart 1899. II. Das germanische Julfest, 1901. Seine Ansichten sind neuerdings durch Schirmeisen (Das altgermanische Jahr, Deutsch. Schulwart VI 9/12, Brünn 1912) widerlegt worden, doch kann ich mich auch mit diesem Schriftsteller nicht in allen Einzelheiten einverstanden erklären (s. m. Besprechung in d. Pol. anthr. Revue, XI 8, 1912). — Vgl. auch den von ihm bekämpften, gelehrten, aber seiner Einbildungskraft allzusehr die Zügel schießen lassenden Finn Magnusen, Specimen Calendarii gentilis veterum Gothorum etc. 3. Band von Edda Saemundar hins Froda, Havniae 1828.

[59]) Fasti Danici, universam temporis computandi rationem antiquitus in Dania et vicinis regionibus observatam tribus libris continentes. Hafniae 1643.

und die Niederlande gemacht. Schon im Jahr 1613 wurde er Professor in Kopenhagen, und zwar zuerst der schönen Wissenschaften und der griechischen Sprache, erst später, 1624, der Medizin[60]), Leibarzt des Königs und Mitglied der Akademie. Obwohl ein vielgesuchter Arzt und akademischer Lehrer der Heilkunde, fand er doch noch Zeit für eingehende Beschäftigung mit der großen Vorzeit seines Volkes und verdient beispielsweise, neben dem Schweden Johann Bure[61]), dem Lehrer Gustav Adolfs, als Begründer der Runenforschung genannt zu werden.

Morborum terror, Wormi, domitorque minacis
Languoris, Medicae gloria magna scholae,
Nominis extendis famam et praeclara trophaea
Erigis, haud ullo corruitura die.

Schrecken der Krankheit, Worm, und Besieger bedrohlichen Siechtums,
Bist Du der Hochschul' Stolz, Zierde der ärztlichen Kunst.
Aber noch weiter verbreitet den Ruhm deines Namens, errichtet
Hast Du ein Denkmal dir, nicht von vergänglicher Art.

Mit diesen wohlberechtigten Worten begrüßte den als Arzt wie als Altertumsforscher gleich hervorragenden Mann einer seiner Amtsgenossen, der Theologe Brochmand, nach Vollendung seines Werkes über die dänischen Runenkalender.

Ein solcher Jahrstab (arstaf) oder Zahlstock (rimstock) mit oder ohne Runen diente, besonders vor der Erfindung der Buchdruckerkunst, im germanischen Norden, aber auch in anderen Ländern, in Deutschland, England, Frankreich als Hilfsmittel für die Zeitrechnung und zur Bestimmung der beweglichen Feste. Abbildungen dieser „immerwährenden" sehr verbreiteten Kalender bei Worm, Liljegren[62]), Frati[63]), Schnippel, Magnusson[64]), Sig[65]) geben eine Vor-

[60]) In der Anatomie ist sein Name durch die Wormschen Knochen, ossicula Wormiana, verewigt.

[61]) Johannes Bureus, geb. 1568, gest. 1652. Runakänslones Lärospan, h. e. Elementa runica. Upsala 1599. — Von ihm sagte Hildebrand in der Eröffnungsrede des Intern. Kongresses zu Stockholm: „On raconte que sa curiosité fut éveillée une fois par des caractères singuliers qu'il avait observés sur une pierre placée à l'une des portes de l'ancienne église des frères mineurs ici à Stockholm . . . et qu'il se rendit en Dalécarlie pour se faire l'élève des paysans qui connaissent, par une tradition non-interrompue, le sens des lettres runiques. Ainsi, la tradition vivante du peuple est devenue le point de départ des études savantes."

[62]) Run-Lära, Stockholm 1832, Vom gleichen Verfasser auch Runstavfen och dess sinnebilleder etc., Stockholm 1829.

[63]) Di un Calendario Runico della Pontificia Università di Bologna, Anm.: Note [64]) und [65]) befinden sich auf S. 255.

stellung von ihrer Beschaffenheit und Einrichtung. Zum erstenmal erwähnt werden sie in der berühmten „Geschichte der nordischen Völker" des Erzbischofs von Upsala, Olaf Magnus[66]), die auch schon eine bildliche Darstellung enthält. Die begleitenden Worte sind so merkwürdig, daß eine sinngemäße Übersetzung des mittelalterlichen Lateins geboten scheint: „Wie nach lateinischen und griechischen Schriftstellern", heißt es dort im 20. Hauptstück des ersten Buches, „die Goten im Waffenwesen und in allen kriegerischen Dingen ausgezeichnete Erfahrungen und Kenntnisse besaßen, so sagen die gotischen Geschichtschreiber, sie hätten auch daheim und auswärts gute Kunde von vielen nützlichen Dingen, ganz besonders von den Gestirnen, vermöge deren sie oft die Zukunft erraten könnten, wie obenstehende Abbildung zeigt. Man sieht hier einen Greis und einen Jüngling, die einen mit gotischen Buchstaben versehenen Stab in Händen halten, so geschnitzt, daß zu ersehen, mit welchen Hilfsmitteln man in ältester Zeit, als es noch keine Bücher gab, die Kräfte und Wirkungen des Mondes,

1841. — Der Kalender stammt aus Frankreich und trägt die Jahreszahl 1514, sowie die Inschrift Moisi (Monsieur?) Anthoinne Porlet; Simon Vincent de Macom.

[64]) On a runic calendar found in Lapland in 1866. Cambridge, at the University press, 1878. — Auf diesem jedenfalls nach älteren, heidnischen Vorbildern gefertigten Zeitweiser beginnt das Jahr mit dem 23. Dezember und hat 364 Tage.

[65]) Vorgregorianische Bauernkalender. Ein Beitrag zur christlichen Kalenderkunde. Straßburg 1905. — Das kulturh. Museum zu Lund, 1911.

[66]) Historia de gentibus Septentrionalibus, authore Olao Magno, Gotho, Archiepiscopo Upsalensi etc. Antverpiae 1562. Prim. ed. Romae 1555. Quemadmodum Latini et Graeci authores asserunt, Gothos in armis et militaribus disciplinis consummatam habere experientiam et cautelam, ita et Gothici scriptores aiunt, eos domi forisque multarum et utillium rerum tenere notitiam et experientiam, ac praesertim astrorum scientiam, qua plurimum possint divinare futura, prout his annexa figura in parte demonstrat. Cernitur hic homo senex atque adolescens, baculum Gothicis characteribus insignitum habentes, tali ratione insculptum, ut videatur, quibus instrumentis vetustissimo tempore, dum librorum usus non esset, lunae solisve et caeterorum syderum virtutes et influentias infalibili eventu cognoverint, prout hoc tempore fere incolae omnes agnoscunt. Baculus itaque humana longitudine formatus, utroque latere numero hebdomadarum anni, pro qualibet hebdomada Gothicas literas septem habens, quibus aurei numeri et literae dominicales (post acceptum Christianismum) patria voce ac figuris distinguuntur. Nec aliis libris multiplici temporum circulo in astrorum interpretationibus utuntur. Caeterum parentes filios suos laïcos, imo mater filias vel domi feriatis diebus vel in accessu Ecclesiarum, ita instruunt, ut non minus eruditione quam experientia artis in dies efficiantur perfectiores. Vetusta enim gentis consuetudo, baculis his rurales Ecclesias visitando in prolixis itineribus laïci se sustentant, atque pariter convenientes, certis adductis rationibus, veriores venturi anni indicant qualitates . . .

der Sonne und der übrigen Gestirne in unfehlbarer Weise kennen lernte, wie dies auch heute noch alle Landbewohner tun. Der Stab von menschlicher Leibeslänge trägt auf beiden Seiten für jede Woche des Jahres sieben Buchstaben und andere Zeichen, mit denen die sogenannten goldenen Zahlen und — nach der Einführung des Christentums — die Sonntagsbuchstaben unterschieden werden. Andere Bücher brauchen sie im wechselvollen Lauf der Zeiten zum Verständnis der Gestirne nicht. So lehren die Väter ihre unkundigen Söhne, so die Mütter die Töchter, entweder zu Hause an freien Tagen oder beim Kirchgang, daß sie durch Unterweisung und Erfahrung immer ausgebildeter in der Kunst werden. Denn es ist eine alte Gewohnheit des Volkes, auf solche Stäbe bei den langen Wanderungen zur Kirche sich stützend, beim Zusammenkommen nach bestimmten Grundsätzen zu erwägen, was wohl das kommende Jahr bringen werde . . ."

Um sie bequem zur Hand und immer vor Augen zu haben, wurden diese Zeitweiser auf allen möglichen Gegenständen und Geräten des täglichen Gebrauchs[67]) angebracht, so außer auf Gehstöcken auch an Schwertern und Schwertscheiden, Speerschäften, Axt- und Peitschenstielen, Maßstäben, Mangelhölzern, Schränken, Laden, Tragbalken, Türpfosten u. dgl., manchmal auch in Buchform (daher rimeböcker) auf Metall-, Holz- oder Beinblättchen[68]), die sich leicht einstecken und entweder fächerartig entfalten oder buchartig aufklappen ließen. In der Altertümersammlung der Universität von Lund sah ich einen solchen Runenkalender auf einem hölzernen Schwert, das mich lebhaft an die durch einen Handgriff in eine Hiebwaffe verwandelte Sensenklinge des Dresdener Johanneums erinnerte. Früher wurde diese mit einem Anführer im Bauernkrieg, und zwar mit Thomas Münzer, in Verbindung gebracht, doch zeigen auf der genauen Abbildung[69]) Heiligennamen (z. B. des schwedischen Königs Erich) und Gestalt der Runen, daß sie aus Schweden stammt und wahrscheinlich von einem

[67]) Ebenso wurde auch in alter Zeit die Runenreihe auf Waffen, Schmucksachen u. dgl. angebracht, um jederzeit als Hilfsmittel beim Lesen oder Abfassen einer Inschrift dienen zu können.

[68]) Diese Art der Anfertigung wird von Worm „tessellatim" genannt, von tesserulae, Täfelchen. Solche „Tesslen" (deutsch „Schnatz") sind zum Rechnen, Vertragschließen u. a. noch heute im Vispertal und im Tessin im Gebrauch. Im Archiv des englischen Parlaments sollen zu Anfang des vorigen Jahrhunderts noch viele derartige hölzerne Urkunden vorhanden gewesen sein, die man dann als „unnütz" verbrannte.

[69]) Berichte der Königl. Sächs. Gesellsch. d. Wissenschaften, phil.-hist. Klasse 1887, Schnippel, Über das Runenschwert des königl. hist. Museums zu Dresden. — Das Inventar von 1838 enthält den Vermerk: „Ist das Schwert Thomas Münzers, zu Stolberg am Harz geboren und 1525 im Lager bei Mühlhausen hingerichtet". Veranlaßt mag diese Sage sein durch eine eigenhändige Briefunterschrift: „Thomas Muntzer mit dem Schwerte Gydeonis".

Soldaten im Dreißigjährigen Krieg getragen wurde. Ganz besonders beliebt als Träger eines immerwährenden Kalenders war der tägliche Begleiter auf kurzen und weiten Gängen, der Handstock, und es sei mir daher gestattet, die ihn verherrlichenden Verse des Johann Loccenius[70]), geb. 1597 zu Itzehoe, gest. 1677 als Professor in Upsala, hier anzuführen:

Quos aliis fastos signat numerosa papyrus,
Comprendit baculus, quem tenet una manus.
Simplicis illud opus non simplex crede coloni,
Annos quo notat et computat ipse dies,
Quando recens oritur vel deficit atque coactis
Cornibus in plenum menstrua luna redit,
Et quae tam soleant festorum figere certo
Tempore, quam gressum sueta movere, tenet.
Quid? sese baculus commendat Runicus usu
Duplice, dum rector temporis atque pedum.

Was auf zahlreichen Blättern papierner Kalender zu finden,
All das kündet der Stab, hält eine einzige Hand.
Dieses fürwahr nicht einfache Werk eines einfachen Bauern
Hilft ihm zu merken das Jahr und zu berechnen den Tag,
Auch wann der Mond sich erneuet und wann er dann wiederum abnimmt,
Wann sich zum Vollmond drauf rundet sein doppeltes Horn,
Alles erklärt er genau, die nicht sich verschiebenden Feste,
Wie auch solche, die stets wechseln im Wandel der Zeit.
Traun, dir gereichet der Stock mit den Runen zu zwiefachem Nutzen,
Lehrt dich erkennen die Zeit, leitet den eilenden Fuß.[71])

Im 17. Jahrhundert, zur Zeit von Loccenius, waren solche „Jahrstäbe" noch in den Händen vieler Bauern, die sie nicht nur kunstreich selbst zu schnitzen verstanden, sondern auch „so genau wie ihre Finger kannten" (qui signa illorum non modo scipionibus artificiose insculpere sciunt, sed etiam tam exacte quam digitos suos norunt). Nach ihnen richtete sich die ganze Feldarbeit, und wann die richtige Zeit zum Pflügen, Säen, Ernten war, wußte mit ihrer Hilfe jedes Kind:

Tempora, quae messor, quae curvus arator haberet,
Hoc quibat parvus indice scire puer.[72])

---

[70]) Antiquitatum Sueogothicarum libri tres, 1650, IV edit. Francoforti 1676.

[71]) Vermutlich war der nach Paul Warnefrids Sohn (VI 7) von König Kunibert als Gnadenbeweis dem gelehrten Felix geschenkte, mit Gold und Silber eingelegte Stab (baculus) ein solcher Runenkalender. — Im Dresdener Historischen Museum sah ich zwei solcher Kalenderstöcke, und nach einem Heidelberger Tagebuch von 1813 soll ein dort lebender, als Sammler bekannter Forstmeister auch einen solchen besessen haben.

[72]) M. Stephanus Johannis F. ad. Ol. Wormium, Fasti Danici.

Von der sinnreichen Anordnung und der gedrängten Fülle des Inhalts dieser Kalender können wir uns am leichtesten durch das Beispiel eines der bestgearbeiteten und bestbeschriebenen (durch Schnippel), nämlich des Runenstocks der Oldenburger Sammlung, überzeugen. Von dem dicken Ende des 134 cm langen Stabes aus Pflaumenholz ziehen sich nach dem dünneren bis zu $^3/_4$ der Länge sechs gleichlaufende Bänder, die ganze Rundung füllend und aus zwei Hälften so zusammengesetzt, daß sie drei in 12 gleiche Abschnitte geteilte Streifen bilden, von denen der obere breitere mit allerlei Bildern, die beiden unteren mit Reihen von Runen gefüllt sind. Die 12 Abschnitte sind durch Kreise mit doppeltem Umfang bezeichnet, die innen Sonne und Mondsichel, im oberen und unteren Randband dagegen römische Zahlen in verschiedener Anordnung enthalten. Die Zwölfteilung zeigt uns sofort, daß wir es mit den Monaten zu tun haben, und die sehr deutlichen Darstellungen des obersten Streifens versinnbildlichen die Arbeiten, Pflug, Egge, Sense, Heugabel, Dreschflegel, Melkkübel, Fischnetz, Jagdspieß, Pfeil, aber auch die Feste, Krone, Kreuz, Schlüssel, Bischofsstab, und die Freuden, Kanne, Trinkhorn, Schlitten, Schiff, Rind, Gans, des Jahres. Die römischen Zahlzeichen der Kreisbänder — nur Einer und Zehner, gefällig nach dem Gleichmaß angeordnet — geben sechsmal, oben und unten zusammengerechnet, die Zahl 24, im März und September zu gleichen Teilen von je 12, und sind dadurch ohne weiteres als Verhältniszahlen der Tag- und Nachtlängen, oben durch die Sonne, unten durch den Mond bezeichnet, zu erkennen. Januar, April, Mai, Juli, August, November drücken das Verhältnis nicht in ganzen Stunden, sondern in genauerer Ausrechnung[73]) durch Brüche aus, und zwar durch $\frac{16}{27}$ im ersten und letzten, $\frac{24}{19}$ im zweiten und fünften, $\frac{26}{17}$ im dritten und vierten der genannten Monate. Daß der längste Tag im Juni 18, der kürzeste im Dezember nur 6 Stunden hat, stimmt zu einer geographischen Breite von 58° 25′, trifft daher für das mittlere Schweden in der Gegend von Nyköping zu. Da sich, nach Schnippels Worten, die gleichen Angaben in den meisten mittelalterlichen Kalendern finden, „selbst wenn dieselben für viel südlicher gelegene Gegenden bestimmt sind", so ist dies ein schwerwiegender Beweisgrund für ihren nordischen Ursprung.

Die beiden unteren Streifen sind durch Runen besetzt, der mittlere in fortlaufender Reihe, der andere mit Zwischenräumen, weil hier nur je 19 auf 30 oder 31 Zeichen kommen. Im ersteren kehren in der gleichen Reihenfolge dieselben 7 Zeichen wieder, die ersten der nor-

[73]) Die Verhältniszahlen beziehen sich in dieser Genauigkeit immer auf den 21. Tag jedes Monats.

diſchen Runenreihe[74]), und zwar 52mal mit einem überſchüſſigen; es iſt daher klar, daß ſie die Wochentage[75]) eines gemeinen Jahrs von 365 Tagen bezeichnen, die in gleicher Weiſe wie noch jetzt auf die 12 Monate verteilt ſind. Das entſpricht der ſeit nahezu zwei Jahrtauſenden geltenden Jahreseinteilung, dem im Jahr 45 v. Chr. durch Cäſar eingeführten „Julianiſchen Kalender". Das untere Runenband enthält für jeden Monat 19 verſchiedene Zeichen, die 16 des ſpätnordiſchen Futhork und drei auch ſonſt meiſt als Zahlzeichen gebrauchte Doppelrunen, al mm thth, alſo die Zahlen 1—19, wodurch ihre Beziehung zum neunzehnjährigen Mondkreislauf ſofort in die Augen ſpringt. Auch dieſe Zahlen wiederholen ſich in regelmäßiger Reihenfolge, und zwar mit Abſtänden von je acht Einheiten[76]), 9 17, 6 14, 3 11 19, 8 16, 5 13, 2 10 18, 7 15, 4 12, 1 u. ſ. f. Es ſind die „goldenen Zahlen" (numeri aurei oder lunares), die angeben, in welchem Jahr eines Mondkreislaufs Neumond auf einen beſtimmten Tag fällt; man nannte ſie daher im Altſchwediſchen außer gyllental auch primstaf von Prima Luna. Von Neujahr zählte man die Tage bis zum erſten Sonntag, und die entſprechende Rune des oberen Bandes, z. B. Ur (unſer B nach der Stellung im Alphabet) war dann der „Sonntagsbuchſtab" (litera dominicalis) des Jahres, d. h. alle mit Ur bezeichneten Tage waren Sonntage, die mit Thor (C) Montage, die mit Oss (D) Dienstage uſw. In gewöhnlichen Jahren verſchoben ſich die Sonntagsbuchſtaben um eine, in Schaltjahren um zwei Stellen rückwärts.

Gäbe es keine Schalttage, ſo würden immer in 7 Jahren die überſchüſſigen Tage eine Woche ausmachen und die Wochentage müßten nach Umlauf dieſer Zeit wieder auf das gleiche Datum fallen; da aber auch die Schalttage wieder eine neue Woche bilden müſſen, dauert es 7 mal 4, d. h. 28 Jahre, bis dies zutrifft. Im Gegenſatz zum Cyclus lunaris hat man dieſen Zeitraum Cyclus solaris (an. solcykl) genannt. Die chriſtliche Zeitrechnung zählte die Mondcyklen vom Jahr 1, die Sonnencyklen vom Jahr 9 v. Chr., einem Schaltjahr[77]), an. Dafür hatte man den Merkſpruch:

---

[74]) Sie wird nach den 6 erſten Zeichen Futhork, gemeingermaniſch Futhark, ähnlich wie unſere Buchſtaben Abc oder Alphabet, genannt.

[75]) Wenn Schnippel dies eine „irrtümliche Behauptung" nennt, ſo meint er damit nur, daß die Runen nicht in jedem Jahr die gleichen Tage bedeuten.

[76]) Im gleichen Monat rücken die Monderſcheinungen von Jahr zu Jahr entweder um 19 bzw. 20 Tage vor oder gehen, wenn dies nicht möglich, um 12 zurück; der Unterſchied 8 ſteht demnach ebenfalls in Beziehung zum Cyclus lunaris, und in jedem 9. Jahr fällt der Neumond wieder auf einen benachbarten Tag.

[77]) Die Schaltjahre vor Chriſti Geburt haben ungerade Zahlen, 1, 5, 9 uſw.

Annis adde novem domini, partire per octo et
Viginti: cyclus sic tibi notus erit[78]).

Auch gab es zur Erleichterung der Berechnung besondere Tabellen, sog. „Ostertafeln", wie sie schon in Worms grundlegendem Werk (Fasti Danici) abgebildet[79]) sind. Am untern Ende des Oldenburger Runenstabes befinden sich noch 6 kleinere Runenbänder, von denen eines den erwähnten Sonnencyklus darstellt, die andern die Aufgangs- und Untergangszeit der Sonne für die einzelnen Monate und die Ostervollmonde für eine bestimmte Zeit angeben. Damit dem Ernst auch der Scherz nicht fehle, ist unten noch ein im Norden beliebtes Spiel, mit dem man sich die langen Winternächte zu verkürzen pflegte, das „Petersspiel", Sankt Peders Lek, beigefügt.

Unser Stab zeigt uns demnach den Runenkalender in seiner „höchsten und reichsten Ausgestaltung" (Schnippel), gehört zu den jüngsten seiner Art und stammt nach verschiedenen Anzeichen aus der Zeit nach der Berichtigung und Verbesserung dieser Kalender durch Graf Ehrenpreuß, Digelius, Krook u. A.[80]), d. h. aus dem 18. Jahrhundert. Dabei stimmt er aber in seiner Anlage durchaus mit den ältesten überein, hat sehr viel Altertümliches bewahrt und spiegelt gewissermaßen „die ganze Entwicklungsgeschichte des runischen Kalenders" wieder. Die sehr schön und deutlich eingeschnittenen Runen erinnern an die ältestbekannte Gestalt derselben, und die über vielen Tagen angebrachten Kreuzchen, zum Teil nur mit einem Arm, bezeichnen meist noch die katholischen Feiertage, dabei aber auch am 6. November, durch ein Scepter kenntlich, den Todestag Gustav Adolfs[81]). Obwohl demnach auch die Runenkalender mit der Zeit fortgeschritten sind, halten sie doch, wie man sieht, ungemein streng am Hergebrachten fest, was sich daraus erklärt, daß manche von ihnen sich wohl durch Jahrhunderte im gleichen Geschlechte vererbt haben, daß die neuen immer wieder nach dem Vorbild der alten verfertigt wurden. Waren sie doch, vor der Erfindung und Verbreitung des Buchdrucks, den Nordländern unentbehrlich: „quibus docent", schreibt Olaf Magnus (XVI 1)

[78]) Wie die Jahrzahl des laufenden Sonnencyklus durch Teilung mit 28, erhielt man die des Mondcyklus durch eine solche mit 19. Was übrig blieb, war die gesuchte Zahl; ging die Rechnung glatt auf, so war es der Teiler selbst.

[79]) Vgl. auch Piper, Karls des Großen Kalendarium nnd Ostertafel, Berlin 1858.

[80]) Vgl. Liljegren, Run-Lära und Monumenta Runica, Stockholm 1832 u. 1834.

[81]) Ein ähnlicher, in Buchsbaumbrettchen geschnittener Runenkalender befindet sich in der Herz. Bibliothek zu Gotha. Er stammt vermutlich aus Veriö und ist älter als der obige, jedenfalls aus der Zeit vor der Einführung der Gregorianischen Verbesserung in Schweden (1753), vielleicht aus dem 16. Jahrhundert. Ausführl. Beschreibung und genaue Abbildungen bei Sig (a. O.).

„disputant, interrogant et concludunt lunares coniunctiones et oppositiones ac cursus, festa mobilia et fixa; pariter et signa dierum infallibili experientia, quasi e libro declarata legerent, exponuntur et interpretantur." Muſter und Vorbilder wurden an geweihter Stätte, in den Kirchen, z. B. in Nidaros[82]), heute Drontheim, aufbewahrt, und es iſt mehr als wahrſcheinlich, daß dies ſchon in den Heidentempeln der Fall war, daß von jeher die Prieſter als Lehrmeiſter ſolcher Wiſſenſchaft galten.

Wann aber — dieſe Frage iſt nun zu beantworten — ſind die erſten Runenkalender im Norden entſtanden, haben wir ſie nur, wie Käſtner[83]) gemeint hat, als Überſetzungen chriſtlicher Mondkalender „ins Runiſche" zu betrachten oder dürfen wir ihnen einen vom Chriſtentum unabhängigen Urſprung, der ſelbſtverſtändlich ſpätere Verbeſſerungen nicht ausſchließt, zuſchreiben?

Gerade wie in der Runenfrage im allgemeinen, ſo ſtellt ſich bei eingehender und vorurteilsfreier Unterſuchung auch auf dieſem Sondergebiet heraus, daß die nordiſchen Schriftſteller des 16. und 17. Jahrhunderts, Magnus, Bureus, Worm, Loccenius, Wexionius[84]), Rudbeck, Stjernhjelm, Verelius[85]), die nach Schnippels Worten „in dem Runenſtabe Beweis und Überbleibſel einer uralten Kultur" ſahen, keineswegs durch „ein hochgeſteigertes Nationalgefühl oder in einer patriotiſch gefärbten Gelehrſamkeit" nur in Hirngeſpinſten ſich verloren haben, ſondern daß ihre Anſichten trotz manchen Übertreibungen und Irrtümern doch einen geſunden Kern enthalten. Den entgegengeſetzten Anſchauungen des 18. und 19. Jahrhunderts, für die infolge falſcher Vorausſetzungen die Nordvölker nur rohe Wilde waren, die alle und jede Kenntnis und Geſittung der Berührung mit der klaſſiſchen Welt und durch ſie mit dem Morgenlande verdanken, dürfen wir heute auf Grund beſſerer, beſonders durch

[82]) Fasti Danici I 6: Retulit vir quidam literatus et honestus, se a rustico quodam in hoc negotio versatissimo, unde hanc scientiam hausisset et a quibus ad ipsum haec temporum computandi ratio delata esset, expiscatum esse: qui respondit, avum suum paternum a monacho quodam haec didicisse ac maiores suos narrasse, fastos quos ab ipsis in se derivatos tenebat, iuxta archetypum vetustissimi cuiusdam libri in Nidrosiensi ecclesia asservati confectos esse. Huius autem libri autorem ante centenos aliquot annos vixisse addebat. Ex quibus de factis, prout iam conspiciuntur, locutum esse eum satis apparet. Hi etenim ad exempla vetustiorum etiamnunc a rusticis nostris fabricantur,

[83]) „Beſchreibung eines runiſchen Kalenders, welcher ſich auf der Leipziger Ratsbibliothek befindet", in der Sammlung einiger ausgeſuchter Stücke der Geſellſchaft der freyen Künſte zu Leipzig III 20, 1756.

[84]) Epitome descriptionis Sueciae, 1650.

[85]) Hervarar Saga und Manuductio compendiosa ad Runographiam, Upsalae 1672 und 1675.

die naturwissenschaftliche Rassenforschung erlangter Einsicht mit den schon über 300 Jahre alten Worten Scaligers begegnen: „Nicht alle Weisheit war bei den Chaldäern oder im Morgenlande zu Hause, auch die Menschen des Westens und des Nordens waren folgerichtig denkende Wesen."

Es wäre ein „wunderbarer Zufall", ja „einfach undenkbar", meint Schnippel, und er befindet sich damit in Übereinstimmung mit hervorragenden nordischen und deutschen Gelehrten, Strömer, Frykfell[86]), Kästner, Ideler[87]) u. A., wenn im Norden „eine völlig selbständige und doch so ganz übereinstimmende Erfindung des immerwährenden Mondkalenders mit den ebenfalls übereinstimmenden Voraussetzungen der selbständigen Entdeckung des 19jährigen Mondcyklus, der gleichen Normaljahre, des gleichen Anfangs unter 365 Tagen und der gleichen Einteilung dieser 365 Tage durch die Siebenzahl" stattgefunden hätte: „es wird daher wohl", fügte er hinzu, „dabei bleiben müssen, daß die Nordländer erst nach ihrer Bekehrung zum Christentum jenes Hilfsmittel der christlichen Festrechnung erhielten und ihrerseits demselben nur seinen runischen Ausdruck verliehen". Nach der Erzählung des Hekatäos handelt es sich aber, wie wir gesehen haben, gar nicht um eine doppelte Entdeckung des großen Mondjahrs, des Tunglet aulld der Skandinavier, sondern diese Kunde stammt ursprünglich aus dem Norden und hat sich teils durch die Wanderungen der stammverwandten Völker, teils durch freundschaftliche Beziehungen mit der Götterverehrung, der Buchstabenschrift und anderen Kulturgütern verbreitet. Das altgermanische Jahr hatte ursprünglich gar nicht 365, sondern wahrscheinlich zuerst nur 354 (= 12 Mondumläufe), später 360 (= 12 Monate zu je 30, oder drei Großhunderte) und erst infolge wiederholter Verbesserungen 364[88]), (= 52 Wochen), zuletzt 365, bzw. 366 Tage. Von solchen Berichtigungen aus christlicher Zeit stammt auch der Anfang des bürgerlichen Jahres am 1. Januar (die älteren Runenkalender beginnen mit dem Julfest, dem längsten Tag, dem Sommer- oder Winteranfang) und die Zählung der 19- und 28jährigen Kreisläufe vom Jahr 1, bzw. 9 v. Chr. Daß aber die Berechnung der beweglichen Feste nach den Mondersheinungen erst von der christlichen Kirche eingeführt sei, ist eine nicht zu beweisende Behauptung; es spricht vielmehr manches dafür, daß schon in vorchristlicher Zeit nach Vollmond und Neumond die Zeit bestimmt wurde, nicht nur bei den

[86]) Kort och tydelig Undervisning, huru man skal förstå och bruka Runstafven, Upsala (3. Aufl. 1748). De antiquitate Calendarii Runici. Dissert. Holmiae 1758.

[87]) Über das Alter der Runenkalender, Abhdlg. d. Akad. d. Wissensch. in Berlin, hist.-phil. Klasse, 1829.

[88]) Vgl. Magnusson (a. O.).

Germanen, sondern auch bei andern arischen Völkern. Die Römer z. B. setzten nach Plutarch (Marius 26) die Sommersonnenwende auf den dritten Tag vor dem Neumond des 6. Monats[89]), ganz nach der Art späterer christlicher Festberechnung, dem König Arioviſt verkündeten (Cäs. B. G. I. 50) seine Wahrsagerinnen, er könne nicht siegen, wenn er „vor dem Neumond" sich auf eine Schlacht einlasse, und die Germanen hielten ihre ordentlichen Volksversammlungen nach Tacitus immer zur Zeit des Neumonds oder des Vollmonds ab. In kluger Berechnung verlegten auch die christlichen Priester ihre Hauptfeste auf die schon im Heidentum bei den nordeuropäischen Völkern beliebten, heilig und hoch gehaltenen Feiertage, die Geburt des Herrn[90]) auf den Anfang der „geweihten Nächte" nach der Wintersonnenwende, der Wiederkehr des Sonnengottes, die Auferstehung auf das altgermanische Frühlings- oder Osterfest, mit dem das Wiedererwachen der Natur begrüßt wurde, am Vollmond nach der Frühlingstagundnachtgleiche (nur die Verlegung auf den Sonntag ist eine christliche Zutat), die Ausgießung des Heiligen Geistes auf das germanische Sommerfest, das wahrscheinlich ursprünglich am dritten Vollmond nach der Tagundnachtgleiche gefeiert und später, nicht vor dem 4. Jahrhundert, in Anlehnung an das jüdische Erntefest auf den 7. Sonntag nach Ostern verlegt wurde. Der 7. Sonntag vor Ostern, Estomihi, der letzte vor den Fasten, die „Herrenfasnacht", dän. Fleskesondag, ist übrigens

[89]) Daß Plutarch dafür den Sextilis oder Augustus nennt, ist wohl eine Verwechslung des alten mit dem neuen Jahresanfang, denn die Sonnenwende muß ja in den Juni fallen. An anderer Stelle (Romul. 25) nennt er den jetzigen August Septilis. Die Schlacht an der Allia fiel auf den Vollmond nach der Sommersonnenwende (Camill. 19). Tac. Germ. 11: Coeunt, nisi quid fortuitum et subitum incidit, certis diebus, quum aut inchoatur luna aut impletur: nam agendis rebus hoc auspicatissimum initium credunt.

[90]) Beda: vetus sermo in Ecclesia, XXV diem Decembris esse faustissimum et laetissimum natalem filii Dei in terra, is nempe Julii fuit dies Brumae et fuit celebratus a veteri etiam Ecclesia. — In alten christlichen Schriften heißt Christus Sol verus, novus, invictus, im Kalender des Antiochos vom Jahr 200 n. Chr. der 25. Dezember „Geburtstag der Sonne". — Vgl. Boll. Das Kalendarium des Antiochos (Sitz.-Ber. d. Heid. Akad. 1910, 16 Abh.). Obwohl die Wintersonnenwende auf den 22. gesetzt wird, heißt doch der 25. Dez. der eigentliche „Geburtstag", nach Boll, „weil Cäsar auf diesen Tag die Bruma angesetzt hatte". Daß dieser Tag „zum erstenmal aus Ägypten ... in den hellenisch römischen Kulturkreis tritt", beweist selbstverständlich nicht den ägyptischen Ursprung. Sehr zu beachten ist die Verlegung der Sommersonnenwende auf den Geburtstag Johannes des Täufers, der (Joh. III 30) von sich sagt: „er muß wachsen, ich aber abnehmen". — Die „Zeit im Bild" (X 53) bringt zu einem Aufsatz über „Weihnachten in der alten Kirche und Kunst" von P. Marc zwei Abbildungen von dem Sol invictus gewidmeten Münzen. — In seinem Vortrag über den „Ursprung des Weihnachtsfestes" (a. O.) hält Meyer den 25. Dez. für den Geburtstag des Dionysos, der wie Mithras ursprünglich Sonnen- und Himmelsgott war.

auch von Bedeutung für das Volksleben; am vorangehenden Donnerstag war die „Weiberfasnacht", und er wurde bestimmt nach dem Merkspruch:

Vilt du vide med liden to mag,
Den neste Ny effter Kyndelmessdag,
Den neste Onsdag der effter kommer,
Da haffver du Faste med kuld oc hunger (altdänisch).

Darum sind alle diese Feste auch in christlicher Zeit „beweglich" geblieben, wie sie es schon im heidnischen Altertum waren.

Als Hauptgrund gegen die Selbständigkeit der germanischen Zeitrechnung wird gewöhnlich die siebentägige Woche angeführt, die, nach Schnippel, den Germanen, wenn auch „ziemlich früh", nämlich „nach der Einführung des Christentums", von „außen" gekommen ist, als „nachweislich" altsemitische, vielleicht sogar altägyptische Zeitteilung (vergl. Ideler, Handbuch der Chronologie I). Auch Bilfinger a. O.) hält es für ausgemacht, „daß die alten Skandinavier weder auf ein Jahr von 52 Wochen, noch auf ein Jahr von 364 Tagen ohne Wocheneinteilung jemals selbständig gekommen sind." Denn „das christliche Jahr unterscheidet sich von dem römischen Jahr, das Julius Cäsar einführte, durch die Aufnahme zweier dem Judentum entlehnter Faktoren. Das sind 1 die jüdischen Mondmonate und 2. die siebentägige Woche, und die Aufgabe, diese beiden Faktoren mit dem julianischen Jahr zu verschmelzen, hat, namentlich mit Rücksicht auf die Bestimmung des Osterfestes und der anderen damit zusammenhängenden beweglichen Feste, die ganze Komputistik des Mittelalters fortwährend beschäftigt". Ob aber die Wocheneinteilung wirklich aus dem Osten stammt, ist noch keineswegs entschieden. „Der Ursprung der siebentägigen Woche", schreibt Schrader (a. O. S. 959), „und die Herkunft der Wochentagsnamen sind noch nicht völlig aufgeklärt. Während man früher allgemein der Meinung war, daß ihre Heimat an den Ufern des Euphrat zu suchen sei, sind neuerdings von P. Jensen[91]) Bedenken gegen diese Annahme geltend gemacht worden. Nach

[91]) Die siebentägige Woche in Babylon und Ninive, Ztschr. f. deutsche Wortforschung I. S. 150. — Schiaparelli (Die Astronomie im alten Testament, deutsch von Lüdtke, Gießen 1904) hebt die Bedeutung der Siebenzahl bei den Juden hervor; doch findet sie sich schon bei den Sumeriern, den Vorgängern der Assyrer, ebenso bei den Persern, Indern, Griechen, Römern, Kelten, Germanen, Skythen, Slaven, übrigens auch bei nichtarischen und außereuropäischen Völkern (v. Andrian, Die Siebenzahl im Geistesleben der Völker, Mitt. d. Anth. Ges. in Wien, 3. F. I. 1901). Auf dem 11. Intern. Kongreß für allg. Religionsgeschichte, Herbst 1904 in Basel, sprach Mahler über „Kalenderdaten in religionshistorischer Deutung"; der Ausgang für die Zeitrechnung der Babylonier war nach seiner Ansicht der Vollmondstag, shabattu; so hieß ursprünglich jeder Vollmond, Neumond u. dgl., später jeder siebente Tag. — Dion Kassios (3. Jahrh.) XXXVII

diesem Gelehrten steht vielmehr nur folgendes fest: Neben einer bis ins dritte Jahrtausend zurückgehenden Zählung nach Tagfünften findet sich in älterer und jüngerer Zeit die Einheit von 7 Tagen als beliebte Zeitgröße, ohne daß es deswegen erlaubt wäre, von einer assyrisch-babylonischen Woche von 7 Tagen zu sprechen ... Was wir also in Assyrien und Babylonien finden, sind Ansätze zur Woche, d. h. zu einem 7tägigen, ohne Rücksicht auf Monat und Sonnenjahr ununterbrochen weiterrollenden Zeitraum, nicht die Woche selbst. Wohl aber ist die 7tägige Woche bei den Israeliten[92]) uralt, und auch die regelmäßig wiederkehrende Feier des Sabbats (assyrisch shabattu) oder Ruhetags wird bereits im Dekalog vorgeschrieben. Unbekannt ist dagegen auch hier die planetarische Bezeichnung der Wochentage... Unter diesen Umständen ist Jensen geneigt, unsere Woche für lediglich jüdischen oder westsemitischen Ursprungs zu halten, während Nöldeke trotz des Umstandes, daß die 7tägige, Monat und Sonnenjahr durchkreuzende Woche in assyrisch-babylonischen Denkmälern nicht nachweisbar sei, aus allgemeinen Gründen an ihrer babylonischen Herkunft festhält."

Nach dem schon eingangs über die Grundlagen der babylonischen Kultur Gesagten wird aber die Woche als ursprünglich semitische Einrichtung verdächtig, umsomehr, als eine semitische Bezeichnung dafür (im Hebräischen wurde Sabbat auch für die ganze Woche gebraucht) in die europäisch-arischen Sprachen nicht eingedrungen ist. Die Germanen haben ihr eigenes Wort, got. viko, ahd. wecha, agf. vuce, an. vika[93]), und mit Recht haben Grimm und Weinhold[94]) daraus geschlossen, daß dies mit dem Wechsel der Mondviertel zusammenhänge und unsre Vorfahren von selbst auf den siebentägigen Zeitabschnitt gekommen seien; es ist das durchaus nicht, wie Schnippel meint, „eine völlig unerweisliche Behauptung".

Im Griechischen (hebdomas), Lateinischen (septimana) und Keltischen (sechtman, seithun) kommt bloß die Siebenzahl zum Ausdruck. Von keinem dieser Völker können also die Germanen hinsichtlich der Wochenrechnung beeinflußt sein. Die Hellenen teilten vor Annahme der christlichen Woche ihren 30tägigen Monat in drei Dekaden,

18: Die Einteilung der Tage nach den 7 sog. Wandelsternen ist bei den Ägyptern aufgekommen und jetzt bei allen Völkern, jedoch, wie ich glaube, nicht seit langer Zeit, angenommen.

[92]) Die Namen der Wochentage bei den Semiten, ebenda S. 161.

[93]) Mit vika wurde im Altnordischen auch die Seemeile bezeichnet.

[94]) Deutsche Mythologie I. S. 115. — Altnordisches Leben, Berlin 1856. — Nach den neuesten Keilschriftfunden hatten schon die nichtsemitischen Sumerier, die wirklichen Begründer der babylonischen Kultur, eine mit dem Mondwechsel zusammenhängende siebentägige Zeiteinteilung. König, Neue Hauptfunde aus Babylonien. „Der Tag" 16 XII 13.

die Römer hatten außer den Iden nur die von den Etruskern übernommenen Nundinen[95]) (etrusk. nunth, neun, oder Nonen); dagegen muß es auffallen, daß zwei spätgriechische Schriftsteller, Philon und Josephus[96]), beide die Woche auch als Einrichtung der „Barbaren" erwähnen. Da die Namen unsrer Wochentage der altassyrischen Reihenfolge (Mond, Sonne, Jupiter, Venus, Saturn, Merkur, Mars) der Planetengötter nicht entsprechen, können die heidnischen, bis auf den heutigen Tag im Gebrauch gebliebenen Bezeichnungen unmöglich aus einer östlichen Quelle stammen. Im römischen Gallien und Germanien haben sich bildliche Darstellungen der Wochengötter, vom Saturn bis zur Venus, am häufigsten gefunden; daraus folgt aber keineswegs, daß dies „schönste Zeugnis unseres heidnischen Altertums", nach Schrader, eine Entlehnung ist, sondern der Vorgang kann sehr wohl in umgekehrtem Sinne gedeutet werden, so nämlich, daß nicht an Stelle der römischen Namen „einheimische" traten, sondern daß die germanischen Götter nach dem Beispiel von Cäsar und Tacitus römischen gleichgestellt und demnach benannt wurden[97]). Die Verdrängung Wodans, des obersten Gottes, aus den Tagesnamen durch Mittwoch, ahd. mittawecha, ist wohl auf den frommen Eifer der Bekehrer zurückzuführen. Auch der dem Thonar geweihte Tag wurde festlich begangen und ist noch heute in manchen Gegenden ein weltlicher Feiertag, an dem besonders gut gegessen wird (Fleischtag); im Mittelalter war der Donnerstag schulfrei, in Tübingen ist er noch jetzt dies academicus. Es darf nicht unerwähnt bleiben, daß auch die Juden, ganz nach gallischer und germanischer[98]) Sitte, ihren Tag mit

[95]) Ausonius, V 3, De tribus menstruis mensuum.

Bis senas anno reparat Lucina kalendas,
et totitem medias dat currere Juppiter idus,
nonarumque diem faciunt infra octo secundi:
haec sunt Romano tantum tria nomina mensi.

Auch Idus und Kalendae (meist mit dem unlateinischen K geschrieben) stammen wahrscheinlich aus dem Etruskischen. Macrob. Saturn. I 15: iduare enim etrusca lingua dividere est. Altlat. calare = gr. *καλεῖν*. — Von den Kalenden kommt das Wort Kalender. Almanach, nach Eusebius Almenichiaka, ist zwar arabisch, enthält aber vielleicht die indogermanische Wurzel man, Mond

[96]) De opificio mundi 43. — Apion II 39.

[97]) Mit den Göttern der Tages- und Jahreszeiten finden sich die der Wochentage hauptsächlich auf den Gigantensäulen, die mit Recht von Hertlein (Die Jupitersäulen. Stuttgart 1910) als germanische Welt (Irmen)-Säulen „in der Formensprache römischer Provinzialkunst" gedeutet werden. Damit ist auch erklärt, warum die Weltesche im Altnordischen Yggdrasill, wörtlich „schnelles Roß", heißt.

[98]) Caes. B. G. VI 58: Galli se omnes ab Dite patre prognatos praedicant idque ab druidibus proditum dicunt. Ob eam causam spatia omnis temporis non numero dierum, sed noctium finiunt; dies natales et mensium et annorum initia sic observant, ut noctem dies subsequatur. Tac.

der Nacht[99]) beginnen. Da diese Sitte aufs engste mit dem Götterglauben der Abendländer verknüpft war, ist ein östlicher Ursprung derselben undenkbar. Mit den Worten „ob eam causam" will Cäsar sagen, daß die Kelten darum nach Nächten rechneten, weil nach ihrem Glauben ihr Stammvater Dispater, der römische Jupiter, hier aber noch der uralte Himmels- und Sonnengott, aus der nordischen Winternacht geboren war[100]). Jedenfalls ist die Bezeichnung der Tage mit Götternamen für Griechen und Römer etwas Neues und Spätes, erst mit dem Christentum — ein sonderbarer Widerspruch — sich verbreitend. „Es spricht nichts dagegen", meint Thumb[101]), „daß die Wochentagsnamen erst um die Zeit eingeführt worden sind, in der sie zuerst erscheinen, möglicherweise unter chaldäischer Flagge, als ein ganz spätes posthumes Erzeugnis des Babyloniertums" ... Die Zeit der Annahme des Christentums war aber für das Römische Reich zugleich eine solche innigster Durchsetzung mit germanischen Bestandteilen und Anschauungen.

Wie die Wochentage hatten auch die Monate bei den Germanen[102]) ihre eigenen, volkstümlichen und, wie z. B. Jul und Ἴουλος beweisen, uralten Namen. Daß Karl der Große aufs neue deutsche Bezeichnungen einführen mußte, erklärt sich daraus, daß in dem schon lange römischen Gallien eine unschöne Mischung[103]) lateinischer und einheimischer Namen entstanden war; infolge ihrer Länge und Schwerfälligkeit, nicht mit Unrecht spricht Grimm[104]) von einem „Ge-

Germ. 11. Nec dierum numerum, ut nos, sed noctium computant; sic constituunt, sic condicunt; nox ducere diem videtur. Vgl. engl. sennight, fortnight.

[99]) Genes. I 5: So ward aus Abend und Morgen der erste Tag. Diese Voranstellung der Nacht ist allen Ariern gemeinsam, z. B. skr. naktamdinam, gr. νυχθήμερον, sl. nostedimje, „Nacht und Tag". — Auch die Inder hatten 12 heilige Nächte, die als Vorbild des kommenden Jahres galten.

[100]) Auch nach altgermanischer Anschauung ging die Welt aus der Nacht, das Licht aus der Finsternis hervor.

[101]) Die Namen der Wochentage im Griechischen, Ztschr. f. dtsch. Wortforschung I S. 163.

[102]) Beda, De mensibus Anglorum. In der Schrift De temporum ratione, c. 13.

[103]) Einhardi Vita Karoli M. 29: Mensibus etiam iuxta propriam linguam vocabula imposuit, cum ante id temporis apud Francos partim latinis partim barbaris nominibus pronunciarentur.

[104]) Geschichte der deutschen Sprache I 6, Leipzig 1848. — Bekanntlich hat man jetzt das Bestreben, „die heimischen, großenteils schönen und sinnigen Benennungen" wieder einzuführen, doch lehrt uns gerade Karls des Großen Beispiel, daß man hierbei mit Vorsicht vorgehen und besonders zu lange und geschmacklose Wortbildungen vermeiden sollte. Ich möchte mir bei dieser Gelegenheit folgenden Vorschlag erlauben: 1. Hartung, 2. Hornung, 3. Lenz, 4. Oestring, 5. Mai, 6. Brachmond, 7. Heumond, 8. Aust, 9. Herbstmond, 10. Weinmond,

schlepp", mußten jene aber später wieder den römischen weichen. Ihre „Besonderheit", urteilt dieser Forscher von den Monatsnamen, „scheint erst unter den urverwandten Völkern, in früher Gemeinschaft, auf europäischem Boden neu entfaltet, aber nicht nur in das volle Heidentum, sondern weit über den Beginn unserer Zeitrechnung hinaus zu reichen". Da seitdem die Einwanderung aus Asien als Irrtum erkannt worden ist, fallen auch alle Einschränkungen[105]) dieses Ausspruchs weg.

In der römischen Zeitrechnung war allmälig die größte Unordnung eingerissen. „Schon in den ältesten Zeiten", schreibt Plutarch (Leben Cäsars 5) waren Monate und Jahr dergestalt in Verwirrung geraten, daß Opfer und Feste sich jährlich verschoben und schließlich in ganz entgegengesetzte Jahreszeiten fielen. Niemand verstand sich auf eine sichere Berechnung des Sonnenlaufs; nur die Priester kannten noch die genaue Zeit und setzten oft ganz unerwartet, ohne daß jemand eine Ahnung hatte, den Mercedonius genannten Schaltmonat ein." Dies wird auch durch Sueton bestätigt: fastos correxit iam pridem vitio pontificum per intercalandi licentiam adeo turbatos, ut neque messium feriae aestati neque vindemiarum autumno competerent. Es ist nicht unwahrscheinlich, daß Cäsar, nicht nur ein großer Feldherr, sondern auch ein hervorragender Staatsmann, auf seinen Feldzügen in Gallien, Britannien und Ägypten mit Beschämung erkannte, wie sehr die amtliche Zeitrechnung des Römischen Reiches[106]) durch die der Barbaren übertroffen wurde; aus seinen Worten „men-

---

11. Niblung, 12. Jul. Das wohlklingende Mai, afr. Maiamanoth, möchte ich beibehalten, weil der Wortstamm ja auch deutsch ist (Eigennamen Maiolf, Maiolus); vgl. Auson. V 3: Maia dea an maior, Maie, te fecerit aetas, ambigo: sed mensi est auctor uterque bonus. (Maius war auch ein Beiname Jupiters, Maia Merkurs Mutter). Aust, an. haust, hat sich im Volke erhalten und hängt, nach Grimms Vermutung, vielleicht ursprünglich gar nicht mit dem Kaiser Augustus, sondern mit auctumnus und dem verwandten gotischen auhuma zusammen. Für Niblung wäre auch Laubris passend. In einem hübschen Aufsatz über „Unsere Monatsnamen" (Zeitfragen 32, 1910) kommt Loens meinem Vorschlag sehr nahe; nur für Mai setzt er Wonnemond, für Juli Heuet, für September Scheiding, für November neben Nebelung und Laubris auch Gilbhard.

[105]) Benfey und Stern (Über die Monatsnamen einiger alter Völker, Berlin 1836) haben gezeigt, daß alle hebräischen, übrigens von den europäischen grundverschiedenen Monatsnamen nicht semitisch, sondern persisch sind.

[106]) Plin. N. H. XVIII 37: Caesar dictator, annos ad Solis cursum redigens singulos, Sosigene perito scientiae eius adhibito. — Schon im J. 111 v. Chr. waren die Priester durch die lex Acilia angewiesen worden, ihre Zeitrechnung mit den Jahreszeiten in Einklang zu bringen. — Ammian (XXIV) schreibt: anni intervallum verissimum memoratis diebus (365) et horis sex ad usque meridiem concluditur plenum . . . Octavianus Augustus Graecos secutus hanc inconstantiam correpta turbatione composuit . . . . quam rationem bissexti probatam etiam victura eum saeculis Roma adiumento numinis divini fundavit.

sium et annorum initia sic observant" geht wenigstens hervor, daß bei den Galliern in dieser Hinsicht geordnete Zustände herrschten, und Appian (II 154) sagt geradezu: „Darum verbesserte er auch bei den Römern vieles, was zu den Künsten des Friedens gehört. So veränderte er nach Anleitung der Ägypter die Jahreseinteilung." Jedenfalls war die Einführung des Julianischen Kalenders, der erst 1582 unter Papst Gregor XIII. eine Berichtigung erforderte, eine große Tat, ein Segen für die Menschheit (das vorhergehende Jahr 46 nennt Makrobius „annus confusionis ultimus"), und nicht ohne Grund rühmt sich Cäsar bei Lucan (Pharsal.):

Nec meus Eudoxi fastis superabitur annus.

Die schon von Tacitus berichtete Dreiteilung des germanischen Jahres (Germ. 36: hiems et ver et aestas intellectum ac vocabula habent) findet sich noch in einigen nordischen Runenkalendern, z. B. auf einem von Rudbeck[107]) abgebildeten, von Schnippel erwähnten in Gestalt eines Triquetrums. Bis in die neuere Zeit haben sich bei allen germanischen Völkern drei Hauptziele erhalten, Martinstag (Winteranfang im November), Sommertag (Mittfasten, Lätare im März) und Mittsommer (im Juli).

Ein schwerwiegender Beweisgrund für das hohe Alter der Runenkalender liegt ferner in den Runen selbst, die ja auch keine Entlehnung, wie man lange geglaubt hat, sondern Ureigentum[108]) der nordischen Völker sind. Manche dieser Kalender, wie z. B. der von Worm auf S. 92 abgebildete, auf einer dreieckigen Knochenplatte, anscheinend einem Fischkiefer angebrachte, enthalten nämlich sehr altertümliche Runenformen, die zur Zeit der Bekehrung schon seit Jahrhunderten außer Gebrauch waren. Die Wiederkehr gemeingermanischer Runen auf christlichen Kalendern einer viel späteren Zeit ist nur durch den Gebrauch zu erklären, daß die alten Vorbilder immer wieder nachgeahmt und dadurch manche Altertümlichkeiten, von Geschlecht zu Geschlecht sich forterbend, auf späte Enkel[109]) übertragen wurden. So erinnern

[107]) Atlantica, Atland eller Manheim, Upsalae 1689, II c. 9, De fastis Runicis. — Vgl. auch Tille (a. O.), Martinmas and the tripartition of the year. — Nach Strinnholm (II S. 41) wurden in Friesland die Hauptvolksversammlungen und Gerichtstage dreimal jährlich, an den höchsten kirchlichen Festen, Weihnachten, Ostern und Michaelstag, abgehalten. — Jede Jahreszeit bestand ursprünglich aus einem Großhundert von 120 Tagen.

[108]) Alle Versuche, die Runen von einem oder mehreren der südlichen Alphabete, dem römischen, griechischen, etruskischen, abzuleiten, von Stenberg (De runarum patria, Upsalae 1770) bis auf von Friesen (Om runskriftens härkomst, Upsala 1904) sind gescheitert und müssen scheitern.

[109]) Liljegren (a. O.): In jeder Hinsicht zeigt sich, daß die Aufstellung zur Jahresberechnung, die wir Runstab nennen, in ihren Grundlagen wie in ihrer Anwendung ein einheimischer Zeitweiser ist, eine Skandinavien . . . eigentümliche,

auch die Runen des im 18. Jahrhundert geschnitzten Oldenburger Stabs noch sehr an die ältestbekannten; die fünf ersten sind ja auch in spätnordischer Gestalt fast gleich geblieben, die sechste und die siebente haben ihre Form nur wenig geändert, letztere allerdings mit anderem Lautwert, h statt früher g. Von der größten Wichtigkeit für die Beurteilung der germanischen Zeitrechnung ist der erwähnte, auf acht Buchsbaumtäfelchen eingeschnittene Runenkalender der Bibliothek von Bologna. Da seine Jahreszahl 1514, am Ende der Gotik, mit dem noch ganz romanischen Zierwerk nicht übereinstimmt, läßt auch er auf ältere Vorbilder schließen. Auf die fränkischen Runen, die nach Fortunatus Venantius[110]) ja auch auf Holz gemalt oder eingeschnitten wurden, kann er nicht zurückgehen, da seine Zeichen nordische Gestalt haben; wegen der Lilien und der Heiligennamen (Gerlach, Guntram, Ludwig, Genovefa, Gertrud u. a.) muß er in und für Frankreich angefertigt sein, aber nicht nach einem ausländischen, etwa dänischen Vorbild, denn sonst würden die im Lande ja ganz unverständlich gewordenen Runen durch lateinische Buchstaben ersetzt sein. Es bleibt nur die Annahme übrig, daß der nordische Kalender, durch die Normannen, die im 9. Jahrhundert am Südufer des Ärmelmeers sich festsetzten, im 10. in ihren Besitzungen bestätigt und bekehrt wurden, nach Frankreich gebracht, dort noch lange in zahlreichen Nachbildungen fortlebte. Dadurch erklärt sich zugleich die Beibehaltung der nordischen Runen und die Tatsache, daß die Tag- und Nachtlängen nicht für Frankreich, sondern etwa den 59. Breitegrad zutreffen. Damit ist der Beweis erbracht, daß die immerwährenden Zeitweiser, die runischen „Jahrstäbe", im Norden älter[111]) sind als das Christentum.

uralte Einrichtung, deren Gebrauch immer noch nicht aufgehört hat. Ähnlich Strinnholm (II. S. 180): Es hat alle Wahrscheinlichkeit für sich, daß man schon während der Zeit des Heidentumes den Runen- oder Jahresstab hatte zur Berechnung der Jahreszeiten und der Tage, an welchen Thing und Opferfeste einfielen.

[110]) VII 18: Barbara fraxineis pingatur runa tabellis,
Quodque papyrus agit, virgula plana valet.

[111]) Man muß daher dem italienischen Beschreiber zustimmen, „che i Galli e i Germani e i Britanni, come altrove è detto, pigliarono questa maniera di Calendari dai Dani, i quali ne furono gl'inventori e per lungo tratto i soli che li adoperassero. — Ähnlich äußert sich Magnusson (a. O.): „That the Scandinavians were at a very early age acquainted with some practical mode of recording their calendric and computistic experiences, seems certain. The early records of their history and traditions speak of aldr-runir and aefi-runir, i. e. runes of age and time, which can only mean writings of calendric nature . . . These heathen logs became doubtless the prototypes of the Christian runic Calendars, which in a similar manner were cut on portable objects of various description, but in the great majority of cases on the so-called runic staves etc." — Beda, De emend. temp., At veterum Saxonum et Danorum mira anni ordinatio fuit etc. — Außer dem obengenannten sind noch drei andere französische Holzkalender mit

Gerade wie die Angelsachsen aus ihrer alten Heimat die Runen mit nach England nahmen, so brachten sie auch die den skandinavischen sehr ähnlichen „Jahrstäbe" mit, die unter dem Namen „clogs" (Klötze, verwandt mit club, Kloben, Stock) bis in die neuere Zeit unter dem Landvolk weit verbreitet waren. „They used to engrave", schrieb im 17. Jahrhundert Richard Verstegan[112]), „upon certain squared sticks about a foot in length, or shorter or longer as they pleased, the courses of the Moones of the whole yeere, wherely they could alwajes certainly tell, when the new Moones, full Moones en changes should happen, as also their festival dajes". Diese Nachricht wird bestätigt und ergänzt durch den gelehrten Robert Plot[113]) in seiner „Naturgeschichte von Staffordshire", wo ein nordenglischer Jahrstab[114]) in mustergiltiger Weise erklärt und abgebildet ist. (Die Ill. Lond. News vom 8. IV. 1911 enthalten diese Abbildung.) Wären die Runenkalender erst nach der Einführung des Christentums im Norden entstanden, zuerst etwa in Schweden durch die Bemühungen eines „hervorragenden, ebenso gelehrten als patriotischen Geistlichen", wie sich Schnippel denkt, so bliebe die große Übereinstimmung der skandinavischen mit den englischen unerklärlich. Daß vor ihrer Bekehrung und der Bekanntschaft mit der christlichen Festrechnung die Nordländer „höchstens ganz rohe Kerb- oder Merkhölzer etwa mit eingekerbten Strichen für die einzelnen Tage" gehabt haben sollen, wird der nicht für wahrscheinlich halten, der ihre künstlerischen Leistungen kennt und sich erinnert, wie erfindungsreich sie uns geschildert werden: reperiuntur homines Septentrionales plagae adeo sagacis ingenii", schreibt Olaf Magnus, „ut cum neque

---

runenähnlichen Zeichen bekannt, der älteste 1732 in der Bretagne gefunden, einer bei Worm abgebildet. Borel (Trésor de rech. et antiqu. gauloises): „les paysans se servent d'une espèce de hieroglyfique; en sorte qu'il font des almanachs sur un morceau de bois, qui n'est pas si grand qu'une carte à jouer, où sont marqués tous les mois et jours de l'année avec les festes, et autres choses notables par un artifice singulier". Der Calendrier des bergers, 1497, berichtet, daß die Schäfer die Zeit berechnen „seulement par aucunes figures qu'ilz font en petites tablettes de bois".

[112]) De restauratione studii antiquitatum, c. 3.

[113]) Nature history of Staffordshire. Oxford 1686. — An ihn schließen sich Wanley (Cat. libr. manuscr. in Hickes' Thesaurus), Shaw, Brady, Jewitt, Fosbroke, Stephens (The Old-Northern Runic Monuments etc., London und Kopenhagen 1866—68) u. A. an.

[114]) Die englischen „clogs", obwohl von Plot „Runic calendars" genannt, tragen nur Kerbschnitte für die Wochentage und Stabzahlen für die numeri aurei, doch können die älteren, von Verstegan angeführten, selbstverständlich auch Runen enthalten haben. Im Leben des H. Otto werden „ligneae calculationes" der slavischen Priester in Stettin erwähnt, worunter kaum etwas anderes als Runenkalender verstanden werden kann.

Gothicas neque Latinas literas unquam didicerint, sibi ipsis ex rerum figuris et instrumentis alphabeta componant; eisque pro sublevanda memoria in pelle, charta vel cortice singulariter scribendo utuntur".

Auch wer das hohe Alter der Runenkalender bestreitet, muß zugeben, daß die sinnreiche, von der christlichen Geistlichkeit für ihre Osterberechnung angenommene Verbindung der goldenen Zahlen mit den Sonntagsbuchstaben[115]), deren Erfinder nicht bekannt ist und die man fälschlich auf den römischen Abt Dionysius Exiguus, der 525 eine Ostertafel verfaßte, zurückgeführt hat, nicht aus dem Osten stammt, sondern zuerst in Deutschland, etwa seit Karls des Großen Zeit, auftritt. Das älteste sichere Beispiel scheint das von Schilter[116]) nach einer Handschrift des 13. Jahrhunderts veröffentlichte Calendarium Alamannicum zu sein[117]).

Die deutschen „Bauernkalender", ursprünglich auf Pergament gemalt, später auf Papier gedruckt, wie sie in einigen abgelegenen Gegenden Steiermarks und Tirols noch jetzt von des Lesens unkundigen Leuten gebraucht werden und von denen das Germanische Museum in Nürnberg[118]) eine ältere, aus dem 14. Jahrhundert stammende Probe enthält, gleichen ganz den von Worm (F. D. p. 100 und 102) abgebildeten, in Fichtenholztafeln eingeschnittenen und haben daher zweifellos auch ältere hölzerne Vorbilder gehabt[119]). Sie ersetzen die Wochentagsrunen durch stilisierte römische, sog. „gotische", Buchstaben und sind dadurch merkwürdig, daß sie die goldenen Zahlen durch eigenartige, in ebenso einfacher wie sinnreicher Weise gebildete Zeichen wiedergeben, die an die römischen erinnern, doch nicht so breitspurig sind. Da solche Zahlen[120]) in gleicher oder doch sehr ähnlicher Gestalt

[115]) Etwas Ähnliches hatten die Römer in ihren 8 Nundinalbuchstaben; im 4. Jahrhundert kommen zuerst die 7 ersten Buchstaben als Bezeichnuug der Wochentage vor (Graevius, Thesaurus VIII).

[116]) Thesaurus antiquitatum Teutonicarum, Ulmae 1728, II 7. — Daß auch in Deutschland früher Kerbhölzer zur Zeitrechnung benutzt wurden, zeigen die alten Glossen Kerbholz, Kerbstock = ephemerides, Diefenbach, Lexicon Latinogermanicum; der Kalender der Herrad von Landsberg im Hortus deliciarum vom Jahre 1175 zeigt solche senkrechte Striche.

[117]) In der Vorhalle der Kirche von Stürzelbronn, Lothringen, ist ein aus dem 12. Jahrh. stammender, ganz nach der Art der Runenkalender eingerichteter Kalenderstein eingemauert. (Wolfram in d. Jahrb. f. lothr. Gesch. u. Alt. 1896.)

[118]) Abgebildet in Königs Literaturgeschichte, bei Schnippel, in der „Kulturgeschichte des deutschen Volkes" von Henne am Rhyn und anderwärts.

[119]) Zwei solche aus Tirol stammende Holzkalender der Sammlung Figdor sind von Riegl (Mitt. d. Inst. f. Österr. Gesch.-Forsch. IX) beschrieben; der zweite stammt anscheinend aus dem 15. Jahrh., da er mit einem Heidelberger Kalendarium (Cod. Pal. lat. Nr. 1401) übereinstimmt.

[120]) Diese runenartigen Zeichen beziehen sich nicht, wie Henne am Rhyn angibt, auf „Bauern-, Gesundheits- und Witterungsregeln, auf landwirtschaftliche Arbeiten" u. dgl., sondern sind, wie schon Worm p. 69 einwandfrei nachgewiesen

auf deutschen, englischen[121]), dänischen und schwedischen Kalendern, z. B. auch auf dem Oldenburger Stab, sich finden, kann nicht nur „die Volkssitte der Kerbhölzer", wie Schnippel mit Recht hervorhebt, „als eine alte gesamtgermanische betrachtet werden", sondern auch diese Bildung der Zahlzeichen selbst. Der um die Erforschung der Runenkalender so hochverdiente Verfasser hat sich wohl nicht ganz klar gemacht, daß er mit den angeführten Worten seinen eigenen Ansichten über Entstehung und Altertum dieser kulturgeschichtlich so wichtigen Denkmäler widerspricht.

Die übrigen in Deutschlands Sammlungen[122]) aufbewahrten Runenkalender sind fast durchweg sogenannte „Wanderer", d. h. sie stammen aus dem Norden und sind durch Liebhaber von Merkwürdigkeiten und Altertümern oder durch Händler verbreitet worden und so in die verschiedenen Museen gekommen.

Zu den ältesten Runenkalendern im Norden — die ersten mit Sonntagsbuchstaben und goldenen Zahlen versehenen scheinen nicht

---

hat, einfache Zahlen, die numeri aurei in zwei Reihen, einer älteren und einer berichtigten, darstellend. Leider gehen sie, dem Cyclus lunaris entsprechend, nur bis 19, doch ließen sich auf diese Art leicht auch höhere Zahlen ausdrücken. Losch (Zur Runenlehre, Germania N. R. XXII 4, 1889) nennt diese Stabzahlen kurzweg „römisch", doch war eine solche Vereinfachung den Römern selbst unbekannt. In der erwähnten Arbeit über die Zahlzeichen habe ich gezeigt, daß die „arabischen Ziffern" höchst wahrscheinlich aus gotischen, durch einen einzigen Federzug vereinfachten Stabzahlen entstanden sind. Der erwähnte Runenkalender von Bologna hat (auch in Bezug auf die Zahlzeichen, die in eigenartiger Weise von den Runen abgeleitet sind) sein Gegenstück in dem von Worm auf S. 97 abgebildeten. In dieser zierlichen Gestalt und vollendeten Ausbildung sind solche buchähnliche Kalender sicher nicht alt: „aevi remotioris non videntur hi fasti, siquidem mensium Solarium sequantur ductum et terminos, ac caelaturae veteribus minus consuetam elegantiam". Künstlerisch steht allerdings die dänische Arbeit entschieden über der französischen; das Hirtenbild, auf dem der Engel die frohe Botschaft mit Hornesruf verkündet, ist recht gut entworfen und ausgeführt. Einen ähnlichen deutschen vom Jahre 1415 besaß Frhr. v. Moll in München, auf 10 Blättern in Steindruck 1814 veröffentlicht. Vgl. auch Gräters Iduna und Hermode, 1816.

[121]) Ein von Plot (a. O.) abgebildeter Kalenderstab zeigt z. B. diese Zahlzeichen; zahlreiche andere habe ich in verschiedenen nordischen Museen gesehen. Immerwährende Kalender auf Schwertklingen waren recht häufig. Die Ruhmeshalle in Berlin besitzt allein 12 solcher Waffen, andere finden sich in verschiedenen Sammlungen des In- und Auslandes. Sie werden manchmal irrig als „Runenschwerter" bezeichnet.

[122]) Es sei hier auf die ziemlich vollständige Zusammenstellung in den „Anlagen und Anmerkungen" zu Schnippels Schrift verwiesen. Außerdem sind mir noch bekannt zwei Kästchen und ein Holzgefäß mit Kalender im Münchener Nationalmuseum und 4 Runenkalender, darunter einer auf zwei verbundenen Silberplättchen, in Braunschweig (Vgl. Runen im Braunschweiger Museum, Br. Anz. 121/2, 1907). — Auch im Petersburger Museum befinden oder befanden sich verschiedene, von Hipping beschriebene (Mitt. d. K. Akad. VIII 3) „Runenstäbe und Runenkalender".

über das 12. Jahrhundert[123]) hinaufzureichen — gehört die von Worm (F. D. III) abgebildete und ausführlich besprochene Pergamenthandschrift, die aus einem jütischen Kloster stammt und leider 1728 bei einem großen Brande in Kopenhagen zerstört wurde. Sie setzt entschieden ältere Vorbilder, auch hölzerne Jahrstäbe, voraus und ist nach einer Schlußbemerkung[124]) im Jahr 1328 geschrieben. Die ihr beigefügte Ostertafel beginnt mit dem Jahr 1140, und man könnte daraus auf die Zeit der Entstehung der Runenkalender schließen, wenn nicht das genannte Jahr das erste „eines 532jährigen Ostercyklus und als solches ein gegebener Anfang" wäre.

Im Mittelalter müssen die Runenkalender in den drei nordischen Reichen ungemein beliebt und verbreitet gewesen sein. Man fand sie in Hütten[125]) und Palästen, und selbst der König Gustav I Wasa (1523—1560) trug auf seinem Handstock einen solchen mit Gold eingelegt. Ihre Blüteezit lag selbstverständlich vor der Erfindung und Verbreitung des Buchdrucks, doch blieben sie als liebgewordene Erbstücke, besonders bei den Bauern, noch bis ins vorige Jahrhundert im Gebrauch; im 18. Jahrhundert waren sie nach Erichson[126]) in Schweden noch „in jedermanns Hand". Auch in den von Skandinavien kulturell abhängigen Ländern, in Finnland, Lappland und den Ostseeprovinzen[127]), gab es vor 50—60 Jahren noch alte Leute, die den Runenstab zu gebrauchen wußten.

[123]) Scriptores rerum danicarum, 1772—1878. — Scriptores rerum suecicarum medii aevii, 1818—1876.

[124]) Att thusant ar og thryhundrat ara og tiuhu ar og at ar waru lidni af Guds byrd, da an ditta rim war skrivat. Da war thuss og ur sunnudahr og twimadr i siaundu radu i tafluni prim, d. h. 1328 Jahre waren seit des Herrn Geburt verflossen, als dieser Kalender geschrieben wurde. Damals waren C und B Sonntagsbuchstaben und 18 in der 7. Reihe der Ostertafel goldene Zahl.

[125]) Ad rusticum seniorem, schreibt Worm (F. D. I. 4), aut alicuius in pago pretii, illiteratum tamen, in Dania si diverteris, rarum erit, si diligenti facta perlustratione ad mensae caput aut trabium summa lignum planum oblongum aut alterius figurae non offenderis, variis characteribus, quos magicos iurares, insignitum.

[126]) Bibliotheca Runica, herausgeg. von Dähnert, Greifswald 1766. Leider wurden sie manchmal auch als Zauberstäbe oder Hexenbücher verbrannt. Vgl. F. Magnusen, Runamo, Kjøbenhavn 1841, S. 351.

[127]) Hupel, Topographische Nachrichten von Liefland und Esthland, Riga 1774—1789; Wiedemann, Aus dem innern und äußern Leben der Esthen, Petersburg und Leipzig 1876; v. Stein und Hildebrand, Ztschr. f. Ethnologie 1879 und 1880. Stieda, Über Runenkalender, Sitzungsber. d. Gelehrt. esthn. Gesellschaft zu Dorpat, 1880; Magnusson (a. O.). — In den handschriftlich von Magnusen (Runamo) benutzten „Runae Fennicae et Laponicae" hat Arendt mehrere von ihm gesammelte finnische Runenkalender beschrieben. Die von Magnusen zum Teil falsch gedeuteten Runen stimmen mit denen des Gothaer Kalenders überein, haben also ihren Ursprung im östlichen Schweden. — Manche der lettischen und finnischen Jahrstäbe zeigen eine Einteilung in

So kann es nicht wundernehmen, daß immer noch Hunderte von Runenkalendern vorhanden sind; ich selbst habe auf meinen Nordlandsreisen deren viele in den Sammlungen von Kopenhagen, Gotenburg, Christiania, Bergen, Drontheim, Stockholm, Wisby, Kalmar und Lund gesehen. Jedenfalls verdienen sie, wenn sie auch im Kampf mit der Buchdruckerkunst unterliegen mußten, als merkwürdige Überbleibsel vergangener Zeiten und Beispiele urwüchsiger Volkskunst die sorgfältigste Sammlung und Aufbewahrung. So unscheinbar ein solcher Runenstab aussieht, es steckt in ihm eine Menge geistiger Arbeit und eine tausendjährige Erfahrung, so sonderbar und rätselhaft seine Zeichen und Bilder dem Unkundigen erscheinen, für den verständnisvollen Kenner ist er ein unschätzbares Zeugnis von der Erfindungskraft und dem Scharfsinn unsrer Vorfahren.

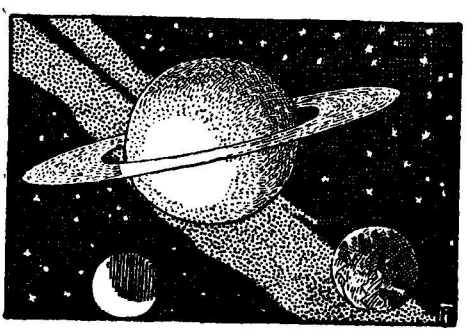
Wahrlich, der alte dänische Professor Caspar Bartholinus[128]) hat recht; wer die Erfinder eines solchen Meisterwerks[129]) „Barbaren" schilt, ist selbst einer der allergrößten:

Nostram ergo quondam barbaram qui gentem ait,
Is barbarorum barbarissimus omnium!

13 Monate zu je 28 Tagen, eine deutliche Erinnerung an das uralte Mondjahr; der 13. ist dann ein Schaltmonat, wobei jedoch immer noch ein Tag verloren geht, ungerechnet die Schaltjahre.

[128]) Prooemium ad Fastos Danicos.

[129]) Auch in neuerer Zeit sind solche immerwährende Kalender aufgestellt worden, und zwar meist von Deutschen, so von Coler (Calendarium perpetuum oeconomicum, Magdeburg 1613), Kesselmeyer (Calendarium perpetuum mobile für 100,000 Jahre), Bach („Immerwährender Kalender", ohne Sonntagsbuchstaben und goldene Zahlen, bis 2100) u. a. Vgl. Schubring „Immerwährende Kalender" (Zeitschr. f. d. gesamte Naturwissensch. 1871, S. 387 in ff.). Wie andere Blätter brachte auch die 12. Sonntagsbeilage der Nationalzeitung, 19. März 1905, eine gemeinverständliche Belehrung über „die Bestimmung des Osterdatums" von Homann. — Vgl. auch Uhl Unser Kalender, 1893. Bach, Die Osterberechnung in alter und neuer Zeit, Freiburg 1907 (läßt, m. E. mit Unrecht, den 19jährigen Kreislauf aus Ägypten stammen).



Anhang.

Unsere Zahlzeichen.[1])

Die Zahl ist das Wesen aller Dinge. Pythagoras.

Schon manchmal war mir im Traum oder Halbschlaf ein guter Gedanke gekommen, der mich auf einem etwas ungewöhnlichen Wege der Lösung einer mich gerade beschäftigenden Frage näher brachte. So träumte mir vor einigen Jahren, offenbar unter der Nachwirkung des tags zuvor gelesenen Abschnittes über die Zahlzeichen in Reineckes Buch „Die deutsche Buchstabenschrift", ich unterhalte mich mit einem Bekannten über die sogenannten „arabischen Ziffern" und suche ihm deren bisher nicht oder nicht richtig gedeutete Gestalt und Entstehung aus einzelnen in verschiedener Weise zusammengestellten, durch einen Zug mit Pinsel oder Rohrfeder verbundenen Punkten oder Tupfen klar zu machen. Bei einigen der Zeichen, z. B. der 8, gelang dies auch ganz gut, wenn man sich die Tupfen etwa so wie die Augen auf einem Würfel angeordnet dachte, bei anderen aber weniger. Da fielen mir plötzlich die germanischen Stabzahlen ein, die ich erst vor kurzem wieder in verschiedenen nordischen Sammlungen auf Jahrstäben gesehen hatte, und ich glaubte nun, wenigstens im Traum, mit Zuhilfenahme eines solchen Stabes für jedes einzelne Zeichen eine befriedigende Erklärung geben zu können. Auch als ich erwachte, ließ mich der Gedanke nicht los, und ich mußte der Sache weiter nachgrübeln, wobei mir allerlei Zweifel über die Berechtigung meiner Traumlösung aufstiegen. Am andern Tage dachte ich alles noch einmal gründlich durch, zog die einschlägigen Arbeiten zu Rate und kam schließlich zu nachfolgendem Ergebnis.

Die ersten Versuche zu zählen oder zu rechnen machte der Urmensch jedenfalls mit Hilfe seiner Finger, die auch zu Mitteilungen an Seinesgleichen sehr geeignet waren. Wollte er aber eine bestimmte Anzahl,

---

[1]) Nach dem Aufsatz „Zur Entwicklungsgeschichte unserer Zahlzeichen", Heimdall XVI 1, 1911. — Vgl. auch den Vortrag von Verworn in Göttingen, 16. XI 10, im Korr.-Bl. d. dtsch. Ges. f. Anthrop., Juli 1911.

etwa beobachteten oder erlegten Wildes, entdeckter Vogelneſter oder dergl., ſeinem Gedächtniſſe einprägen, ſich für ſpätere Zeiten merken — das Wort kommt von Marke —, dann genügte dies bequeme Hilfsmittel nicht mehr, dann mußte er etwas Neues erſinnen. Zunächſt nahm er wohl zwei Steine, einen flachen und einen ſpitzen, mit denen er die entſprechende Zahl von Merkzeichen, urſprünglich ſicher nur einfache Striche, einritzte, und von dieſer Tätigkeit mit dem dafür gebrauchten Ausdrucke leiten ſich in verſchiedenen Sprachen die Wörter für „ſchreiben" her (aſ. writan, engl. write, lat. scribere, unſer ſchraben, gr. graphain, unſer graben, u. ä.). Als unſre Vorfahren dann aus ſcharfen Muſchelſchalen oder Feuerſteinſplittern ſchneidende Werkzeuge herzuſtellen gelernt hatten, ſchnitten oder kerbten (engl. carve, ſchneiden, ſchnitzen) ſie ſolche Zeichen auch in Röhrenknochen oder ähnlich geſtaltete Holzſtäbchen ein, und das „Kerbholz", früher allgemein in wirklichem, jetzt nur noch in ſprachlichem Gebrauch, iſt eine Erinnerung daran. Derartige, offenbar Zahlen darſtellende Einſchnitte, Ritze (got. vrits) oder gemalte Streifen („marques de chasse") ſind aus der älteſten Steinzeit auf Stein und Bein — Holz iſt zu vergänglich — erhalten. Wenn auch Schrader (Reallexikon der indogermaniſchen Altertumskunde) ſchreibt: „ganz unaufgeklärt iſt ahd. zala, Zahl, (= agſ. talu, Sprache, Erzählung)", ſo möchte ich doch eine Erklärung, und zwar eine ſehr naheliegende, zu geben verſuchen: die Wurzel tal, ſpäter zal der germaniſchen Sprachen war offenbar gleichbedeutend mit einer keltiſchen, die in frz. tailler, it. tagliare, ſchneiden, fortlebt und von der wohl auch die deutſchen Wörter Zoll und Teller (gall. tallus, urſprünglich Abſchnitt eines Baumſtammes) abgeleitet werden dürfen. „Zahl" bedeutet alſo nichts anderes als Einſchnitt, und wir finden, daß bei den verſchiedenſten Völkern, Germanen, Römern, Etruskern, Griechen, Ägyptern, Aſſyrern, Chineſen, die erſten und älteſten Zahlzeichen aus einfachen, neben einander geſtellten Strichen beſtehen. Selbſtverſtändlich iſt eine ſolche Reihe von Strichen, wenn ſie zu lang wird, wenig überſichtlich, und darum hat man ſchon in alter Zeit, gerade wie es heute noch der ankreidende Wirt oder der zählende Bauer macht, durch Verlängerung einzelner Striche, durch frei gelaſſene Lücken, durch verbindende Querſtriche und dergl. einen beſſeren Überblick zu geben geſucht. Auf dieſe Weiſe, nicht aus der „offenen Hand" wie Mommſen, oder dem „fünften Vokal", wie Priscian meinte, iſt z. B. die römiſche V entſtanden: man zog durch vier Striche von links oben nach rechts unten einen verbindenden Querſtrich und ließ ſpäter zur Vereinfachung die drei erſten ſenkrechten Striche weg; aus der Verdoppelung von V ergab ſich dann X, aus der Einſetzung eines Stabes das pfeilförmige ⋔, das älteſte italiſche Zeichen für 50. Ob, wie Gundermann (Die Zahlzeichen, Gießener Programm 1899) glaub-

haft zu machen sucht, das spätere römische L aus der Wagrechtstellung der beiden Seitenstriche des Pfeiles und schließlich dem Wegfall des linken hervorgegangen ist, scheint mir sehr fraglich; es ließe sich auch denken, L wäre die Abkürzung von longa series (lange Reihe), womit man fünf durch einen Querbalken verbundene X bezeichnete; jedenfalls ist auf diese Weise der deutsche Ausdruck Stiege oder Steige (got. stega), der englische score (Kerbschnitt) für zwanzig entstanden, indem man vier Fünfer-Gruppen durch einen darüber gelegten Steg vereinigte. Für höhere Zahlen reichten selbstverständlich solche Mittel nicht aus, und die meisten Völker griffen daher, nachdem sie die Kunst des Schreibens erlernt hatten, auch zu den Buchstaben, um Zahlwerte auszudrücken. So gebrauchten die Griechen die ersten neun Zeichen ihres Alphabets für die Einer, die zweiten für die Zehner, die übrigen, so weit sie reichten, für die Hunderter, und für noch höhere Werte half man sich durch Zusammensetzungen, Beistriche und dergl. Auch die Römer nahmen einige Buchstaben zu Hilfe, außer dem schon genannten L = 50 noch C (centum) = 100, D = 500 und M (mille) = 1000. Ob D die Hälfte (dimidium) von 1000 bezeichnen soll, ob es durch Weglassung eines Teiles von M in abgerundeter Gestalt oder auf eine andere Weise entstanden ist, darüber läßt sich streiten und ist gestritten worden; mir scheint das erste am wahrscheinlichsten. Für die Zehner gab es außer X und L in Rom keine besonderen Zeichen; man mußte sich durch Wiederholungen, z. B. XXX = 30, oder Zuzählen mit Ansetzung an die rechte und Abziehen mit Stellung an die linke Seite, LXX = 70, XL = 40, zu helfen suchen, ebenso bei den Einern, VI = 6, IX = 9, und Hundertern, CC = 200, DCCC = 800, CM = 900 usw. Alle diese verschiedenen Arten, Zahlen zu schreiben, hatten aber offensichtliche Mängel, und besonders die römische war recht umständlich und schwerfällig.

Es war darum ein fast ebenso großer Fortschritt wie die Erfindung der Buchstabenschrift, die mit 20 und etlichen Zeichen den ganzen Wortschatz einer Sprache wiederzugeben vermag, als im Mittelalter plötzlich eine neue Art des Zahlenschreibens auftauchte, die mit Hilfe von neun „Ziffern" für die Einer und einer Marke für das Fehlen eines solchen, der später sogenannten „Null", jeden beliebigen Zahlwert, von eins bis ins Unendliche, oder kurz und deutlich zum Ausdruck brachte. Wem hat die Menschheit diese so einfach scheinende und doch verhältnismäßig so spät gemachte Erfindung, dieses wahre „Ei des Kolumbus" zu verdanken? In den Worten „arabische Ziffern" spricht sich die Ansicht aus, die Araber seien es gewesen, die die neue Zahlenschreibung erfunden und durch ihre Eroberungszüge vom 7. bis zum 10. Jahrhundert verbreitet, besonders auch den abendländischen Völkern mitgeteilt hätten. Wenn aber aus dem langwierigen Ge-

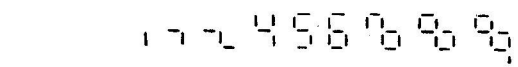
lehrtenstreit, den diese Frage entfacht hat, eines mit Sicherheit hervorgeht, so ist es dies, daß die Araber die Erfinder nicht sind. Als sie ihre Heerfahrten begannen, waren sie ein noch ziemlich rohes und ungebildetes Volk, das kaum die Kunst des Schreibens kannte und es auch im Rechnen sicher nicht weiter als seine Unterworfenen gebracht hatte. Sie waren aber geistig regsam und gelehrig, so daß sie überall, wohin sie kamen, in Babylonien, Persien, Ägypten und Spanien, die Errungenschaften einer früheren Zeit und die Kenntnisse höherstehender Kulturvölker sich anzueignen und nutzbar zu machen verstanden. Vieles haben sie zerstört, aber sie haben auch — das muß ihnen die unparteiische Geschichtschreibung zugestehen — nach beendetem Siegeslaufe an ihren üppigen Fürstenhöfen Pflegestätten für die Wissenschaft gegründet, ja diese selbst durch ihre besten Köpfe nicht unerheblich gefördert. Den Ruhm, die neuen Zahlzeichen, die sie, vorher nach griechischer Art Buchstaben statt solcher gebrauchend, haruph el End, d. h. „indische Zeichen", nannten, erfunden zu haben, nahmen sie demnach nicht einmal selbst für sich in Anspruch, sondern überließen ihn den Indern, ob mit Recht, wird die weitere Untersuchung zeigen. Selbstverständlich sind es auch nicht die Zeichen an sich, die, obwohl entschieden handlicher als die römischen, einen so ungeheuren Fortschritt bedingen, sondern die ihnen Stellenwert verleihende Art des Anschreibens, so daß von links nach rechts jede folgende Zahl zehnmal weniger gilt als die vorhergehende gleichen Zeichens, z. B. in 666 die erste 6 = 600, die zweite = 60, die dritte = 6. Da sich aber die neue Zählweise zugleich mit den neuen Zahlzeichen verbreitet hat, ist wohl anzunehmen, daß beide den gleichen Ursprung haben. Wo aber, das ist nun die Hauptfrage, ist dieser zu suchen, wirklich in Indien, wie die Araber geglaubt haben und wie ich selbst früher annahm, oder an anderer Stelle?

Aufschluß über diese Dinge dürfen wir erwarten einmal von Art und Zeit des ersten Auftretens, dann von Gestalt und Namen der neuen Zeichen. Am frühesten finden sich diese, und zwar in sehr bezeichnenden und scharf ausgeprägten Formen, von denen die für 1, 6, 8, 9 unsern heutigen fast gleichkommen, in einigen aus dem 10. bis 12. Jahrhundert stammenden Handschriften der Werke des italischen Gelehrten Boëthius, der bekanntlich um die Wende des 5. und 6. Jahrhunderts gelebt hat und wegen eines schlecht begründeten Hochverrats-Verdachtes auf Theoderichs Befehl hingerichtet wurde. Dieser hochgestellte und für die damalige Zeit auch wissenschaftlich bedeutende Mann, in Athen erzogen und gebildet, hat eine Reihe von Werken philosophischen und mathematischen Inhalts hinterlassen, darunter auch zwei Bücher „Geometrie", an deren Schlusse sich ein Abschnitt über die Rechenkunst der „Pythagoräer" befindet, worin beschrie-

ben wird, daß dieſe beim Rechnen ſich eines Hilfsmittels bedienten, das ſie ihrem Meiſter und Lehrer zu Ehren „pythagoriſche Tafel“ nannten. Dieſer Beſchreibung wird auch die Abbildung eines ſolchen, ſpäter als „Abacus“ bekannten Rechenbrettes beigefügt; es iſt in zwölf Felder eingeteilt, die von rechts nach links mit den römiſchen Zeichen für die Einer, Zehner, Hunderter, Tauſender uſw. überſchrieben ſind. Ein Querſtrich über einem Zeichen gibt ihm den tauſendfachen Wert; ſo iſt $\overline{\text{I}} = 1000$, $\overline{\text{X}} = 10000$, $\overline{\text{C}} = 100000$, $\overline{\text{M}} = 1000000$. Gerechnet wurde auf ſolchen Brettern in der Weiſe, daß man einige Steinchen (lat. calculi, daher die Wörter für rechnen in den romaniſchen Sprachen) oder Marken (apices) auf die verſchiedenen Felder ſetzte, die dann ihren Wert beſtimmten. Saßen z. B. vier Steinchen im Felde der Hunderter, zwei auf dem der Zehner und keines auf dem der Einer, ſo war damit die Zahl 420 ausgedrückt. Eine Vereinfachung lag ſehr nahe und beſtand darin, daß man die Marken mit Zeichen für die Zahlen 1—9 verſah; als ſolche wurden nach Boëthius gebraucht die betreffende Anzahl von Strichen, eine ſehr altertümliche Art, die neun erſten Buchſtaben des Alphabets nach griechiſchem Brauch oder aber ganz eigenartige, früher nicht bekannte Zeichen, die er abbildet und auch mit Namen verſieht. Ich muß geſtehen — und jeder Leſer wird mir darin beipflichten — daß dieſe neun Wörter, igin, andras, ormis, arbas, quinas, calctis, zenis, temenias, celentis, auf den erſten Anblick als „gar ſeltſam klingende Namen“ (Treutlein, Geſchichte unſerer Zahlzeichen, Beilage zum Programm des Karlsruher Gymnaſiums, 1875) anmuten, daß ſie aber, wie Weißenborn (Zur Geſchichte der Einführung der jetzigen Ziffern in Europa durch Gerbert, Berlin 1892) ſchreibt, „in ſemitiſchen Sprachen wurzeln“, ſcheint mir durchaus nicht „feſtzuſtehen“. Im Gegenteil haben die drei erſten ein auffallend gotiſches Ausſehen (got. ains, anthar, vaurms), wobei 1 und 2 den Zahlwert ſelbſt, 3 aber die ſchlangenartige Geſtalt des Zeichens ausdrückt; die anderen ſechs, offenbar durch unkundige Abſchreiber ſtark entſtellt, ſcheinen ſich ähnlich zu verhalten und dabei aus verſchiedenen Sprachen gemiſcht zu ſein, 5 möglicherweiſe lateiniſch, quinque, 7 gotiſch, sibun[2]). Das Zeichen für Null bei Boëthius iſt einfach die Abbildung der unbeſchriebenen Marke in Geſtalt eines kleinen Kreiſes, der manchmal innen noch einige andere einſchließt. Wir ſind hiermit auf den Namen eines germaniſchen Volkes, der Goten geſtoßen, das zur Zeit des Boëthius in Italien

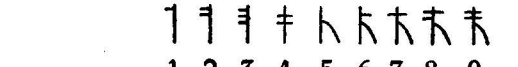
[2]) Vielleicht könnte man in der Ableitung aus dem Gotiſchen noch etwas weiter gehen und arbas, den Namen des in ſeiner älteſten Geſtalt der ᚷ-Rune gleichenden Zeichens für 4, mit ahd. arawiz, Erbſe, dem ein ähnliches gotiſches Wort (lat. ervum, orbis) entſprochen haben muß, temenias, den „Doppelmond“, mit tvai und mena in Verbindung bringen.

geherrscht und mehrere bedeutende Gelehrte und Geschichtschreiber, wie Athanarid, Hildebald, Markomir, Ablabius, deren Werke leider verloren gegangen sind, hervorgebracht hat. Gerade wie man den Germanen die selbständige Erfindung ihrer uralten Volksschrift, der Runen, abgestritten hat, so ist auch von all den vielen Gelehrten, die sich an dem Streite um die Herkunft unsrer Zahlzeichen beteiligt haben, der Goten mit keinem einzigen Worte Erwähnung getan worden. Und doch haben die neuen Zeichen, wenn man sich ihre ursprüngliche Gestalt durch einen Federzug vereinfacht denkt, eine unbestreitbare Ähnlichkeit mit den Stabzahlen, die auf nordischen, englischen und deutschen Jahrstäben und Zeitweisern vorkommen, somit als „gemeingermanisch" angesprochen werden dürfen. Diese Zahlzeichen sind meistens als solche gar nicht erkannt, sondern „runenartige Zeichen" genannt worden, obwohl sie mit den Runen als Schriftzeichen nicht das geringste zu tun haben. Sie bestehen aus Seitenstrichen und Haken an einem senkrechten Stabe und sind entschieden einfacher und zweckmäßiger als die römischen Zahlen; leider gehen sie nur bis 19, da die Zeitweiser höhere Werte nicht nötig haben, ließen sich aber leicht vervollständigen. Vor vielen Jahren ist einmal ein ähnlicher Gedanke, aber ohne die nötige Sachkenntnis und geschichtliche Begründung, ausgesprochen worden (Müller, Arithmetik und Algebra, 1833). Der Verfasser dieser fast vergessenen Schrift war der Ansicht, unsere Zahlzeichen seien als Erfindung „der alten germanischen Völker" zu betrachten und in folgender Weise aus der entsprechenden Zahl gleichgroßer Striche zusammengesetzt:



1 2 3 4 5 6 7 8 9

Der verstorbene Treutlein war vollkommen im Recht, wenn er (ang. Ortes) darüber urteilte, daß „bei aller Einfachheit" dieser Erklärung „leider die Wahrheit fehlt"[3]). Meine eigenen Urzeichen sind dagegen in engster Anlehnung an Boëthius einerseits und die germanischen Stabzahlen anderseits entworfen und stellen sich folgendermaßen dar:



1 2 3 4 5 6 7 8 9

Alles das wäre sehr schön und gut, wird man von anderer Seite einwenden, wenn nicht die fälschlich Boëthius zugeschriebene „Geo-

[3]) Die von Stauff auf Grund Guido von List'scher Sinnbilder und aus dem Radkreuz abgeleiteten Zahlzeichen verdienen kein milderes Urteil.

metrie" oder wenigstens deren Anhang über die Rechenkunst ein Machwerk aus viel späterer Zeit wäre. Allein die Unechtheit der genannten Schrift ist zwar behauptet, nicht aber mit zwingenden Gründen bewiesen worden. Es stehen sich in dieser Frage auf beiden Seiten gleich angesehene Gelehrte in ungefähr derselben Zahl gegenüber. Ist jedoch weder die Echtheit noch die Unechtheit irgend eines Schriftwerks des Altertums zu erweisen, so tun wir am besten daran, es vorläufig, bis auf eine oder die andere Weise Klarheit geschaffen ist, gelten zu lassen. Sollte wirklich die „Geometrie" des Boëthius oder ihr Anhang nicht von ihm selbst herrühren, so wird sie wohl von einem seiner Schüler und demnach doch aus Italien stammen. Es darf auch nicht übersehen werden, daß die Gegner der Echtheit meist Anhänger jener Lehre sind, die den Arabern, wenn auch nicht mehr den Erfinderruhm, so doch die Vermittlerrolle zuschreibt und fallen müßte, sobald eine ältere europäische Quelle nachgewiesen wäre.

Nun hören wir von Fortschritten der Rechenkunst und neuen Zahlzeichen nichts mehr bis zu dem im 9. Jahrhundert lebenden arabischen Gelehrten Mohammed ben Musa, genannt Alkhowarizmi, d. h. aus der persischen Landschaft Khowarezmien, heute Charizin oder Chiva, stammend. Sein Werk über die Zahlenlehre ist zwar bis jetzt nicht aufgefunden worden, wohl aber eine lateinische Bearbeitung, vielleicht sogar Übersetzung, die zwar von den Zeichen selbst nur den kleinen Kreis, die Null, enthält, sie aber erwähnt mit der Bemerkung, daß „sie die Darstellung jeder beliebigen Zahl auf leichte und kurze Art ermöglichen". Woher hat dieser Mann, von dem ohne Zweifel viele seiner Volksgenossen gelernt haben, seine Kenntnis geschöpft? Die Überschrift „Algoritmus de numero Indorum" des lateinischen Auszuges aus seinen Schriften scheint nach Indien zu weisen. Was wir aber über die Wissenschaft der Zahlen bei den alten Indern und ihren Einfluß auf die arabische Gelehrsamkeit wissen, geht kaum über ganz allgemeine Vermutungen hinaus. Nur so viel steht fest, daß der genannte Mohammed ein indisches Werk über Rechenkunst übersetzt und erweitert hat und der ältestbekannte indische Rechenmeister Aryathatta (geb. 476 n. Chr.), wie auch andere Sanskrit-Schriftsteller die Zahlen durch Buchstaben wiedergaben und von einem Stellenwert derselben keine Ahnung hatten. Ganz ebenso verhalten sich auch die Zahlangaben in Inschriften indischer Münzen. Einige neuere europäische Reiseschriftsteller sprechen freilich von besonderen, den Buchstaben unähnlichen Zahlzeichen, die sie in Südindien und auf Ceylon beobachtet hätten; diese gehen aber über die Neunzahl hinaus und haben anscheinend mit den unsrigen nichts gemein. Etwa vom 7. Jahrhundert an scheint man, nach einigen ziemlich unsicheren Anzeichen zu schließen, allerdings auch am Ganges vom Stellenwert der Zahl-

zeichen etwas gewußt zu haben. Im übrigen dürften wir uns nicht wundern, wenn auch die Inder im Rechenwesen etwas geleistet hätten; waren sie doch ein hochbegabtes Volk indogermanischen Stammes, das zudem zu wiederholten Malen durch Nachschübe aus dem Norden, skythische und persische Wanderscharen, aufgefrischt wurde, von den vielfachen Berührungen mit dem Abendlande seit der Gründung des alexandrinischen Weltreichs ganz zu schweigen. Jedenfalls ist es aber eine sehr gewagte Behauptung, wenn Wöpcke (Mémoire sur la propagation des chiffres indiens, Journ. Asiat. 1863) eine „außerordentliche Ähnlichkeit" der Zeichen aus den Boëthius-Handschriften mit den Anfangs-Buchstaben der Sanskrit-Zahlwörter gefunden haben will.

Verfolgen wir die weiteren Fortschritte des Zahlenschreibens und der Rechenkunst, so werden wir wieder ins Abendland zurückgeführt, und zwar ins Frankenreich. Gerbert (geb. in der Auvergne, gest. 1003), ein durch Geist und Kenntnisse ausgezeichneter Geistlicher, der später unter dem Namen Sylvester II. den Heiligen Stuhl bestieg, schrieb u. a. eine Abhandlung über „Die Teilung der Zahlen (De numerornm divisione)", die in mancher Hinsicht an die dem Boëthius zugeschriebene erinnert, besondere Zahlzeichen aber nicht erwähnt. Dennoch muß der Verfasser diese gekannt und gebraucht haben, da sein Schüler Richer (Hist. III 54) erzählt, er habe sich eine in 27 (3 · 9) Felder geteilte Tafel anfertigen lassen und darauf mit Hilfe von 1000 Marken aus Horn, die mit neun verschiedenen Zeichen versehen waren, gerechnet. Es war dies zweifellos eine wesentliche Verbesserung des alten, schon den Römern und Griechen[4]) bekannten Rechenbrettes (abax, abacus). Daß Gerbert, wie Weißenborn (a. O.) vermutet, je 111 seiner Rechenmarken mit einem der neun Zahlzeichen versehen und eine nicht bezeichnete übrig behalten habe, kommt mir sehr unwahrscheinlich vor; das Nächstliegende ist doch, daß er für jedes Zeichen 100 Marken fertigen ließ, während die 100 übrigen unbeschrieben blieben und die Stelle der von ihm nicht besonders genannten Null vertraten. Wie Richer meint, ist Gerberts Verfahren „leichter zu begreifen als zu beschreiben". Er berichtet (III 43) weiter: „Unter solcher Beschäftigung war er daselbst (im Kloster des H. Gerold in Aurillac) zum Jüngling herangewachsen, als Borellus, Herzog im diesseitigen Spanien, einen Besuch in jenem Kloster machte, um dort seine Andacht zu verrichten. Der Abt empfing diesen Fürsten auf das ehrenvollste und fragte ihn im Laufe der Unterredung, ob es in Spanien Männer gäbe, die der freien Künste vollkommen Mei-

[4]) Nach Kaye ist der Gebrauch des Rechenbretts in Indien nicht zu erweisen.

ſter wären. Da der Herzog dies ohne Bedenken bejahte, bat ihn der Abt, einen der Mönche aus dem Kloſter mit ſich zu nehmen, um ihn in den Wiſſenſchaften unterrichten zu laſſen. Der Herzog, dazu bereit, gewährte huldvoll die Bitte, und ſo wurde ihm mit Zuſtimmung der Brüder Gerbert mitgegeben, den er bei dem Biſchof Hatto (von Vich, Vicus Aureliensis, einer gotiſchen Stadt am Südabhang der Pyrenäen) in die Lehre gab. Hier befleißigte ſich Gerbert der Mathematik mit Eifer und großem Erfolg." Zurückgekehrt betrieb Gerbert (III 55) „den Unterricht mit dem größten Eifer, und die Zahl ſeiner Schüler nahm täglich zu. Auch verbreitete ſich der Ruf eines ſo großen Lehrers nicht nur durch Gallien, ſondern auch unter den Völkern Germaniens. Ja, er drang über die Alpen und erfüllte Italien bis ans tyrrheniſche und adriatiſche Meer". Unter ſeinen zahlreichen Schülern ragen beſonders die Franken Richer und Bernelin hervor, von denen der letztere berichtet, Lothringen ſei zu ſeiner Zeit der Hauptſitz der Rechenmeiſter geweſen. In Italien wurde die neue Kunſt mit den zugehörigen „neun Zeichen der Inder" von einem Langobarden, dem viel gereiſten Leonardo von Piſa, gen. Fibonacci, verbreitet, der im Jahre 1202 ein Lehrbuch des Rechnens (Liber abaci) und 1220 ein ſolches der Meßkunſt (Practica geometriae) verfaßte.

Wer aber — auch hier drängt ſich uns wieder eine entſcheidende Frage auf — war Gerberts Lehrmeiſter? Faſt ohne Ausnahme hat man ſich dahin geeinigt, dieſer oder dieſe ſeien unter den ſpaniſchen Mauren zu ſuchen, denn der fränkiſche Gelehrte war ja in der zum Frankenreiche gehörenden hiſpaniſchen Mark geweſen und erwähnt gelegentlich einen „weiſen Joſef", einen „Spanier", als Verfaſſer einer mathematiſchen Abhandlung. Sonſtige Beziehungen oder Einflüſſe ſind allerdings nicht zu ermitteln. Mir will es ſcheinen, als habe Gerbert wohl in Spanien Anregungen erhalten, aber mehr von gotiſchen als von arabiſchen Lehrern und auch noch aus anderen Quellen geſchöpft, vor allem aus Boëthius, wenn deſſen „Geometrie" wirklich echt iſt, oder aus ſonſtigen, uns nicht mehr bekannten Schriftſtellern und durch deren Vermittelung aus den Überlieferungen der Schule des Pythagoras. Ohne Zweifel waren die Zeichen auf Gerberts Rechenmarken denen der italiſchen Boëthius-Handſchriften ſehr ähnlich, und dieſe ſind wieder aufs engſte verwandt mit den Zahlen der ſpaniſchen Araber, die man „Gobar (d. h. Staub)-Ziffern" zu nennen pflegt nach dem auch im Frankenreiche geübten Brauch, auf glatten, mit feinem Staub bedeckten Tafeln zu rechnen.

Da einſtmals in beiden Ländern Goten geherrſcht haben, hätte dieſe Übereinſtimmung durchaus nichts Auffallendes, wenn man, aus den offenbar gotiſchen Beſtandteilen der von Boëthius angeführten Zahlwörter ſchließend, eine Ableitung der neuen Zeichen aus gotiſchen

Stabzahlen annehmen wollte, die in ihrer Gestalt den von der Wissenschaft gar nicht beachteten der übrigen germanischen Völker entsprochen haben müssen. Daß die Araber, die diese Zahlen doch in Spanien vorfanden, sie nicht als „gotische", sondern als „indische" bezeichnet haben, erklärt sich vielleicht aus ihrem Hasse gegen die christlichen Goten, die wohl selbst, nach dem Ursprung der eigentümlichen Zeichen befragt, nur zu sagen wußten, sie seien uralt und von ihren Vorvätern aus dem Osten mitgebracht. Was die Araber selbständig dazugetan haben, ist der Name cifra, sifr (= leer) oder ähnlich für die Null, der dann später auf sämtliche „Ziffern" übergegangen ist. Bei den mannigfachen Wechselbeziehungen der mohammedanischen Reiche und der weiten Verbreitung der arabischen Sprache von den Quellen des Indus bis zu den Säulen des Herkules kann es nicht wundernehmen, daß eine so vorteilhafte Errungenschaft, wie die der neuen Zahlenschreibung bald Gemeingut der ganzen Welt des Islams wurde, doch sind die ostarabischen Zahlzeichen von den in Spanien gebrauchten ziemlich verschieden und ähneln mehr den neuarabischen.

Ich gehe nicht so weit, den Goten auch die selbständige Erfindung des Stellenwertes zuzuschreiben. Dieser hat sich vielmehr nach meiner Auffassung ganz allmälig entwickelt, von der „Tafel des Pythagoras" bis zu dem kunstreich ausgeklügelten, verwickelten Rechenbrett Gerberts. Von diesem freilich war es nur noch ein kleiner Schritt bis zu unsrer heutigen Rechnungsart „mit der Feder", den aber, wie es scheint, der Altmeister europäischer Rechenkunst nicht mehr selbst gemacht hat. Aus seiner Schule hervorgegangene und auf seinen Schultern stehende germanische Männer, die Franken Richer und Bernelin, der Langobarde Leonardo u. a. waren es aber, die bei der Verbreitung der neuen Fertigkeit und ihrer Nutzbarmachung für Handelsverkehr und Wissenschaft die führende Rolle gespielt haben.

Der Siegeslauf der früher „arabisch", dann „indisch", später vielleicht einmal „gotisch" genannten Zahlenschrift war unaufhaltsam, und die umständliche, schwerfällige römische wurde immer mehr verdrängt. Während sich die erstere der germanischen Bruchschrift wie etwas Stammverwandtes leicht und gefällig einfügt, fallen römische Zahlen als etwas Fremdes förmlich heraus. Jahrzahlen in der einen sind auf den ersten Blick verständlich, solche in der anderen dagegen — meine Frau pflegt sie scherzweise „Medicin-Zahlen" (MDC) zu nennen — muß auch der Geübte erst entziffern und errechnen.

Auf einen böseren Holzweg ist kaum je ein Forscher geraten als Gundermann, wenn er (a. O.) sagt: „Heute sieht man der Jahrzahl 1899 nicht mehr an, daß sie mit den aramäischen Buchstaben a e th th geschrieben ist." Aus Buchstaben sind unsre Zahlzeichen

überhaupt nicht entstanden, am allerwenigsten aber aus aramäischen.

Auch wenn wir, von der äußeren Gestalt der Zeichen abgesehen, den Griechen, Römern und Indern[5]), von denen allen die Araber gelernt haben, einen gewissen Anteil an der neuen Rechenweise und der großartigen Erfindung des Stellenwertes zugestehen, so bleibt doch alles im Kreise der uns nahverwandten indogermanischen Völker, deren führende Stellung und bahnbrechende Arbeit in der Entwicklung des menschlichen Geisteslebens auch aus dieser Untersuchung hervorgeht[6]).

---

[5]) Im Jahr 662 spicht ein syrischer Mönch, Severus Sebocht, in einem Kloster am Euphrat von der „mit 9 Zeichen auszuführenden Rechnungsweise der Hindu" (Nau, Notes d'astronomie syrienne. Journ. asiatique XVI, 1910). — Ein arabischer Gelehrter, Al Beruni, schreibt: „Die Inder erreichten aber nicht dieselbe Höhe (in der Erdbeschreibung und Himmelskunde) wie die Griechen und gestehen diesen selbst den Vorrang zu."

[6]) Die Verbreitung der neuen Zeichen scheint von Frankreich aus (12. Jahrh.) sehr rasch erfolgt zu sein. Wir finden sie schon in einigen Münchener und Wiener Handschriften des 12. und 13. Jahrh. und im folgenden (1371) auf Grabdenkmälern in Pforzheim. Im „Heimdall" (XVIII 3, 1913) habe ich mit leichter Mühe die von Stauff („Hammer" XII 255) versuchte Ableitung aus dem Radkreuz, einem der alten germanischen Sonnenzeichen, widerlegt. Denn diese, habe ich dort geschrieben, ergibt Zeichen, die vielfach mit der ältestüberlieferten Gestalt unserer Zahlen nicht übereinstimmen und auch — darin sind ihnen die eben so frei erfundenen Müller'schen entschieden über — zu den Zahlenwerten nicht passen. Setzen wir jeden der beiden Durchmesser und jedes einzelne Viertel des Kreisbogens gleich eins, so entsprechen nur die Zeichen 1 und 3 der von Stauff aufgestellten Reihe ⊕ | ⅂ ⅂ ⅂ ⅂ ⅂ ⅂ ⅂ ⅂ diesen Werten, während z. B. diejenigen für 4, 7, 8, 9 aus 3, 2, 4 und nochmals 4 Strichen zusammengesetzt sind. Die Behauptung, „vier" hänge mit Feuer, fünf mit „Feme" zusammen, ist vollständig aus der Luft gegriffen, denn die ältesten germanischen (gotischen) Wortformen lauten „fidvor" und „fimf", die uralt sein müssen, da ihnen die keltischen „pedvar" und „pemp" entsprechen. Die meiner eigenen Deutung zu Grunde gelegten Stabzahlen kommen nicht nur auf vielen Runen- und Bauernkalendern vor, sondern geben auch in jedem einzelnen Falle in der später durch einen Federzug vereinfachten Grundgestalt den richtigen Zahlwert. — Auf der in germanischem Geschmack verzierten, aus dem 8. Jahrh. stammenden Steinplatte von Sa Cristina de Lena (Spanien) haben einige Buchstaben, e, f, l, der lateinischen, mit den Worten „Offeret Flainus abbas" beginnenden Inschrift ganz die Gestalt nordischer Stabzahlen (Abb. 135 bei Haupt, Die älteste Kunst, insbesondere die Baukunst der Germanen).

Schriften-Verzeichnis.

Buoncompagni, Algoritmi de numero Indorum. Rom 1857.
Boethius, De institutione libri duo, de institutione musica libri quinque, accedit geometria quae fertur Boëtii. Ed. Friedlein, Lipsiae 1867.
Büdinger, Über Gerberts wissenschaftliche und politische Stellung. Kassel 1850.
Burkhardt, Wie man vor Zeiten rechnete. Ztschr. für math. und naturwiss. Unterricht, 36. Jahrg. 1. Heft.
Burger, Erste Anwendung der arabischen Ziffern in Deutschland, Ztschr. f. deutsche Wortforschung, Band 5, 1904.
Cantor, Zur ältesten Geschichte der Zahlzeichen. Ber. üb. d. 34. Vers. Deutsch. Naturforscher u. Ärzte. Karlsruhe 1858.
Chasles, Sur l'origine de notre système de numération etc. 1839.
Die Entdeckung der Null. Köln. Zeitung 30./11., 1910.
Friedlein, Gerbert, die Geometrie des Boëthius und die indischen Ziffern. Erlangen 1861.
— Zur Geschichte unserer Zahlzeichen und unseres Ziffernsystems. Zeitsch. f. Math. u. Phys. 1864.
Gundermann, die Zahlzeichen. Univ.-Programm. Gießen 1899.
Humboldt, A. v., Über die bei verschiedenen Völkern üblichen Systeme von Zahlzeichen und über den Ursprung des Stellenwertes in den indischen Zahlen. Crelles Journal 1829.
Kaye, Notes on Indian Mathematics. Arithmethic. Notations. Journ. and proc. ass. soc. of Bengal, N. S. III 7, 1907.
Leonardo von Pisa, Schriften, herausgeg. von Buoncompagni, Rom 1857—62.
Mannert, De numerorum quos arabicos vocant vera origine pythagorica. Norimbergae 1801.
Müller, Arithmetik und Algebra, 1833.
Treutlein, Geschichte unserer Zahlzeichen und Entwicklung der Ansichten über dieselben. Beil. z. Progr. d. Gymn., Karlsruhe 1875.
Weißenborn, Gerbert, Beiträge zur Kenntnis der Mathematik des Mittelalters. — Zur Geschichte der Einführung der jetzigen Ziffern in Europa durch Gerbert. Berlin 1888 u. 1992.
Wöpcke, Mémoire sur la propagation des chiffres indiens. Journal Asiatique 1863.

4. Heilkunde.[1])

Do er die erzenie, wurze und krut genoz,
Er wart der sorgen frie nach sinem schaden groz.
Gudrunlied.

Wenn wir uns heute in Gedanken in die Urzeit zurückversetzen, müssen wir es begreiflich finden, daß damals im harten Daseinskampf gegen die Naturgewalten, mit riesigen Vierfüßlern wie mit Seinesgleichen dem Menschen und seinem Vorläufer Gelegenheit genug zu allen möglichen Verletzungen gegeben war. In der Tat zeigen die wenigen Überbleibsel der ältesten Menschenarten und des Vormenschen deutliche Spuren davon: das Oberschenkelbein des Pithekanthropus oder besser Proanthropus von Trinil trägt einen Auswuchs (Exostosis), der anscheinend eine durch einen langen Dorn oder spitzen Ast hervorgerufene Erweiterung (Aneurysma) der Schenkelschlagader umschlossen hat, und der Neandertalmensch (Homo primigenius) muß, wie die Gelenkenden seiner Armknochen erkennen lassen, während des Lebens eine starke Verstauchung (Subluxatio) des linken Ellbogens mit Bruch der Elle erlitten haben. Schwerere Verwundungen führten unter den damaligen Verhältnissen selbstverständlich zum Tode, doch zeigt u. a. ein Gorillaskelet der Heidelberger zoologischen Sammlung mit seinem offenbar durch einen Kugelschuß zerschmetterten, aber verhältnismäßig gut geheilten Oberschenkel, daß die Heilkraft der Natur unter Umständen recht erhebliche Zerstörungen auszugleichen vermag.

[1]) Nach einem Vortrag über „Vorgeschichtliche Chirurgie", Verhandl. d. Heidelb. Naturhist.-Med. Vereins. N. F. VII. 2 1902. Vgl. auch den Aufsatz „Die Schädelöffnung in alter und neuer Zeit" (Festschrift für Sudhoff, Arch. f. d. Gesch. d. Naturwiss. u. d. Technik VI, Leipzig, Vogel, 1913).

Dem erfahrenen Waidmann ist bekannt, daß manchmal „gehaxelte" Hirsche, Gemsen, Rehe (mit abgeschossenem Lauf) mit dem Leben davonkommen, daß in die Falle gegangene Füchse oder anderes Raubzeug mit scharfem Zahn das eingeklemmte Glied durchbeißen und auf dreien entfliehen, daß Fremdkörper oder Schmarotzer mit Maul und Pfoten entfernt werden. In ähnlicher Weise wird sich auch der Urmensch mit seinem viel höher entwickelten Gehirn und seiner geschickten Hand zu helfen gewußt und, vermöge seiner geistigen Fähigkeiten in den Besitz von Werkzeugen gelangt, auch diese zum gleichen Zwecke benützt haben.

Zeugnis von solchen, absichtlich und mit Hilfe von Werkzeugen ausgeführten Eingriffen geben zahlreiche[2]) Vorzeitschädel aus der Steinzeit, dem Erz- und Eisenalter, die nicht ohne Kunst und Geschick eröffnet (trepaniert) sind. Diese merkwürdige und auffallende Erscheinung hat selbstverständlich die Prähistoriker in hohem Maße gefesselt und beschäftigt: die Frage der Trepanation ist, wie ein französischer Forscher, Cartailhac[3]), sich ausdrückt, eine „der anziehendsten und verwickeltsten der vorgeschichtlichen Archäologie". Als sich in den siebziger Jahren vorigen Jahrhunderts die Funde derartig bearbeiteter Schädel, die jede zufällige Verletzung während des Lebens oder nach dem Tode ausschlossen, zu mehren begannen und Prunières 1873 auf einer wissenschaftlichen Versammlung in Lyon ein bei dieser Stadt in einem Steinzeitgrab gefundenes rundliches, offenbar als Anhänger getragenes Schädelstück (la rondelle de Lyon) vorgezeigt hatte, trat diese Frage besonders in den Vordergrund, und man suchte sich Rechenschaft darüber zu geben, was wohl die Vorzeitmenschen zu diesem weder einfachen noch ungefährlichen Eingriff veranlaßt haben könnte. Auf dem Internationalen Anthropologenkongreß des Jahres 1876 in Budapest gab Broca als Ergebnis seiner Untersuchungen und Erwägungen die Antwort[4]) in folgenden beiden Sätzen: 1. in der neolithischen Zeit pflegte man am lebenden Menschen, besonders bei Kindern, durch eine chirurgische Operation den Schädel zu eröffnen, in der Absicht, damit gewisse innere Krankheiten erfolgreich zu behandeln (chirurgische

[2]) Schon 1885 konnte Prunières 167 Fälle aufführen; mit den inzwischen gefundenen Schädeln wird wohl die Zahl 200 überschritten sein.

[3]) L'Anthropologie 1900, S. 462 in einer Besprechung von de Nadaillacs Schrift Les trépanations préhistoriques, Louvain 1900. — Im Jahr 1911 berichtete Baudoin der Pariser Akademie über 130 bei Bengy (Seine et Marne) gefundene Skelette der neueren Steinzeit, die unzweideutige Spuren erfolgreicher Behandlung von Knochenbrüchen und anderen Verletzungen erkennen lassen. Mehrere Schädel zeigten Trepanationslöcher mit glatten, gut verheilten Rändern.

[4]) Comptes rendus. La trépanation du crâne et les amulettes craniennes de l'époque néolithique.

Trepanation); 2. der Schädel bekam durch das Überstehen dieses Eingriffs wundertätige Eigenschaften, sodaß man nach dem Tode oft kleine Stücke oder Scheiben, mit Vorliebe am geheilten Rande des ursprünglichen Schädelloches, ausschnitt, um sie als schutzbringende Amulette zu tragen (posthume Trepanation). Gewiß war Broca ein kenntnisreicher und scharfsinniger Forscher, in allem hat er aber nicht das Rechte[5]) getroffen: so bedürfen auch seine Ansichten über die vorgeschichtliche Trepanation auf Grund vermehrter Erfahrung und nach dem heutigen Stand der Forschung einer nicht unwesentlichen Berichtigung.

Ehe wir aber auf Einzelheiten eingehen, müssen wir erst auf Grund der Funde[6]) Art und Ausführung der Operation in der Steinzeit erläutern. Die Öffnungen sind meist kreis- oder eirund, manchmal rautenförmig mit abgerundeten Ecken und befinden sich auf der Scheitelhöhe, auf einem der beiden Scheitelbeine oder an den Schläfen, selten auf der Stirne. Ein in einem Dolmen der Cevennen gefundener Schädel[7]) zeigt rechts und links von der Pfeilnaht zwei unregelmäßig runde Trepanlöcher, ein anderer[8]) deren vier, ein neuzeitlicher Berberschädel[9]) noch mehr. Die meist gut verheilten Ränder sind gewöhnlich schräg, sodaß der Durchmesser, im Durchschnitt 3—4 cm, an der inneren Schädelplatte etwas kleiner ist, und offenbar mit einem scharfen Steinmeißel oder Schaber hergestellt. Daß man in der neueren Steinzeit solche Werkzeuge von genügender Vollendung zu fertigen verstand, zeigen beispielsweise die ungemein feinen und scharfen, zum Teil sogar hohlgeschliffenen Feuersteinmeißel[10]) des Kopenhagener Museums. Im Jahre 1877 hat übrigens Broca einen von ihm selbst mit Steinwerk-

---

[5]) So hat seine „race celto-slave", die zwei geschichtliche Namen arischer Völker mit der rundköpfigen Rasse (Homo brachycephalus) verquickt, viel Verwirrung angerichtet. — Einige bei Olmütz gefundene, künstlich eröffnete Schädel sollten nach den ersten Angaben sogar aus der älteren Steinzeit stammen.

[6]) Ymer 1901, Om trepanation af hufvudskålen, såsom folksed i forna och nyare tider, von Gustaf Retzius. — Des gleichen Verfassers prachtvolles Schädelwerk Crania suecica antiqua, deutsche Ausgabe 1900, G. Fischers Verlag, Jena. — L'Anthropologie, verschiedene Jahrgänge, u. a. — Ein trepanierter Schädel ist u. a. auch in neolithischen Gräbern bei Helmsdorf (Kreis Mansfeld) gefunden worden. Münch. N. Nachr. 48, 1909. — Der Langschädel einer vor kurzem bei Merseburg aufgedeckten Hockerbestattung zeigt mehrere gut verheilte Trepanationsöffnungen (Leipz. N. Nachr. 16./II. 1911).

[7]) L'Anthropologie 1898, S. 380.

[8]) Verneau, L'allée couverte des Mureaux, gleiche Zeitschrift 1890.

[9]) Malbot u. Verneau, La trépanation du crâne dans l'Aurès, gl. Ztschr. 1897.

[10]) Worsaae, Nordiske oldsager i det kongelige museum i Kjøbenhavn, 1859

zeugen und bestem Erfolg trepanierten Hund der Pariser Anthropologischen Gesellschaft vorgestellt.

Manche Naturvölker, wie die Neubritannier, führen noch heute die Operation mit Steinmessern aus, und die von den Kabylen zur Schädelöffnung gebrauchten Werkzeuge, eine Art Schaber und eine kleine Säge, Brima und Menchar genannt, sind zwar von Eisen, aber höchst einfach[11]) und ursprünglich. Auch in der nordischen Bronzezeit finden sich schon die Spuren[12]) einer zum gleichen Zwecke gebrauchten Säge. Im allgemeinen verrät die Ausführung des chirurgischen Eingriffes so viel Geschick und Verständnis der vorgeschichtlichen Heilkünstler, daß ein französischer Arzt[13]) ihnen folgendes, vielleicht doch etwas zu überschwängliches Zeugnis ausstellt: „Heutzutage könnten wir nicht besser, als es unsere vorgeschichtlichen Vorfahren getan haben, die einzelnen Gehirngebiete feststellen und, was Ausdehnung und Sitz der gedrückten motorischen Zentren anlangt, die Schädelöffnung bewerkstelligen."

Diese Bemerkung führt uns zurück zu der Frage nach dem Zweck des ohne allen Zweifel zielbewußt und kunstgerecht ausgeführten Eingriffes. Sicherlich wollte man damit eine Heilwirkung erreichen, aber wie kam man dazu? Wir gehen meines Erachtens nicht fehl, wenn wir annehmen, daß chirurgische Hilfeleistungen bei Schädelverletzungen den ersten Anstoß dazu gegeben haben. Durch Steinwaffen und die spitzen Augsprossen[14]) von Hirschgeweihen konnte sehr leicht die Hirnschale zertrümmert oder durchbohrt werden, und indem man die eingedrungenen Fremdkörper und Knochensplitter entfernte, dem auf das Gehirn drückenden Bluterguß einen Ausweg verschaffte, wurde man von selbst auf die unter Umständen wohltätige und heilsame Wirkung der Schädeleröffnung hingeführt. Hansen beschreibt einen solchen aus der Steinzeit stammenden, in einem Ganggrabe bei Grydehöj gefundenen Schädel eines älteren Mannes, dessen Stirn durch einen Beilhieb gespalten ist; am oberen Ende der geheilten, aber nicht ganz ausgefüllten Knochenwunde befindet sich eine kreisrunde, nicht die ganze Dicke des Stirnbeines durchdringende Grube von 3 cm Durchmesser, die offen-

[11]) Abbildungen auf S. 178 u. 179, L'Anthropologie 1897.

[12]) Soeren Hansen, Om forhistorik trepanation i Danmark, Aarböger f. nord. oldkyndighed og historie, 1889.

[13]) Reboul, Observations concernant le crâne trépané trouvé dans un dölmen auprès de Montpellier-le-Vieux, L'Anthropologie 1898.

[14]) In Skandinaviska Nordens ur-invånare I, 1881, beschreibt Nilsson ein auch im Retzius'schen Schädelwerk abgebildetes Schädeldach, das durch den Zinken eines Elchgeweihs durchbohrt ist. Die in den letzten Jahren getragenen Stöcke mit Hirschhorngriffen haben ähnliche, oft lebensgefährliche Verletzungen verursacht.

bar angelegt war, um Knochensplitter zu entfernen. Einen ähnlichen, wenn auch einer späteren, der älteren Eisenzeit angehörenden Fall hat Schmidt ebenfalls in den Nordischen Jahrbüchern[15]) veröffentlicht: ein Schwerthieb hat das Stirnbein von der Kranznaht bis zur Augenhöhle gespalten, und von beiden Enden der Hiebwunde ziehen sich tiefe Sprünge nach der Schläfe hin. Mittels einer Säge, deren Zähne deutliche Spuren im Knochen zurückgelassen haben, ist das zwischen dem unteren Wundende und vorderen Sprung gelegene dreieckige Stück des Stirnbeins entfernt, bei der Schwere der Verletzung aber, wie die Knochenränder zeigen, eine Heilung nicht erzielt worden. Durch derartige ärztliche Hilfeleistungen geübt und an die Eröffnung der Schädelhöhle gewöhnt, wird man schon frühzeitig dazu übergegangen sein, sie auch bei gewissen inneren Krankheiten, wie Kopfschmerzen, Krämpfen, Lähmungen, besonders aber bei Seelenstörungen, die man ja durch böse Geister entstanden glaubte, anzuwenden. Wie man, um der Seele des Entschlafenen das Ausfliegen zu gestatten, in einer Platte der steinernen Grabkammern ein rundes Loch anzubringen pflegte, so wollte man am Schädel des „Besessenen" dem unreinen Geist, nachdem man ihm durch allerlei Beschwörungen den Aufenthalt verleidet hatte, ein Pförtchen zum Herausschlüpfen öffnen. Daß in jener grauen Vorzeit dabei der Aberglaube eine unheimliche Rolle gespielt und manche durchaus ungerechtfertigte Trepanation verschuldet hat, liegt auf der Hand. In einzelnen Fällen aber, wie z. B. in dem angeführten, von Reboul besprochenen, deuten verschiedene Knochenwucherungen auf eine wirkliche Hirnkrankheit hin. Brocas erster Satz hat somit seine Bestätigung gefunden, nur ist der Eingriff nicht allein wegen innerer Leiden oder infolge abergläubischer Vorstellungen, sondern auch, und vielleicht zuerst, wegen Schädelverletzungen, auch nicht hauptsächlich bei Kindern, sondern in der Mehrzahl der Fälle bei Erwachsenen beiderlei Geschlechts, manchmal bei sehr kräftigen und bejahrten Männern ausgeführt worden. Wenn wir das runde, mit zwei Öffnungen versehene Schädelstück[16]) von Petit-Morin betrachten, so können wir keinen Augenblick darüber im Zweifel sein, daß dasselbe an einer durchgezogenen Schnur als Anhänger getragen worden ist;

---

[15]) Aarb. f. nord. oldkynd. og hist. 1877.

[16]) Einen ähnlichen in Rußland gefundenen Anhänger hat Anutschin auf dem archäolog. Kongreß in Wilna besprochen. Verhandlungen usw. Moskau 1895. — Auch in Deutschland sind zwei solcher Amulette, in Gräbern der Bronzezeit gefunden worden (Schaaffhausen, Congrès internat. d'anthropologie etc. de Budapest, Comptes rendus 1876. — v. Boxberg, Trepaniertes Schädelstück von Zschorna, Ztschr. f. Ethnol. 1884). — Vgl. auch Buschan, Chirurgisches aus der Völkerkunde, Leipzig 1902, von mir in den Mitteil. z. Gesch. d. Med. u. d. Naturwiss. II S. 125. 1903, besprochen.

wir haben aber nicht den geringsten Anhalt dafür, daß solche Scheibchen nur aus Totenschädeln geschnitten wurden. Dagegen liegt, wie Hansen richtig bemerkt, die Annahme sehr nahe, daß gerade für den Überlebenden ein dem eigenen Kopf entnommenes Knochenstück von ganz besonderer, geheimnisvoller Bedeutung gewesen sein muß. Wo man dagegen, wie im alten Peru, die Leichen einbalsamierte, kann auch die von Broca vermutete „posthume Trepanation", mittels deren das Gehirn durch harzige, fäulnishemmende Stoffe ersetzt wurde, nachgewiesen werden. Aber gerade die Inkas haben den Eingriff wahrscheinlich zuerst und mit Vorliebe am Lebenden vorgenommen: unter 1000 Schädeln aus altperuanischen Grabstätten fand Muñiz[17]) 19 trepanierte. Auch bei den Mexikanern[18]), den Ainos, Papuas[19]), Tahitiern bestand oder besteht diese Sitte, und es ist schwer zu entscheiden, inwieweit hierbei eine Übertragung von Volk zu Volk in Betracht kommt.

In unserm eigenen Weltteil war der merkwürdige Brauch schon in der neolithischen Zeit weit verbreitet: aus Frankreich, Belgien, Portugal, Spanien, England, Deutschland, der Schweiz, Böhmen, Rußland und besonders aus dem Norden[20]) sind künstlich eröffnete Schädel bekannt, und noch immer mehren sich die Funde. Es ist daher wahrscheinlich, daß die Wanderungen derjenigen Rasse (Homo europaeus),

---

[17]) Gomara, Historia de las Indias, Madrid 1749. — Lehmann-Nitsche, Revista del museo de La Plata 1899. — Munro, Proceed. of the Soc. of nat. of Scotland 1892. — Muñiz and Mc Gee, 17th ann. rep. of the bureau of Americ. Ethnology..

[18]) Lumholtz und Hrdlicka, Trephining in Mexico, Amer. Anthropologist 1897.

[19]) v. Luschan, Trepanierte Schädel aus Neu-Britannien, Ztschr. f. Ethnologie 1898. — Crump, Australasian meth. miss. review 1896. — Die Neu-Britannier trepanieren nur bei Schädelverletzungen.

[20]) Für Dänemark führt Hansen (a. O.) vier trepanierte Vorzeitschädel auf, zwei aus der Steinzeit und je einen aus dem Erz- und Eisenalter. Ebenso Nielsen (Weitere Beiträge z. Anth. d. steinzeitl. Bev. Dänemarks, Aarb. f. N. oldk. o. Hist. 1911), von mir im Zentralbl. f. Anthr., XVII 6, besprochen. — Ein 1863 bei Falköping in Schweden gefundener Steinzeitschädel mit Öffnung ist nicht mehr vorhanden, wahrscheinlich 1892 beim Brand im Museum Carolinum zugrunde gegangen; dagegen hat im August 1900 Almgren in einem der älteren Eisenzeit angehörenden Grabfeld bei Alvastra nicht weniger als drei, alle auf der linken Seite trepanierte Schädel (in natürlicher Größe in Cranica suecica antiqua, verkleinert in Trepanation af hufvudskålen abgebildet) gefunden. — Vgl. auch Grön, Remarques sur l'opération préhistorique, décrite par M. Manouvrier sous le nom de T sincipital (L'Anthropologie XXI 6), von mir im Zentralbl. f. Anthropologie XV 4 beurteilt. — Lucas-Championnière, Les origines de la trépanation décompressive, 1912, und Trépanation préhistorique, La semaine médic. 29. X. 13. (Enthält nichts wesentlich Neues).

die Trägerin der alteuropäischen Steinkultur war, mit anderen auch diese Sitte bis nach Nordafrika und zu den Guanchen auf Teneriffa gebracht haben. Einige europäische Völker, die auch in anderer Hinsicht der Urzeit noch näher stehen, wie die Montenegriner, Albanesen und Serben[21]), unternehmen auch heutzutage noch aus geringfügigen Ursachen, wie Kopfschmerzen u. dgl. den Eingriff, meistens „sans inconvénient pour leur santé".

Als Merkwürdigkeit sei angeführt, daß noch in neuerer Zeit englische Schäfer und Landleute den Eingriff wegen Drehkrankheit (Blasenwurm) öfter an Schafen vorzunehmen pflegten.

Die schon in der Steinzeit erfundene, später mit ehernen und eisernen Werkzeugen ausgeführte Operation ist ein Bestandteil der Heilkunst geblieben: von Hippokrates, der schon die Kreissäge[22]) gebraucht haben soll, und Galenus geübt und empfohlen, ist sie, wie z. B. ein besonders schön und kunstgerecht eröffneter Schädel aus einem fränkischen Grabe von St. Quentin zeigt, auch in den Stürmen der Völkerwanderung nicht vergessen worden (wahrscheinlich war auch der „Kopfeinschnitt", den sich Karl der Dicke wegen anhaltender Kopfschmerzen machen ließ, eine Trepanation); die arabischen Ärzte des Mittelalters haben sie auf den hohen Schulen zu Cordova und Salerno gelehrt, die großen Wundärzte des 16. Jahrhunderts, wie Ambroise Paré, bei Verletzungen und Hirnkrankheiten angewendet. Technisch und diagnostisch vervollkommnet, wirkt sie, wie bekannt, in geeigneten Fällen auch heute noch oft lindernd, ja lebenrettend.

Ein von Prunières aufgedecktes steinzeitliches Massengrab bei L'Aumède (Bull. d. l. Soc. d'Anthr. de Paris 1876) enthielt allerlei Knochen mit Krankheitserscheinungen und Verletzungen. Ein Splitterbruch des rechten Unterschenkels ist ohne Verschiebung so gut geheilt, „daß wohl jeder moderne Chirurg mit einem ähnlichen Resultate zufrieden gewesen wäre" (Tilmann, Über prähistorische Chirurgie. Arch. f. klin. Chirurgie XXVIII). Auch die rechtwinkelige Stellung einer mit Verknöcherung ausgeheilten Entzündung des Sprunggelenks ist vielleicht auf Kunsthilfe zurückzuführen.

Von sonstigen Spuren chirurgischer Eingriffe an Skeletten der eigentlich vorgeschichtlichen Zeit ist nicht viel gefunden worden. Ein Schädel aus einem Grabhügel der älteren Bronzezeit bei Schöngeising (Staatssammlung in München) zeigt zwar auf dem linken Scheitelbein

---

[21]) de Baye, Le Montenegro, le pays et les habitants, 1844. — Trojanovic, Die Trepanation bei den Serben, Korr.-Blatt d. deutsch. Anthr. Ges. 1900, 2.

[22]) Vom griech. trypanon, spätlat. trepanum, Bohrer, kommt ja der Name der Operation her.

eine anſcheinend von einem Beilhieb herrührende Vertiefung, die aber ohne Kunſthilfe geheilt ſein kann, und die durch einen mit großer Gewalt geführten Stoß durchbohrte Hinterhauptſchuppe des Wormſer Paulusmuſeums[23]), läßt keine Heilungserſcheinungen erkennen, da jedenfalls wegen Zerreißung der großen Blutleiter (sinus transversus und torcular Herophili) ſofortiger Tod durch Verblutung eingetreten iſt. Knochenauftreibungen an einem bronzezeitlichen Unterkiefer (Worms) und einem Oberarmbein[24]) aus einem keltiſchen Gräberfeld (München) ſind höchſt wahrſcheinlich Folgen von Verletzungen, die aber auch ohne Behandlung in Heilung übergegangen ſein können.

Zahlreicher werden die Anzeichen erfolgreicher Hilfeleiſtungen und Eingriffe in germaniſchen Gräbern der Völkerwanderungszeit, die als Zeugniſſe der Heilkunſt unſrer Vorfahren unſre beſondere Teilnahme erwecken. Wie begreiflich, war die Heilkunde der alten Deutſchen noch ganz vom Zauber des Geheimnisvollen und Wunderbaren umgeben und durchdrungen. Durch Gebet und Opfer erflehte man die Beihilfe der guten Götter und ſuchte Schmerzen zu lindern oder Wunden zu heilen durch Beſchwören und Beſprechen (ahd. bigalan, eigentlich Beſingen; lat. incantatio, gr. epaoide), durch Beſtreichen mit geweihten Gegenſtänden oder wundertätigen Steinen, meiſt alten Waffen, ſogen. Donnerkeilen, oder merkwürdigen Verſteinerungen, denen man häufig, um die Wirkung zu verſtärken, noch heilbringende Runen[25]) einritzte. Eine ſolche Beſprechung iſt uns in dem bekannten, jetzt auch

---

[23]) Lehmann-Nitſche, Ein Beitrag zur prähiſt. Chirurgie. Langenbecks Arch. LI, 4. — Derſ., Beiträge zur prähiſt. Chirurgie uſw. Inauguraldiſſertation 1898. — Fürſt (Zur Kraniologie d. ſchwed. Steinzeit, Verh. d. Akad. III 1, 1912, von mir in d. Mitt. d. D. Geſ. f. Geſch. d. Med. u. Naturw. XII 2 und in der Pol. anthrop. Revue, XII 1 beſprochen) erwähnt einen gut geheilten Bruch des Schenkelbeins, Kjaer (Aarb. f. N. Oldk. o. Hist. 1912) eine im Beckenknochen eingeheilte eherne Lanzenſpitze. — Fürſt, Trepanerade svenska kranier från äldre tid, Lunds univ. årsskr. N. F. IX 4, 1913, von mir in der Pol. anthr. Revue, XII 5, und in den Mitt. f. Geſch. d. Med. u. Naturw. beſprochen, führt außer den 3 früher bekannten 5 neugefundene, darunter 2 wegen Hiebverletzungen trepanierte Schädel aus Schweden an. — Tilmann, Prähiſtoriſche Chirurgie, Vortrag bei der 5. Tagung der Geſ. f. deutſche Vorgeſch. in Köln 1913. S. Verh. im Mannus VI. — Jonſſon, Laegekunsten i den nord. Oldtid. Med.-hist. smaaskrifter, Kopenhagen 1912. — Ried, Zur prähiſt. Chirurgie (Arch. f. Anthr. N. f. XIII 3; in einem keltiſchen Brandgrab bei München ſind 3 chirurg. Inſtrumente angebl. griechiſcher Herkunft gefunden worden). — Sudhoff, Chirurg. Inſtrumente aus Ungarn, „zweifellos“ griechiſch (Prähiſt. Zeitſchr. V S. 595).

[24]) Reinecke, Beſchreibung der Skeletreſte aus dem Flachgräberfelde von Manching. Beiträge zur Anthropologie und Urgeſchichte Bayerns XII, 1897.

[25]) Sigrdrifumal 11: Limrunar skaltu kunna, ef thu vilt laeknir vera, Zweigrunen mußt du kennen, wenn du Arzt werden willſt.

über dem Eingang einer deutschen Klinik prangenden Merseburger Zauberspruch[26]) erhalten:

Phol ende Wodan vuorum zi holza,
du wart demo Balderes volon sin vuoz birenkit:
thu biguolen Sinthgunt, Sunna era suister,
thu biguolen Friia, Volla era suister,
thu biguolen Wodan, so he wola conda:
Sose benrenki, sose bluotrenki, sose lidirenki,
ben zi bena, bluot zi bluoda,
lid zi geliden, sose gelimida sin.

Wie man sieht, sind es in erster Reihe Göttinnen, die den Heilspruch singen, und in den Händen der germanischen Frauen (von dem „leichthändigen Weibervolk", miuktaeku kvennafolki, sprechen die nordischen Sagen) lag ja nach den Berichten der Geschichtschreiber nicht nur Weissagung und Zauberei, sondern besonders auch — das werden unsre heutigen Ärztinnen gerne hören — die Heilkunst. „Zu den Müttern, zu den Gattinnen tragen sie ihre Wunden", lesen wir bei Tacitus[27]), und diese begnügten sich nicht mit Beschwörungen, sondern schraken nicht davor zurück, Hand anzulegen zur Untersuchung und zu kunstgerechtem Verband (exigere), wie denn überhaupt ein so kriegerisches Volk, dem Blut und Wunden etwas Alltägliches waren, von selbst zu werktätigem Eingreifen kommen mußte. Die Heilkraft verschiedener Pflanzen war wohl bekannt, und man verstand aus ihnen lindernde Tränklein zu brauen, schmerzstillende Räucherungen und Umschläge, fäulnishemmende Wundwässer und heilsame Salben[28]) zu bereiten. Als die Römer unter Germanicus an der Nordsee lagerten und infolge des brackigen Wassers an einer skorbutartigen Mundkrankheit (stomacace) litten, zeigten ihnen, wie Plinius[29]) berichtet, die Friesen als Heilmittel ein unter dem Namen „britannisches" bekanntes Kräutchen. Unter den zahllosen Pflanzen, die dieser Schriftsteller in seiner Naturgeschichte als heilkräftig und fäulniswidrig (er gebraucht öfter

[26]) Die Sprache ist altniederfränkisch und steht mundartlich dem Ludwigslied am nächsten; zeitlich sind die Merseburger Sprüche etwas früher zu setzen, da sie Stabreim und heidnische Erinnerungen bewahrt haben. Das Eindringen des Endreims kündet sich aber bereits an. Ähnliche Sprüche werden noch heutigen Tages gebraucht, nur ist an Stelle der Heidengötter die heilige Dreieinigkeit getreten.

[27]) Germ. 7. — Auch Hildegunde, das Urbild einer germanischen Jungfrau, verbindet und erquickt nach den furchtbaren Kämpfen die wunden und kampfmüden Helden:

Haec inter timidam revocat clamore puellam
Alpharides, veniens qua saucia quaeque ligavit (Waltherlied 1407/8).

[28]) Dazu nahm man mit Vorliebe Butter, Honig, Schweine- und Gänseschmalz, aber — aus abergläubischen Gründen — auch das Fett von Bären, Wölfen, Füchsen, Schlangen und anderen Tieren.

[29]) Nat. Hist. XXV, 6.

den Ausdruck septicum im Sinne unſres antisepticum) aufzählt, finden ſich viele, deren Anwendung die Römer durch die nordiſchen Völker, Gallier[30]), Germanen, Thraker und Skythen, kennen gelernt hatten. Auch die Seife, die ja in der ärztlichen Kunſt eine ſo große Rolle ſpielt (gall. lat. sapo, an. sapa, ahd. seipha, saiffa), iſt nach dem gleichen Gewährsmann eine nordiſche Erfindung (Gallorum hoc inventum rutilandis capillis. Fit ex sebo et cinere. N. H. XXVIII, 51). Mit Unrecht wird oft unſern Vorfahren mangelhafte Reinlichkeit vorgeworfen; ſchon Cäſar (B. G. VI 21: promiscue in fluminibus perluuntur) erwähnt den Gebrauch kalter, Tacitus (Germ. 22: statim e somno . . . lavantur, saepius calida) auch warmer Bäder. Daß das Einſammeln der Wurzeln und Kräuter (mhd. wurze und krut, davon „Gewürze" und „Drogen", ndd. droege, trocken), um ſie recht wirkſam zu machen, unter allerlei geheimnisvollen und abergläubiſchen Gebräuchen ſtattfand — nach Opferſpenden, bald mit der rechten, bald mit der linken Hand, ohne Meſſer, barfüßig, in friſch gewaſchenem Gewande, vor Sonnenaufgang, bei Neumond oder in ganz dunkler Nacht, vor dem erſten Frühlingsgewitter[31]) —, daraus werden wir in Anbetracht des Wunderglaubens, der noch heute in vielen Köpfen ſpukt, unſern Ahnfrauen keinen Vorwurf machen dürfen. Wie es von den galliſchen bezeugt iſt, beſaßen ſicher auch die germaniſchen Prieſter Kenntniſſe in Natur- und Heilkunde, und mancher Nordlandsrecke war, wie die homeriſchen Helden Machaon und Podalirios, Arzt und Krieger zugleich und wußte nach den Sagen neben Schwert und Lanze auch Schienen, Sonde[32]) und Nadel (spelkur, spik, spiär) zu handhaben. Der altgermaniſche Name des Arztes, got. lekis[33]), iſt auch keltiſch, iriſch liaig, und ins Slaviſche, lekari, Litauiſche, liekorius, und Finniſche, lääkari, übergegangen. Nach der Schlacht galt, wie wir bei Prokop und anderen Schriftſtellern leſen, die erſte Sorge den Verwundeten, und dieſe Bemühungen wurden oft vom beſten Erfolge gekrönt. So war in einem der Kämpfe um Rom ein Gotenheld, der Bannerträger (bandalarios) Wiſand, im heftigſten Kampfgetümmel ſchwer verwundet worden und als tot liegen geblieben. Am dritten Tage fand man ihn bei der Beſtattung der Gefallenen unter einem Leichenhügel, aus dreizehn Wunden blutend

---

[30]) Die galliſchen Druiden kannten das Weſen der Dinge und den Lauf Geſtirne, waren Seher und Ärzte. Cäſ., B. G. VI, 14, Pomp. Mela, Geogr. III, 2, Plin. N. H. XXX, 4.

[31]) Plin. N. H. XXIV 62. 63, 82, 107 nnd ſonſt.

[32]) Zahlreiche chirurgiſche Inſtrumente aus der Römerzeit befinden ſich in den rheiniſchen Sammlungen von Mannheim, Worms, Mainz u. a.

[33]) Davon got. lekinon, agſ. laecnian, an. laekna, ahd. lachinon, heilen, und neuſchwediſch läkning, läkare, Heilung, Arzt, dän. laege.

und nur schwach atmend; trotzdem wurde er vollständig wiederhergestellt, lebte noch lange und war auch späterhin ein Schrecken der Feinde. Das zeugt freilich vor allem von einer guten Heilhaut, aber auch von der Kunst der gotischen Wundärzte. Von ähnlichen wunderbaren Heilungen berichten die nordischen Sagen, die ja manchmal in märchenhafter Weise übertreiben, im ganzen aber doch die damaligen Zustände richtig widerspiegeln. So wurde beispielsweise in einem Gefecht dem Helden Hromund der Bauch aufgeschlitzt; er stopfte hinein, was heraushing, schnitt mit dem Messer zwei Knopflöcher in die Bauchdecken, zog ein Band durch, knüpfte es zusammen, schnallte den Schwertgurt fester und kämpfte weiter. Nach der Schlacht vernähte Svanhvit, seine Geliebte, die Wunde kunstgerecht, und unter der Pflege eines heilkundigen Mannes namens Hagal genas er vollkommen. Nach der Rolfs Saga nähte König Rolf Götriksson seinem Gegner Thorer Jernskjöld selbst die von ihm geschlagene Wunde der Bauchdecken zusammen und brachte sie damit zur Heilung. Ein isländischer Arzt, Rafn Svenbjörnsson, machte mit Erfolg einen Steinschnitt. Über die sonstigen ärztlichen und anatomischen Kenntnisse der Isländer berichtet Strinnholm, Wikingsfahrten II 3, allerlei Merkwürdiges.

So finden wir denn in germanischen Gräbern an Schädeln und Gliedmaßen nicht selten die Spuren erfolgreich behandelter, oft recht schwerer Verletzungen. Vor allem möchte ich die Aufmerksamkeit auf ein wahres Prachtstück, einen Alemannenschädel[34]) aus der Sammlung des Mannheimer Altertumsvereins, richten. Ein furchtbarer Schwerthieb, der nicht minder für die Kraft des Armes als für die Güte der Klinge spricht, hat das linke Scheitelbein und die Stirn gespalten; eine Menge von Knochensplittern hat jedenfalls entfernt, eine heftige Blutung gestillt und, bei dem freiliegenden Gehirn, die Wunde aufs sorgfältigste verschlossen und behandelt werden müssen. Trotz alledem ist, wie man sieht, die Sache gut abgelaufen und alles, bis auf eine Lücke im Stirnbein, glatt und schön geheilt, sodaß der Träger dieses Schädels seine schwere Verwundung anscheinend lange überlebt hat. Zwei Schädel aus baiovarischen Reihengräbern bei Allach (Staatssammlung in München, abgebildet in Langenbecks Archiv III 4) zeigen ebenfalls vorzüglich geheilte, auf zweckmäßige Wundbehandlung schließen lassende Verletzungen, der erste einen Beilhieb der rechten Stirnseite mit Vortreibung der inneren Schädelfläche, der zweite auch auf der Stirn

[34]) Der Schädel, 1860 in einem frühgermanischen Grab bei Wallstatt gefunden, stammt anscheinend von den ersten Eroberern des Landes, den Alemannen, her, die sich hart neben der gallo-römischen Siedelung (Walahastat) niedergelassen hatten. Die Beigabe von Waffen zeigt, daß der Mann bis zu seinem Tode wehrfähig geblieben war. — Bei Eppstein (Rheinpfalz) sind 1909 in einem fränkischen Reihengräberfeld drei Langschädel mit verheilten Hiebwunden gefunden worden.

ein mit Hautlappen durch einen Schälhieb abgetrenntes, 5 cm langes und 2 cm breites, die innere Platte nicht berührendes Knochenstück, das mit ganz geringer Verschiebung und Verdickung, jedenfalls unter einem Druckverband, schön eingeheilt ist. Ein weiblicher Schädel von Wies-Oppenheim[35]) aus der Merowingerzeit hat auf dem Scheitel eine eirunde, 5 cm lange, 3 cm breite Grube mit deutlichen Zeichen von Eiterung, die zweifellos von einer Kopfverletzung herrührt und ohne Behandlung wohl nicht in der Weise verheilt wäre.

Tadellos, ohne Verschiebung, Verkürzung und erhebliche Verdickung geheilte, ohne Zweifel durch einen geschickten Arzt mit festem Verband behandelte Knochenbrüche (Staatssammlung in München, abgebildet in Langenbecks Archiv) sind gefunden worden in schwäbischen und baiovarischen Gräbern von Memmingen und Burglengenfeld, im ersten Fall ein Schiefbruch beider Unterschenkelknochen, im anderen ein Bruch des rechten Wadenbeins im oberen Drittel. Verschiedene Gliedmaßenknochen, Oberarm, Elle, Speiche, Oberschenkel, Wadenbein, aus vorfränkischen und fränkischen Gräbern der Umgegend von Worms (Paulusmuseum) zeigen mehr oder weniger gut geheilte[36]) Brüche, offenbar je nach der den Verletzten zuteil gewordenen Pflege und Behandlung. Jedenfalls „läßt sich nicht verkennen, daß bei deren Heilung[37]) Kunsthilfe mitgewirkt hat".

In den Städten des Frankenreiches und am Hofe der Merowingerkönige, wo sich nordisch-germanische Sitten mit römischer Kultur begegneten und vermischten, gab es bald einen Stand berufsmäßiger Ärzte, den Namen (Marileif, Reovalis, Petrus, Donatus, Nikolaus) nach teils germanischer (gotischer), teils römischer oder griechischer, auch jüdischer Herkunft, die ihre wissenschaftliche Ausbildung, zum Teil wenigstens, den Medizinschulen in Rom und Konstantinopel[38]) verdankten. Obgleich ihre Kunst oft reich belohnt wurde —

> die arzenie kunden, den gap man richen solt,
> silber ane wage, darzuo daz liehte golt,

heißt es noch im Nibelungenlied —, so hatte der ärztliche Beruf damals entschieden doch noch mehr Schattenseiten als heute. Marileif,

---

[35]) Köhl, Korrespondenzblatt der deutsch. Gesellsch. f. Anthropologie usw. 1880.

[36]) Lehmann-Nitsches angeführte Dissertation.

[37]) Köhl, Ausgrabungen bei Worms, Korrespondenzblatt 1897.

[38]) Reovalis, beschuldigt, einen jungen Menschen entmannt zu haben, rechtfertigte sich damit, er habe dem Knaben wegen eines auf andere Weise nicht heilbaren Bruchleidens, die Hoden, wie er es von berühmten Ärzten in Konstantinopel gesehen, ausgeschnitten und ihn damit vollständig hergestellt.

Leibarzt[39]) des Königs Chilperich, aber aus unfreiem Stande hervorgegangen, wurde nach dem Tode seines Herrn von einem gewalttätigen fränkischen Großen aller seiner Schätze an Gold, Silber, Kleinodien und Rossen beraubt und mußte wieder, wie einst sein Vater, wie seine Brüder und Vettern, als Leibeigener in der Mühle und Backstube arbeiten. Als die böse Königin Austrichilde, an einer damals herrschenden Seuche (anscheinend cholera nostras) erkrankt, ihr Ende herannahen fühlte, nahm sie ihrem Gemahl das eidliche Versprechen ab, ihre Ärzte, deren „Tränke" ihr alle Lebenskraft genommen hätten, mit dem Tode büßen zu lassen, und dieser, der sonst gutmütige König Gunthramn, ließ auch beide mit dem Schwert[40]) hinrichten.

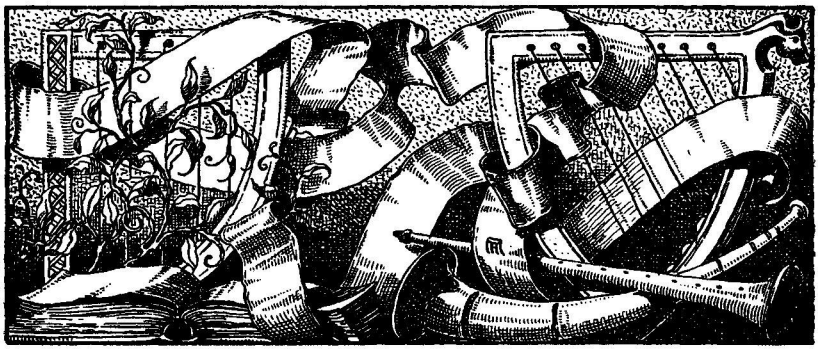
Trotz solchen, sicher nur vereinzelten Fällen war aber die ärztliche Kunst im germanischen Mittelalter hochgeschätzt und allgemein anerkannt, wie aus den Worten im Heldenbuch (Wolfdietrich) hervorgeht:

arzet von hoher kunste
muostu einen han,
wiltu mit vernunste
gesund von hinnen gan.

---

[39]) In dieser Zeit ist aus dem gr. archiatros, Leibarzt, das deutsche arzat, arzet, Arzt, entstanden.

[40]) Gregor von Tours XII, 25 und V 35.



5. Sang und Dichtung.[1])

Unum apud illos memoriae et annalium genus.
Bei ihnen die einzige Art von Überlieferung und Geſchichtſchreibung. Tacitus.

Wenn wir, in unſern alten Heldenliedern blätternd, darin auf Namen wie Ermenreich, Dietrich, Gunther oder Etzel ſtoßen, ſo iſt damit ihr geſchichtlicher Kern ohne weiteres erwieſen, denn ſchwerlich wird jemand in Abrede ſtellen wollen, daß hier die bekannten Geſtalten des Hermanarich, Theoderich, Gundahar und Attila vor uns auftauchen, die in den erſten Jahrhunderten der deutſchen Geſchichte, in der an gewaltigen Umwälzungen und welterſchütternden Heerfahrten, an blutigen Kämpfen und kühnen Taten ſo reichen Zeit der Völkerwanderung eine hervorragende Rolle geſpielt haben. Das iſt auch leicht begreiflich, da ja für unſere Vorfahren, als ſie noch keine geſchriebenen Bücher kannten, die einzige Art geſchichtlicher Überlieferung in alten, von den Vätern auf Söhne und Enkel ſich vererbenden Liedern beſtand, wie Tacitus, der große Sittenſchilderer des germaniſchen Volkes, berichtet. Solche Götter- und Heldenlieder wurden beim feſtlichen Mahle, in den Hallen der Könige und Fürſten von einzelnen Sängern (ahd. scof, agſ. scop, von ſchaffen, ſchöpfen, an. skald) mit Harfenbegleitung vorgetragen oder, wenn das Heer zur Schlacht zog, gemeinſam von allen Kriegern geſungen, wobei der vorgehaltene

[1]) Nach einem Aufſatz „Zur Geſchichte des Gaudeamus“ (Burſchenſch. Bl. XXI 7, 1907) und einem Vortrag über „Die geſchichtlichen Grundlagen der deutſchen Heldenſage“ (Karlsruher Zeitung 173/4, 1912).

Schildrand[2]) den Schall verstärkte und der hellere oder dumpfere Klang den Ausgang des Kampfes anzukünden schien (accendunt animos futuraeque pugnae fortunam ipso cantu augurantür). Wild und schaurig genug mag dieser Schlachtgesang den feindlichen Ohren geklungen haben, aber es wäre doch ein Irrtum, wenn wir uns denselben als wüstes und rohes Gebrüll vorstellen wollten. Daß das Urteil der Römer, die den germanischen Gesang mit dem Krächzen von Raubvögeln, mit Hundegebell oder dem Knarren von Wagenrädern verglichen, kein unparteiisches war, zeigt u. a. folgende, auf die Gotenkriege sich beziehende Stelle bei Ammian (XXXI 7): „Die Römer machten sich Mut durch ihren Barritus genannten Schlachtgesang, der, ganz leise beginnend, immer stärker anschwillt. Die Barbaren dagegen priesen mit wüstem Geschrei die Großtaten ihrer Vorfahren und eröffneten unter dem mißtönenden Getöse verworrener Rufe die Schlacht mit leichtem Geplänkel." Der Barritus oder Barditus (ein keltisch-kimbrisches Wort von bardus, Sänger) ist ja nichts anderes als der von den germanischen, im römischen Heere mitkämpfenden Hilfstruppen nach heimischem Brauch angestimmte Schildgesang, wie ihn Tacitus beschreibt.

Die Sitte, „der tapfern Väter Taten, der alten Waffen Glanz" im Liede zu verherrlichen, so wie Arminius und Albwin wegen ihres Waffenglücks und kläglichen Endes besungen wurden, hat sich durch viele Jahrhunderte erhalten und wird noch im 6. Jahrhundert von Jordan, dem Geschichtschreiber der Goten, erwähnt: „In raschem Siegeslauf gelangten sie dann bis in den äußersten Teil von Skythien, der ans Schwarze Meer grenzt, wie das in ihren alten Heldenliedern fast in der Art eines Geschichtsbuches erzählt wird," und weiter: „Von Alters her feierten sie mit Gesang und Saitenspiel die Taten ihrer Anherren, des Athala, Amala, Hermana, Fridigern, Vidigovia und anderer, deren Namen bei diesen Völkern in hohen Ehren stehen" (De reb. Get. 28 u. 43).

Schon die allerältesten Proben deutscher Dichtung lassen eine kunstvolle, durch Stab- und Endreim gebundene Fügung der Worte erkennen, und wir haben guten Grund, auch die Singweisen, von denen sich einige durch glückliche Zufälle, besonders durch die Vermittelung des lateinischen Kirchenliedes, bis auf unsere Tage herübergerettet haben, für wohllautend und wirkungsvoll zu halten. Auch auf diesem

---

[2]) In einem sonst vortrefflichen, auf der 3. Vers. d. Ges. f. deutsche Vorgeschichte" in Coblenz gehaltenen Vortrag über „Die Entwicklung der germanischen Musik" (Mannus IV 1/2) stellt Fleischer die zweifellos irrige, auch vom Herausgeber Kossinna mit einem Fragezeichen versehene Behauptung auf, unter „Schild" sei die Endplatte eines Hornes, einer sog. „Lure" zu verstehen.

Gebiete hat sich in den letzten Jahren ein bedeutsamer Umschwung der Meinungen vollzogen, und man läßt jetzt der dichterischen und musikalischen Begabung unsrer germanischen Vorfahren mehr Gerechtigkeit widerfahren als früher. Während noch vor 20 Jahren von Liliencron im Grundriß der germanischen Philologie[3]) schreiben konnte: „Die Kunst der Musik floß der ältesten christlichen Kirche aus zwei Quellen zu, der Kunstübung und Theorie der griechisch-römischen Welt und aus dem jüdischen Tempelgesange ... Der älteste Gesang in der abendländischen christlichen Kirche beruht auf den aus der morgenländischen Kirche stammenden Überlieferungen ... Wie etwa bei den Germanen eine ältere einheimische Art der Musik beschaffen war, läßt sich nicht sagen," vertreten jetzt neuere Forscher, wie Fleischer und Pastor[4]), die Ansicht, daß die Kirche wohl so lange als möglich die deutschen Lieder, und zwar nicht nur die weltlichen Liebeslieder und Zaubersprüche, mit aller Macht bekämpfte, schließlich aber doch den Sieg des mehrstimmigen nordischen Volksgesangs über die alte, in der Litanei fortlebende Kirchenmusik anerkennen mußte.

Die uralten, vielleicht bis in die Bronzezeit zurückreichenden, in Skandinavien und Norddeutschland gefundenen Heerhörner oder Luren (dän. lurer, von an. hludhr, wörtlich „Laute", got. thuthaurn) sind auf den Dreiklang abgestimmt und zum Teil so gut erhalten, daß sie noch heute zu musikalischen Aufführungen gebraucht werden können. Als ich vor einigen Jahren das Altnordische Museum in Kopenhagen durchwanderte, drangen plötzlich starke, wunderbare Klänge an mein Ohr, und ich erfuhr zu meinem Erstaunen, daß mit den mächtigen Hörnern, die ich kurz vorher noch in ihrem Glasschrank bewundert hatte, von den Zinnen des Hauses[5]) — es war gerade Johannistag — der „Sommer eingeblasen" wurde. Solche, meist paarweise gefundene Hörner sind auch bildlich dargestellt auf Steindenkmälern (Kivik) und Metallgefäßen (Gundestrup); sie luden das Volk zum Gottesdienst, zum Rat und vor Gericht, das Heer zur Schlacht. „Hüben und drüben riefen die Hörner zum Kampfe," lesen wir in Ammians lebensvoller Schilderung der Alemannenschlacht bei Straßburg (XVI 12), die uns fast wie ein Bruchstück aus einem altgermanischen Heldenlied anmutet, und

---

[3]) II 2, Abschnitt „Musik", 1. Aufl., Straßburg, 1893. — Vgl. den Aufsatz von Hunkel „Die germanische Schöpferkraft in d. Tonkunst" (Heimdall XVIII 10, 13), nach einem Vortrag von Fleischer.

[4]) A. O. und „Die Musikinstrumente des Altertums und Mittelalters in germanischen Ländern", Grundr. d. germ. Phil. III 2, 2. Aufl. — Die Musik der Naturvölker und die Anfänge der europäischen Musik, Zeitschr. f. Ethnol. 1910, „Die Geburt der Musik", Werdandibücherei, Leipzig 1910.

[5]) Wie ich höre, war es das letzte Mal, da die kostbaren Hörner geschont werden sollen.

von den Goten berichtet derselbe Schriftsteller (XXXI 5): „Nach ihrer Sitte entrollten sie die Banner und ließen das furchtbar klingende Heerhorn ertönen." Auch auf himmlische, sogar christliche Verhältnisse, wird der Gebrauch der Hörner übertragen: auf der Wolkenbrücke stößt der treue Himmelswächter Heimdall in sein gellendes Horn (Giallarhorn), und im Muspilli, dem Gedicht vom jüngsten Tage, lesen wir: „so daz himilisca horn gihlutit wirdit." Im Alphorn, statt aus Erz aus Holz und Rinde gefertigt, hat sich dies Geräte bis auf den heutigen Tag erhalten, und es bringt, an geeigneter Stelle und mit richtiger Verwendung des Wiederhalls geblasen, wunderbare Klangwirkungen hervor. Auch das Hirtenhorn war einst allen germanischen Stämmen gemeinsam; in den nordischen Sammlungen habe ich verschiedene, den schweizerischen ganz ähnliche Stücke dieser Art gesehen. Ein anderes, ungemein beliebtes und weitverbreitetes Werkzeug altgermanischer Tonkunst war die Harfe, alt harpa, hrotta, kelt. crotta, und ihr einheimischer, aus keiner fremden Sprache entlehnter Name spricht für ihre selbständige Erfindung im europäischen Norden. Ohne sie können wir uns den fahrenden oder ritterlichen Sänger, den Verschönerer des festlichen Mahles nicht denken. „Thaer vaes hearpan sveg, svutol song scopes, da war Harfenklang, heller Sang des Sängers," lesen wir im Beowulfsliede. Ebenso tragen die Querpfeife (ahd. swegala) und die Geige (alt giga) einheimische Namen. Auch der Schlachtgesang blieb bei den germanischen Kriegern noch lange im Brauch, selbst wenn sie das Christentum angenommen und die Anrufung der Heidengötter mit dem „Kyrie eleïson" vertauscht hatten: sang was gisungan, wig was bigunnan, heißt es in dem fränkischen Ludwigslied aus dem 9. Jahrhundert.

Nach seiner Lebensbeschreibung durch Eginhard hatte Karl der Große viel Verständnis für Tonkunst und Gesang: „Auf die Verbesserung des Lesens und Singens in der Kirche verwandte er große Sorgfalt. Denn in beiden Dingen war er sehr erfahren, wenn er auch selbst nicht öffentlich las und nur leise im Chor mitsang." Vom Papst Stephan ließ er sich, wie der Mönch von St. Gallen berichtet, „einige im Kirchengesang wohlerfahrene Geistliche" kommen, die aber die auf sie gesetzten Hoffnungen nur teilweise erfüllten, so daß der Kaiser zwei Deutsche „von guten Anlagen" aus seiner nächsten Umgebung nach Rom schicken mußte. In St. Gallen und Metz entstanden so zwei Schulen des Kirchengesangs, die ihre Wirksamkeit nach und nach über das ganze Frankenreich ausdehnten. Die von dem letztgenannten Schriftsteller geäußerte Ansicht, von der Stadt Metz habe die „Messe" ihren Namen, ist eine jener meist verkehrten Volksdeutungen; das ahd. mattina, Frühgottesdienst, kommt selbstverständlich vom lateinischen matutinus, morgendlich, her.

Dafür, daß auch manche altfränkische Volksweisen in den lateini-Kirchengesang übergegangen sind, möchte ich ein den Leser vielleicht überraschendes, aber doch sehr bedeutungsvolles und lehrreiches Beispiel anführen. Schon auf der Schule, als wir in der deutschen Stunde die Merseburger Zaubersprüche kennen lernten, war es mir aufgefallen, daß der erste derselben bei feierlichem Vortrag merkwürdig an den Tonfall des „Gaudeamus" erinnert; doch legte ich damals der Sache kein Gewicht bei und hatte sie längst vergessen, bis ich durch eine zufällige Anregung, einen kleinen Aufsatz im „Heimdall" (X 3, 1905), wieder daran erinnert wurde. Wenn auch Andern, dachte ich mir, dieser seltsame Anklang auffällt, muß am Ende doch irgendein Zusammenhang bestehen, aber welcher? Nun ging ich der mich lebhaft anziehenden Frage weiter nach und konnte schließlich auf Grund anderer Vorarbeiten, besonders der meines verstorbenen Freundes Koßmann[6]), feststellen, daß das „Gaudeamus", dies jetzt hauptsächlich beim Zusammenwerfen der Fackeln gesungene Festlied der deutschen Studenten, im Mittelalter aus der Umdichtung und Verschmelzung zweier lateinischer Bußgesänge über die Vergänglichkeit des Menschenlebens und die Verachtung der Welt auf der Pariser Hochschule entstanden und von da auch nach Deutschland gekommen ist, wo es wiederholte Umgestaltungen, Erweiterungen und Übersetzungen erfahren hat. Mit Hilfe der verschiedenen Lesarten läßt sich aber der ursprüngliche, aus einem mit „Olim militaveram" beginnenden Gedicht des im 12. und 13. Jahrhundert lebenden Peter von Blois und dem „De contemptu mundi" überschriebenen Bußgesang[7]) einer Pariser Handschrift von 1297 hervorgegangene Kern, die älteste Fassung wiederherstellen. Nach meiner angegebenen Orts ausführlich begründeten Vermutung lautet diese folgendermaßen:

---

[6]) Hypotheſen und Konjekturen zum Gaudeamus igitur (Frankf. Zeitg. 311/2, 1897). — Vgl. auch „Zur Entstehung des Gaudeamus igitur" (Burſch. Bl. V u. VII, 1891/3).

[7]) Die beiden Gedichte haben nachstehenden Wortlaut:

Olim militaveram
Pompis huius saeculi,
Quibus flores obtuli
Meae juventutis;
Pedem tamen retuli
Circa vitae vesperam,
Nunc daturus operam
Militiae virtutis.

Vita brevis, brevitas in brevi finietur;
Mors venit velociter et neminem veretur.
Ubi sunt, qui ante nos in hoc mundo fuere?
Venies ad tumulos, si eos vis videre.
Cineres et vermes sunt, carnes computruere.
Surge, surge, vigila! Semper esto paratus!

Wie man sieht, hat das erste, etwas vereinfacht, die Weise, das zweite die Worte geliefert.

Gaudeamus igitur, Juvenes dum sumus! Hora heu devolvitur, Quidquid dat dissolvitur, Velut vento fumus.	Eurer Jugend, Freunde, freut Euch, bevor sie schwinde! Was die flücht'ge Stunde beut, Ach, wie schnell wird das zerstreut, Wie der Rauch im Winde.
Vita brevis, ociter Brevi finietur; Venit mors velociter, Rapit nos atrociter, Neminem veretur.	Kurz ist unsres Lebens Zeit, Kommt gar bald zu Ende; Grimmer Tod voll Grausamkeit Rafft uns hin, eh wir bereit, Wer ist, der ihn wende?
Ubi sunt, qui ante nos In mundo fuere? Abeas ad inferos, Transeas ad superos, Si vis hos videre.	Sagt, wo sind sie allzumal, Die vor uns hier waren? In der heißen Hölle Qual, In des Himmels hohem Saal Wirst du's wohl erfahren.

Deutlich ist in den lateinischen Worten — auch in der Übersetzung habe ich dies wiederzugeben versucht — noch der Stabreim neben dem Endreim zu erkennen, gerade wie in dem altfränkischen Zauberspruch, der, mit geringfügigen Änderungen, ganz genau zu der noch heute gesungenen Weise des Burschenliedes stimmt:

Eiris sazun idisi Sazun hera duoder: Suma haptband heptidun, Suma heri lezidun, Jo, insprinc haptbandun!	Einstmal saßen weise Fraun, Saßen hin und wieder: Haft und Bande hielten sie, Und den Heerzug hemmten sie. Auf, entspring den Banden!
Eiris sazun idisi Umbi cuoniowidi: Suma cnodun clubodun, Suma sailir losidun, Jo, invar vijandun!	Einstmals saßen weise Fraun Um verstrickte Glieder: Klaubten sacht die Knoten auf, Löften auch das Seil darauf. Auf, entflieh den Feinden!

Ehe ich nun auf Weiteres eingehe, muß ich auseinandersetzen, wie ich zu der Erweiterung des Merseburger Zauberspruchs, eines der ältesten, aus der Heidenzeit stammenden fränkischen Sprachdenkmäler, gekommen bin. Den Wortlaut der Handschrift:

Eiris sazun idisi, sazun hera duoder.
Suma hapt heptidun, suma heri lezidun,
Suma clubodun umbi cuoniowidi,
Insprinc haptbandun, invar vigandun!

suchte Thiessen (übrigens ein Deckname) in dem angeführten Heimdall-Aufsatz, wie folgt, zu verbessern:

Eiris sazun idisi, sazun hera duoder,
Suma haptband heptidun,
Suma heri lezidun,
Umbi cuoniowidi clubodun:
Insprinc bandun, invar wigandun!

Mit dem Anfang war ich ganz einverstanden, insbesondere schien mir die Ersetzung des hapt in der zweiten Zeile durch das aus dem Schluß heraufgenommene haptband ein glücklicher Gedanke, da ich hier beim Singen immer einen Laut hatte einschalten müssen. Aber erst in einer Zerlegung des Liedchens in zwei Strophen glaubte ich die richtige Lösung gefunden zu haben und schloß meine Einsendung an die genannte Zeitschrift (X 4) mit den Worten: „Nach dieser Ergänzung passen die Worte vollständig zu der Singweise, und der hier zum ersten Male neben dem Stabreim auftretende Endreim ist gleichmäßig verteilt." An einen Zufall konnte ich nun nicht mehr glauben, doch war mir der ganze Zusammenhang noch nicht klar. Durch mancherlei andere Arbeiten in Anspruch genommen, hatte ich die mir nicht sehr wichtig erscheinende Angelegenheit ganz aus dem Sinne verloren, als ich wieder durch den Heimdall daran erinnert wurde.

In der „Deutschen Welt" (IX 34) und dann, etwas erweitert, auch in dieser Zeitschrift (XII 4 u. ff.) hatte Winterstein eine hübsche Arbeit über „Bekannte Lieder in neuer Beleuchtung" veröffentlicht. Darin kam er u. a. auf den Merseburger Zauberspruch zu sprechen, fand meine Ergänzung desselben im Gegensatz zu Thiessen „durchaus befriedigend" und knüpfte daran folgende Bemerkung: „Die Weise wird durch die fränkischen Eroberer in Gallien eingeführt und dort in den Kirchengesang gekommen sein; ähnlich haben auch andere geistliche Lieder alte Weisen übernommen." Dazu stimmt aufs beste die unzweifelhaft fränkische Sprache der Merseburger, nach der Schrift wahrscheinlich im 9. oder 10. Jahrhundert von einem Mönch im Kloster Fulda aus dem Gedächtnis niedergeschriebenen Sprüche. Die Meinungsverschiedenheit der Germanisten hinsichtlich der Sprache, die man für thüringisch, sächsisch oder sonstwas gehalten hat, ist mir, offen gestanden, unverständlich. Die Wortbildungen spilodun und thancodun des ohne jede Frage fränkischen Ludwigsliedes entsprechen vollständig denen, clubodun und heptidun, unseres Spruches, an den auch die Redewendung Suman thuruh skluog her, suman thuruh stah her aufs lebhafteste erinnert. Von nicht geringer Bedeutung ist es ferner, daß gerade bei den Franken, auch links vom Rhein, so im Ludwigslied, im Loblied auf den h. Petrus, bei Otfrid, zuerst der Endreim auftritt, während andere germanische Völker, Alt- und Angelsachsen, Schwaben und Baiern (Heliand, Hildebrandslied, Beowulf, Muspilli, Wessobrunner Gebet) viel länger und hartnäckiger am Stabreim festhielten. Ungefähr zu gleicher Zeit finden wir auch bei den zuerst von den Franken unterworfenen Alemannen, anfangs gleichfalls in Verbindung mit dem Stabreim, die ersten Spuren des Endreims:

Sose snel snellemo pepagenet andremo,
So wirdet sliemo firsniten sciltriemo.
(St. Galliſche Rhetorik, 9. Jahrh.)

Dadurch, daß das älteſte deutſche Gedicht mit Endreim aus der Heidenzeit ſtammt und mit der neuen Reimweiſe noch die uralte des Stabreims verbindet, wird auch die oft gehörte Anſicht widerlegt, der Endreim ſei aus der kirchlich-lateiniſchen in die altdeutſche Dichtung gekommen. In Wahrheit war der Vorgang ein gerade umgekehrter: infolge der langen und innigen Berührung mit den Germanen, insbeſondere den Franken, gaben die ſpätlateiniſchen Dichter ihre alten Versmaße auf und paßten auch die Sprache Ciceros der raſch ſich verbreitenden neuen Reimart an. Die durch das Stabat mater berühmt gewordene, ſpäter oft auch für weltliche Dichtungen, z. B. von Scheffel (Silvae nigrae corde toto u. a.), nachgeahmte Weiſe finden wir zuerſt in einem Loblied auf Karl den Großen aus dem 9. Jahrhundert:

Urbs Aquensis, urbs regalis,
Regni sedes principalis,
Prima regum curia,
Regi regum pange laudes,
Qui de magni regis gaudes
Karoli clementia.

Ähnlich, zum Teil noch Stab- und Endreim verbindend, ſind die vom Biſchof Warmund im 11. Jahrhundert geſammelten „Gedichte von Ivrea", z. B. ein Loblied auf den H. Brendan:

Iam Brendani sanctos mores
Cantant fratres et sorores,
Sub concordi cantilena
Sibi serviat Camena.

So gewinnt der, wie mir ſcheint, einwandfrei geführte Beweis, daß das „Gaudeamus" im 13. Jahrhundert unter den Hörern der Pariſer Hohen Schule aus der Verſchmelzung und Verweltlichung geiſtlicher Lieder entſtanden[8]) iſt, eine erhöhte, weit über den Einzelfall hinausreichende Bedeutung. Die uralten Volkslieder der Franken, mit denen ſie ihre Götter und Helden gefeiert und in brauſendem Schlachtgeſang den Kampf eröffnet hatten, waren auch im neuen, ſchwertgewonnenen Vaterlande nicht vergeſſen worden. Wie ſo manche andere

[8]) Ein Aufſatz von Bernſtorf über „Das Gaudeamus" in der Kartellzeitung des Sonderhäuſer Verbandes deutſcher Studenten-Geſangvereine (XXII 6) bringt nichts Neues zur Sache. — In der Köln. Zeitg. („Zum Gaudeamus igitur", 13. III 11) hebt ein ungenannter Verfaſſer nach v. Crailsheim und gegen Kindleben die Richtigkeit der Lesart Si vis hos videre oder Quos si vis videre hervor.

Erinnerung an das Heidentum wurden sie aber nach der Bekehrung des tapferen Volkes von den klugen Priestern umgestaltet und dem neuen Glauben dienstbar gemacht; mit lateinischen Worten versehen, erschollen nun die altgewohnten feierlichen Weisen zu Ehren des Heilandes und der Jungfrau Maria in den prächtig geschmückten, weihrauchdurchdufteten Gotteshäusern. Später wurden dann den frommen Gesängen von der lebenslustigen Jugend wieder weltliche, oft recht unheilige Worte untergelegt, die zu Volksliedern wurden und sich so durch allen Wechsel der Zeiten, zum Teil bis auf die Gegenwart, erhalten haben. Ein anderes Beispiel, daß ein Kirchenlied zu einem trinkfreudigen Burschensang geworden, ist das bekannte, wahrscheinlich von Walter von Chatillon (Gualterus a Castellione) im 12. Jahrhundert gedichtete Mihi est propositum.

So ungefähr müssen wir uns die Entstehung, Verbreitung und Erhaltung des Gaudeamus vorstellen. Daß solche Zauberlieder, samt ihren Weisen, uralt sind und vielfach bis in die Zeit vor der Trennung der Stämme zurückreichen, geht aus der merkwürdigen Übereinstimmung der Merseburger Sprüche mit einer Stelle aus der Edda (Havamal 150) hervor:

Binden mir Männer Gliedbeugen mit Banden,
Dann sing' ich so, daß ich schreiten mag:
Vom Fuß springt die Fessel, von Händen die Haft.

Es ist durchaus nicht unmöglich, daß unsre Redensart „in Haft und Banden" auf eine solche Beschwörung zurückgeht. Der Ausdruck biguolen des zweiten Spruches im Vergleich mit dem gel der Edda zeigt, daß sie gesungen wurden, und als incantationes (Zaubergesänge) wurden sie ja auch von den eifernden Geistlichen verfolgt. Mit Recht heben die Erklärer hervor, daß in den Beschwörungen, um sie wirksamer zu machen, meist die Erzählung eines ähnlichen Vorgangs vorangeht; in unserm Falle werden die Fesseln zuerst angelegt und dann wieder gelöst. Dem entspricht vollkommen die von mir vorgeschlagene Zerlegung des Spruches in zwei ebenmäßig gebaute Teile. Der fränkische Mönch, der ihn in einer müßigen Stunde auf den Deckel eines Meßbuches schrieb, kann leicht, von seinem Gedächtnis im Stiche gelassen, zwei Strophen in eine zusammengezogen haben.

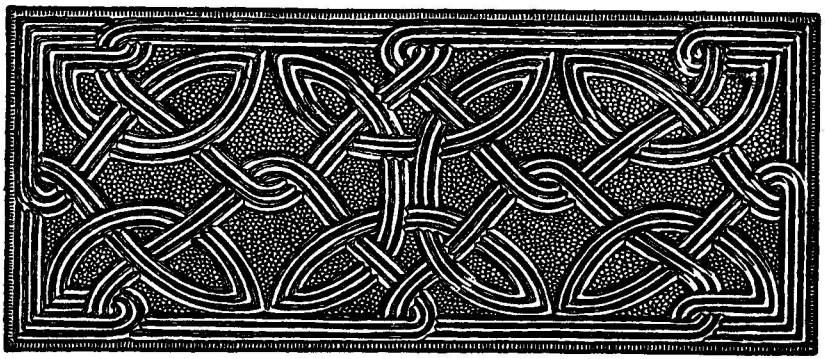
Demnach wäre, wenn meine Vermutung zutrifft, die Geschichte des Gaudeamus eine noch viel ältere, seine Bedeutung eine weit größere, als man früher annehmen konnte, und dies vermag vielleicht die ergreifende Wirkung zu erklären, die seine weihevollen und mächtigen Klänge stets auf den Hörer ausüben, auch wenn er die lateinischen Worte nicht versteht. Mögen drum die deutschen Burschen, wenn aus Hunderten jugendlicher Kehlen der brausende Festgesang ertönt und die vom

Feuerſchein geröteten Schläger zuſammenklirren, ihrer Heldenahnen und des ruhmreichen Vaterlandes gedenken, zu deſſen Hütern ſie und ihre Schwerter berufen ſind.

Auch auf dem Gebiete der Tonkunſt[9]) und Dichtung verrät unſer Volk eine hervorragende, eigenartige Begabung, hat es mindeſtens ebenſoviel gegeben wie empfangen. In unſern Heldenliedern ſprudelt ein reicher, unverſiegbarer Quell uralter Überlieferung, läßt ſich durch „der Dichtung Schleier" noch deutlich mancher Zug unſrer großartigen Vergangenheit erkennen. Wer könnte mit größerem Recht von ſich ſagen

uns ist in alten maeren wunders vil geseit?

[9]) Vgl. den ſchönen Aufſatz „Deutſche Muſik-Spiele", Heimdall XVIII 11, 1913. —



6. Germaniſche Kunſt.[1])

Et sculpturata lusit in arte faber.
Und in des Rankenwerks Spiel zeigt
ſich beim Schnitzer die Kunſt.
Fortunatus Venantius.

Um Mißverſtändniſſen vorzubeugen und Wiederholungen zu vermeiden, ſcheint es geraten, den folgenden Unterſuchungen eine kurze Begriffsbeſtimmung deſſen, was darin unter „Stil" verſtanden wird, vorangehen zu laſſen. Die höchſte Blüte der Kunſt, d. h. die vollendete Nachbildung des Schönen in der Natur, hat keinen Stil, kennt keine Unterſchiede nach Zeit und Volk: die Meiſterwerke von Phidias begegnen ſich mit denen von Thorwaldſen im gleichen Endziel. Welch himmelweiter Abſtand aber zwiſchen einem griechiſchen Tempel und einem nordiſchen Dom, Bauwerken, von denen doch jedes in ſeiner Art eine hohe Stufe künſtleriſcher Ausgeſtaltung erreicht hat! Was ſie ſo verſchieden macht, iſt eben ihr „Stil", der nur durch die geſchichtliche und künſtleriſche Entwicklung beider Völker, der Hellenen und Germanen, verſtändlich wird. Die Götter ſelbſt, in denkbar ſchönſter Menſchengeſtalt, bildet der wahre Künſtler gleich im hohen Norden wie an homeriſchen Geſtaden, ihre Behauſungen aber, künſtleriſch verklärte Nachbildungen menſchlicher Wohnungen, grundverſchieden. Wir ſehen alſo, „Stil" hat nur diejenige Kunſt, die zur Herſtellung und Ausſchmückung alles deſſen dient, was wir zu des Lebens Kampf und Arbeit, des Leibes Schutz und Zierde gebrauchen, Waffen und Werkzeug, Schmuck und Geſchmeide, Gewand und Geräte, Haus und Hof.

[1]) Unter der Überſchrift „Germaniſcher Stil und deutſche Kunſt" zuerſt in der Zeitſchrift „Deutſche Kunſt und Dekoration" II 6 u. ff. erſchienen, dann etwas erweitert als beſondere Schrift herausgegeben, Heidelberg, A. Emmerling, 1899.

Immer und überall wird all dies so gefertigt, wie es das Kind von den Eltern, der Lehrling vom Meister gelernt hat, wie es die besonderen Verhältnisse, die Bedürfnisse und Gewohnheiten der Völker erfordern. Je länger und ungestörter daher der Entwicklungsgang eines Volkes ist, desto kräftiger wird sich in allem, und ganz besonders auch in der Kunstübung, dessen Eigenart ausbilden und ausprägen. Das Stilgefühl ist, wie Sprache und Sitte, in Fleisch und Blut übergegangen, so daß der einheimische Künstler und Handwerker, und zwar völlig unbewußt, gar nicht anders als „stilvoll" arbeiten kann. Hat einmal das Stilgefühl solche Macht und Allgemeinheit erlangt, so kann ihm auch die gelegentliche Aufnahme von Fremdem nichts mehr anhaben; die im Lauf der Geschichte durch Berührung mit anderen Völkern unvermeidliche Entlehnung von „Motiven" ändert den Stil nicht, sondern diese selbst werden unwillkürlich „stilvoll" gemacht, so gewandelt und behandelt, daß sie in dem altererbten Schatz von Vorbildern als gleichwertige und ebenbürtige Bestandteile aufgehen. Es kommt daher den „Motiven" nicht die große Bedeutung zu, die ihnen manche Kunstforscher zuschreiben; Hauptsache ist und bleibt die Art der Behandlung.

Aus dem Gesagten geht hervor, daß genaue Kenntnis der Lebensbedingungen und Geschichte eines Volkes die Voraussetzung bilden muß für eine zutreffende Beurteilung seines Kunstgeschmacks. In dieser Hinsicht waren wir Deutschen besonders übel dran, denn die das verflossene Jahrhundert beherrschende Ansicht von der Einwanderung aus Asien war in keiner Weise geeignet, eine richtige Auffassung der natürlichen Grundlagen unsrer Geschichte aufkommen zu lassen. Über Zeit und Art der Wanderung aus dem inneren Hochasien bis in die geschichtlichen Wohnsitze unsres Volkes begegnete man den widersprechendsten Anschauungen, und nur in einem war man einig: unsre Vorfahren waren „Barbaren" und verdanken alles und jedes der Berührung mit Rom[2]), der Übermittlerin uralter orientalischer Kultur an die Völker des Nordens. Als Beispiel für die geringschätzige Beurteilung unsres eigenen Volkstums sei, statt vieler anderer, nur der Ausspruch[3]) eines sehr einflußreichen und schulemachenden Kunstschriftstellers, Gottfried Sempers, erwähnt: „die germanischen Horden, ohne nationalen Zusammenhang, doch durch gemeinsame Sprache[4]) verbunden, waren von der Gesellschaft ausgestoßene Heimatlose und wahrscheinlich durch langes Umherziehen mehr als ihre Vorgänger (die Kelten)

[2]) Die Griechen nannten übrigens nicht nur die Römer „Barbaren", sondern sogar ihre nächsten Verwandten, die Makedonier (Thukyd. IV 126).

[3]) Der Stil in den technischen und tektonischen Künsten, Frankfurt a. M. 1860.

[4]) Das wenigstens mußte man ihnen lassen!

verwildert". Ist es denn da zu verwundern, daß man der germanischen Kunst nicht gerecht zu werden vermochte, daß das nordische Zierwerk „in seinem Schlangengewirre gleichsam urweltlich und finster chaotisch" erschien? Allerdings sind neuere Schriftsteller durch eingehende und liebevolle Beschäftigung mit der nordischen Kunst zu anderen Urteilen gelangt[5]), der ganze Zusammenhang und das wahre Wesen germanischer Zierkunst aber wird nur dem klar werden, der die Wurzeln erkannt hat, aus denen sie erwachsen ist. Diese Wurzeln aber fallen zusammen mit denen des Stammbaums unsres Volkes und sind dort zu suchen, von wo die Germanen einst wie „Bienenschwärme" über den Weltteil ausgeströmt waren, wo noch heute das germanische Wesen sich am reinsten erhalten hat, auf der skandinavischen Halbinsel, der „Werkstatt der Völker", dem „Mutterschoß der Menschengeschlechter". Dort hat das Volk auch im Äußeren das Bild der Germanen des Tacitus noch am reinsten bewahrt, dort hatte sich die alte Volksschrift der Runen[6]) am längsten in Gebrauch erhalten, dorthin müssen unsere jungen Baumeister wandern, in den herrlichen Gotteshäusern von Lund und Drontheim, in den norwegischen Stabkirchen müssen sie zeichnen und vergleichen, wenn sie einen Begriff von der Größe und Eigenart germanischer Kunst bekommen wollen. Mag auch Deutschland „mehr Baudenkmäler von größerem Formenreichtum besitzen. Skandinavien[7]) hat solche von kraftvollerer Urwüchsigkeit aufzuweisen. An den nordischen Werken treten alle Germanismen mit vermehrter Intensität, Reinheit und Klarheit hervor!"

Zweierlei ist, wenn wir nun in die Untersuchungen über den germanischen Stil eintreten, auseinander zu halten, die Zierkunst und die Baukunst. In den Gräbern aller Germanenstämme, seien es Ostgoten am Schwarzen Meer oder an der unteren Donau, seien es Westgoten in Spanien, Langobarden in Oberitalien, Burgunden am Genfersee, Angelsachsen in England, Franken am Niederrhein und in Gallien,

---

[5]) „Lebhafte Entwicklung, Augenblicksfrische, Stegreif! Und doch ist das Ganze — trotz dem Tausenderlei im einzelnen — ein Guß, ein Stil, ja als Stil etwas durchaus Gesetzmäßiges, eine scharfumgrenzte Einheit!" Die frühmittelalterliche Kunst der germanischen Völker unter besonderer Berücksichtigung der skandinavischen Baukunst in ethnologisch-anthropologischer Begründung dargestellt von Friedrich Seesselberg. Mit 500 Abbildungen und einem Tafelwerk. Berlin, E. Wachsmuth, 1897. — Von mir in der „Rundschau" (Beil. zur Deutsch. Ztg.) Nr. 51, 1898, besprochen. — Vgl. auch Seesselberg, Volk und Kunst, Berlin 1906, und Bramsen, Rasse, Kultur und Kunst (Zschr. f. bild. Kunst, N. F. VII 2, 1905); der letztere Aufsatz ist geistreichelnd geschrieben, geht aber der Sache nicht auf den Grund und verwechselt die Begriffe „Rasse" und „Volk".

[6]) Vgl. die vorhergehenden Abschnitte.

[7]) Seesselberg a. O. — Mohrmann u. Eichwede, Germanische Frühkunst, Leipzig Chr. H. Tauchnitz, 1905.

Alemannen am Oberrhein, Schwaben an der Rauhen Alb, Markomannen in Böhmen, Baiovaren in der Ostmark, Sachsen an der Niederelbe, Normannen oder Schweden in der alten Heimat, überall finden wir nicht nur trefflich geschmiedete Schutz- und Trutzwaffen, Schildbuckel, Helme[8]), Lang- und Kurzschwerter (spatha, scramasax), Gerspitzen (framea, lancea, ango) und Wurfbeile (francisca) von im allgemeinen übereinstimmender[9]) Gestalt, sondern es zeigt sich auch an Schmucksachen, wie Gewandnadeln (spanga, nusca, sigla), Hals- und Armringen (bauga), Ohrringen u. dergl., an Riemenden (nastala), Schnallen (hringa) und Beschlägen des Schwertgurts (balteus), an Ortbändern, Pferdegeschirren u. ä. ein so eigenartiges und einheitliches Zierwerk, daß ein einigermaßen geübtes Auge sofort die germanische Herkunft eines derartigen Fundstücks erkennt. Die Art der Verzierung läßt sich ungefähr mit den Worten von Knackfuß[10]) beschreiben: „Die ganze Fläche des Schmuckstücks ist mit durchkreuzten, verflochtenen und verschlungenen Linien, mit schmäleren und bandartigen Streifen bedeckt, welche sich ganz willkürlich durcheinander wirren, hin und wieder sich zu fratzenhaften Menschen- und Tierköpfen zusammenfügen, häufig auch in Schlangenköpfe auslaufen und so im ganzen den Eindruck eines Knäuels von kämpfenden Drachen hervorrufen". Die Frage nach dem Ursprung dieses von der klassischen Überlieferung so völlig abweichenden „Stils" lag nahe; ebenso selbstverständlich für manche Kunstforscher war aber auch die Antwort: er stammt aus dem Orient[11]), aus Byzanz, und ist durch Vermitte-

[8]) Bei der Beurteilung der germanischen Helme behauptet sich noch das alte Vorurteil. Sie sollen aus dem „bosporanischen Kulturkreis" stammen und zuerst in den „pantikapäischen Helmfabriken" hergestellt worden sein. So Götze über „Ostgotische Helme und symbolische Zeichen" im Mannus I 1/2, von mir in d. Pol. anthr. Revue, VIII 10, besprochen, und Ebert „Die frühmittelalterlichen Spangenhelme vom Baldenheimer Typus" und „Ein Spangenhelm aus Ägypten" in der Prähistor. Ztschr. I u. II. Solche Helme sind nicht nur in Dalmatien, Italien, Ägypten, Süddeutschland und Ostfrankreich, sondern auch im Norden, in Schleswig, Dänemark und Schweden gefunden worden. Daß diese prächtigen Helme (aus den Häuptlingsgräbern von Vendel), sagt Montelius (Kulturgesch. Schwedens), „wie die meisten anderen Waffen, einheimische Arbeiten sind, geht aus dem Stil hervor." Im Süden wurde gelegentlich auch anderes Zierwerk aufgenommen.

[9]) Manche Stämme hatten eine Vorliebe für bestimmte Waffen so z. B. die Ostgermanen, gotisch-vandilischen Stammes, für runde Schilde und kurze einschneidige Schwerter (rotunda scuta, breves gladii), die Franken für die gefürchtete Wurfaxt und den Wurfspieß mit Widerhaken (ango), oder Farben; die Franken hatten weiße, die lygischen Harier schwarze (nigra scuta, Tac. Germ. 43), die Angelsachsen gelbe, die Altsachsen rote, die Friesen blaue, andere Völker grüne oder zweifarbige Schilde.

[10]) Deutsche Kunstgeschichte, Bielefeld und Leipzig 1888.

[11]) So z. B. de Baye, L'art des barbares à la chute de l'Empire

lung der Goten den übrigen Germanen mitgeteilt worden. Diese Ansicht widerlegt sich eigentlich von selbst; denn im 4. und 5. Jahrhundert, als die Goten in nähere Berührung mit Ostrom traten, hatten sie sich durch ihre Südwanderung schon völlig von den übrigen Germanen losgelöst und konnten auf diese auch keine Rückwirkung mehr ausüben. Das Beispiel der von Ulfila erfundenen Schrift, die auf die Goten beschränkt blieb, zeigt dies aufs deutlichste. Auch fehlt die Zeit, die zur Ausbildung und Verbreitung des Stils auf diesem Wege unbedingt nötig gewesen wäre, vollständig, denn in ungefähr gleichzeitigen Alemannengräbern am Oberrhein[12]) finden wir die Eigenart germanischer Zierkunst schon deutlich ausgeprägt. Nimmt man, wie Andere[13]) tun, Westrom als Ausgangspunkt der germanischen Kunst

---

romain, 1890; Origine oriental de l'orfèvrerie cloisonnée 1893 u. a. — Aber auch aus den fachwissenschaftlichen Werken der neueren Zeit ist diese Anschauung noch nicht verschwunden; vgl. die in mancher Hinsicht so verdienstvollen Werke von Salin, „Die altgermanische Tierornamentik", und Montelius, „Kulturgeschichte Schwedens".

[12]) Die aus der Gegend von Lörrach stammenden Funde sind von Wagner in der Westdeutschen Zeitschr. f. vaterl. Altertumskunde, IX 1890, veröffentlicht. Die Münzen weisen auf die früheste Ansiedelung der Alemannen in jener Gegend hin. Außerdem gibt es aber in Baden Germanengräber von anscheinend noch höherem Alter, die von Wilhelmi 1838 bei Wiesental eröffneten Grabhügel, die nach den Schädeln und Beigaben, darunter Riemenden mit Verschlingungen, unzweifelhaft germanischen Ursprungs sind. Lindenschmit setzt sie wegen der römischen Topfscherben ins 5. Jahrhundert. Da aber aus dieser Zeit in Süddeutschland keine germanischen Grabhügel, sondern nur Flachgräber bekannt sind, stammen sie wahrscheinlich aus der Zeit der Landnahme, d. h. aus dem 4. Jahrhundert. Die in den Hügeln sich findenden, streng von Ost nach West gerichteten, mit Mörtel ausgestrichenen, länglich viereckigen Grabkammern machen einen hochaltertümlichen Eindruck und bilden jedenfalls den Übergang von den Hügelgräbern zu den Reihengräbern, die in ältester Zeit auch Grabkammern aus Steinplatten enthielten. Durch spätere Ausgrabungen ist diese Ansicht bestätigt worden; auf die Hügel folgen in gleicher Richtung alemannische Reihengräber. Vgl. Wagners Vortrag im Karlsruher Altertumsverein vom 25. Nov. 1903, Bericht in der Bad. Landeszeitung Nr. 559. Der Versuch Söderbergs, diese Funde seiner Hypothese zulieb ins 8. Jahrhundert herabzudrücken, muß angesichts der aus der besten römischen Zeit stammenden Gefäßstücke als völlig mißglückt angesehen werden. (Om djurornamentiken under folkvandringstiden, Antiquarisk Tidskrift för Sverige XI 5.) Auch neuerdings, zum Teil in meiner Gegenwart, eröffnete Alemannengräber aus vorfränkischer Zeit von Eichtersheim, Bodman und Handschuhsheim enthielten Schmucksachen und Waffen mit völlig entwickeltem germanischem Stil. — Der Ansicht von Schliz (Fränkische und alamannische Kunsttätigkeit im früheren Mittelalter, Heilbronn 1904), die Grabhügel und Plattengräber seien die jüngeren, fränkischen, die Erdgräber dagegen die älteren, alemannischen, kann ich mich, wie auch manchem andern in der sonst sehr verdienstvollen Arbeit, nicht anschließen.

[13]) So bes. H. Hildebrand, Djurtyper i den äldre nordiska ornamentiken, Tidskrift för bildande konst 1876, und The industrial arts of Scan-

an, so ergeben sich, in umgekehrter Richtung, die gleichen Schwierigkeiten. Überhaupt läßt sich, gerade wie die Runenschrift, der germanische Stil nur mit äußerster Künstelei und Verdrehung der Tatsachen aus fremden Quellen ableiten. Da er allen Germanen gemeinsam ist, müssen die Anfänge seiner Entwicklung vor der Trennung der Stämme liegen, und in den Zeiten der Völkerwanderung ist er nicht entstanden, sondern nur, mit germanischer Sprache und Sitte, fast über den ganzen Weltteil verbreitet worden. Bekanntlich ist vor einigen Jahrzehnten, als, hauptsächlich durch das Verdienst Ludwig Lindenschmits, nur die fränkischen Reihengräber am Rhein gründlich erforscht waren, die Bezeichnung „Merowingerstil" aufgekommen, und auch heute noch schreiben manche Forscher[14]) den Franken eine hervorragende Rolle bei der Entwicklung und Ausbreitung dieses Stils zu. So unbestritten die Vorherrschaft der Franken auch ist, deren Tatkraft es zum erstenmal gelang, die störrischen Nacken der Germanen unter ein staatliches Joch zu beugen, in der Kunst sind sie doch nur ein Teil vom Ganzen und haben, wie alle übrigen Stämme, die Anfänge ihrer Volkskunst aus der gemeinschaftlichen Urheimat mitgebracht. Wie diese Kunst uns in der Völkerwanderungszeit entgegentritt, ist sie nicht etwas ganz Neues, sondern das Endglied einer langen und ungestörten Entwicklung; denn damals hatten die nordischen Völker schon die Steinzeit, das Kupfer- und Erzalter, sowie einen guten Teil der Eisenzeit hinter sich. Montelius (Nordiska bronsålderns ornamentik, 1881) sagt: Kein Teil von Europa hat im Bronzealter so reiches Zierwerk aufzuweisen wie der Norden. Sollte die Übung von Jahrtausenden verloren gegangen sein? Undenkbar; aber durch die Annahme einer Einwanderung aus dem Osten waren alle Verbindungen zerrissen, und den plötzlich aus den deutschen Urwäldern hervorbrechenden „Barbaren" wollte man gar nichts Eigenes lassen, alles sollten sie erborgt haben. Und doch zeigt schon ihr erstes Auftreten in der Geschichte, daß sie nicht die rohen Wilden waren, als welche sie oft in Wort und Bild[15]) dargestellt werden. Der glänzende Waffenschmuck

---

dinavia, London 1883. L. Dietrichson, Den norske Traeskiaererkunst, Christiania 1878. S. Söderberg a. O.

[14]) So besonders Söderberg, der auf Seite 4 genannter Abhandlung sagt: Den germanska stilens mest karakteristika former hafva enligt vår mening först utvecklat sig hos Frankerna och ifrån dem spridt sig till andra folk af germansk stam; Frankerna hafva enligt vår tanke varit det ledande folket i den germanska verlden i konsten lika väl som i politiken.

[15]) Unter den zahlreichen künstlerischen Darstellungen germanischer Krieger wird sich kaum eine finden lassen, die Tracht und Waffen mit geschichtlicher Treue wiedergibt. Meist tragen die halbnackten Gestalten ein ungegerbtes Tierfell um die Lenden, wie es etwa der älteren, und ein Steinbeil in der Faust, wie es der neueren Steinzeit entspricht. Versteigt sich ein Künstler zu einem Bronzeschwert

der kimbrischen Reiter, der schon ganz der mittelalterlichen Rittertracht gleicht, erregte sogar die Bewunderung der Römer und ist in anschaulicher Weise von Plutarch[16]) geschildert worden. Stattlich sprengten sie einher mit hochragenden Adlerfittichen und drohenden Tierhäuptern auf den Helmen, mit glänzenden Brünnen und weißleuchtenden Schilden, bewaffnet mit langen Stoßlanzen und mächtigen eisernen Schwertern. Das ist wahrhaftig nicht der Aufzug von „Wilden", sondern die Kriegsrüstung eines ebenso tapferen wie kunstfertigen[17]) Volkes. Nach der Teutonenschlacht wählte Marius aus der Siegesbeute die vollständigen und kunstreich geschmückten (ἐκπρεπῆ) Stücke für seinen Triumphzug aus, und da die Waffenrüstung dieser die deutsche Geschichte ebenso ruhmvoll wie tragisch eröffnenden Scharen so völlig der späterer Zeiten gleicht, dürfen wir annehmen, daß auch schon im Zierat der germanische Stil ausgeprägt war. Für dessen frühes Auftreten sprechen auch die in den letzten Jahren in der Nähe von Prag eröffneten Germanengräber[18]), deren Herkunft durch Schädel und Beigaben sichergestellt ist. Da Böhmen nur vorübergehend, etwa während der ersten zwei Jahrhunderte unsrer Zeitrechnung, von

---

oder einem aus Erzdraht schneckenförmig gewundenen Armreif, wie er der ältesten Bronzezeit eigentümlich, so glaubt er schon ein Altertumskundiger zu sein, und hat nicht einmal eine Ahnung davon, daß er einen Zeitverstoß begangen — mindestens so groß, als ob er Karl den Großen mit einer Pickelhaube oder den alten Blücher mit einem Skramasax dargestellt hätte. — Statt einer eisernen Spatha schwingt Arminius auf dem „Hermannsdenkmal" ein ungefähr um ein Jahrtausend älteres Bronzeschwert, der vor einigen Jahren in Frankreich aufgestellte Vercingetorix statt eines gallischen ein norisches „Antennenschwert". — Auch das kürzlich an einem norwegischen Fjord aufgestellte Frithjof-Denkmal trägt Schmucksachen und Waffen der Bronze- und Hallstattzeit, nicht des Zeitalters der Wikinger.

[16]) Leben des Marius.

[17]) Die kunstreich aus Stahldraht geflochtenen Brünnen (Gudhbyrne scan, heard handlocen, handum gebroden, hringiren scir, Beov. 322) sind nach Diodor eine Erfindung der nordischen Völker, wurden mit manch anderem auch von den Römern angenommen und blieben bis ins 14. Jahrhundert das Hauptstück der ritterlichen Tracht.

[18]) Die neuentdeckten Gräber von Podbaba von Dr. L. Niederle, Mitteilungen der Anthrop. Gesellsch. in Wien 1892. Die Schädel sind von „selten reinem Typus", (durchschn. Index 74) die Bestattungen „ganz regelmäßige Reihengräber". Im Jahr 1893 wurden am gleichen Orte noch drei weitere Gräber aufgedeckt mit unzweifelhaft germanischen Beigaben und Schädeln, die vollkommen mit den früher gefundenen „übereinstimmen" (Mitt. d. Anthr. Ges. in Wien, N. F. XIII). In der Hauptsache verfehlt ist der Aufsatz von Almgren „Zur Bedeutung des Markomannenreiches in Böhmen für die Entwicklung der germanischen Industrie in der frühen Kaiserzeit" (Mannus V 3), der auch die „Suebi Nicretes" wieder aufleben läßt. Die hier abgebildeten und beschriebenen Schmucksachen und Geräte (auch die Augenfibeln und Trinkhornbeschläge) sind gallisch, also älter als die Eroberung des Landes durch die Markomannen.

Germanen bewohnt[19]) war, müssen die schon deutlich den kennzeichnenden Stil aufweisenden Fundstücke aus jener frühen Zeit stammen. Es ist sogar im höchsten Maße wahrscheinlich, daß die Markomannen bei Eroberung des Landes den Stil schon mitgebracht haben.

Unter den Altertumsforschern und Kunsthistorikern, die sich angesichts der vielen übereinstimmenden Denkmäler dem Eindruck nicht verschließen konnten, die germanische Zierkunst sei eine ursprüngliche und einheimische, seien besonders L. Lindenschmit[20]), Sophus Müller[21]), Lachner[22]) und Seesselberg[23]) genannt; was aber, wie schon oben angedeutet, trotz Beherrschung des Stoffes und zutreffender Beurteilung der Einzelheiten ihren Blick für das Ganze und den ursächlichen Zusammenhang trübt, ist die Unklarheit über den Ursprung unsres Volkes: denn wie nach v. Hochstetters treffender Bemerkung[24]) die Frage nach dem Urquell europäischer Kultur zusammenhängt „mit der Frage nach der Herkunft der arischen Völker überhaupt", so werden auch germanische Kunst, Sitte, Sage, Rechtsanschauung nur durch den Mutterboden verständlich, auf dem sie erwachsen sind. Da als Hauptvertreter der Meinung, die germanische Zierkunst habe ihre Quelle in römischen Vorbildern (sin upprindelse i romerska förebilleder), Söderberg zu betrachten ist, so unternehmen wir eine Beurteilung derselben am besten an der Hand der schon erwähnten Abhandlung „Om djurornamentiken under folkvandringstiden".

Die Ansicht, nach dem Falle des weströmischen Reiches sei „Barbarei und Verfall" (barbari och förfall S. 1) an Stelle einer hochentwickelten Kunst und Kultur getreten, ist in dieser allgemeinen Fassung nicht richtig. Die siegreichen germanischen Völker, voran die Ostgoten unter ihrem kunstsinnigen König Theoderich[25]), suchten, was von Bauten und Bildwerken des Altertums noch vorhanden war, zu schützen und zu erhalten. Daß sie nicht unmittelbar an die klassische

[19]) Nach dem Markomannenkriege zogen sich die Germanen südwärts und überließen das Land den Slaven. Vgl. m. Abhdlg. Die Bevölkerung von Böhmen in vorgeschichtlicher und frühgeschichtlicher Zeit, Globus LXII 24, 1892, und meine Schrift Stammbaum und Ausbreitung der Germanen, Bonn 1895.

[20]) Handbuch der deutschen Altertumskunde 1880—89, u. a.

[21]) Dyreornamentiken i Norden, Aarböger för nordisk oldkyndighed og hist., 1880.

[22]) Die Holzarchitektur Hildesheims 1882 und Geschichte der Holzbaukunst in Deutschland, Leipzig 1885/87.

[23]) a. O.

[24]) Die neuesten Gräberfunde von Watsch und St. Margareten in Krain und der Kulturkreis der Hallstätter Periode, Wien 1883.

[25]) Erat enim amator fabricarum et restaurator civitatum, Anon. Vales.

Kunst anknüpften und auf der vorgefundenen Grundlage weiterbauten, lag nicht an künstlerischer Unfähigkeit, sondern gerade daran, daß sie selbst schon eine eigenartige, altererbte, in Fleisch und Blut übergegangene Volkskunst mitgebracht hatten, der sie untreu werden weder wollten noch konnten. Baudenkmäler aus dem frühesten Mittelalter sind, außer dem Grabmal des genannten Königs, allerdings fast keine erhalten — die nach germanischer Sitte in Holz aufgeführten Königshallen und Gotteshäuser konnten den Stürmen der Zeit nicht widerstehen —, von der Prachtliebe germanischer Fürsten aber und der Kunst ihrer Waffen- und Goldschmiede legen Funde wie das Childerichsgrab und langobardische Fürstengräber[26]) beredtes Zeugnis ab. Daß der germanische Stil auf römischer Grundlage beruhe (hvilar på ett romerskt grundlag S. 4), ist nicht so klar (i sig sjelf klart), wie Söderberg meint; denn das hohe Alter mancher Funde, wie der schon die schönsten Verschlingungen zeigenden Riemenden von Wiesental, beweist, daß die auffallendste Eigenart desselben schon zur Zeit der ersten Berührung mit Rom ausgebildet war. Ganz fremd ist diese Verzierung ja auch den übrigen arischen Völkern nicht; wir bemerken Andeutungen davon schon in der mykenischen Kunst, wir finden sie an einem Sarkophag aus Klazomenä[27]), auf einem Bronzeplättchen[28]) des Berliner Museums, auf römischen Mosaikböden u. a., woraus wir auf einen schon der ureuropäischen Kunst eigenen, bei den Germanen aber ganz besonders entwickelten Keim zu schließen berechtigt sind. „Wilde Theorien" (vilda teorierna S. 59) nennt Söderberg die Versuche, die verschlungene Drachen- und Schlangenverzierung (drak- och ormornamentik) aus der arischen Urheimat herzuleiten, und gewiß hätte er recht, wenn dies Ursprungsland in einem fernen Weltteil gesucht werden müßte. Da aber die Heimat der Germanen, Skandinavien, auch die anderen Völker gleicher (nordeuropäischer) Rasse hervorgebracht hat, so kann es nicht auffallen, wenn in einzelnen Zügen europäischer Kunst trotz aller Sonderentwicklung und fremden Einwirkung doch noch die Urverwandtschaft sich erkennen läßt. Ganz deutlich zeigen sich in der Kunst der Kelten, die zuletzt vom gemeinsamen Grundstamm sich abgezweigt haben, an Schwertscheiden, Schilden und Schmuckstücken, an den stilisierten Tiergestalten und Menschenköpfen gallischer Münzen, schon die Anfänge des germanischen Stils[29]). Als Vorbilder für all die tausendfach verschiedenen

[26]) Wieser, Das langobardische Fürstengrab und Reihengräberfeld von Civezzana, Innsbruck 1887. — Cochet, Le tombeau de Childéric, Paris 1859.

[27]) Ant. Denkm. I 44.

[28]) Arch. Anz. 1891, S. 125, Fig. 12 e.

[29]) In dem Aufsatz „Nordische Reiseeindrücke" (Pol. anthr. Revue IV 2, 1901) habe ich geschrieben: „wenn z. B. die sich umwindenden Schlangen eines

Verschlingungen in Bänder und Fäden aufgelöster Tierleiber läßt Söderberg nur den Löwen und Greifen (lejonet och gripen S. 14), allenfalls noch Seepferde (hippokamper) gelten. Für Stilisierung hat er kein Verständnis: er nennt das „fortschreitenden Verfall" (fortskridande förfall S. 10), der dadurch herbeigeführt wird, daß Barbarenhände die Vorbilder und dann immer wieder die entarteten (degenererade) Nachbildungen nachzuahmen suchten (man var hänvisad att kopiera sina egna kopior). Dadurch werden die edlen Vorbilder immer mehr „verstümmelt, entstellt und verwirrt", (stympade och förvirrade S. 51, vanställda S. 58) bis zum „tiefsten Verfall" (djupaste förfall S. 57). Als ob in der Zierkunst das Urbild die Hauptsache wäre, als ob nicht alles darauf ankäme, was daraus gemacht wird! Für die eigenartige Schönheit germanischen Zierats, wie er z. B. an den Ulltunafunden und den herrlich geschnitzten Türen der älteren norwegischen Stabkirchen[30]) bewundert werden kann, hat der ganz von klassischer Kunst eingenommene Forscher weder Blick noch Wort. Aus Edlerem „verbildet und verfratzt . . . . eine römische Ornamentik in ihrem tiefsten Verfall" nennt auch Hoernes den germanischen Stil in seiner „Urgeschichte der bildenden Kunst in Europa"[31]). Das als Stoffsammlung und durch seine Abbildungen wertvolle Werk des ganz in überlebten Vorurteilen befangenen Verfassers ist ein schlagender Beweis dafür, daß das „Trugbild des Ostens" eine richtige Würdigung der europäischen Kunst nicht aufkommen läßt, sondern zu Widersprüchen, hohlen Redensarten und Verstößen gegen die Logik führt[32]). Daß außer Löwen und Greifen auch andere Tier-

ostgotländischen Beschlägs, eines langobardischen Goldblättchens aus Mailand und der Steine aus der altfränkischen Peterskirche in Metz genau die gleiche Gestalt aufweisen, so ist diese Übereinstimmung unmöglich durch Übertragung, sondern nur durch eine gemeinsame Quelle in der Stammesheimat der noch ungetrennten Germanen zu erklären".

[30]) Hildebrand, Teckningar ur Statens Historiska Museum I 1—9. — Dietrichson und Munthe. Die Holzbaukunst Norwegens, Berlin 1893.

[31]) Wien, 1898. — Ein französischer Kritiker, S. Reinach, von dem auch der bezeichnende, von mir mit „Trugbild des Ostens" übersetzte Ausdruck mirage oriental stammt, sagt u. a. über das Buch: qu'il y a là un déluge de mots sur un désert d'idées, qu'au lieu de nous bercer avec de pareilles phrases, M. Hoernes aurait mieux fait de nous dire nettement comment il entend l'influence orientale . . . . si son style est nuageux, la pensée répond quelquefois au style . . . , (L'Anthropologie IX 2).

[32]) Ähnlich urteilen auch Dehio („Alles Suchen nach einem ureigenen germanischen Formenschatz ist umsonst; was man zuweilen dafür gehalten hat, besonders im Bereich der Nordgermanen, ist doch nichts anderes als barbarisiertes Lehngut", Intern. Wochenschr. f. Wissensch., Kunst usw. I 27) und Bremer (a. O. „Es fehlt den Germanen an Schönheitssinn, an Sinn für Anmut, Formen und harmonisches Ebenmaß."

bilder in der germanischen Kunst vorkommen — Vögel, Eber, Rosse, Drachen und was sonst noch mit der Götterſage im Zuſammenhang ſtand —, zeigen gerade die älteſten Funde, wie die der Alemannengräber am Oberrhein, zeigt Tacitus' Beſchreibung[33]) der in den heiligen Hainen aufbewahrten Feldzeichen. Als ſolches war ganz beſonders der Drache beliebt, deſſen hohler, auf hoher Stange getragener Leib, vom Winde gebläht, wie lebend ſich wand und ringelte[34]). Ein ſolches Drachenbild (purpureum signum draconis, Ammian. Marcell. XVI 39) flatterte über den germaniſchen Verbündeten des römiſchen Cäſar in der berühmten Alemannenſchlacht, ein anderes iſt abgebildet in dem aus dem 9. Jahrhundert ſtammenden „Goldenen Pſalter" von St. Gallen. Daß die germaniſchen Künſtler niemals beabſichtigt hätten, Schlangen oder Würmer, ſondern nur Bandverſchlingungen darzuſtellen (det har ej varit afsigten framställa ormar S. 9), auch dieſe Behauptung kann nicht aufrecht erhalten werden, denn wir finden im Norden häufig Darſtellungen von Gunnar in der Schlangengrube, z. B. an der Kirchtüre von Hylleſtad, an einer Stuhllehne von Hitterdal, auf Runenſteinen u. a., wo die ihr Opfer umringelnden Schlangen geſchickt und geſchmackvoll als Zierwerk benutzt ſind. Verzierungen von Waffen und Wänden heißen im Angelſächſiſchen „wurmbunt" (vyrmfah), und die dem großen Theoderich vom Köng der Warnen geſchenkten, ihrer Schönheit wegen als Werke Vulkans[35]) oder Wielands erſcheinenden (putantur esse Vulcani) Schwerter zeigten auf der Klinge Verſchlingungen ſich windender Würmer (quibusdam videntur crispari posse vermiculis . . .) Daß auch Drachen mit Abſicht als Zierwerk benutzt wurden, zeigen nicht nur die Drachenhäupter am Steven der Schiffe und an Hausgiebeln, ſondern u. a. auch ein von Verelius[36]) abgebildeter Runenſtein von Warfruknrke, deſſen Inſchrift beſagt, daß ein gewiſſer Liſſten ſeinem Vater und Sohn „zwei ſchöne Drachen" (tuå gutha draka), d. h. mit Verſchlingungen gezierte Grabſteine errichtet habe. In einem aber darf man Söderberg mit gutem Gewiſſen beiſtimmen, daß nämlich die

[33]) Tac. Germ. 7: effigiesque et signa quaedam detracta lucis in proelium ferunt. Hist. IV 22: depromtae silvis lucisve ferarum imagines . . .

[34]) Claudii Claudiani Panegyr. de VI consul. Honorii:

Quid fixa draconum
Ora velint? ventis fluitent an vera minentur
Sibila suspensum rapturi faucibus hostem?

[35]) Amm. Marc. XVI 10: Dracones, hastarum aureis gemmatisque summitatibus inligati, hiatu vasto perflabiles et ideo velut ira perciti sibilantes eandarumque volumina relinquentes in ventum. — Regi Warnorum Theodericus rex a. 523—26.

[36]) Manuductio compendiosa ad Runographiam, Upsalae 1675.

von manchen Kunstschriftstellern, z. B. Knackfuß[37]) in ihrem Einfluß auf die deutsche Zierkunst sehr überschätzte[38]) irische Buchmalerei nichts anderes ist als eine von den Germanen übernommene Verzierungsart, daß die Entlehnung in umgekehrter Richtung stattfand (att lånet gått i en mottsatt rigtning), als gewöhnlich angenommen wird.

Daß die Germanen bei ihrer Südwanderung schon gewisse Zierformen aus ihrer nordischen Heimat mitgebracht, dafür haben uns die Goten in dem Grabmal ihres großen Königs zu Ravenna ein unvergängliches und eine deutliche Sprache redendes Denkmal hinterlassen. Unter der gewaltigen Kuppel läuft über Schneckenrollen, einem seit der Bronzezeit in Nordeuropa beliebten Zierat, ringsum das zangenförmige „Gotenornament". Diese Verzierung findet sich nicht nur auf einer ebenfalls zu Ravenna befindlichen gotischen Prachtrüstung, sondern auch auf zwei auf Seeland gefundenen silbernen Bogenfibeln[39]) des Kopenhagener Museums, an germanischen Waffen des Halberstadter Diptychon und einem aus dem späteren Mittelalter stammenden Holzstuhl der Altertümersammlung in Christiania. Durch diese verschiedenen Denkmäler ist Heimat und Verbreitungsweg der nur germanischen Zierform so deutlich gekennzeichnet, daß wir kein Wort darüber zu verlieren brauchen. So lassen auch die Verschlingungen bandartig auslaufender Tierleiber nicht nur einen Zusammenhang mit dem Zierwerk früherer Zeiten (visa sammenhanget med den äldre periodens ornamentik) erkennen, sondern beweisen auch besser als irgend etwas anderes, das gibt selbst Söderberg zu, die Gemeinsamkeit der Zieratentwicklung bei den verschiedenen germanischen Stämmen (bevisa en gemensamhet i ornamentikens utveckling hos de skilda germanska stammarna S. 83). Ein sehr merkwürdiges Beispiel von der zufälligen Erhaltung einer ursprünglich nordischen Form im Süden soll nicht unerwähnt bleiben: das Königliche Museum

[37]) Im Herzoglichen Museum zu Braunschweig befindet sich ein kleiner Reliquienschrein aus Walroßzahn mit Bronzebeschläg und einer angelsächsischen Runenschrift. Die Verzierung, Tiergestalten, deren immer dünner werdende Schweife die mannigfaltigsten Verschlingungen bilden, ist sehr fein und eigenartig. Es ist nicht „irische Arbeit", wie früher im amtlichen Verzeichnis stand, sondern angelsächsische. Vgl. den Abschnitt „Runeninschriften". — Solches Zierwerk heißt angelsächsisch brodenmael von bredan, flechten, und vundenmael von vindan, winden.

[38]) Ebenso z. B. von Mogk (Kelten und Nordgermanen im 9. u. 10. Jahrh., Progr. d. städt. Realgymn., Leipzig 1896): „Die irische Ornamentik mit ihrer reichen Bandverschlingung, mit ihren Tiermotiven, zu denen sich später Schlangenmotive gesellen, ist sofort erkenntlich und unterscheidet sich wesentlich von der römisch-germanischen Ornamentik des Mittelalters." In dieser Hinsicht bekundet Salin ein besseres Urteil.

[39]) Thomsen, Annaler för Nordisk Oldkyndighed 1855 S. 335. — Engelhardt, Kragehul Mosefund S. 20.

in Kopenhagen bewahrt unter seinen reichen Schätzen einen aus dem Kloster Sorö stammenden hölzernen Reliquienschrein[40]) mit Eisenbeschlägen gotischen Stils, der an den vier Ecken des Deckels mit Schiffsschnäbeln geziert ist, die vollständig mit denen der Venetianischen Gondeln übereinstimmen. Daß der dänische Kunstschmied seine Vorbilder in Venedig geholt, ist nicht anzunehmen, wohl aber, daß dieser Schmuck des Schiffsschnabels durch einwandernde Germanen, Goten oder Langobarden, nach Italien gebracht worden.

Riegl hat gewiß recht[41]), wenn er sich über die Kunstgelehrten lustig macht, die jede Zierform aus einer „Technik" herleiten und dem freien Spiel künstlerischer Erfindungskraft gar nichts übrig lassen. Ohne uns an „jener wilden Jagd nach Techniken" zu beteiligen, dürfen wir aber doch für manche Arten germanischen Zierats, die besonders dazu auffordern, die Frage nach der Entstehung nicht ganz unbeantwortet lassen. Manche Metallarbeiten, wie z. B. ein bei Furfooz in Belgien gefundenes Riemende[42]) mit unverkennbarem Kerbschnittmuster, sind zweifellos nach Vorbildern aus der Holzschnitzerei gefertigt, andere, besonders mit Verschlingungen verzierte Schmuckstücke oder Runensteine erwecken den Gedanken, daß der Künstler Riemen- oder Schnurgeflechte als Vorlage gebraucht habe. In der Sitzung der Münchener Akademie der Wissenschaften, philosophisch-philologischer Klasse, vom 4. November 1871 sprach Hofmann über das im Abschnitt über die Runen behandelte Kästchen von Auzon mit angelsächsischen Runeninschriften und dem sogenannten „Knotenornament der mystischen Verschlingung". Er erwähnte dabei einige Ledersäckchen[43]), in denen irische Reliquienschreine aufbewahrt waren und die in „kunstreicher Verflechtung von schmalen, flachen Lederriemen gleiche Muster zeigten wie die in Schnitzerei ausgeführten". Daß man hier an die „Entstehung des Ornaments ganz einfach aus der Technik" denken darf, liegt auf der Hand. Diese Beispiele ließen sich leicht vermehren, und es ist ja auch nicht schwer zu begreifen, daß gewisse Zierformen, die ursprünglich aus der Bearbeitung eines bestimmten Stoffes entstanden waren, auf einen anderen, z. B. von Holz auf Stein oder Metall, von Flechtwerk auf Ton, von Weberei oder Knüpfarbeit auf Bein, Holz oder Metall und umgekehrt von gerolltem, gedrehtem oder verflochtenem Draht auf Ton, Holz, Stein oder Bein übertragen wurden. Außer solchen stofflichen Vorlagen hat aber die Zierkunst seit den ältesten Zeiten auch lebende Vorbilder, Mensch und Tier, Zweig,

[40]) Worsaae, Nordiske Oldsager, Kjøbenhavn 1859, Taf. 183.
[41]) Al. Riegl, Stilfragen, Berlin 1893.
[42]) Annales de Société archéologique de Namur XIV 1879 S. 399.
[43]) Archaeologia, London 1871 S. 131. — Petrie, Ecclesiastical Architecture of Ireland, Dublin 1845 S. 332.

Blüte und Blatt, benutzt. Je naturgetreuer diese wiedergegeben sind, desto „naturalistischer", je veränderter, desto „stilvoller" ist die zierende Kunst. Man kann sogar behaupten, diese habe gar nicht die Aufgabe, wirkliche Abbilder zu schaffen, sondern nur gewisse Gegenstände in gefälliger Weise zu schmücken, mit Zierat zu überziehen. Im grauen Altertum wird die „Stilisierung" wohl meist unabsichtlich erfolgt sein, weil der Künstler oft nicht imstande war, lebenswahr zu arbeiten, bald aber wird sich unwillkürlich der Geschmack den „stilisierten" Formen zugewendet haben, da sie sich zum reinen Zierat weit besser eignen. Je weiter sich die Formgebung von der Natur entfernt, je mehr sie sich in einem frei erfundenen Linienspiel auflöst, desto reizvoller wird meist der Eindruck, desto eigenartiger und gefälliger das Zierwerk. Es ist ein Hauptvorzug der europäischen Kunst, nicht in Starrheit zu verfallen, wie es frühzeitig im Orient, am Nil und teilweise auch in Griechenland der Fall war, sondern durch wiederholte Aufnahme neuer Muster, die aber durch die Art ihrer Behandlung nur eine Bereicherung, nicht eine Umgestaltung des Stils hervorbrachten, immer jugendfrisch und lebensvoll geblieben zu sein. Durch fortlaufende Wellenranken und schließlich durch reizvolle Rankengeschlinge die öde Starrheit der altägyptischen Lotosmuster gebrochen und belebt zu haben[44]), ist ein Verdienst der hellenischen Kunst; dieser Vorgang hat schon in mykenischer Zeit begonnen und im „hellenistischen Stil" seine höchste Vollendung erreicht. Es kann kein Zweifel darüber obwalten, daß dieser Fortschritt der wiederholten Einwanderung arischer Volkswellen, Pelasger, Hellenen, Makedonier, in die Balkanhalbinsel zu verdanken ist. Die germanische Zierkunst, die ursprünglich nur mit Verschlingungen und stilisierten, in Bänder und Fäden aufgelösten Tierleibern arbeitete, hat im Laufe ihrer späteren Entwicklung auch die Aufnahme pflanzlicher Vorbilder nicht verschmäht und durch die Verbindung der Wellenranke mit allerlei sich durchwindendem und herumkletterndem Getier, wobei sich oft tierische und pflanzliche Gebilde in scheinbar unentwirrbarem Knäuel verschlingen und durchdringen, eine unvergleichliche Wirkung erzielt, wie wir sie an den geschnitzten Türplanken der älteren norwegischen Stabkirchen, in Urnes, Borgund, Hitterdal, Hylleſtad, Lomen, Stedje u. v. a. bewundern können. Dabei sind der Erfindungs- und Einbildungskraft des Künstlers keine Schranken gesetzt: er kann

[44]) Darauf hat ganz besonders Riegl in seinem genannten gedankenreichen Buch „Stilfragen" hingewiesen. — Der aus dem 11. oder 12. Jahrh. stammende, im alten Mainzer Judenviertel gefundene, vom Kaiser den königl. Museen zugewendete Frauenschmuck bildet ein glänzendes Zeugnis für die Kunst der deutschen Goldschmiede, ihn jedoch mit v. Falke der Kaiserin Gisela zuzuschreiben, dazu liegt ein zwingender Grund nicht vor (Abb. in der Leipz. Ill. Zeit. vom 4./XII 13).

immer neu und doch immer „stilvoll" schaffen. Dieser handgreifliche Vorzug zeichnet den germanischen Stil vor allen anderen aus. Wer in der Zerdehnung der Tierleiber in immer dünner werdende Bänder, wer in dem oft wilden, aber nie unschönen Ringen, Durchdringen und Umschlingen nur „Entartung, Verstümmelung, Entstellung und Verwirrung" erblickt, für den ist nicht nur der germanische Stil unverständlich, der weiß überhaupt nicht, was „Stil" ist. Unsre stillose Zeit muß sich, wenn sie nicht einfach nachahmen will, auf „naturalistisches" Zierwerk beschränken. Sollte nicht durch eingehende und verständnisvolle Beschäftigung mit der germanischen Kunst eine Wiederbelebung des Stilgefühls, eine neue „stilvolle" und doch nicht knechtisch nachahmende deutsche Kunst möglich[45]) sein? Vielleicht finden wir in den folgenden Betrachtungen über die Baukunst eine Antwort auf diese Frage. Nicht Entlehnungen und Vorbilder, „Techniken" oder „Motive" machen den Stil. Dieser entspricht vielmehr dem Schönheitssinne, der künstlerischen Einbildungs- und Gestaltungskraft und schließlich auch den Bedürfnissen und der umgebenden Natur eines Volkes. Wahrlich, mit eben so gutem Recht, wie einst der Naturforscher Buffon in seiner Antrittsrede vor der Akademie aussprach le style est l'homme même, dürfen wir die Behauptung aufstellen: „Der Stil ist das Volk selbst".

Der Not gehorchend, nicht dem Schönheitstrieb, mußte der Mensch, um den Unbilden der Witterung trotzen und unter nördlichen Breitegraden ausdauern zu können, seinen nackten Leib in Kleidung hüllen und ein schützendes Obdach erbauen, wo er sein Haupt niederlegen konnte. Selbstverständlich richtete er sich dabei nach den äußeren Verhältnissen und benutzte das, was ihm die Natur bot. Der Lappe kleidet sich in Rentierfelle, der Inder in Baumwolle, der Eskimo baut seine Hütte aus Schnee, der Neger aus Palmblättern. Bald aber, wenn der erste Zweck erreicht ist, macht sich bei höher stehenden Völkern das Bedürfnis geltend, Gewand und Behausung zu schmücken. Die Kleidungsstücke werden aus verschiedenen Stoffen und Farben zusammengesetzt, gestickt oder benäht, mit Fransen oder Pelzwerk verbrämt; die Hütten werden stattlicher und größer, als die Not erfordert, fester gebaut und durch auffallende Farben, Schnitzwerk u. dergl. verziert. Für unsre Vorfahren im waldreichen Nordeuropa ergab sich, nachdem sie sich über die Lebensweise der Höhlenbewohner erhoben hatten, als Baustoff ganz von selbst das leicht zu bearbeitende und warmhaltende Holz. Die ersten Anfänge des Holzbaus waren jeden-

[45]) Anzeichen davon sind vorhanden. Mit Recht sagt Agn. Harder in einem Aufsatz über „Schwedische Heimarbeit" (Köln. Ztg. 1174, 1908): „Sie (die Arbeiten aus Wolle, Leinen, Holz und Metall) sind der Ausfluß uralter Tradition und Überlieferung echter Volkskunst".

falls, von leichteren Reisighütten für den Sommer oder vorübergehenden Gebrauch abgesehen, übereinandergelegte Stämme, deren Fugen mit Moos verstopft und die mit Schilf, Reisig, Stroh überdacht wurden: der Blockbau, wie er sich bis auf den heutigen Tag seiner leichten Herstellbarkeit wegen in manchen dem Urzustande nahestehenden Verhältnissen erhalten hat. Daß der Holzbau in Nordeuropa uralt ist, zeigen nicht nur die zum Teil aus der Steinzeit stammenden Pfahlbauten[46]), deren Errichtung keine geringe Geschicklichkeit erforderte, sondern auch die ganz mit den germanischen übereinstimmenden Häuser der Gallier und Slaven[47]), weil sie beweisen, daß diese Bauart älter ist als die Trennung der Völker. Schon im 4. Jahrhundert vor unsrer Zeitrechnung, als der Seefahrer Pytheas bis an die Küste von Britannien und Norwegen gelangte, bewunderte er dort die geräumigen Scheunen[48]), in denen die Halmfrüchte gedroschen wurden. Es ist

[46]) Neuerdings ist ein solcher auch bei Alvastra in Schweden entdeckt worden (Beschreibung „Mannus" I 3/4).

[47]) Strabo IV 4: Die Häuser bauen sie (die Belgen) aus Bohlen und Flechtwerk groß und kuppelförmig und setzen ein dichtes Rohrdach darauf; θολοειδης bezeichnet nur die Höhe, nicht die Rundheit des Daches, das übrigens vorn und hinten abgeschrägt sein konnte (Walmdach). Nach neueren Ausgrabungen, z. B. durch Schliz (Das steinzeitliche Dorf Großgartach, Stuttgart 1901, von mir im Globus (LXXIX 21) und in der Beil. z. Allg. Ztg. (Nr. 165, 1901) besprochen und Der Bau vorgeschichtlicher Wohnanlagen, Mitt. der Anthr. Ges. in Wien XXXIII, 1903) bei Heilbronn, waren die Häuser schon in der Steinzeit rechteckig. Der bei den Germanen der hochentwickelten Holzbaukunst vorangehende Blockbau muß ja stets eckig sein. Die Behauptung von Montelius, Schrader u. A., das älteste indogermanische Haus sei ein „Rundbau" gewesen, stimmt mit den Tatsachen nicht überein. Die auf der Marcussäule dargestellten zeltartigen Rundbauten sollen wahrscheinlich nur Lagerhütten darstellen, und auch die im Grundriß aufgedeckten Rundhütten der Bronze- und Eisenzeit sind wahrscheinlich die Wohnungen wandernder Stämme oder ärmerer Leute gewesen (vgl. Schliz, Urgeschichte Württembergs, Stuttgart bei Strecker & Schröder, von mir im Zentralbl. f. Anthr. XV 2 besprochen). — Vgl. Kiekebuschs Bericht über „Die Ausgrabung eines bronzezeitlichen Dorfes bei Buch in der Nähe von Berlin" (Prähist. Zeitschr. II 4, 1910) und „Das germanische Haus in vorgeschichtlicher Zeit" von Schulz (Mannus-Bibliothek 11, 1913), von mir im Archiv f. Rassen- u. Gesellschafts-Biologie, X 4, beurteilt. Von demselben Verfasser „Über den Ursprung des niedersächsischen Hauses", Deutschvölk. Hochschulblätter III 5, 13. Tac. Germ. 46: Hi (Venedi) tamen inter Germanos potius referuntur, quia et domos fingunt .... 16 Ne caementorum quidem apud illos (Germanos) aut tegularum usus: materia ad omnia utuntur informi et citra speciem aut delectationem. Quaedam loca diligentius illinunt terra ita pura et splendente, ut picturam ac lineamenta colorum imitetur. — Ganz allgemein war, wie Plinius (Hist. nat. XVI 64) berichtet, dieser Hausbau im Norden: Tegulo earum (arundinum) domus suas Septentrionales populi operiunt, durantque aevis tecta alta.

[48]) Strabo IV 5: Das Getreide dreschen sie, weil sie keinen heitern Sonnenschein haben, in großen Gebäuden ....

anzunehmen, daß ein Volk, das ſolche landwirtſchaftliche Gebäude zu errichten verſtand, auch in entſprechend gebauten Häuſern gewohnt hat. Ebenſo übten Römer und Griechen, ehe ſie zum Stein übergingen, als Erinnerung an ihre nördliche Heimat, den Holzbau: bis zur Zeit des Königs Pyrrhus war die Stadt Rom mit Schindeln[49]) gedeckt, und in Griechenland fanden ſich noch in den erſten Jahrhunderten n. Chr. Überbleibſel alter Holzbauten; ſo berichtet Plinius[50]) von einem Tempel der Juno mit Säulen aus Rebholz, und der Reiſende Pauſanias hat verſchiedene alte Heiligtümer und Paläſte mit hölzernen Säulen beſchrieben[51]), die er in Elis, Olympia, Mantineia mit eigenen Augen geſehen. Auch der im Jahr 1898 ausgegrabene, aus dem 7. Jahrhundert ſtammende Apollotempel von Thermon in Ätolien hatte hölzerne Säulen. Wie in früheſter Zeit die griechiſchen Tempel und Städte ausgeſehen haben mögen, können wir uns ungefähr nach Herodots Beſchreibung[52]) der „hölzernen" Stadt Gelonos im Lande der Budiner, eines den Hellenen verwandten Volkes, vorſtellen. Nach alledem dürfen wir annehmen, daß der Holzbau, als die Germanen in die Geſchichte traten, nichts Neues war, ſondern ſchon eine lange Entwicklung hinter ſich hatte. Aus der angeführten Bemerkung des Tacitus (citra speciem aut delectationem) ſchließen zu wollen, die Häuſer der Germanen ſeien damals nichts weiter als roheſte Blockhütten geweſen, iſt daher nicht ſtatthaft. Daß die freien Bauern einzeln (discreti ac dispersi, Germ. 16) wohnten und ihre mit einem Hofraum (spatio) umgebenen Häuſer dahin ſtellten, wo es jedem beliebte (ut fons, ut campus, ut nemus placuit), geſchah nicht aus Unerfahrenheit im Bauen (inscitia aedificandi), ſondern aus Freiheitsliebe und Unabhängigkeitsſinn, wohl auch mit Rückſicht auf die Feuersgefahr (adversus casus ignis remedium). Wir müſſen uns dieſe Gehöfte ſo vorſtellen, wie ſie noch heute in Gegenden, wo ſich ein germaniſcher Bauernſtand erhalten hat, wie in Schweden, zu ſehen ſind[53]). In ſüdlicheren Gegenden hat ſich die altgermaniſche Bau-

[49]) Hist. nat. XVI 15: Scandula contectam fuisse Romam, ad Pyrrhi usque bellum annis CCCCLXX, Cornelius Nepos auctor est.

[50]) Ibid. XIV 2: Metaponti templum Junonis vitigineis columnis stetit.

[51]) Perieg. VI 24, V 16, VIII 10, V 20.

[52]) IV 108: Denn es ſind daſelbſt Tempel helleniſcher Götter auf helleniſche Art ausgeſchmückt mit Bildſäulen, Altären, Gotteshäuschen, alles von Holz. — Ein gut gemeintes, in der Ausführung aber vielfach verfehltes Buch iſt Much aus „Pfahlhausbau und Griechentempel" (Jena, H. Coſtenoble, 1909), von mir in d. Pol. anthr. Revue, XI 5, beſprochen.

[53]) Wie noch heute in Skandinavien waren, und ſind teilweiſe noch, auch bei den Südgermanen die verſchiedenen zu einem Hofe gehörenden Gebäude nicht unter einem Dach: in der Lex Alamannorum, cap. LXXX, werden innerhalb des Hofraums (curtis) außer dem Haupthaus (domus oder casa) noch der Gaſt-

weise besonders in den deutschen Bergen erhalten, und als der Verfasser vor Jahren einmal durch den Pinzgau wanderte, glaubte er Bauernhöfe vor sich zu sehen, wie sie in den alten Volksrechten geschildert sind. Selbst am Giebel bleichende Tierschädel und aus geschnitzten Pferdeköpfen sprudelnde Brunnen fehlten nicht, um die Täuschung vollständig zu machen. Es ist möglich, daß Tacitus die Höfe der Germanen mit dem Auge des Großstädters betrachtet und deshalb etwas geringschätzig beurteilt hat, es kann aber auch sein, daß in den streitigen, immer wieder durch Feuer und Schwert verwüsteten Grenzgebieten die Gebäude nicht mit gleicher Sorgfalt wie sonst aufgeführt wurden. Doch spricht auch er (Ann. I 50) von „Weilern" (vici) der Marsen, von „Wohngebäuden und Heiligtümern" (profana simul et sacra) und dem berühmten „Tempel" der Tamfana, die der Erde gleich gemacht wurden. Auch Marbods Burg und Königshof, wohl beim heutigen Prag mit dem Hradschin zu suchen, wird von Tacitus erwähnt (regiam castellumque juxta situm, Annal. II 42). Ein König, der ein stehendes Heer von 70000 Mann Fußvolk und 4000 Reitern unterhielt und gegen den zwölf römische Legionen in Bewegung gesetzt wurden, wird wohl nicht wie ein Bauer gewohnt haben. Daß die Germanen, wenn sie glaubten sich fest ansiedeln zu können, auch für römische Augen gut zu bauen verstanden, geht aus der einige Jahrhunderte jüngeren Schilderung Ammians von der Verwüstung des Alemannenlandes hervor, und daß es damals außer Wohngebäuden auch schon Königshallen gab, zeigt die Ortsbezeichnung Palas oder Capellatium (verschrieben für Palatium) an der Grenzmark der Alemannen und Burgunden. Auch das Gastmahl des Königs Hortar, bei dem alle benachbarten Könige und Edelinge mit ihren Söhnen versammelt waren und wo nach germanischer Sitte bis zur dritten Nachtwache gezecht wurde[54]), wird in einer solchen Halle stattgefunden haben. Für das hohe Altertum des germanischen Hofes in seiner ganzen Anlage spricht die bedeutsame Tatsache, daß die Ortsbezeichnungen der benachbarten und stammverwandten Völker meist von den einzelnen Bestandteilen desselben hergenommen sind; so finden sich hus, bur, burg, wila und wik im Keltisch-lateinischen[55])

saal (sala), die Schlafstube (stuba), die Scheuer (scuria), der Kornspeicher (granea), der Schaf- und Schweinestall (ovile, porcaritia) und abseits im Walde, cap. XCVI, noch Sennhütten und Schweinekoben (buricae in silva tam porcorum quam pecorum) erwähnt. Im Gesetz der Baiovaren ist unter den Gebäulichkeiten, die „für sich" stehen (per se constructi sunt), auch die Badestube (balnearius), das Backhaus (pistoria) und die Küche (coquina) genannt, ebenso der Kornstadel.

[54]) Ammian. Marcell. XVII 7, XVIII 13 u. 15.

[55]) Ob das keltische dunum wie Sigtuna. Brighton u. a. von tun, Zaun,

als casa, burum, burgus, villa, vicus, die Einfriedigung (gard), der Saalbau (sala) und das ganze Gehöft (wik) im Slavischen als gard, grad, gorod, selo, vic, das Haupthaus (palas) und die Halle (halla) im Litauischen als pillis und kallen, die Burg, der Palas, das Gehöft und die Stube (stuba) im Griechischen als πυργος, maked. βυργος, πολις, οἰκος und στοα oder στωα. Sicher hatte schon im 6. Jahrhundert der germanische Holzbau eine hohe Stufe der Vollendung erreicht, da er den unter den Franken lebenden Römer Fortunatus Venantius sogar zu einer dichterischen Verherrlichung der Wärme, Behaglichkeit und Schönheit des fränkischen Hauses begeisterte. In möglichst sinngetreuer Übersetzung lautet dieses kultur- und kunstgeschichtlich so wichtige, unsres Wissens aber bisher viel zu wenig beachtete Gedichtchen folgendermaßen:

Weichet, ihr Wände, gemauert aus steinernen Blöcken! ich ziehe,
Dank Baumeisters Geschick, vor euch das hölzerne Haus.
Trefflich verwahren vor Wind und vor Wetter getäfelte Stuben,
Wo nicht klaffenden Spalt duldet des Zimmermanns Hand.
Schutz, wie ihn sonst nur gewähren Stein, Mörtel und Sand im Vereine,
Einzig erbaut und allein ihn uns der gütige Wald.
Luftig umgeben den Bau im Geviert hochbogige Lauben,
Zierlich vom Meister geschnitzt, reizvoll in spielender Kunst.[56])

Es ist anzunehmen, daß damals, und wahrscheinlich schon früher, nicht alle zum Hofe gehörenden Bauten in gleicher Weise hergestellt waren. Neben dem Blockbau (norwegisch laftverk) hat sich offenbar schon in grauer Vorzeit das Fachwerk (bindingsverk) entwickelt, das im Stabbau mit aufrechtstehenden, ineinander eingespundeten Bohlen (reisverk, stavbygning), wie die norwegischen Stabkirchen gebaut sind, seine höchste Vollendung erreicht hat. Während für die kleineren Baulichkeiten, wie Vorratshäuser, Ställe, Küchen und wohl auch Schlafstuben für Herren und Gesinde, der Blockbau, der sich ja auch, wie die Schweizerhäuser zeigen, künstlerisch sehr hübsch ausgestal-

---

oder dun, Düne, Hügel, abzuleiten ist, soll hier nicht entschieden werden; jedenfalls wird es mit tuna übersetzt, Tarodunum = Zartuna, Camulodunum = Hamilton. — Palatium ist, wie der Mons Palatinus zeigt, urverwandt, hier aber nach den angeführten Worten Ammians nur eine Latinisierung der ursprünglichen Form palas. — Die neuerdings wieder von Behaghel (a. O.) aufgestellte Behauptung, wila und wilare (letzteres als „Weiler" noch Bestandteil der neuhochdeutschen Sprache) seien Lehnwörter, entbehrt der sachlichen Begründung.

[56]) In dem schönen, von mir in den „Zeitfragen" (1909) und in „Onze Stam" (Nr. 2, 09) gewürdigten Werke von Haupt „Die älteste Kunst, insbesondere die Baukunst der Germanen", Leipzig, H. A. L. Degener, 1909, findet sich eine ähnliche Übertragung mit manchen Anklängen an die meinige.

ten ließ, ganz zweckmäßig war, erforderten die Königshallen und Gastsäle Räume von größerer Ausdehnung und Höhe. Es wurde daher wohl schon frühe für diese der mehr Freiheit gestattende Fachbau gewählt, und das warmhaltende, aber drückende Schilf- oder Strohdach durch einen mit Schindeln gedeckten, kunstreicher, höher und luftiger aufgeführten Dachstuhl ersetzt. Selbstverständlich war der schon zu Tacitus' Zeit bei den meeranwohnenden Germanen hochentwickelte Schiffbau[57]) von förderndem Einfluß auf den Hausbau und ganz besonders auf die Entwicklung des Daches, das ja gewissermaßen ein umgekehrtes Schiff ist. Der Ausdruck „Schiff" in der kirchlichen Baukunst hängt sicher auch damit zusammen. Daß schon in der Völkerwanderungszeit die Germanen es verstanden, kunstvolle Holzbauten, und zwar „Reiswerk" zu errichten, dafür ist uns in Priskos' lebensvoller und farbenprächtiger Schilderung[58]) seiner Gesandtschaftsreise an Attilas Hof ein beweiskräftiges Zeugnis erhalten. Die verschiedenen aus „eingeführtem" Holz und sicher auch von germanischen Baumeistern — denn an Attilas Hofe wurde gotisch gesprochen und herrschte germanische Sitte — errichteten Häuser und Hallen des Hunnenkönigs, seiner Frauen, Verwandten und Würdenträger werden mit kurzen Worten, aber so anschaulich beschrieben, daß über Stil und Bauart kein Zweifel bleiben kann. „Sie waren (die Häuser einer der stattlichsten Pfalzen des Königs) aus Balken und schön geglättetem Tafelwerk gefügt und durch einen hölzernen Zaun umschlossen, der nicht zur Sicherheit, sondern zum Schmuck angelegt war. Nächst dem Hause des Königs war das des Onegis ansehnlich. Auch dies hatte eine hölzerne Umfriedigung, aber

---

[57]) Germ. 44: Suionum hinc civitates, ipso in Oceano, praeter viros armaque classibus valent. Proben altgermanischer Schiffbaukunst sind in Nydam (Kiel), Fiholm, Tune, Gokstad, Oseberg gefunden worden. Das im Kieler Museum aufgestellte, mit großem Geschick und vollendeter „Technik" aus Eichenholz gebaute größere Boot von Nydam — es stammt nach den darin gefundenen Münzen aus dem 2. nachchristl. Jahrh. — erläutert mit seinem vorn und hinten gleichen Steven trefflich die Worte des Geschichtsschreibers: hinc et illinc remigium, das von Oseberg zeigt am Vorder- und Hintersteven kunstvolle Schnitzereien in germanischem Geschmack, die ich bei meiner letzten nordischen Reise in ihrer ursprünglichen Gestalt und Lage bewundern konnte. Ähnlich gebaute Schiffe, teilweise mit Rudern und Segeln, sind schon auf Felsen-Bildern und Geräten der Bronzezeit dargestellt. So ist z. B. auf einem in Dänemark gefundenen Schermesser der Bronzezeit (Montelius, Les temps préhistoriques Fig. 176) ein Schiff abgebildet mit Drachen- und Vogelkopf am Vorder- und Hintersteven, sowie einem Mast mit Segel. (Vgl. C. Müller, Altgermanische Meeresherrschaft, Gotha, F. A. Perthes, 1913). — Es werden immer neue derartige Funde gemacht, zuletzt in der Bretagne, so daß die Zahl der erhaltenen altgermanischen Schiffe jetzt über 20 beträgt.

[58]) Script. hist. Byzant. I. Prisci fragment.

sie war nicht wie die Attilas mit Türmen geziert." Die innerhalb des Zauns stehenden Gebäude waren „teils aus geschnitztem und zierlich gefügtem Bohlenwerk, andere aus geglätteten Säulen, die aufrecht in gewissen Entfernungen gestellt und mit geschweiften Holzbögen verbunden waren. Die Bögen, am Boden beginnend, reichten bis zu mäßiger Höhe". Ganz übereinstimmend damit wird von Jordan der einer „ausgedehnten Stadt" gleichende Königshof mit folgenden Worten[59]) beschrieben: „Wir finden darin hölzerne, aus glänzenden Planken gefertigte Mauern, deren Gefüge als so fest geschildert wurde, daß selbst mit Anstrengung die Fugen kaum zu bemerken waren. Geräumige Festhallen konnte man sehen und mit reichem Schmuck gezierte Laubengänge. Der ganze Hofraum aber war in ungeheurem Umkreis eingefriedigt, so daß schon der Umfang den Königssitz anzeigte." Es ist merkwürdig, wie genau diese Schilderungen auf die doch fast ein Jahrtausend jüngeren norwegischen Stabkirchen[60]) passen, ein Zeichen, wie bei gleichbleibenden Verhältnissen, fehlenden fremden Einflüssen und Anstößen von außen die Kultur eines Volkes während langer Zeiträume oft nur sehr wenig sich ändert. Daß in den „zierlich" und „festgefügten" Planken, den „hölzernen Mauern" das nordische Reiswerk erkannt werden muß, kann keinem Zweifel unterliegen; ebenso deutlich sind die „Laufgänge" der Stabkirchen als „geschweifte", bis zu „mäßiger Höhe" reichende Holzbögen, als „reichgeschmückte" Säulenhallen gekennzeichnet. Die immer neue, „spielende" Kunst des Holzbildhauers, der die Lauben in omni decore ausschmückt, läßt sich

---

[59]) Jordanes De Getarum sive Gothorum origine et rebus gestis 34: in quo lignea moenia ex tabulis nitentibus fabricata reperimus quarum compago ita solidum mentiebatur, ut vix ab intento posset junctura tabularum comprehendi. Videres triclinia ambitu prolixiore distenta porticusque in omni decore dispositas. Area vero curtis ingenti ambitu cingebatur, ut amplitudo ipsa regiam aulam ostenderet. Wenn auch nicht ganz so großartig, so doch ähnlich wird auch der Hof des Langobardenkönigs Wacho gewesen, sein, der noch mehrere Jahrhunderte nach der Südwanderung des Volkes in Ungarn, wie das aus dem 9. Jahrhundert stammende Chronicon Gothanum berichtet, zu sehen war (c. 3: usque hodie presentem diem Wachoni regi eorum domus et habitatio apparet signa). — St. Galler Urkunde von 861: in loco nuncupato Eigiles wilare unam basilicam et casam cum curte ceterisque edificiis . . .

[60]) Über den nordischen Holzbau vgl. u. a. Dahl, Denkmäler einer sehr ausgebildeten Holzbaukunst usw., Dresden 1838, und einen Vortrag von Meldahl (Geogr. Tidskr. XI 7, 1892). Die ältesten Kirchen im Norden glichen Königshallen und Gastsälen. Als König Olaf den Bauern Thorolf besuchte, fragte er, auf ein größeres Gebäude deutend: Ist das die Kirche? Nein, erwiderte der Bauer, das ist meine Halle. Im Mittelalter (8.—11. Jahrh.) ließen die Päpste kundige Zimmerleute aus dem Norden kommen.

kaum treffender bezeichnen als mit den Worten des römischen Dichters: lusit in arte faber. Ganz ähnlich, nur etwas altertümlicher, mit weniger Verwendung pflanzlicher Formen, wie Giebel, Türen, Säulen, Bögen der norwegischen Holzkirchen werden wir uns auch den künstlerischen Schmuck altfränkischer und gotischer Hallen und Häuser zu denken haben. Daß auch die südgermanischen Stämme nicht nur den Blockbau, sondern auch das Fachwerk anwandten, lehrt die Erwähnung der First- und Eckſäulen (firstsul, winchilsul) im baiovarischen Gesetz; mit den Säulen „äußerer Ordnung" (exterioris ordinis) sind jedenfalls die Stützen der Lauben gemeint. In dem angelsächsischen Heldengedicht Beowulf, das zwar aus christlicher Zeit stammt, aber eine Menge Erinnerungen an das heidnische Altertum enthält, wird auch die Halle Heort (Hirsch), „der glänzende Hochsaal, der Häuser bestes" (heahsele beorhta, husa selest) beschrieben. Der herrliche, hochragende Saalbau war mit geschnitzten Giebeln geschmückt (sele hlifade heah and horngeap) und trug ein nach innen offenes, steiles, säulengetragenes Dach (under geapne hrof, steapne hrof, stapol). Es ist gar nicht möglich, unter dieser Beschreibung etwas anderes zu verstehen als einen Stabbau mit kunstreichem Sprengwerk als Dachstuhl. Auch im Heliand, der den Stifter der neuen Lehre in der Weise eines alten Heldenliedes verherrlicht, sind solche Gastsäle mit ragenden Giebeln (gastseli, selihus, hoha hornselios), von Einfriedigungen (gard, ederos) umschlossen, erwähnt[61]).

„Den kriegerischen Bewohnern Germaniens war die Kunst etwas völlig Unbekanntes", meint der sonst meist richtig urteilende Knackfuß[62]); er sucht den Ursprung aller Kunst im Gottesdienst, in „dem Bestreben, das Haus des Gottes vor den Wohnungen der Menschen auszuzeichnen". Da aber nach seiner Ansicht unsre Vorfahren die Götter „im Schatten des geheimnisvoll rauschenden Laubdachs der Wälder, unter uralten Bäumen auf Bergeshöhen verehrten", so fehlte „jede Veranlassung, die auch nur das Streben nach Ausübung höherer Kunst hätte erzeugen können". Diese Auffassung ist eine schiefe und entspricht nicht den Tatsachen; denn wenn auch die Germanen, wie einstmals alle Arier, Haine und alte Bäume für Wohnsitze der Götter hielten, so fingen sie doch frühe an (z. B. celeberrimum illis gentibus templum, quod Tamfanae vocabant, Tac. Ann. I 51), auch Heiligtümer und Tempel zu erbauen. Einige Jahrhunderte später, in

[61]) Zahlreich sind die Schilderungen der Gastsäle und Königshallen mit ihren Hochsitzen und Metbänken in altnordischen Sagas. Eine dichterisch schöne, aber den Quellen entsprechende Beschreibung hat auch Tegner in seiner Frithjofssage gegeben. — Eine solche Halle ist abgebildet, in „Islande, Monuments de l'antiquité, nature etc. par Kornerup et Bruun, Kopenhague 1900.

[62]) a. O.

der Zeit der Bekehrung, müssen solche heilige Stätten, und zwar Gebäude (fanorum aedificia everte schrieb 773 der angelsächsische Abt Eanvulf an König Karl), nicht bloß Haine oder Gehege, sehr häufig gewesen sein, denn wir finden sie oft in den Urkunden erwähnt. Nach dem alten Friesenrecht (Lex Frision. addit. sup. tit. 42) wurde Tempelschändung mit dem Opfertod gebüßt (qui fanum effregerit — immolatur diis, quorum templa violavit . . . .). Nach Unterwerfung dieses hartnäckigen Volkes durch die Franken wurden auch ihre Heiligtümer und Götterbilder zerstört und den Flammen preisgegeben (Vita S. Willibrordi 12: Fresiam tandem, destructis et incendio absumptis fanis ac idolis, perdomitam Francorum subiugavit dominio; Vita B. Galli IV: fana, in quibus Daemoniis sacrificabant, igni succendit; Vita Liutgari: Pervenientes autem ad eam insulam destruxerunt omnia eiusdem Fosetis fana, quae illuc fuere constructa, et pro eis Christi fabricavererunt ecclesias; Beda V II: destructis idolis aecclesias institueret haberetque in promptu reliquias sanctorum, quos ibi introduceret. Erici Olai Hist. Suec. III p. 64: constructa ecclesia lignea intra muros in monte S. Trinitatis, ubi quondam stetit templum Upsala trium Deorum). Nicht selten mag es in jener wilden Übergangszeit vorgekommen sein, daß, wie Beda klagt[63]), ein schlauer Fürst, der es mit keinem Teil verderben wollte, im gleichen Gebäude einen christlichen Altar und einen heidnischen Opferstein aufgestellt hatte; war endlich der Sieg des neuen Glaubens entschieden, so wurden Götzen und Opfersteine entfernt, Bilder des Gekreuzigten oder der Jungfrau Maria aufgestellt, und aus dem Heidentempel war eine christliche Kirche geworden. Ums Jahr 600 schrieb Gregor der Große (Beda, Hist. eccl. I 30) an einen Sendboten: „Man darf die heidnischen Tempel des Volkes nicht zerstören, sondern nur die Götzenbilder; man besprenge darauf die Tempel mit Weihwasser und errichte Altäre mit Reliquien." Der Eifer der Bekehrer ging besonders dahin, gerade an Stelle[64]) von Heidentempeln Kirchen und Klöster zu erbauen. Daß die alten Heiligtümer so ganz kunst- und schmucklos gewesen, ist eine falsche Voraussetzung und wenn Ebe von den Irmensäulen[65]) sagt, es seien „nur mit Schwertern geschmückte Pfähle" gewesen, so steht er im Widerspruch mit den zeitgenössischen Schriftstellern; von der Hauptsäule bei Eresburg wenigstens singt ein namenloser, gewöhnlich Poëta Saxo genannter Dichter:

[63]) Hist. eccles. I 17: atque in eodem fano et altare haberet ad sacrificium Christi et arulam ad victimas daemoniorum.

[64]) Vita S. Amandi: ubi fana destruebantur, statim monasteria aut ecclesias construebat.

[65]) Deutsche Eigenart in der bildenden Kunst, Leipzig 1896.

Irminsul benannte das Volk und verehrte als heilig
Ein in Säulengestalt gen Himmel ragendes Bildwerk,
Trefflicher Arbeit fürwahr und auch gar herrlich gezieret.[66])

Opferstätten und Heiligtümer waren mit einem Zaun[67]) umschlossen (aras et fana idolorum cum septis quibus erant circumdata, agſ. väron ymbsette mid hegum), und auch diese Sitte wurde von der christlichen Kirche beibehalten: die nordischen Stabkirchen waren, und sind es teilweise noch, ebenso von der Außenwelt getrennt, und der von dem Plankenzaun umhegte Raum galt — ebenfalls eine Erinnerung ans Heidentum — als heilig, in ihm ruhten die Waffen, hier fand der Verfolgte Zuflucht, der Tote die letzte Ruhestätte[68]). Ja noch mehr, dieser heilige Ring hat der „Kirche" den Namen gegeben[69]), denn die Ableitung von κυριακη, „Haus des

[66]) Gens eadem coluit simulacrum, quod vocitabant
Irminsul, cuius similis factura columne
Non operis parvi fuerat pariterque decori.

[67]) Beda l. c. I 17. Leges Aelfredi II 7.

[68]) Schon im Heliand begegnet uns das Wort fridhof und frithuwih, im Beowulflied fridhuburg und fridhuvang, in anderen angelsächsischen Quellen fridhsplot und fridhburh, frydhstov, fridhgeard. — Altnord. heißt der Zaun stafgadhr, im Gutalag stafgartha.

[69]) Von dem Stamm kirk, lat. circus, der, wie das altfränk. umbikirg, alem. umbincirh, gleichbedeutend mit umbiring, umbicanc, ringsum, zeigt, auch den germanischen Sprachen eigen war. Eine Entgegnung von mir (Nr. 234 der Beilage zur Allgem. Zeitung 1900) auf Glasers Herleitung des Wortes „Kirche" aus dem Semitischen (Nr. 226) hat einen kleinen „Kirchenstreit" hervorgerufen, der aber nichts zutage gefördert hat, was meine zuerst im Jahre 1893 (Tägliche Rundschau Nr. 186) ausgesprochene Ansicht, Kirche sei ein deutsches Wort, erschüttern könnte. Glaser hat seine Meinung in einer besonderen Schrift, „Woher kommt das Wort Kirche?", München 1901, aufrecht zu erhalten versucht, Nestle in der Beilage (Nr. 286) einen Aufsatz, „Zur Geschichte des Wortes Kirche", veröffentlicht, der ganz unparteiisch gehalten ist, aber zu meinen Gunsten spricht. In einem kurzen Schlußwort (Nr. 15, 1901) habe ich dann die Sache abgeschlossen mit der Bemerkung, „daß kein Feld so viel Dornen trägt und Fallstricke birgt wie das etymologische .... im allgemeinen sollte man daher den leider nicht immer befolgten Grundsatz festhalten, in zweifelhaften Fällen immer der Ableitung aus der Muttersprache den Vorzug zu geben." — Da die meisten Gelehrten, wie z. B. Kluge (Das Christentum und die deutsche Sprache, Beil. z. Allg. Ztg. Nr. 164, 1903: „es ist ein östliches, für Germanen und Slaven charakteristisches Wort griechischer Herkunft, κυριακον, Haus des Herrn" und ebenso auch in der neuesten Auflage seines Etymol. Wörterbuches der deutschen Sprache), Kretschmer (Wortgeschichtliche Miszellen, Ztschr. f. vgl. Sprachforsch. N. F. XIX 4, 1905: „Die Entlehnung wird ins 4. Jahrh. fallen"), a. a., noch an der Ableitung aus dem Griechischen festhalten, seien hier einige weitere Beweise für den germanischen Ursprung des Wortes angeführt. Vorausgeschickt muß werden, daß die Wurzel mehreren indogermanischen Sprachen angehört, lat. circus, circulus, gr. κιρκος, κιρκινος (davon die Mondgöttin Kirke), die schon angeführten althochdeutschen Wörter nebst churiche, Einfriedigung, und kerek, rund, im Unga-

Herrn", ist eine jener kindlichen Etymologien, deren Zeit glücklicherweise hinter uns liegt.

---

rischen, das bekanntlich viele keltische und germanische Lehnwörter enthält. Nach Worm (Mon. Dan.) war in der alten Kirche von Brönderslöv ein Runenstein eingemauert mit der Inschrift: kirkia er kriste kannt mannom, d. h. die Kirche ist den Christen zuerkannt", sie muß also schon als heidnisches Heiligtum bestanden haben. In Liljegrens Runlära (Stockholm 1832) findet sich nach Aufzeichnungen von Bureus die Inschrift eines Runensteins von Bredskyrka:

I Engelstada kringla
i niende haga hörna
Der ligger en sten usw.

d. h. „im Engelstader Kirchhof (kringla hier gleichbedeutend mit kirka), an der Ecke der neunten Reihe, da liegt ein Stein". Die alten heiligen Steinkreise, in denen später christliche Kirchen erbaut wurden, hießen auch rundlar. Die aus dem 9. Jahrhundert stammenden Traditiones Frisingenses haben neben palatium publicum und locus publicus, also der Gerichtshalle und Dingstätte, auch die deutsche Bezeichnung Viot kiricha; da das erste Wort keinen Sinn gibt, halte ich es für eine Entstellung aus Thiot, „Volksring", ganz dem locus publicus entsprechend; vielleicht hatte der Schreiber eine Vorlage in Runenschrift, bei der die Zeichen für w und th sehr ähnlich sind. Altbairische Glossen geben aedes templi durch kazimbri huses, sanctuarium durch wihhus wieder, während Kero oratorium mit chirihh, ecclesia dagegen mit samanunga übersetzt. Das salische Gesetz (quando illam legem composuerunt, non erant christiani, Capit. Childeberti) enthält zwei germanische Ausdrücke für basilica, nämlich alctrudua und chrotarsino, in denen zweifellos die gotischen Wörter alhs, Heiligtum, und hrot, Dach, stecken; die Endungen sind offenbar verderbt, vielleicht aus got. razn, Haus, und an. arinn, schwäb. Ehrn, Flur. Der badische Ortsname Kirchart, im 8. Jahrh. Kyrihhart, bedeutet nicht, wie Krieger meint, „Wald, der Eigentum einer Kirche ist", sondern ist offenbar dasselbe wie Scheibenhard, alt Scibenhart, d. h. „runder Wald", gerade wie Kirkwall auf den orkadischen Inseln, wo noch heute mächtige vorgeschichtliche Steinkreise zu sehen sind, als „Rundwall" aufzufassen ist. Im Leben des H. Sturm findet sich die Stelle: secesserunt in locum, qui dicitur Cirihlari (d. h. „runder Ort", die Lesung Tirihlari gibt keinen Sinn und ist, da in alten Handschriften c und t sehr ähnlich, verschrieben; es handelt sich um heidnische Verhältnisse). Die Genter Jahrbücher haben Ecclesia sancti Christi sive Christi kerka, übersetzen also ecclesia durch kerka ins Deutsche. Das elsässische Dorf Kirchheim hieß früher Troja oder Tronja, ist also nach einem heiligen Steinring benannt; Vita S. Florentii: eo quoque tempore rex Dagobertus apud municipium tunc Troniam, quasi Trojam novam Kirchheim dictum sibi domicilium fixerat. Mone (a. O.) der manchen zutreffenden Gedanken hatte, sagt: „es ist Chilcha, ebenso wie Kirche, ein ursprünglich teutscher Namen", leitet ihn aber fälschlich von hearg ab. Krause (Die Trojaburgen Nordeuropas, Glogau 1893) schreibt: „unter den mannigfachen Ableitungsversuchen des Wortes Kirche führt der einzige, der durch Sepp Anspruch auf Wahrscheinlichkeit erheben kann, auf das keltische Wort kerk, kirk, kark. den Namen der Steinringe, die in der Vorzeit als Versammlungsort der Gemeinde dienten." Da, wie gezeigt, das Wort auch germanisch ist, brauchen wir das Keltische nicht. Wenn auch die Frage keine grundsätzliche Bedeutung hat —, so gut wie Bischof und Priester könnte ja auch Kirche ein Lehnwort sein —, bin ich doch darauf eingangen, um zu zeigen, auf wie schwachen

So waren die ersten christlichen Gotteshäuser aus gleichem Stoff (oratorium ex ligno munitum, Vita Severini abbatis Acaunensis 7) und, wie hätte es anders sein können, da sie ja von einheimischen Künstlern und Werkmeistern[70]) erbaut wurden, von gleichem Stil und gleicher Bauart wie die altgermanischen heidnischen Tempel. Der Einfluß des Christentums auf die Kunst der Germanen wird meist sehr überschätzt. Der Eifer der Bekehrer förderte zwar den Kirchenbau, aber zunächst blieben Bauweise und Stil ganz unverändert: die länglich viereckigen Hallen mit freiem Dachstuhl, die bisher weltlichen und gottesdienstlichen Zwecken gedient hatten, eigneten sich ja auch ganz vorzüglich für christliche Kirchen; einige christliche Sinnbilder wurden dem Zierwerk einverleibt, die altgewohnten heidnischen wurden umgedeutet und erhielten sich oft sehr lange, bis in die gotische Zeit hinein[71]). Auch die Türme, deren man ja zum Aufhängen der Glocken bedurfte, wurden zuerst, nach Art früherer Wehr- und Warttürme, ganz aus Holz aufgeführt in einer eigentümlichen, ganz dem Baustoff entsprechender Bauart mit einwärtsgeneigten Eckbalken, wie z. B. an der Kirche zu Aardal schön zu sehen ist. Sie hatten teils Satteldächer, teils kegelförmige Spitzdächer. Schon frühe in karolingischer Zeit — das ist von großer Bedeutung für die Entstehung der durchbrochenen gotischen Turmhelme — müssen auch statt der Dächer zierliche Schnitzereien in Gebrauch gewesen sein; so ließ der Abt Ansegis den Turm der Peterskirche von St. Wandrille (Wandregisel) durch eine 33 Fuß hohe, aus Holz geschnitzte und gedrechselte Pyramide krönen. Solche Kunstwerke müssen allerdings sehr der Verwitterung ausgesetzt gewesen sein.

In den ersten Jahrhunderten des christlichen Mittelalters bestanden im Hauptgebiet des germanischen Einflusses, in ganz Nordeuropa nicht nur Bauernhöfe und kleinere Kapellen, sondern auch die

---

Füßen oft die Behauptungen der Sprachforscher stehen, die von Leuten ohne gründliche Kenntnisse und ohne eigenes Urteil gläubig hingenommen werden.

[70]) Solche Meister aus den ersten Jahrhunderten des Frankenreiches sind u. a. Geimmo, Andulf, Rumoald, Dandulf, Magulf, Gerlaic, Widо, der Holzbildhauer Engelwin (artifex lignarius) und der Kunstschmied Baldomer (faber ferrarius). Im Jahre 578 ließ Herzog Launebod in Toulouse eine bewunderte Kirche erbauen, und zwar (Fort. Ven. II 9) durch einen Germanen, hoc vir barbarica prole peregit opus mirum. Bonifatius soll gegen die Anbringung heidnischer Wurmverschlingungen in christlichen Kirchen geeifert haben.

[71]) So zeigt z. B., wie Lachner in seinem angeführten Werk über Hildesheim sehr einleuchtend auseinandersetzt, der dortige 1540 erbaute, wahrscheinlich aber Teile eines älteren Baues enthaltende Ratsbauhof sinnbildliches Zierwerk, das durch Bandverschlingungen, das Endigen der Tierleiber in Schlangen, die Ähnlichkeit geflügelter Drachen mit denen des Wikingerschiffs auf die „Einwirkung älterer Vorbilder" hinweist.

königlichen Pfalzen[72]) und die berühmtesten Kirchen in den sich entwickelnden Städten, Bürgerhäuser und Gerichtslauben alle aus Holz. Durch zufällig entstandene Feuersbrünste und durch die Verheerungen der unaufhörlichen Kriege wurden viele Städte mit all ihren öffentlichen und kirchlichen Bauten wiederholt eingeäschert. Auch die Verwitterung des Holzwerks brachte mancherlei Unfälle mit sich, so brach z. B., als im Jahre 586 der Herzog Beppolen mit großem Gefolge auf dem Söller eines Hauses in Angers speiste, das Gebälke und verursachte viele Verwundungen[73]), und als am Gründonnerstag des Jahres 817 Kaiser Ludwig der Fromme aus dem Münster zu Aachen über einen hölzernen Laubengang nach seiner Pfalz zurückkehren wollte, stürzte dieser, dessen Pfeiler morsch geworden, unter den Füßen des Gefolges zusammen und verletzte viele schwer, während der Kaiser selbst mit einigen leichteren Quetschungen davon kam[74]). So erklärt es sich, daß allmälig zuerst die großen Kirchen, dann die Pfalzen und öffentlichen Gebäude durch den Steinbau[75]) ersetzt wurden. Die meisten der späteren großen „romanischen" und „gotischen" Münster, wie die von Straßburg, Würzburg, Nürnberg, Regensburg, Mainz, Magdeburg, Hamburg, Lübeck u. a. in Deutschland, Rouen, Limoges, Thiers in Frankreich, hatten urkundlich hölzerne Vorgänger. Der letzte größere auf deutschem Boden ganz aus Holz aufgeführte Kirchenbau dürfte wohl die in Bremen im Jahre 1233 vollendete Dominikanerkirche gewesen sein. Von Süden her breitete sich der Steinbau immer mehr aus, wobei in Niederdeutschland der fehlende Haustein durch künstlich erzeugten Backstein ersetzt wurde, was nicht ohne Einfluß auf die Stilentwicklung blieb[76]). Dieser Übergang von dem vergänglichen, aber

[72]) Erik Olasson erzählt die Erbauung einer solchen Halle, IV p. 109: duces fecerunt Ludosiae salam pulchritudinis et magnitudinis admirandae, cum cellariis et caeteris principalibus habitaculis.

[73]) Gregor von Tours VIII 42.

[74]) Größeres Leben Ludwigs des Frommen 28. — Solche Verbindungsgänge zwischen Gotteshaus und Königshaus waren häufig. Beispielsweise sieht man einen solchen an der wiederhergestellten Burg Dankwarderode in Braunschweig.

[75]) In Lorsch ließ Abt Richbod zwischen 784 und 806 die hölzernen Wohnhäusern abreißen und durch steinere ersetzen. — Von zahllosen anderen, urkundlich zu belegenden Beispielen will ich bloß die Kirche von Fulda anführen: Sub eius (Hadumari abbatis) temporibus templum famosum Vuldense igne consumptum est et ab eo restauratum et multo maiore decore perfectum (Widukind, Gest. Sax. III 2).

[76]) Neuerdings hat Stiehl (Der Backsteinbau romanischer Zeit, besonders in Oberitalien und Norddeutschland, Leipzig 1898) den sonderbaren Einfall gehabt, Oberitalien für das Stammland des niederdeutschen Backsteinbaus zu erklären. Seine „Beweise" sind aber nichts weniger als unanfechtbar, seine Annahmen großenteils willkürlich. Das Verdienst, dies gegenüber von urteilslosen Lobsprüchen unumwunden ausgesprochen zu haben, gebührt Berthold Riehl (Beilage

zähen und leicht zu bearbeitenden Holz zu dem dauerhaften, aber in Querlage nicht sehr tragfähigen und schwer zu bearbeitenden Stein ist eine der merkwürdigsten und für den Forscher anziehendsten Erscheinungen in der Entwicklung der Baukunst. Der altgermanische Holzbau kannte „keinen Gegensatz von Werkform und Schmuckform“ [77]), beide waren eins. Das Zierwerk hatte sich in langer, natürlicher Entwicklung der Eigenart des Baustoffes völlig angepaßt. Der Steinbau dagegen hat bei uns nicht die gleiche Vorgeschichte [78]), und zum bloßen Nachahmen des Fremden hatten unsre Vorfahren ein viel zu mächtiges, altererbtes Stilgefühl [79]). So blieb ihnen nichts anderes übrig, als ihren Formenschatz, obgleich er auf Holz in des Wortes eigentlichster Bedeutung zugeschnitten war, auf Stein zu übertragen. Immer mehr drängt sich einsichtigen Baumeistern die Vermutung [80]) auf,

---

z. Allg. Ztg. 1899 Nr. 106). Daß aber die Lombardei unter allen Umständen „nur der gebende Teil sein kann“, auch das steht nicht so „fest“, wie der sonst so einsichtige und maßvolle Beurteiler annimmt. Die Ähnlichkeit erklärt sich zur Genüge aus dem gemeinsamen, auf gleichen Stoff übertragenen Stil.

[77]) Neumann, Architektonische Betrachtungen eines deutschen Baumeisters, Berlin 1896.

[78]) Seesselberg hat, a. O., überzeugend nachgewiesen, daß die Rundkirchen auf germanische steinerne Wehrtürme zurückzuführen sind, die eine von der südlichen völlig abweichende Bauart haben.

[79]) Ein schlagendes Beispiel für die Macht des Stilgefühls sind die umgewandelten lateinischen Buchstaben, die, jetzt „deutsche Schrift“ genannt, den Stil selbst weit überdauert haben. Da, wie in dem Abschnitt über „das Runenrätsel“ ausgeführt ist, auch die lateinischen Buchstaben von der ureuropäischen Schrift abstammen, sind sie für uns nichts Fremdes. Ich konnte daher die Schwärmerei für die „deutsche Schrift“ nicht im vollen Umfang teilen, da sie vielfach als Hindernis für die Erlernung der deutschen Sprache und das Bekanntwerden deutscher Bücher im Auslande wirkt. Vgl. meine anerkennende Besprechung des schönen Buches „Die deutsche Buchstabenschrift“ (Leipzig 1910) von Reinecke, dem verdienstvollen Vorkämpfer für deutsche Schrift, im Heimdall, XV 10. — Auch die ganze Heraldik beruht auf dem germanischen Stil.

[80]) Neumann, a. O. — Wiederholt schon hatte ich das Glück, meine Anschauungen durch überraschende Entdeckungen und Funde bestätigt zu sehen. So berichtet der „Schwäbische Merkur“ (1899 Nr. 43) über zwei auf dem Elfinger Hof gefundene, der ältesten Maulbronner Kirche angehörende Steinbilder. Sie zeigen in vertiefter Arbeit fratzenhafte Menschengesichter mit breitem Mund und lassen deutlich erkennen, „daß dem Meister Holzschnitzereien vorschwebten, und daß er gewohnt war, mit breitem, kräftigem Schnitt des Messers in Holz zu arbeiten, nicht mit dem Meißel in dem spröden und harten Sandstein“. Ganz besonders dienen aber die in den Jahren 1897/98 in der alten Peterskirche in Metz gefundenen Steinbildwerke meiner Lehre zur Bekräftigung. Es sei darum hier einiges von dem mitgeteilt, was ich am 3. Febr. 1902 im Mannheimer Altertumsverein (Bericht in den Mannheimer Geschichtsblättern III 3) ausgeführt habe: das Frauenkloster zu St. Peter scheint gegründet worden zu sein, als nach Brunhildens Tod, 613, Chlothar II. wieder Ruhe und Frieden im Frankenreich herstellte, vielleicht von seiner frommen Gemahlin Bertetrudis, gest. 618. Jeden-

ja die Vermutung wird zur Gewißheit, „daß viele Formen des romanischen und gotischen Steinstils, deren Entstehung sich nicht auf antike Vorbilder zurückführen läßt, für die auch eine selbständige Neuerfindung nicht vorausgesetzt werden kann, durch Übertragung urgermanischer Holzbauformen auf den Steinbau zu erklären sind". Was von Zierformen, tierischen oder pflanzlichen Ursprungs, entlehnt wurde, ist verhältnismäßig wenig und wurde bald vollständig einverleibt,

---

falls bestand die Abtei schon Ende des 7. Jahrhunderts, denn 651 wurden ihr nach einer späteren Nachricht von Theoderich III. besondere Vorrechte verliehen. Im 10. Jahrhundert wurden Kloster und Kirche von Bischof Adalbero II. wieder hergestellt, im 15. Jahrhundert von einem Probst Thierri Drowi in gotischem Stil umgebaut; 1552, bei der Belagerung der Stadt durch Karl V., wurde die Kirche zusammengeschossen und ging später in den Besitz der Militärverwaltung über. Das ist bis zum heutigen Tage (3./II. 02) so geblieben; das Untergeschoß dient als Wagenschuppen, im oberen sind Brieftauben untergebracht. Die Ausgrabungen wurden von Baurat Knitterscheid geleitet, der darüber, mit Abbildungen, im Jahrb. d. Ges. f. lothr. Gesch. u. Alt. IX und X berichtet hat. Die Fundstücke sind im Metzer Museum aufgestellt, wo ich sie 1901 anläßlich der Anthropologenversammlung eingehend besichtigen konnte. Mit Recht sieht der glückliche Entdecker in den 55 verzierten Steinen die Überbleibsel einer prächtigen Schranke, die in der alten Kirche zwischen Chor und Langhaus verlief, anscheinend noch in dieses sich erstreckte und die Geistlichkeit vom Volke, die Geschlechter von einander schied. Wir sehen Pfosten, Brüstungen und Füllungsplatten, die wie mit „Nut und Feder" ineinandergreifen, und dieser vom Zimmermann entlehnte Ausdruck hat umsomehr Berechtigung, als auch das Zierwerk selbst mit seinen Rosen und Rauten, mit der aus glatter Fläche „ausgehobenen" Arbeit sofort an „Kerbschnitt und Holzbildhauerei" erinnert. Die Bildhauer waren gewohnt, in Holz oder nach Vorbildern zu arbeiten, wie sie ihnen damals in Metz an älteren Holzkirchen, an der Königspfalz und an zahlreichen hölzernen Wohnhäusern vor Augen standen. Die Metzer Steine zeigen die ganze Eigenart des germanischen Stils und lassen eine noch viel reichere Ausgestaltung desselben an den hölzernen Vorbildern ahnen. Ganz ähnliche, mit den Schwänzen sich durcheinander ringelnde und mit weitgeöffnetem Rachen bedrohende Schlangen, ebensolche Rautenmuster, Rosetten und Ranken zeigen noch manche Holzbauten in Hildesheim, Braunschweig und Goslar. Ich besitze das Bild eines hessischen Bauernhauses mit der Jahrzahl 1680, dessen Türeinfassung mit solchen Ranken verziert ist. Das Gitter- und Flechtwerk, in Holz durch „Ausstechen" leicht herzustellen, ist, wie einige Steine sehr gut erkennen lassen, eine Nachbildung des damaligen Fensterverschlusses. Die Kapitäle der mit Rundbögen verbundenen Säulen zeigen die aus dem abgeschrägten Holzwürfel entstandenen „Pfeifen". In derselben Weise erinnert an Holzschnitzerei ein bei Niederdollendorf vor einigen Jahren gefundener, im Bonner Provinzialmuseum von mir besichtigter fränkischer Grabstein und eine in Friesland entdeckte, im friesischen Museum zu Leeuwarden befindliche Pfeilerkrönung mit einem Christuskopf und Blattranken (abgebildet in der erwähnten Boeles'schen Schrift). Saxa loquuntur, ja wahrlich, diese Steine reden eine nicht mißzuverstehende Sprache! — Das vor einigen Jahren in Mainz aufgefundene Fenster vom sog. Haus des Kalonymus, eines Schutzjuden, auf dessen Pferd sich Otto II. in der Schlacht von Tarent rettete, zeigt am mittleren, vierkantigen Pfeiler Verzierungen, Flechtwerk, Blattranken u. dgl., die Holzschnitzereien gleichen.

ſtilgerecht umgeſtaltet. Auch der Bauplan ſelbſt, der Grundriß war in der germaniſchen Halle ſchon gegeben und wurde nur ſpäter durch Einſchiebung des Querſchiffs, Angliederung der Türme und Ausbau des Chors erweitert; der hölzerne Dachſtuhl wurde zunächſt beibehalten. Es iſt nicht zuviel geſagt, wenn man behauptet, daß alle den „romaniſchen" Stil kennzeichnenden Formen ihren Urſprung aus dem Holzbau nicht verleugnen können, ſo die Rundbögen, die, wie Seeſſelberg klar darlegt, mit dem Schiffbau in engem Zuſammenhang ſtehen, die Liſenen, urſprünglich Pfoſten, die einer längeren oder gebogenen Bohlenwand größere Feſtigkeit geben ſollten, der Bogenfries, der die Einfügungsſtelle der Planken in den Querbalken (norweg. staflägja) vor dem Eindringen von Feuchtigkeit zu ſchützen hatte, die „Zwerggalerien", die nichts anderes ſind als die alten Lauben[81]), die an die Kirchenwand ſich anlehnenden Kreuzgänge, in denen wir den die Grundbalken vor Näſſe bewahrenden Laufgang erblicken müſſen, die Dachreiter, urſprünglich Schutzdächer für die Firſtſäulen u. a. m. Vorbilder für den „romaniſchen" Kirchenbau ſind die zwar einfach gehaltenen, aber die Eigenart des germaniſchen Holzbaues in ſchöner Klarheit widerſpiegelnden Stabkirchen, die uns ein gütiges Geſchick an den Fjorden und in den Tälern von Norwegen bewahrt hat.

Die vertiefte wiſſenſchaftliche Erkenntnis der neueren Zeit hat uns auf Grund unermüdlicher, den urſächlichen Zuſammenhang aufſuchender Forſchung gelehrt, daß die früheren, auf oberflächlicher Beobachtung beruhenden Anſchauungen von dem ſüd-nördlichen und oſtweſtlichen Gang der Kultur in den meiſten Fällen falſch waren; ſo ſtammen beiſpielsweiſe ariſche Sprache und Geſittung, Bronzekultur, Buchſtabenſchrift nicht aus dem fernen Oſten, aus einem fremden Weltteil, ſondern ſind Schöpfungen der in Nordeuropa heimiſchen edelſten Menſchenart und haben ſich durch die aus jener Schoße hervorgehenden Völkerwanderungen verbreitet. Es iſt daher auch nicht verwunderlich, daß wir die bisher über den Urſprung des germaniſchen Holzbaus herrſchenden Anſichten[82]) einfach auf den Kopf ſtellen müſſen.

---

[81]) An der vor kurzem verſtändnisvoll wiederhergeſtellten, im 12. Jahrhundert erbauten Kirche von Schwarzrheindorf bei Bonn läuft der Bogengang um den ganzen Bau herum.

[82]) Auf der 33. Jahresverſammlung des Hanſiſchen Geſchichtsvereins in Kiel ſprach Mathaei (Köln. Ztg. Nr. 537, 1904) „über die frühmittelalterliche Baukunſt in Schleswig-Holſtein und wies . . . nach, daß die allgemeine Annahme, die Baukunſt des früheren Mittelalters im deutſchen Norden ſei dem romaniſchen Stil entnommen, durchaus irrig ſei. Die Ähnlichkeit unſrer Kirchenbauten mit den altgermaniſchen Tempeln, die gefeſtigte Eigenart des Stils beweiſt mit Sicherheit, daß die Baukunſt nicht dem Süden entſtammt". Er hätte beifügen können daß der „romaniſche Stil" ſelbſt mehr der nordiſchen als der ſüdlichen Kunſt, verdankt.

Den Ausspruch[83]) Dietrichsons, daß „die Stabkirche nichts anderes ist als eine den Forderungen des Materials, des Holzes, genau angepaßte Modifikation der romanischen Basilika", werden wir so wenden müssen, daß wir sagen: der romanische Baustil ist eine Übersetzung des altgermanischen Holzbaus in Stein. „Stellt man sich", bemerkt Dietrichson sehr richtig, in einem aus Stein gebauten Kloster mitten in den Klosterhof und blickt gegen die Klosterkirche, so zeigt uns diese alle die äußeren Teile der Stabkirche, die Laufgänge nicht ausgenommen", und schließt daraus, daß diese eine Nachahmung des Kreuzgangs seien. „Unmöglich wäre es nicht, daß das ästhetische Motiv zu den Laufgängen der Stabkirchen den englischen Klosterkirchen entlehnt ist." Nun sind aber die den Holzbau umgebenden gedeckten Gänge gar nicht auf „ästhetische Motive", sondern auf Zweckmäßigkeitsgründe zurückzuführen; ihr Schutzdach hielt das Regen- und Schneewasser von den Grundbalken ab und schützte sie dadurch vor dem Durchfaulen; die Schönheitswirkung kam erst in zweiter Reihe. Die Geschichte der norwegischen Holzkirchen lehrt uns, daß gewöhnlich, wenn die Laufgänge wegen Baufälligkeit entfernt und nicht ersetzt wurden, bald der ganze Bau nachfolgte. Umgekehrt erklärt es sich sehr leicht, daß die Steinkirchen mit ihren unverwüstlichen Grundmauern auf diese Bogengänge verzichten konnten; nur in Klöstern, wo für die Mönche eine Wandelbahn geschaffen werden sollte, kam man auf sie zurück und benutzte das hübsche und dazu sehr geeignete „ästhetische Motiv" der Laufgänge[84]). Man sieht, jedes Ding läßt sich von zwei Seiten betrachten. Der Sucht, alles auf „Entlehnungen" zurückzuführen, entspringt auch der mit dem vorhandenen Stoff in sonderbarem Widerspruch stehende Versuch Dietrichsons, den Ursprung des norwegischen Kirchenbaues auf den britischen Inseln zu suchen. Weil in England eine einzige, aber viel unvollkommenere Holzkirche, in Greenstead, sich findet, weil Beda von einem opus Scoticum spricht, sollen die im Holz- und Schiffbau seit Pytheas und Tacitus so erfahrenen Skandinavier den Kirchenbau von irisch-

---

[83]) a. O.

[84]) Die meisten der für den „romanischen" Stil bezeichnenden Zierformen, die mit Zierwerk ganz bedeckten Säulen, die erhabenen Teppichmuster der Wände, alles läßt sich nur verstehen als ursprüngliche Holzschnitzerei; das Würfelkapitäl mit seiner Abart, dem Pfeifenkapitäl, ist nicht, wie Seesselberg meint, eine Umgestaltung des Akanthuskapitäls, sondern aus einem würfelförmigen Holzklotz entstanden, dessen Kanten und Ecken abgeschrägt wurden, um einen Übergang zu dem Rund der Säule herzustellen. — Auch bei den ältesten Steinkirchen spielte der vom Holzbau herstammende Laufgang noch eine große Rolle. Saxo 12: Idem (Sveno pontifex) perfecta Trinitatis aede (in Roeskilde) in exaedificando eius ambitu Canutum religiosi operis socium habuit.

englischen Sendboten erlernt haben, soll damit die Frage nach dem Ursprung der Stabkirchen „erledigt" sein. Nein, wiederum umgekehrt: der kunstreichere Holzbau (Reiswerk) wurde nach England durch die germanische Einwanderung der Angeln, Sachsen und Friesen gebracht, von denen ihn die Iren und Schotten (opus Scoticum) erlernten; das „irische Ornament" ist nichts anderes als angelsächsisches Zierwerk[85]).

Deutschland (Böhmen) besitzt nur noch ein Denkmal dieser Art, die im Jahre 1171 erbaute Kirche von Braunau im Riesengebirge; diese hat, wie die norwegischen, Laufgang und Schindeldach und auf der anderen Seite, wie Lachner[86]) hervorhebt, „eine auffallende Ähnlichkeit mit den romanischen Basiliken". Die ähnliche Bauart zeigende, im 13. Jahrhundert errichtete Jodokuskapelle in Mühlhausen i. Th. ist 1846 „gemeinnütziger Zwecke wegen" abgebrochen worden; auch eine solche, sogar mit Runeninschrift versehene, Kapelle bei Schildesche in der Nähe von Bielefeld soll erst in den letzten Jahrzehnten verschwunden sein. Im Badischen, bei Löffingen, steht noch die baulich beachtenswerte hölzerne Wallfahrtskapelle von Witterschnee (alt Itirsne).

Auch die Slaven kannten ursprünglich nur den Holzbau; daher ist auch in slavischen Ländern, Oberschlesien, Mähren, Böhmen, Polen, Ungarn, außer den alten Bauern- und Bürgerhäusern noch eine ziemliche Anzahl von Holzkirchen erhalten, die zum Teil, wie die von Lubom, Syrin im Szathmarer Komitat u. a., beim ersten Anblick an die norwegischen erinnern. Es sind aber lauter Blockbauten, woraus hervorgeht, daß die Slaven den Holzbau nicht bis zu der hohen Vollendung entwickelt haben wie die Germanen; was sich von Riegelbauten in diesen Gebieten findet, stammt meist von deutschen Einwanderern und Ansiedlern her. Man kann daher Lachner nicht ganz beistimmen, wenn er sagt: „die ehemals von ostgermanischen und vandalischen Völkerstämmen, den nächsten Verwandten der Skandinavier, innegehabten Wohnsitze nahmen nach der Völkerwanderung die nachrückenden Slaven ein und behielten die vorgefundene Bauart bei. Nur so läßt es sich nach Henning[87]) klären, daß die schlesischen und anderen ostdeutschen Blockbauten, ja selbst ein Teil der ungarischen Holz-

---

[85]) Haupt urteilt darüber: „Die formale Anlehnung an die Antike und den Osten weicht dem Eindringen nordischer Holzformen in dem früher entwickelten Sinne, so daß das 8. und 9. Jahrhundert sich hier wie anderwärts im Besitze einer Bauweise völlig nordischer Art sieht", und ist der Ansicht, „daß über das Verhältnis der Ableitung der irischen Ornamentik in der Hauptsache aus der germanischen kein Zweifel bestehen kann".

[86]) Geschichte der Holzbaukunst in Deutschland.

[87]) Henning, Geschichte des deutschen Hauses.

kirchen in ihrer Anlage den nordischen näher stehen als den benachbarten russischen". Dieser Erklärung bedarf es nicht, denn die Slaven bauten ja schon zu Tacitus' Zeit Häuser (domos fingunt, Germ. 46), und die Ähnlichkeit beruht auf Urverwandtschaft. Einzelne Bauten, wie der Hof des Königs Wacho, mögen beim Abzug der Germanen stehen geblieben sein; trotzdem aber haben die Slaven auch im Holzbau, wie in der Kulturentwicklung überhaupt, nicht die hohe Stufe der Germanen erreicht. Auch der griechische Tempel ist ja, wie wir gesehen, aus dem Holzbau hervorgegangen, aber zu einer Zeit, als sich dieser noch nicht über den Zustand des Blockbaus erhoben hatte und man noch keine hohen Dachstühle zu zimmern verstand; die Säulen sind aus den Pfosten entstanden, mit denen man, wie z. B. an der Kirche von Szuszkó in Ungarn zu sehen, in Ostpreußen das über die Blockwand vorspringende Dach zu stützen pflegte. Diesen Ursprung verleugnet auch der griechische Tempelbau nicht: er behält, bei aller Schönheit der sonstigen künstlerischen Ausgestaltung und Schmückung, doch mit seinem niederen, schwerlastenden Dach etwas Gedrücktes und, im Gegensatz zu den himmelanstrebenden germanischen Bauten, an der Erde Haftendes[88]).

Im Norden dagegen, wo der Steinbau viel später eingeführt wurde, konnte die Holzbaukunst ungestört sich weiter ausbilden und vervollkommnen, nicht nur was den Aufbau, sondern auch was das Zierwerk anlangt, die beide, miteinander sich entwickelnd, in völliger Übereinstimmung unter sich und mit dem Baustoff blieben. „Bildet der konstruktive Aufbau", sagt Lachner, „das Gerippe, ohne welches ein haltbarer Körper nicht denkbar ist, so ist die Ornamentik das Fleisch, dessen Formvollendung der ganzen Gestalt erst Leben und Schönheit verleiht". Auf dieser Entwicklungsstufe in Stein übersetzt, brachte die Baukunst der Germanen und ihrer Tochtervölker jene herrlichen Bauten hervor, die wir besonders im Gebiet der Franken, des führenden Volkes, am grünen Rhein bewundern. Kann man sich etwas Malerisches denken als die Dome am Laacher See oder in Limburg an der Lahn? Es hat daher eine gewisse Berechtigung, wenn von Löher vorschlug,

---

[88]) Haupt: Was jetzt als Ergebnis rein germanischer Art hervortritt, hat sein eigenes Leben und seine eigenen Schönheitsgesetze; in ihrer Art nicht minder wertvolle, als die im Bereiche uns seither wohlbekannter und vertrauter anderer Rassen einst geltenden. — Es hat mich sehr gefreut, den Verfasser auf der 5. Jahresversammlung der Gesellschaft für deutsche Vorgeschichte in Köln (1913) persönlich kennen zu lernen und seine den meinen so nahestehenden Ansichten selbst entwickeln zu hören, in dem schönen, durch zahlreiche Lichtbilder erläuterten Vortrag „Das Holz als maßgebender Stoff germanischer Kunstbetätigung". S. Verh. Der gleiche Vortrag ist auch am 8. Nov. in der Berliner Ortsgruppe gehalten worden.

die ganz unzutreffende Bezeichnung „romaniſch“ durch „fränkiſchen“ Stil zu erſetzen; dagegen ſpricht nur, daß dieſer Stil eben kein Sondereigentum der Franken, ſondern Gemeingut aller Germanen war. Seit alle Kirchen und großen öffentlichen Bauten in Stein ausgeführt wurden, blieb dem Holzbau nur das bäuerliche Gehöfte und das Bürgerhaus, und auch dieſe vorwiegend im ſteinarmen Niederdeutſchland. Gebührt den Franken der Ruhm, die herrlichſten Steinkirchen geſchaffen zu haben, ſo haben ihre Nebenbuhler, die zäh am Alten hangenden Sachſen, das Verdienſt, dem Holzbau die Treue bewahrt und ihn durch drei Stilperioden, Romaniſch, Gotiſch und Renaiſſance, mit vollendeter, immer ſchöne Wirkung erzielender Anpaſſungsfähigkeit durchgeführt zu haben. Wer ſich an dem eigenartigen Zauber der deutſchen Holzbaukunſt erfreuen will, der muß durch die krummen und maleriſchen Gäßchen der alten Sachſenſtädte[89]) Hildesheim, Braunſchweig, Goslar, Halberſtadt wandern. Die Übergänge von einem Stil zum andern erfolgten ganz allmälig, ſo daß trotz veränderter Zierform der Geſamteindruck der gleiche blieb. Gotiſche Schnitzereien gleichen oft noch altgermaniſchen Schlangenmuſtern; Drachen mit verſchlungenen Schwänzen kommen noch in der Renaiſſance vor, und die ſchön geſchwungene Ranke mit oder ohne Stab (Laubſtab) geht durch alle Stilarten[90]) hindurch. Wollen wir daher eine Vorſtellung gewinnen, wie die deutſchen Städte zur Zeit der Sachſenkaiſer oder der Hohenſtaufen ausgeſehen, ſo müſſen wir uns die Gaſſen von Hildesheim oder Braunſchweig ins Gedächtnis zurückrufen.

Ehe wir zum Schluſſe eilen, müſſen wir noch einen Blick auf den „gotiſchen Stil“ und ſeinen Zuſammenhang mit der germaniſchen Kunſt werfen. Der Name ſtammt bekanntlich von keinem Geringeren als von Raffael her[91]), der ihn auch „deutſche“ oder „barbariſche“ Bauweiſe nennt, auf die Zeit der Goten zurückführt und mit Geringſchätzung als etwas dem „ſchönen“ Stil der Römer „völlig Entgegengeſetztes“ bezeichnet. Das Letztere iſt freilich richtig, die Geringſchätzung des Italieners aber unberechtigt; denn darüber braucht wohl nicht mehr

---

[89]) Auch in anderen deutſchen Gauen ſind übrigens noch manche ſchöne Holzbauten vorhanden. Man muß ſie nur zu finden und zu ſchätzen wiſſen. — Vgl. Hanftmann, Heſſiſche Holzbauten, Marburg 1907, von mir in d. Pol. anthr. Revue, VII 4, beurteilt.

[90]) Haupt bildet (Abb. 3) ein niederſächſiſches Salzfaß ab, deſſen Roßhäupter faſt ganz denen eines altfränkiſchen Beſchlägs gleichen, und eine Schloſſerarbeit (Abb. 4) des 17. Jahrh., die man bei flüchtiger Betrachtung für ein Erzeugnis der Völkerwanderungszeit halten könnte. — Meiner Auffaſſung nahe ſteht auch der vielſeitige Berliner Kunſtſchriftſteller W. Paſtor, deſſen gehaltvolles Buch „Aus germaniſcher Vorzeit“ kürzlich (1913) in 2. Auflage bei B. Ziemſen in Wittenberg erſchienen iſt.

[91]) Brief an Papſt Leo X. 1519.

gestritten zu werden, daß die herrlichen gotischen Bauten den schönsten Schöpfungen des Altertums mindestens ebenbürtig sind. Als der junge Goethe zum erstenmal vor das Straßburger Münster trat, häufte er auf den Begriff Gotisch alles[92]), was ihm von „Unbestimmtem, Ungeordnetem, Unnatürlichem, Zusammengestoppeltem, Aufgeflicktem, Überladenem jemals durch den Kopf gezogen" war, und es graute ihm vor dem Anblick des „mißgeformten, krausborstigen Ungeheuers". Trotzdem konnte sich sein Herz, das damals „jünger, wärmer, törichter und besser" war, dem gewaltigen Eindruck nicht verschließen, und er jubelte: „das ist deutsche Baukunst, unsere Baukunst, da der Italiener sich keiner eigenen rühmen darf, viel weniger der Franzose". Als er im Greisenalter, nach langer Abwendung von der deutschen Kunst, anläßlich der Wiederherstellungsarbeiten an den Münstern von Köln und Straßburg seiner Jugendschwärmerei sich wieder erinnerte, konnte er mit Genugtuung feststellen[93]), daß ihm „unbewußt begegnet" sei, was spätere „Messung und Untersuchung" bestätigt habe. Ganz gewiß, unbewußt schrieb er das, was die gotische Kunst „Großes, gründlich Gefühltes, Gedachtes, Durchgearbeitetes" enthielt, deutschem Geiste zu, denn er konnte nicht ahnen, daß die Entlehnungswut späterer Kunstforscher sogar diesen Stil, weil er zuerst in Nordfrankreich sich ausbildete und als opus francigenum im 13. Jahrhundert nach Deutschland kam, unserm Volke absprechen würde. Als auch im Norden der Steinbau einzudringen anfing, wandte sich die durch den Schiffbau immer in bester Übung erhaltene Holzbaukunst besonders dem Dachstuhl zu, der dadurch jene hohe Vollendung erreichte, die wir teils an den norwegischen Kirchen[94]), teils infolge der normannischen Eroberungen auch in Nordfrankreich, wie im Kreuzgang von Pont l'Abbée, an einer Kapelle in Troyes, den Schlössern von Sully und Chateaudun, dem Rathaus von St. Quentin, und ganz besonders in England, wie an den Kirchen von Leicester, Malvern, Adderbury, den Schlössern von Eltham, Hamptoncourt, Windsor, Westminster, bewundern. Ein wahres Meisterwerk ist besonders der letztere, so daß man mit Lehfeldt von ihm sagen[95]) kann: „Mit der Kühnheit der Konstruktion

[92]) Von deutscher Baukunst 1772.

[93]) Von deutscher Baukunst 1823.

[94]) Von der trefflichen Bauart der Dächer gibt die Erzählung eines norwegischen Baumeisters, der in einer solchen Kirche von einem heftigen Sturm überrascht wurde, eine gute Vorstellung: „Anfangs gab es in dem alten Holzwerk ein Knistern und Knacken, wie wenn die Kirche zerbrechen wollte; nachdem aber die Wände in ihrer elastischen Fügung, soweit es möglich war, dem Sturme nachgegeben, kam das ganze System zur Ruhe, und obgleich der Sturm fortwütete, hörte man nicht das leiseste Geräusch mehr in den Kirchenwänden".

[95]) Die Holzbaukunst, Berlin 1880. — Vgl. auch Nash, The mansions of England in the olden time (Special winter number of the Studio 1905/6).

geht die meisterhafte Technik Hand in Hand". Diese hochragenden, sich selbst tragenden Dächer, die die Seitenwände entlasteten und in ihrer ganzen aufstrebenden Bauweise gen Himmel wiesen, waren die Voraussetzung und, wie die selbständige Entstehung in Norwegen und Nordfrankreich zeigt, auch die Ursache des gotischen Stils. Daß er in Nordfrankreich früher als in Deutschland zur Entwicklung kam, ist einfach darauf zurückzuführen, daß dies Land die letzte germanische Einwanderung aus dem Norden erhalten hatte. Von einem nichtgermanischen Stil zu reden, ist deshalb ungereimt, weil damals in der Normandie und den angrenzenden Teilen des Frankenreiches die höheren Stände, Bauherren und Baumeister, wenn sie auch schon französisch sprachen, doch nach ihrer Abstammung reinblütige Germanen waren. So ist es auch erklärlich, daß die neue Bauweise von den Deutschen sofort bereitwillig aufgenommen und in ihrer eigenen Weise weiter entwickelt wurde. „Der deutsche Geist", sagt Schnaase[96]), „behandelte ihn nicht als eine fremde Schöpfung, sondern als sein Eigentum". Das Zierwerk nahm viel neue, manchmal etwas naturalistischer gehaltene, besonders dem Pflanzenreich entlehnte Formen auf, erinnert aber in seiner Stilisierung noch sehr ans Romanische, so daß wir auch hier keinen unvermittelten Übergang finden und mit Fug und Recht den gotischen Stil als einen deutschen, als eine Fortentwicklung der germanischen Kunst betrachten dürfen. Der Name „normannisch" würde Art und Ursprung desselben am besten bezeichnen[97]).

Außer wundervollen Proben altenglischer Holzbaukunst und Holzschnitzerei enthält der reiche Bilderschmuck der Arbeit auch mehrere durch kunstvolles Sprengwerk getragene Dachstühle.

[96]) Geschichte der bildenden Künste, Düsseldorf 1854.

[97]) Als diese Zeilen schon geschrieben waren, erschien das Schriftchen von Limprecht „Der Ursprung der Gotik und der altgermanische Kunstcharakter", Elberfeld 1898. Seine Ausführungen berühren sich zum Teil mit meinen Anschauungen, sind aber etwas verworren, unklar und der nötigen Sachkenntnis entbehrend. Eigentümlichkeiten deutschen Wesens und deutscher Kunst sind nach ihm Innerlichkeit und Innigkeit, aber auch Neigung zum Ernsten, Düsteren, Dunkeln, Massigen und Verworrenen. — Auch nach Unteritalien hatten die Normannen ihre Kunst und ihren Stil verpflanzt. Vom Dom zu Trani sagt Schubring (Apulische Bauten des Mittelalters, Frankfurter Zeitung 1898, Nr. 142) u. a. folgendes: „Die Künstler arbeiten nicht nach einem Schema, sondern schöpfen aus dem ganzen Reichtum ihrer Vorstellungswelt, wie sie ihnen bei den mancherlei Fährnissen ihrer Wander- und Seefahrten und aus den schwermütigen, wilden Sagen ihrer felsigen Normannenheimat aufgegangen sein mag." — Ähnlich äußert sich auch Peez in der, übrigens auch viel Schiefes und Unrichtiges enthaltenden Abhandlung „Antike Technik und altdeutsche Holzkultur" (Erlebt — Erwandert, Wien 1899); er sagt u. a. „daß das deutsche Volk noch in ungebrochenem, durch keine fremde Überwältigung jemals dauernd gestörtem Zusammenhange mit der Vorzeit steht . . .", daß die Goten, „als sie die Gestade der Ostsee verließen, eine eigene Holzarchitektur" mit auf die Wanderung nahmen, und wirft, da „auch

Nicht mit Stillschweigen darf schließlich übergangen werden, welchen Einfluß der Stil der gegen das Römerreich anstürmenden nordischen Völker, gewöhnlich „Barbaren" genannt, auf die spätklassische Kunst ausgeübt hat. Ganz unverkennbar sind im „byzantinischen" Stil nordische Einwirkungen[98]) und Bestandteile; daß aus diesem aber der sarazenische „Arabeskenstil" hervorgegangen, hat Riegl in seinen „Stilfragen" einleuchtend und überzeugend dargelegt.

Infolge übertriebener Verherrlichung der Antike und Renaissance hat leider, wie Lachner klagt, die deutsche Holzbaukunst „bislang nicht die ihr gebührende Beachtung gefunden", und doch birgt sie, abgesehen davon, daß sie die Kunst unsrer Vorfahren ist, eine „so hervorragende Bildungsfähigkeit, daß auch der Baumeister unsrer Zeit sich eingehend mit ihr befreunden und viel häufiger sich ihrer bedienen sollte". Wollen wir ernstlich aus der Stillosigkeit heraus, erstreben wir im geeinten Vaterlande auch wieder eine volkstümliche Kunst, so gibt es für unsere Künstler kein besseres Mittel, als in dem unerschöpflichen Born germanischer Kunst sich jung zu baden und aus ihm Begeisterung und Anregung zu schöpfen. „Jedenfalls würde", darin hat Ebe[99]) vollkommen recht, „das Wiedergewinnen einer echt nationalen neubelebten Kunst eines der wirksamsten Mittel bilden, um den erfolgten politischen Zusammenschluß unseres Volkstums zu einer Einheit in Kraft zu erhalten". Der nordische Holzbau eignet sich trefflich für Garten- und Landhäuser, Wartehallen, Aussichtshäuschen, Bergwirtschaften und — unser Kaiser ist darin in Rominten mit gutem Beispiel vorangegangen — Jagdschlößchen, der normannische Dachstuhl, den man der

in Spanien und der Normandie, wo gleichfalls gotische Formen sich zeigten", gotische und skandinavische Völker eingewandert sind, die Frage auf, „ob nicht die ersten Elemente des neuen Stiles, die in Frankreich mit romanischer Kunst und Technik verschmolzen und durch letztere geläutert und allerdings unendlich erhoben wurden, auf germanischen Holzbau zurückzuführen sind?" Er vergißt, daß nicht unmittelbar der „gotische", sondern zuerst der „romanische" Stil aus der altgermanischen Volkskunst erwachsen ist. — Vgl. auch Worringer, Formprobleme der Gotik (München, G. Piper, 1913). Obwohl für den Verfassers „das Land der gotischen Reinkultur der germanische Norden" ist, enthält das gedankenreiche Buch doch manche Einseitigkeiten und Irrtümer.

[98]) Strzygowski, Kleinasien ein Neuland der Kunstgeschichte, Leipzig 1903, geht viel zu weit, wenn er in einseitiger Weise die ganze mittelalterliche Kunst von Kleinasien herleitet. Die nordischen Einflüsse übersieht er vollständig. — Derselbe Verfasser hat in seinen „Byzantinischen Denkmälern" das in einem Säulenkapitäl eingehauene Monogramm des Patriarchen Narses veröffentlicht, das in seiner Kreisform dem Karls des Großen gleicht. Das beweist selbstverständlich nichts für den orientalischen Ursprung der karolingischen Kunst, da solche Monogramme damals in der ganzen Christenheit verbreitet waren (Beil. z. Allg. Ztg. 3, 1905).

[99]) Deutsche Eigenart in der bildenden Kunst, Leipzig 1896.

Neuzeit entsprechend mit Eisenwerk verbinden könnte, ganz ausgezeichnet für Festsäle und — der guten Akustik wegen — für Tonhallen. In geschmackvoller Weise bemalt, gewährt ein solch offener Dachstuhl einen prächtigen und stimmungsvollen Anblick. Der romanische Steinbau empfiehlt sich für Kirchen, besonders protestantische, und größere öffentliche Bauten; er ist ganz dazu geschaffen, sich mit dem Reiz der Farbe zu verbinden. „Ich denke teutsch", hat Ludwig I. von Baiern einmal gesagt, „meine ganze Politik ist teutsch, aber ich baue nicht teutsch! Sonderbar." Würde nicht die Walhalla, deren Name der nordischen Göttersage entnommen ist, ihrem Zweck, eine Ruhmeshalle deutscher Größe und Herrlichkeit zu sein, besser entsprechen, wenn sie in germanischem Stil statt als griechischer Tempel erbaut wäre? Der Gotik könnten hauptsächlich die Gotteshäuser vorbehalten bleiben. In germanischem Stil lassen sich reizvolle Kleingeräte, Schmucksachen, Stickereien, Gewebe herstellen[100]).

Wir sind selbstverständlich nicht der Ansicht, unsre Künstler und Kunsthandwerker sollten gedankenlose, sklavische Nachahmer des alten Stils werden. Sie mögen an ihm nur lernen, ihre Erfindungskraft üben, aus seiner Formenfülle schöpfen. Hat doch unsre altehrwürdige Volkskunst den großen Vorzug, daß sie nicht in starre Formen, in enge Schranken bannt, sondern der Einbildungskraft, dem Geschmack des Einzelnen volle Freiheit läßt. In einem romanischen Dom ist kein Säulenknauf, kein Türbogen dem andern gleich, und doch stimmt alles so wunderbar zusammen. „Die Kunst ist eine Sache geworden, die mit der Volksseele sozusagen nichts mehr zu tun hat!" leider ist dies Wort[101]) Seesselbergs nur allzu wahr. Das soll und muß anders werden! „Langsam beginnt am Horizont die Morgenröte einer allgemeinen nationalen Weltanschauung aufzudämmern"; hoffen wir, daß

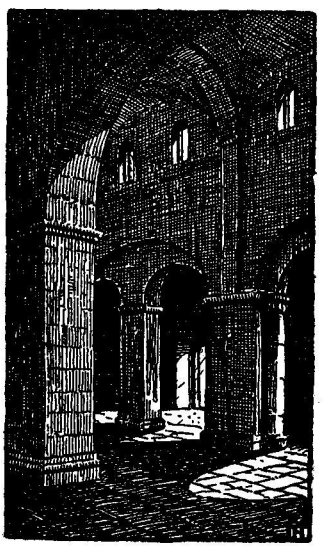
---

[100]) Nachdem diese Abhandlung längst gedruckt war, wurde mir erst bekannt, daß schon früher der verstorbene Adamy ganz unabhängig von mir, wie ich von ihm, ungefähr zu den gleichen Ergebnissen gelangt war (Die merowingische Ornamentik des Kunsthandwerks und der Architektur als Grundlage der romanischen, Hessische Quartalsbl. N. F. II 1890). Die Metzer Steine hat er nicht mehr gesehen. — Lindenschmit (Handbuch der deutschen Altertumskunde I S. 111) erklärt die Verzierungen fränkischer Steinsärge aus der Holzschnitzerei; Benndorf, (Jahreshefte des österr. archäol. Instituts II, 1899) die Akroterien griechischer Tempel, Keune, (Jahrb. der Gesch. f. lothr. Ges. XII) die Wülste gallischer Grabsteine aus dem Holzbau. — Die Leipziger Illustr. Zeitung vom 26./I. 1911 bringt einen reich mit Abbildungen ausgestatteten Aufsatz über „Das Königliche Residenzschloß in Posen", aus dem ich mit Genugtuung ersah, daß der Erbauer Schwechten ausgiebigen und wirkungsvollen Gebrauch vom nordischen Stil gemacht hat. Auch der von Hupp (München) entworfene Deckel der Huldigungsschrift des deutschen Städtetags zum Regierungsjubiläum des Kaisers ist in altgermanischem Geschmack gehalten (Ill. Zeit. 26. IV. 13).

[101]) a. O.

ſie zur ſtrahlenden Sonne werde[102]) und unſerm Volke im neuen Reiche auch das erblühen laſſe, was ihm jetzt noch fehlt, eine deutſche Kunſt!

[102]) Ganz in meinem Sinne hat Haupt auf der Architektenverſammlung in Köln, Herbſt 1906, geſprochen, und die gleichen Gedanken, die bei mir von den Zunftgelehrten ſo heftig bekämpft worden waren, wurden dort mit „ſtürmiſchem Beifall" begrüßt. Vgl. auch dieſes hervorragenden Baumeiſters und Kunſtforſchers Abhandlung „Von germaniſcher Baukunſt" (Arch. Rundſchau 11/12, 1904) und das ſchon erwähnte Prachtwerk „Die älteſte Kunſt, insbeſondere die Baukunſt der Germanen". — Vollſtändig in den alten Vorurteilen befangen iſt dagegen Fiſcher („Deutſche Altertumskunde", Wiſſ. u. Bild. 40, Leipzig, Quelle u. Meyer). — In der Einleitung zu Paſtors „Altgermaniſcher Monumentalkunſt" (Leipzig, Fr. Eckardt, 1910) ſchreibt Seeſſelberg: „Je exakter die Forſchung hier arbeiten lernt, umſo klarer tritt es zutage, daß die Urheimat nicht nur der Germanen, ſondern auch ihrer Kultur in Europa, und zwar im europäiſchen Norden zu ſuchen iſt". — Der neuen Anſchauung entſprechend und meine Ausführungen zum Teil wörtlich wiedergebend iſt auch H. Popps „Germanenkunſt", Weimar, A. Duncker, 1913 (Beilagebändchen zu „Heimat und Welt"), von mir in der Heidelb. Ztg. vom 29./X. 13 eingehend beſprochen und beurteilt.



Schluß.

Nur dem Ernst, den keine Mühe bleichet,
Rauscht der Wahrheit tief versteckter Born,
Nur des Meißels schwerem Schlag erweichet
Sich des Marmors sprödes Korn. Schiller.

Wie der Bergmann in längstverlassenen Schachten zuweilen auf vergessene, noch nicht abgebaute Adern wertvollen Erzes stößt, so habe ich schon manchmal in verschollenen, nirgends mehr angeführten Schriften einzelne Gedanken gefunden, von denen ich glaubte, sie zuerst ausgesprochen zu haben. Daß schon lange vor mir denkende und wahrheitsuchende Männer zu gleichen oder ähnlichen Schlußfolgerungen gelangt waren, habe ich stets als ermutigende Bestätigung meiner Anschauungen aufgefaßt, daß gerade sie aber keinerlei Eindruck auf ihre Zeitgenossen gemacht haben, mir so erklärt, ihre Zeit sei noch nicht gekommen, der Boden für solche Aussaat noch nicht genügend vorbereitet gewesen.

So finden sich in der schon vor 70 Jahren geschriebenen Einleitung[1]) zur „Allgemeinen Kulturgeschichte der Menschheit" des eingangs erwähnten Klemm folgende für die damalige Zeit sehr bemerkenswerte Aussprüche, daß er „den Affen den Vorläufer[2]) des Menschen nennen möchte", daß im Urwald der nördlichen Halbkugel

[1]) I. Einleitung und Urzustände der Menschheit. Leipzig 1843.

[2]) Für jene Zeit ein Ausspruch von großer Kühnheit. Die niederen Affen sind freilich insofern „Vorläufer" des Menschen gewesen, als sie erd- und entwicklungsgeschichtlich älter sind, von den höheren wissen wir, daß sie als nächste Seitenverwandte der Gattung Homo mit dieser gemeinschaftliche Vorfahren gehabt haben müssen.

„die Heimat des Menschengeschlechts zu suchen" und im germanischen Europa „die wahre Kultur, die wahre Kunst, die eigentliche Wissenschaft, das meiste Leben, Gesetz und Freiheit" zu Hause sei, daß in der fortschreitenden Kulturarbeit „ein Volk auf das andere ablösend und fortsetzend in ununterbrochener Reihe gleich den Wellen des Meeres" folge u. ä. Er hatte richtig erkannt, daß der Mensch „der eigentliche Gegenstand der Geschichte und somit der wichtigste für unsere Betrachtung" ist, daß die Geschichte „umsomehr erklärbar und verständlich erscheinen" wird, je mehr es uns gelingt, ihre wahren Grundlagen, Rassenlehre und Völkerkunde, „genauer zu erforschen und in ihrem Zusammenhang darzulegen". Vor dem nachweislich stark von ihm beeinflußten Gobineau hatte dieser deutsche Forscher die naturwissenschaftliche, ja, man kann schon beinahe sagen entwicklungsgeschichtliche Anschauungsweise voraus, war aber leider auch noch nicht zur vollen Wahrheit durchgedrungen. Obwohl er zugibt, daß die nach seiner Meinung aus dem asiatischen Hochland stammende „aktive" Rasse „am besten im kalten Klima gedeiht", sieht er doch in der Vermischung der aktiven und passiven, auch „männlich" und „weiblich" genannten[3]) Rasse, in der „Völkerehe" den größten Fortschritt der Menschheit. Auch dafür muß, wie ich glaube, der damals übermächtige Einfluß der die Einwanderung aus Asien als unumstößliche Tatsache verkündenden Sprachforscher verantwortlich gemacht werden.

Um die Mitte des vorigen Jahrhunderts lehrte Vollgraff[4]) in Marburg, die Staatswissenschaft sei nur „ein Zweig der Naturwissenschaften" und „alle Erscheinungen des bürgerlichen und politischen Lebens, von der Ehe an bis zu den Regierungsformen", müßten „unerklärt und dunkel bleiben, wenn man nicht die ethnische Anlage ins Auge fasse". Solche Gedanken hat Karl Andree[4]) sich zu eigen gemacht und weiter ausgeführt. „Die Gegensätze der Völker liegen manchmal teilweise in geographischen Bedingungen und Verhältnissen, zumeist aber im Blute selbst. Eine Staatswissenschaft, die ersprießlich wirken will, hat das anthropologisch-ethnische Element in der Bevölkerung künftig sorgfältiger zu beachten... Die menschheitlichen Gruppen (will sagen Arten und Rassen) haben verschiedene Kulturwerte." Äußere Umstände haben einen gewissen Einfluß, „die physische Anlage und Be-

[3]) Diesen Ausdruck hat Gobineau aufgegriffen: „les influences mâles se sont trouvées moins en force, se sont perdues dans un élément trop féminin".

[4]) Versuch einer Begründung sowohl der Ethnologie durch die Anthropologie, wie auch der Staats- und Rechtsphilosophie durch die Ethnologie, 3 Bände (Anthropognosie, Ethnognosie, Polignosie), Marburg 1851—55.

[5]) Geographische Wanderungen (Sammlung von Aufsätzen aus den 50er Jahren). Dresden 1859.

gabung vermögen sie nicht umzugestalten." Sie können es wohl und haben es getan, es gehören aber, was meist nicht genügend beachtet wird, hinreichend lange Zeiträume dazu, um die erhaltende Kraft der Vererbung zu überwinden. „Gegenwart und Zukunft aller fünf Erdteile", fährt der hervorragende Geograph fort, „werden vorzugsweise von germanischen Völkern bestimmt. Es leidet keinen Zweifel, daß die Weltherrschaft ihnen gehört. Die Bewahrung einer Aristokratie der Haut ist gleichbedeutend mit Festhalten an einer höheren und edleren Gesittung." Die Gründung überseeischer Ansiedelungen ist für die Völker germanischen Stammes eine Naturnotwendigkeit. „Sie können gar nicht anders, weil der uralte germanische Drang sie in die Weite treibt ... Der Gang der geschichtlichen Entwicklung ist von Anbeginn eine Erläuterung des Satzes, daß das aktive Element im Völkerleben alle passiven oder nur in geringerem Grade tätigen Nationen überflügelt, unterwirft, dienstbar macht, sie umgestaltet, sich dieselben assimiliert oder sie vernichtet." Den unglücklichen Gedanken der „Völkerehe" hatte Andree, wie man sieht, überwunden[6]).

Ein anderer fast ganz Verschollener ist der seiner Zeit weit vorausgeeilte und darum so wenig verstandene und gewürdigte Belgier d'Omalius d'Halloy, den man sogar einen Vorläufer Darwins nennen kann. In einem 1850 in der Belgischen Akademie gehaltenen, später erweiterten Vortrag über „den Artbegriff", Sur l'espèce, wirft er die Frage auf: „Ist die Art in der Natur etwas Festes und Unveränderliches oder ist sie nicht vielmehr eine der willkürlichen Einteilungen, die die Wissenschaft erfunden hat, um zu besserer Kenntnis der Lebewesen zu gelangen?" Er läßt uns über seine eigene Auffassung nicht im Zweifel und kennzeichnet die Lehre von der Unveränderlichkeit der Arten als eine solche, die „im Widerspruch steht mit der Art und Weise, wie die Rassen über die Erde verteilt sind, und mit den Wirkungen der Anpassung bei solchen Lebewesen, die aus ihrem Ursprungsgebiet sich entfernt haben". In diesen wenigen Worten ist fast die ganze Entwicklungslehre enthalten und besonders die Bedeutung der Anpassung und Vererbung, die rassenbildende Kraft der räumlichen Trennung hervorgehoben. Was Darwins Lehren, trotz allem Widerspruch des alten Vorurteils, doch einen verhältnismäßig raschen Siegeslauf verschafft hat, das waren merkwürdigerweise, aber nicht unerklärlicherweise gerade die ihnen anhaftenden Irrtümer, die Überschätzung der Einzelauslese und der geschlechtlichen Zuchtwahl. Auch dieser Erklärungsweise gegenüber, deren Übertreibung aus der

[6]) Der verstorbene Richard Andree, dessen Mitarbeiter am „Globus" ich lange Jahre gewesen bin, hat mir oft gesagt: „Solche Gedanken hat ja mein Vater schon vor einem halben Jahrhundert ausgesprochen".

Entwicklungslehre eine „Selektionstheorie“ gemacht hat, nimmt d'Omalius d'Halloy in der späteren Umarbeitung Stellung: „Ich habe, um die Veränderungen in der paläontologischen Stufenleiter zu erklären, eine Hypothese annehmen zu dürfen geglaubt, die diese dem durch geologische Umwälzungen hervorgerufenen Wechsel der Lebensbedingungen zuschreibt. Seitdem führt ein Buch (die Entstehung der Arten), das ungeheuren Anklang gefunden, sie auf Ursachen zurück, die der berühmte Verfasser natürliche Auslese und Kampf ums Dasein nennt. Ich kann hier die Gründe, die mich meine Anschauung vorziehen lassen, übergehen, da ja beide in gleicher Weise die Veränderlichkeit der Arten zulassen.“ Die Zeit hat dem belgischen Forscher recht gegeben: nachdem vorübergehend die „Auslese“ über Gebühr in den Vordergrund gestellt war, beginnt man zu einer vernünftigeren, den Tatsachen besser entsprechenden Auffassung[7]) zurückzukehren; nur die geologischen Umwälzungen (révolutions) sind nach heutiger Erkenntnis ein zu starker Ausdruck und durch „allmälige Umgestaltung der Erdoberfläche“ zu ersetzen. Omalius d'Halloy war auch einer der Ersten, der die naturwissenschaftliche Forschungsweise rückhaltlos auf den Menschen anwandte, und daher schon im Jahre 1848 zur Überzeugung gekommen, die damals so allgemein herrschende Ansicht von unsrer asiatischen Herkunft, daß „entgegengesetzte Meinungen für widersinnig galten“, stehe im Widerspruch „mit dem allgemeinen Schöpfungsgesetz, nach dem sich zu allen Zeiten geistige und leibliche Entwicklung in gleicher Weise vollzogen hat“. In einer schon 1839 der Belgischen Akademie vorgelegten, 1869 zuletzt in fünfter, bedeutend vermehrter Auflage erschienenen Abhandlung[9]) über die „Menschenrassen“ beschreibt er die weiße Rasse, die sich durch „das schöne Eirund des Kopfes auszeichnet“, in folgender Weise: „Die Nase ist groß und gerade, der Mund mäßig weit gespalten, die Lippen schmal, die Zähne senkrecht gestellt, die Augen groß, weit geöffnet und durch gebogene Brauen überspannt, die Stirn gewölbt, das Gesicht wohlgebildet, die Haare weich, lang und dicht. Sie ist es, die die gesittetsten, zur Herrschaft über andere berufenen Völker hervorgebracht hat.“ Er weiß auch sehr wohl, wo sie sich am reinsten erhalten hat: „Die Völker der teutonischen Sippe sind es, die im höchsten Maße die Merkmale der weißen Rasse besitzen; ihre Haut, heller als bei jedem andern Volke, scheint selbst für Bräunung durch langen Aufenthalt in den heißesten Ländern weniger empfänglich (wieder die erhaltende

[7]) Vgl. u. a. den sehr verständig geschriebenen Aufsatz: „Darwinisme et pessimisme“ von Bouglé, Revue de Paris, XI 2, 1904.

[8]) Bullet. de l'Acad. de Belgique 1848, XV p. 549.

[9]) Les races humaines ou éléments d'ethnographie par J. J. d'Omalius d'Halloy. Cinquième édition. Bruxelles et Paris 1869.

Kraft der Vererbung!); ihr Wuchs ist hoch, der Gliederbau ebenmäßig; die blauen Augen und blonden Haare sind nirgends so häufig wie bei ihnen. Keine geschichtliche Urkunde, keine sprachliche Erwägung zeigt, daß die Deutschen im Herzen ihres Vaterlandes andere Völker zu Vorgängern gehabt (das trifft aber nur für das wirkliche Herz, die skandinavische Urheimat zu), während uns die Geschichte lehrt, daß sie zu verschiedenen Zeiten Teile von Europa und Nordafrika unterworfen haben. Aber mit Ausnahme von Deutschland, Dänemark, Skandinavien, einigen Landstrichen an der Ostsee, den britischen Inseln und den Niederlanden sind sie überall mit den früheren Bewohnern verschmolzen und haben deren Sprache angenommen ... die Skandinavier hauptsächlich haben die oben als Kennzeichen der teutonischen (d. h. nordeuropäischen) Rasse angegebenen Merkmale fast rein[10]) bewahrt; sie sind eines der Völker, bei denen die Bildung am weitesten verbreitet ist; ihre alten Lieder, die bis ins 8. Jahrhundert hinaufreichen, sind berühmt in der Literaturgeschichte, und zu den Fortschritten der Naturwissenschaften in neuester Zeit haben sie mächtig beigetragen. Unter dem Namen von Goten, Warägern, Normannen haben sie eine hervorragende Rolle in den Völkerbewegungen gespielt, durch die das Römerreich gestürzt wurde." Als Naturforscher hat er die richtigen Schlüsse aus solchen Erwägungen zu ziehen gewußt, daß nämlich „die arischen Sprachen im Schoße der lichthaarigen Rasse entstanden und dem kleinen asiatischen Zweige von dem mächtigen europäischen Stamme aus zugekommen seien", denn es wäre nach seiner Ansicht unbegreiflich, wenn „eine so fruchtbare und tatkräftige Rasse wie die blonde durch die schwarzhaarige, die weder die gleiche Vermehrungs- noch Ausdehnungkraft besitzt, sich aus ihren Ursitzen hätte verdrängen lassen". Dazu kam Eckers Forderung, daß die Anthropologie die „vornehmste Hilfswissenschaft der Geschichte" werden müsse; auch er war ja, auf Grund seiner Vergleichung süddeutscher Reihengräberschädel mit schwedischen[11]), der Wahrheit schon sehr nahe gekommen. Wäre die Anthropologie im Sinne des angeführten Eckerschen Aufrufs auf diesen Bahnen fortgeschritten, das erstrebte Ziel, die Erkenntnis der Wahrheit, hätte viel früher erreicht werden müssen. Aber es läßt sich aus leicht zu erratenden Gründen wohl verstehen, daß gerade in der Wissenschaft vom Menschen die streng naturwissenschaftliche Forschungs- und Denkweise mit den größten Schwierigkeiten zu kämpfen und zahllose Hindernisse zu überwinden hatte.

Zum erstenmal ist in diesem Buche eine einheitliche und ursächlich zusammenhängende, durchweg auf die Naturgesetze begründete Welt-

[10]) Durch die schwedische Volksuntersuchung bestätigt. Vgl. Anthropologia suecica, Stockholm 1902.

[11]) Crania Germaniae meridionalis occidentalis, Freiburg 1865.

anschauung, eine der natürlichen Entwicklung des Menschen, der verschiedenen Begabung seiner Arten und ihrer Verbreitung über den Erdball Rechnung tragende Geschichtsauffassung geboten. Da ich mich überall auf Tatsachen, häufig auch auf übereinstimmende Ansichten anderer Forscher stützen konnte, ist die Annahme, dieses lückenlose und nirgends dunkle Stellen zeigende Weltbild sei nur ein Erzeugnis der Einbildungskraft, ausgeschlossen. Aber es wäre ja, da Selbsttäuschung in der Geschichte der Wissenschaft nichts Neues ist, denkbar, daß es stückweise aus „Wahrheit und Dichtung" zusammengesetzt wäre, etwa wie ein geschickter und erfahrener Arbeiter aus einer Handvoll Scherben ein vorgeschichtliches Tongefäß wiederherzustellen versteht. Wer aber eine solche Arbeit einmal beobachtet oder gar selbst versucht hat, der weiß, daß jede Abweichung vom richtigen Umriß der Wölbung die Einfügung der noch übrig gebliebenen Bruchstücke unmöglich macht. So schwach die Krümmung der einzelnen Scherben sein mag, sie genügt dem kundigen Wiederhersteller, um die Gestalt des Ganzen zu finden.

Das Gebäude der neuen Weltanschauung ist, wie ich nicht in Abrede stelle, bis jetzt nur im Rohbau vollendet, die Einrichtung und Ausschmückung an den wenigsten Stellen fertig, teilweise erst angedeutet. Ich heiße daher jeden Mitarbeiter willkommen und bin für Belehrung, sachliche Berichtigung und Erweiterung unsrer Kenntnisse durch Anführung neuer Tatsachen aufrichtig dankbar. Mit Worten dagegen läßt sich zwar „trefflich streiten", mit Worten auch „ein System bereiten", ein festgefügtes, auf sicheren Grundfesten ruhendes Lehrgebäude aber nicht erschüttern. Da ich selbst so Vielen habe widersprechen müssen, darf ich mich nicht wundern, wenn auch mir widersprochen wird; ich möchte nur von meinen etwaigen Gegnern den gleichen Grundsatz befolgt sehen, den ich selbst stets hochgehalten, dies niemals ohne Gründe zu tun. Da es mir nur um die Erkenntnis der Wahrheit zu tun ist, der ich — das muß mir auch der Feind lassen — ohne jede geistige oder sonstige Unterstützung, ohne jeden Anspruch auf Anerkennung oder Belohnung als meinem einzigen Hochziel nachgestrebt habe, so werde ich auch jede Widerlegung, wenn sie etwas Besseres an die Stelle zu setzen vermag, dankbar hinnehmen. Bis jetzt aber ist dies, so oft und so heftig ich auch angegriffen worden bin, noch niemals gelungen; im Gegenteil habe ich schon häufig die Genugtuung erlebt, meine wissenschaftlichen Gegner ihren Standpunkt aufgeben und sich dem meinigen mehr und mehr nähern zu sehen[12]).

[12]) In der Vorrede von „Kelten und Germanen" (Stuttgart 1855) schreibt Holtzmann: „Lehren, die einer herrschenden falschen Meinung entgegentreten, können nicht auf plötzliche Zustimmung rechnen; sie werden gewöhnlich unfreundlich und mißtrauisch aufgenommen, und wenn sie sich zugleich gegen Personen richten müssen, können sie sogar dem heftigsten Zorn begegnen. Aber wenn sie

Ursprünglich hatte ich die Absicht, dem Buch noch einen fünften, politischen, Hauptteil beizufügen, der einerseits die gerade von dem deutschen Volke so oft zu seinem Nachteil vernachlässigten Lehren der Geschichte für unsre Weltpolitik fruchtbar machen, anderseits zeigen sollte, wie durch eine den Naturgesetzen angepaßte Gesetzgebung die Volkskraft im Innern gehoben[13]) werden kann. Beide Aufgaben erscheinen ebenso lockend wie lohnend, doch nicht minder schwierig und umfangreich. Ich habe daher vorläufig, um nicht allzu viel unter „eine Decke" zu bringen, darauf verzichtet und ihre Bearbeitung auf die Zukunft verschieben[14]) müssen. Ob ich Mut und Kraft dazu finden werde, hängt von allerlei unberechenbaren Umständen ab, zumteil auch von der Aufnahme dieses Buches, das ja selbst schon ein wissenschaftliches Vermächtnis enthält.

Vielleicht — denn ich kann mich auf Tatsachen berufen — darf ich noch daran erinnern, wie viele Um- und Abwege der Wissenschaft erspart geblieben wären, wenn man früher meine Lehren und Mahnungen beachtet hätte. Mein Wort ist aber meist ungehört verhallt als vox clamantis in eremo.

---

in der Wahrheit begründet sind, dringen sie allmälig durch; denn der Wahrheit wohnt eine stillwirkende Kraft inne, die langsam, aber um so sicherer die Macht der Meinung und der Gewohnheit überwindet und allmälig die bittersten Feinde überzeugt und zu Freunden gewinnt."

[13]) Vgl. hierzu meine Abhandlungen und Vorträge „Auslese und Kampf ums Dasein mit besonderer Hinsicht auf den Menschen" und „Rasse und Gesundheit", Naturwiss. Verein in Karlsruhe, Festschrift zum 70. Geburtstag des Großherzogs 1896 und Verhdlg. Bd. XIV, ferner „Die Frauenfrage im Lichte der Anthropologie", Globus LXXII 21, 1897, und „Zuchtwahl beim Menschen" Politisch-anthropol. Revue I 3, 1902, sowie das Büchlein „Rassen und Völker", Leipzig, Th. Thomas, 1912.

[14]) Dieser Verzicht ist von der Kritik teils bedauert, teils mit Schadenfreude begrüßt worden. Auch jetzt fehlt mir noch Zeit und Zuversicht für eine so große Aufgabe, doch stelle ich mit Genugtuung fest, daß seitdem mancher Fortschritt auf diesem Gebiet in meinem Sinne gemacht worden ist. Wie z. B. der in der Pol. anthr. Revue (XII 6) und in anderen Zeitschriften veröffentlichte Arbeitsplan des „Deutschbundes in der Rassenfrage" beweist, bricht sich in immer weiteren Kreisen unsres Volkes die Überzeugung Bahn, daß für Rassenverbesserung etwas geschehen muß und, bei richtigem Vorgehen nach naturwissenschaftlichen Grundsätzen, auch geschehen kann. In der inneren Politik ist schon mancher vielversprechende Anlauf zu erkennen, in der äußeren dagegen will der Gedanke von einem Staatenbund der Germanen noch immer nicht durchdringen; doch ist es immerhin als vielversprechendes Vorzeichen zu begrüßen, daß Bücher wie Einharts „Deutsche Geschichte", Wolfs „Angewandte Geschichte" und Frymanns „Wenn ich der Kaiser wär'" entstehen und begeisterte Aufnahme finden konnten. Auch die schwedische, hauptsächlich durch Sven v. Hedins „Warnungsruf" angeregte Wehrkraftbewegung ist zu beachten.

Nachträge.

So eine Arbeit wird eigentlich nie fertig.
Goethe.

I S. 7. Über „Die Herkunft des Lebens" hat sich vor einigen Monaten Branca in dem Sinne ausgesprochen, daß er mit Arrhenius eine Urzeugung als „Wunder" ablehnt und das Leben für so alt wie die Sternenwelt, d. h. nach menschlichen Begriffen für „ewig" erklärt. Auf Sternschnuppen sollen die Keime durch das Weltall fliegen und so das Leben den einzelnen Himmelskörpern „einimpfen" (Deutsche Revue 11. XII. 1913). Daß dies keine Lösung, sondern eine Umgehung des Rätsels ist, daß der belebte Stoff sowohl durch die Kälte des Weltraums als durch die Reibungshitze in den Lufthüllen vernichtet werden müßte, habe ich wiederholt, so in der „Naturwissenschaftlichen Umschau" des „Echo" (12. II. 1914) hervorgehoben.

S. 12. Boelsche. Auf den Spuren des Pithekanthropus, in „Stirb und werde", Jena, Diederichs 1913. „Auf alle Fälle ein höchst geheimnisvolles Wesen."

S. 13. Über die von Reck bei Oldoway in Deutsch-Ostafrika entdeckten menschlichen Gebeine (abgebildet im „Tag", 26. III., im H. 13 der „Woche", H. 14 der „Gartenlaube" und besonders schön in The Ill. Lond. News, 4. IV.) habe ich mich unter der Überschrift „Der neueste Fossilmenschenfund" in der Heidelb. Zeit. 30. III. 1914 geäußert und sie der urgeschichtlichen Menschenart Homo niger fossilis zugeteilt.

S. 16. Nach Zeitungsberichten sind Ende 1913 in der Gegend von Miramar, Argentinien, durch Museumsbeamte von La Plata steinerne Waffen und Werkzeuge angeblich tertiären, jedenfalls aber sehr hohen Alters gefunden worden.

S. 18. Richters glaubt „Gletscherspuren auf Feuersteinen", die aus Skandinavien stammen und älter als die Eiszeit sein sollen, nachweisen können. „Umschau" 51, 1913.

S. 23. Die Bedeutung der „denkenden Tiere" (Elberfelder Pferde und Mannheimer Hund) für die Entwicklungslehre habe ich in verschiedenen Vorträgen (Naturwiss. Verein in Karlsruhe 28. II. und 24. X., Vers. der Südwestd. Irrenärzte 22. XI. 1913 und Historisch-philosophischer

Verein in Heidelberg 13. V. 1914) und Aufsätzen „Zum Verständnis der Tierseele" (Zeit im Bild 27. III., Zeitschrift für Psychiatrie LXX. 3./4. 1913, Echo 2. I. 1913 und 14. II. 1914, Heidelb. Zeit. 27. III. 1914 und in d. „Tierseele" I. 3) erörtert.

S. 28. Ranke, „Vorgeschichte der Menschheit" in der Neubearbeitung von Helmolts Weltgeschichte, Leipzig und Wien, Bibliogr. Inst., 1913. Von mir im „Deutschen Volkswart" (I 8) und in der Pol. anthrop. Revue (XIII 2) beurteilt.

S. 29. Walkhoff, „Entstehung und Verlauf der phylogenetischen Umformung der menschlichen Kiefer (Monatsschr. f. Zahnheilk. 12. 1913) habe ich unter der Überschrift „Die Kiefer von Mauer und Piltdown" in der „Natur" V. 10 gewürdigt, ebenso Schwalbe, „Kritische Besprechung von Boules Werk L'homme fossile de La Chapelle-aux-Saints Zeitschr. f. Morphol. und Anthropol. XII 3) in einem späteren Hefte. „Die ersten Menschen", den immerhin beachtenswerten Versuch Rutots, die ältesten Menschenarten bildnerisch zu gestalten (L'Illustration 17. I. 1914), habe ich unter derselben Überschrift in der Heidelb. Zeit. vom 23. I. beurteilt.

S. 30. Gegen Horst, „Die natürlichen Grundstämme der Menschheit" (Thüring. Verlag 1913, von mir in den Mitt. d. Gesch. d. Med. und Naturwiss. XIII 1 besprochen) und „Grundlinien der künftigen Menschenkunde" (Pol. anthrop. Revue XII 3) wendet sich Melchers in der gleichen Zeitschrift XII 6. Ich kann mit beiden nicht übereinstimmen.

Behm, „Vergleichende Anatomie und Physiologie in ihrer Bedeutung für die Abstammung des Menschen" (Neue Weltanschauung VI 8) und „Der Ursprung der Kultur" (Natur IV 20 u. ff.).

S. 36. Classen, „Die Völker Europas zur jüngeren Steinzeit" habe ich eingehend im Arch. f. Rassen- u. Gesellsch.-Biologie X 3 beurteilt.

S. 39. Munro, Prehist. problems, Edinburg a. London 1897, begründet den Hiatus durch eine in der Kent-Höhle zwischen alt- und neusteinzeitlichen Geräten liegende Tropfsteinschicht.

S. 40. Penka in seiner letzten Veröffentlichung „Die alten Völker Westeuropas und Nordafrikas" (Pol. anthrop. Revue XII 6 u. ff.) stimmt im allgemeinen mit meinen Ansichten über die Herkunft der nordischen Rasse, der er aber keinen naturwissenschaftlichen Namen gibt, überein, möchte dagegen für den „irreführenden" Homo alpinus die Bezeichnung H. mongoloidus einführen. Abgesehen von der sprachlich unrichtigen Bildung statt mongoloides sind in der anthropologischen Namengebung geschichtliche Völkernamen zu vermeiden.

S. 41. Nielsens, „Weitere Beiträge zur dänischen Anthropologie der Steinzeit" habe ich auch im 10. H. der „Natur" 1914 angezeigt.

S. 50. Sergi, L'uomo secondo le origini, l'antichità, le variazioni e la distribuzione geografica, Roma e Torino 1911, beharrt auf seinem alten, von mir nicht geteilten Standpunkt.

S. 60. Jahn hat schon vor mehr als 100 Jahren in seinem „Deutschen Volkstum" auf die Frage „Was ist ein Volk?" eine ziemlich zutreffende Antwort gegeben: „Nichts ist ein Staat ohne Volk ... nichts ein Volk ohne Staat ... Staat und Volk in eins geben erst ein Reich, und dessen Erhaltungsgewalt bleibt das Volkstum."

S. 66. Ammon, „Die Menschenrassen und die Verschiedenheit ihrer Seelenanlage" (Gartenlaube 1 1914), spricht sich in meinem Sinne aus, Gerstenhauer, „Rassenlehre und Rassenpflege", Leipzig 1913, ebenso.

S. 67. Techet, „Völker, Vaterländer und Fürsten" (München 1913), bekämpft zwar mit Recht und Geschick die Einseitigkeiten und Übertreibungen mancher Rassentheoretiker oder besser Fanatiker, kommt aber selbst zu keiner klaren, selbständigen Auffassung. Ich habe das Buch unparteiisch und sachlich beurteilt in der Pol. anthr. Revue (XII 9), wo auch mein Freund Schemann eine die meinige ergänzende, in Einzelheiten von ihr etwas abweichende Besprechung veröffentlicht hat.

S. 68. Fischer, Freiburg, hat in seinen „Rehobother Bastards" (Jena 1913) und in einem Vortrag auf der Naturforscherversammlung in Wien „Das Problem der Rassenkreuzung beim Menschen" eingehend behandelt. In dem Aufsatz „Blutmischung und ihre Folgen" (Arch. f. Rassen- u. Gesellsch.-Biologie) habe ich dazu Stellung genommen.

Kraitschek, Beiträge zur Frage der Rassenmischung in Mitteleuropa (Mitt. d. Anthr. Ges. in Wien, 3. F. XIV 1/2), betont mit Recht, wie ich dies auch schon wiederholt getan, die Bedeutung der reinen Schädellänge gegenüber den Verhältniszahlen. Die „Dolichoid-Brachykephalen" stehen oft der nordischen Rasse trotz hohem Index näher als der rundköpfigen.

S. 72. Über Herkunft und Heimat der Indogermanen ist seitdem mancherlei veröffentlicht worden, so von Westfal in den „Zeitfragen" (17. XI. 1903). Er schreibt: „Die Heimat der Arier ist Westeuropa", verwechselt jedoch die altsteinzeitliche Ahnenart (H. europaeus fossilis) mit der neusteinzeitlichen Stammrasse (H. europaeus Linné), deren Ausstrahlungsgebiet nach naturwissenschaftlichen Grundsätzen nur die skandinavische Halbinsel sein kann. Vielleicht darf ich bei dieser Gelegenheit an einen vor acht Jahren in derselben Zeitschrift (II 3) veröffentlichten Aufsatz „Die Urheimat der Indogermanen" erinnern. Ebenda (4. VIII. 1913) hat Heyck „Über die Arier" allerlei teils unklare, teils geradezu verkehrte Gedanken geäußert. Von seiner alten, aber unhaltbaren Ansicht einer „geographischen Zerdehnung" ausgehend, gelangte er „ganz vorsichtig" zum „jetzigen Deutschland mit Einschluß wahrscheinlich von Dänemark". Man darf ihm als Historiker entgegenhalten, daß damit die übereinstimmende Überlieferung aller germanischen Stämme, die zuletzt die Urheimat verlassen haben, unvereinbar ist.

Schrader kommt in einem bei der vorjährigen Hauptversammlung der deutsch. Gesch.- u. Altert.-Vereine in Breslau gehaltenen Vortrag,

der etwas erweitert auch als Bändchen I 8 der Geisteswissenschaften unter der Überschrift „Germanen und Indogermanen" erschienen ist, auf seine frühere Behauptung zurück, die Urheimat sei „an der Mündung und am Unterlauf der Donau" zu suchen. Ebenso verkehrt ist die Meinung, im Nibelungenlied hätten sich „alte Erinnerungen an einen Zug nach dem Westen" zu einem solchen „nach Osten, in Etzels Reich umgewandelt". Ich habe diesen Schriftsteller in der Pol. anthr. Revue (VI 10, X 6, XII 10) beurteilt, und ganz ebenso hat dies im Wiener „Alldeutschen Tageblatt" (30. XII. 1913) ein mir unbekannter Kritiker, Prof. Dr. E. H., getan.

Feist, Kultur, Ausbreitung und Herkunft der Indogermanen, Berlin 1913, Sprachliches Neuland, Frankf. Zeit. 27. VII. 1913, Indogermanen und Germanen, Halle 1914, ist einer der wenigen Rückständigen, die mit Hinblick auf die in Turkestan entdeckten arischen Sprachen die asiatische Urheimat glauben retten zu können. Eine große Genugtuung für mich war das Geständnis, daß die von mir stets als ungeschickt bekämpfte Zweiteilung in Kentum- und Satemsprachen durch das tocharische känt = 100 „den Todesstoß erhalten" habe. S. meinen Bericht über „Sprachliches Neuland" in der Pol. anthr. Revue XII 7.

Wolffs Schrift „Die Germanen als Begründer der europäischen Kultur, Bozen 1911, wird im Vorwort von Kossinna ein Beweis für die „Umkehr der Wissenschaft" genannt, enthält aber noch viel Irriges und Verkehrtes, so besonders über die Etrusker. In der Pol. anthr. Revue XI 5 besprochen.

Halter, Indogermanen, Sprache, Ursitz, Ausbreitung auf geologischer und linguistischer Grundlage, Jena 1913, ist der Aufgabe in keiner Weise gewachsen und schließt sich ungefähr Schraders Auffassung an. Von mir in der Pol. anthr. Revue XII 10 und im Heimdall XIX 1 beurteilt.

Philipp, Indogermanen in Europa im vorchristlichen Zeitalter (Pol. anthr. Revue XII 6) behauptet viel Irrtümliches, so z. B. über die Etrusker, die „sicher keine Indogermanen", und treibt großen Mißbrauch mit dem Namen „Ligurer".

Meyers Geschichte des Altertums wird von Snethlage im Mannus (V 3) ganz in meinem Sinne abgeurteilt: „Wie ein roter Faden geht durch alle seine Ausführungen die Behauptung von der totalen — ein Wort, das bei ihm stets in dieser Verbindung wiederkehrt — Abhängigkeit der europäischen Entwicklung vom Orient".

Frhr. von Lichtenberg, „Die Anfänge der arischen Kultur und ihre Einflüsse nach den Völkern anderer Rasse" (27. Flugschr. d. D. S. V. vermengt Richtiges mit Falschem; beurteilt im Heimdall XIX 1. Von demselben Verfasser „Die Stellung und Bedeutung der ägäischen Kultur in der europäischen Vorgeschichte", Mannus V 4 und „Die Heimat der

Arier", Vortrag in der Berliner Ortsgruppe des Alld. Verb. (Alld. Bl. 4. IV. 1914), hält an der unmöglichen Zweiteilung in „Nord- und Südarier" fest.

Alle diese unter einander und mit den Tatsachen im Widerspruch stehenden Versuche liefern den unwiderleglichen Beweis, daß es eine Lösung der indogermanischen Frage, außer der von mir gelehrten und durch einen genauen Stammbaum erläuterten, nicht gibt.

Pastor, „Aus germanischer Vorzeit", 2. erweiterte und mit (107) Abb. versehene Auflage (Wittenberg 1913), geht zwar von der richtigen Voraussetzung „ex septentrione lux" aus, bedarf aber im einzelnen oft der Berichtigung.

S. 111. Schliz (Anthropologen-Versammlung in Weimar, Korresp.-Bl. 1912, S. 88 u. Zeitschr. f. Ethnologie 1913, S. 96) meint, „daß sich germanische und slavische Reihengräberschädel ganz wohl von einander unterscheiden lassen" wegen der „finnischen" Merkmale der letzteren, und glaubt sogar in der skandinavischen Urheimat an der Schädelgestalt Ost- und Westgermanen erkennen zu können. Ich halte beides für unmöglich, wenn es sich wirklich um rassenreine und nicht um Mischlingsschädel handelt.

S. 127. Wirth, in einem Aufsatz „Die Renaissance etruskisch" (Tag 16. VIII. 1913), erklärt zwar die Etrusker für „nicht arisch", schreibt ihnen aber doch — seltsamer Widerspruch — den Hauptanteil an der Renaissance zu. Ich bin dieser unberechtigten Anschauung in den Zeitfragen („Renaissance und Volkstum", 1. IX) entgegengetreten.

Grenier (Bologne villanovienne et étrusque, Paris 1912) läßt die Etrusker im Beginn der Eisenzeit zur See aus Kleinasien einwandern, was vielleicht für spätere Nachzügler zutrifft, für die Hauptmenge des Volkes aber zu spät ist. Lehnt die Verwandtschaft mit den Rhätern ab: Nous cherchons dans les Alpes non pas le berceau du peuple étrusque, mais bien le refuge des conquérants vaincus de la pleine du Po. Noch andere Widersprüche und Unklarheiten finden sich in dem Buche: Les terres de l'Europe ont fourni les peuples, mais les flots de la Méditerranée ont apporté les arts. Woher?

S. 144. Das Wort batuere, battuere ist auch altlateinisch und kommt schon bei Plautus im 2. vorchr. Jahrhundert vor, könnte aber immerhin, wie so manches andere, aus der Sprache der oberitalischen Gallier entlehnt sein und spricht in keinem Falle gegen die Deutung „männermordend" von oiorpata.

S. 145. Bei Nikolajeff in Südrußland ist im vorigen Jahre das reich mit kostbaren Waffen- und Schmucksachen ausgestattete Grab eines skythischen Fürsten oder Königs aufgedeckt werden. The Ill. Lond. News (3. I. u. 14. II. 1914) haben schöne Abbildungen der Fundstücke, goldener Kamm, silberne Gefäße, Köcherbeschläge u. a., gebracht. Die darge-

ſtellten Krieger und Jäger laſſen nach Tracht und Geſichtsbildung keinen Zweifel an ihrem indogermaniſchen Volkstum. Ein dem Prunkgewande aufgenähtes Goldblättchen zeigt das Brüderſchafttrinken aus Hörnern.

S. 148. Minns, Ellis H., Scythians and Greeks, Cambridge University Press, 1913.

Weißenberg, Die meſopotamiſchen Juden in anthropologiſcher Beziehung (Arch. f. Anthr. N. F. X), Die kaukaſiſchen Juden (Ruſſ. Anthr. Journal 1912), Zur Anthropologie der perſiſchen Juden (Zeitſchr. f. Ethnologie 1913). „Die ſüdperſiſchen Juden ſind im Gegenſatz zu ihren nördlichen Brüdern langköpfig," weil eben reinblütiger.

S. 165. Delitzſch, Die Frau in Aſſur und Babylon (Vortrag in Berlin am 14. II. 1914), ſchreibt den Sumeriern, der „rätſelhaften" Urbevölkerung des Zweiſtromlandes „edle, gar nicht orientaliſche Geſichtszüge" zu und bildet in „Über Land und Meer" (Sumer und Akkad, Nr. 28, 1913) einige männliche und weibliche Köpfe ab, deren Geſtalt Semiten wie Mongolen ausſchließt. „Welche Intelligenz ſpricht aus dieſen Geſichtern, dieſen hochgewölbten Stirnen, und welcher Adel aus dieſen ſchönen Geſichtszügen der Frauen mit nahezu griechiſchem Profil."

S. 167. Koldewey, Das wiedererſtehende Babylon, 7. Auflage, Leipzig 1913. „Dem Ganzen (Säulen im 3. Hof) liegt offenbar eine phantaſtiſch abgekürzte Säulenſtellung zugrunde, wie ſie der König und ſeine Leute wohl im Weſten bei ihren Kriegszügen geſehen hatten, wie ſie aber dem Babylonier der Scholle im ganzen fremdartig erſcheinen müſſen." Auch ſonſt werden öfter weſtliche Einflüſſe nachgewieſen.

S. 183. Zu Bergae, Faröer, iſt die keltiſche Göttin Berguſia und der Moſelfiſch fario (Auſonius) zu ſtellen.

S. 185. Für die Geographiſche Zeitſchrift habe ich eine Erwiderung, „Die nordiſchen Völker im Altertum", auf Beckers' Aufſätze geſchrieben.

S. 193. Keilſchriftlich ſoll der Name des kimmeriſchen Anführers Dugdamme zu leſen ſein, was aber für Lugidamos oder Lugidanos ſtehen könnte.

S. 194. Nach Cäſar (B. G. I. 37) waren Cimberius und Naſua Brüder, alſo beide kimbriſchen oder ſchwäbiſchen Stammes; die Namen laſſen das eine wie das andere als möglich erſcheinen.

S. 204. Zu Nemetes ſind die keltiſchen Nemetatae und Nemeturii, die Ortsnamen Nemetobriga, Nemetocenna, Nemetacum, ſowie das Flüßchen Nemesa (Nims, fließt in die Moſel) zu ſtellen.

S. 219. Schnetz, Das Lar-Problem mit beſonderer Berückſichtigung der unterfränkiſchen Lohrorte am Main (Progr. des Gymn. in Lohr, 1913). Das Wort ſoll „Weideplatz" bedeuten, meiner Meinung nach ganz allgemein „Ort, Stätte".

S. 246. Mone, Quellen und Forſchungen zur Geſchichte der teutſchen Literatur und Sprache, Aachen und Leipzig 1830, weiſt die Häufigkeit des

Namens Nibelung bei den Franken nach. „Die Gibichingen haben zur Sage geliefert die Grundzüge zur Nibelungen-Not durch die Niederlage, die sie (ums Jahr 450) von Attila erlitten ... Armin ist der erste Sigfrit ... Den Grundstoff der Nibelungen haben wir in Hermanns Geschichte, und die Nachweisung ist bei weitem nicht so schwer, als sie scheint."

S. 247. Zur Jahrhundertfeier der Varusschlacht habe ich einen Aufsatz „Germaniens Befreier" für die Zeitfragen (8. VIII. 1909) geschrieben.

S. 252. In einer sonst ziemlich oberflächlichen und den Germanen in keiner Weise gerecht werdenden Arbeit über „Die Memoiren des Vellejus Paterculus" (Die Lese 43, 1913) beurteilt v. Delius die Varusschlacht doch zutreffend: „Die Geschichte von dem Varuszug durch den Wald bei Regen und Sturm, die Verlockung durch einen fingierten fernen Aufstand, zu dem Varus dann hineilt, als das beruht auf ganz späten Berichten. Die Hauptkatastrophe bestand in der Stürmung des römischen Lagers durch die Deutschen unter Arminius."

S. 263. Der Vormensch von Piltdown, zu dem nachträglich noch zwei Eckzähne gefunden sind (Ill. Lond. News 16. VII., 23. VIII., 20. IX. 1913), hat verschiedene Beurteilungen und Benennungen (Homo piltdownensis, Eoanthropus Dawsoni) erfahren. Ich habe keinen Grund, von meiner Auffassung und Bezeichnung (Proanthropus europaeus) abzugehen.

Zu der fleißigen Arbeit von de Urquiza über den Halswirbel von Monte Hermoso habe ich Stellung genommen in der Pol. anthr. Revue, XII. 6, und in der „Natur", V. 10, zu Arldts Beurteilung in derselben Zeitschrift, V 15. — Marellis Abhandlung Contribucion a la craneologia de las primitivas poblaciones de la Patagonia, Buenos Aires 1914, habe ich ebenfalls in der „Natur" beurteilt.

II S. 8. Die älteste bildliche Darstellung des Apfelschusses, nach einem Holzschnitt aus Etterlins „Kronika", ist im Daheim vom 25. IV. 14 abgedruckt. Der erläuternde Aufsatz von Koenig ist aber nicht frei von Irrtümern; so wird z. B. Olaus Magnus, Erzbischof von Upsala, ein „Däne" genannt und mit Saxo verwechselt.

S. 14. Über die Bevölkerung des Zehntlandes und dessen Eroberung durch die Germanen habe ich mich ausgesprochen in einem am 7. IV. 14 im Mannheimer Altertumsverein gehaltenen Vortrag „Die germanische Besiedelung des Rheintals" (Mannheimer Geschichtsblätter, Mai 1914). — „Heimatlich", Z. 8 v. u., ist selbstverständlich ein übersehener Druckfehler für „heimatlos".

S. 18. Außer von Dion werden „keltische Kennen" doch noch einmal genannt, nämlich von Florus (VI. 12) als Cenni neben den Vindelikern. Der Name steht wohl hier, wenn nicht verschrieben, als Abkürzung eines längeren Wortes, wie Cenomani oder ähnlich, und hat mit dem im 3. Jahrhundert am Main auftretenden Volke nichts zu tun.

S. 26. Clemen, Der Ursprung des Karnevals (Arch. f. Religionswissenschaft 1914), erklärt das Fest als „Fruchtbarkeitszauber" — es ist einfach eine Frühlingsfeier —, gibt den Gebrauch des Schiffswagens zu, verwirft aber trotzdem die Ableitung von carrus navalis. — Semerau, Deutscher Fasching in alter Zeit (Velhagen & Klasings Monatshefte, Febr. 1914) bildet mehrere solcher auf Rädern stehender Schiffe ab, allerdings erst aus dem 16. Jahrhundert.

S. 69. Auf S. I 168 seines zweibändigen, von mir in der Rhein.-Westf. Zeit. (10. V.) beurteilten Werkes „Die Südgermanen" (Heidelberg, C. Winter, 1914) schreibt Baumgart: „Nach manchen Ansichten waren die ältesten Bewohner des Landes die keltischen Bojer .... im 3. und 4. Jahrhundert n. Chr. bekämpften sich hier Goten, Quaden, Alemannen, Burgunder, aus welchen sich mit den Resten der alten Bojer um 480 der Völkerbund der Bojoarier bildete..." Daran ist jedes Wort falsch; das inhaltreiche Werk hat aber andere, hauptsächlich auf dem Gebiete der Geschichte des Ackerbaus liegende Vorzüge. Verf. hält übrigens die Boier nicht für Kelten, sondern für „Urgermanen".

S. 87. „Zur Einwanderung der Bayern" veröffentlicht Markstaller im Korrespondenzblatt der deutschen anthropologischen Gesellsch. (April 1914) einen kurzen Aufsatz, der sich hauptsächlich auf Vorgeschichte und römische Straßen stützt. Selbstverständlich haben wandernde Völker ihres großen Trosses wegen vorhandene Straßenzüge benützt, aber nur soweit diese mit der beabsichtigten Zugsrichtung übereinstimmten.

S. 148. Z. 18 von oben ist statt „unzulänglich" zu lesen: unzugänglich.

S. 167. Über die „Metallmengen aus den prähistorischen Kupfergruben der Salzburger Alpen" sprach Kyrle auf der Wiener Naturforscherversammlung (Verh. II 1, S. 753). Nach seiner Berechnung wären in 300 Jahren 200000 kg reinen Kupfers gewonnen worden.

S. 169. Die einst so ergiebigen Kupferbergwerke von Falun sind jetzt erschöpft.

S. 173. Rohrbach, der in überlebten Anschauungen befangene Verfasser der ihren Namen nicht verdienenden „Geschichte der Menschheit" (Leipzig, Langewiesche; von mir für die Pol.-anthrop. Revue besprochen) läßt die Bronze im 4. oder 5. Jahrtausend v. Chr. in Chorassan erfunden werden und schreibt: „Dies Grenzgebiet zwischen Turan und Iran (ist) im Altertum das einzige bekannte Land gewesen, wo es Zinn und Kupfer nebeneinander gab."

S. 184. Noch im Jahre 1870 (Framtiden S. 426) ließ Montelius die Eisenzeit im Norden mit dem Anfang unsrer Zeitrechnung beginnen, 1892 (Svensk. Fornm. Fören. VIII) schon ein halbes Jahrtausend früher, und jetzt (Prähist. Zeitschr. V, S. 527) hat er wieder einige Jahrhunderte zugelegt. Vor mehr als 30 Jahren, gleich als ich mit der Periodeneinteilung dieses hochverdienten Altertumsforschers bekannt wurde, hatte ich gesagt: Zurück mit den Perioden, Raum für die Entwicklung!

S. 195. Rohrbach, auch hierin rückständig, schreibt auf S. 71 seines erwähnten Buches: „Die Leistungen der Semiten aber haben wir auf demjenigen Gebiet zu bewundern, auf dem sie groß waren: dem kulturellen. In den Dingen des bürgerlichen Lebens, des Handels, der Technik, der Künste und Wissenschaften, des geistigen und materiellen Verkehrs haben sie der Welt einen ungeheuren Besitz erarbeitet. Fast könnte es genügen, darauf hinzuweisen, daß bei ihnen die Erfindung des Geldes und der alphabetischen Buchstabenschrift gemacht worden ist."

S. 196. Algyogyi (Verh. d. Wiener Naturf.-Vers. II 1, S. 772 meint, die Philister seien „sicher keine Semiten" gewesen, aber auch keine Indogermanen, sondern mit deren Vorläufern in Kleinasien verwandt und aus Kreta gekommen. Karpathos soll aus Kaphtharos entstanden sein, was wegen des gleichlautenden europäischen Bergnamens unmöglich ist.

S. 205. Das vereinfachte, nur noch aus 16 Zeichen bestehende spätnordische Futhork findet sich u. a. auf einer 1910 gefundenen Hirschrippe des Lunder Museums. Karlin, Das kulturhistorische Museum zu Lund 1882—1911, deutsch von Hungerland.

S. 294. Fürsts schöner Aufsatz „Skeletfunde aus Steinzeitgräbern in Nerike, nebst Einigem über unsres Steinzeitvolkes Krankheiten und Verletzungen" (schwed., Fornvännen 1914) ist mir eben noch zugegangen.

S. 324. Poech hat auf der Wiener Versammlung (II 1, S. 759) über „Naturalismus und Stil in der darstellenden Kunst der Primitiven" gesprochen. Nach seiner, auch von mir geteilten Ansicht ist lebenswahre Nachbildung ohne jeden Stil immer das Erste und Ursprüngliche.

S. 356. Auf die Bedeutung der inneren Besiedelung für das Volkswohl hat in trefflicher, auf gründlicher Sachkenntnis beruhender Ausführung Frhr. von Wangenheim bei der Vorstandssitzung des Alldeutschen Verbandes in Stuttgart hingewiesen (Alld. Bl. 25. IV): nur dadurch „können dem deutschen Volke die Kräfte zugeführt werden, die ihm Dasein und Weiterentwicklung verbürgen". Vgl. auch den Aufsatz „Die Aufgabe des Alldeutschen Verbandes in der Frage der inneren Kolonisation" (in derselben Zeitschr. vom 9. V. 1914).

S. 357. Die Gebeine des Urnegers von Oldoway sind nach Zeitungsberichten in der Gesellschaft Naturforsch. Freunde am 5. V. den Berliner Sachverständigen vollständig mit zahlreichen mitgefundenen Tierknochen vorgelegt worden. Die übereinstimmende Ansicht ging dahin, daß alle gleichalterig seien. Sonst hat sich etwas wesentlich Neues nicht ergeben. Bei einem kürzlich in Ehringsdorf bei Weimar gefundenen, unzweifelhaft diluvialen Unterkiefer muß hinsichtlich der Artbestimmung die fachmännische Untersuchung abgewartet werden, ebenso bei den Skeletten von Oberkassel am Rhein. Vgl. meine Abhandlung „Der fossile Mensch", Bonn, E. Eisele, 1914.

Blattweiſer.

(Wo eine römiſche Zahl nicht beigefügt, gilt die vorhergehende.)

Aardal, Kirche . II 336
Abalus . . . . . I 186
Aboba 114
Achäer . . . . 125 u. a.
Achämeniden . . . 140
Ackerbau der Steinzeit 42
—, ſkythiſcher . . . 145
Adrana 251
Adria 107
Aduatuca 201
Aduatuker 202
Ägäiſche Schrift II 195
Ägyptiſches Bronzealter 183
Aertha 251
Aes Cyprium . . . 170
Aeſtier . . . I 108, 119
Aëtius . . . . II 122
Affenmenſch . . I 12, 16
Agathyrſen 143
Ahnenbild 11
Aiſch . . . . . II 271
Akkad . . . . . I 167
Aktive Raſſen . . . 48
Alamanni . . II 191 u. a.
Alamannia vera et vetus 30
Alanen . . I 144, II 142
Albwin I 227, II 52 u. a.
Alemannengräber . 315
Alemanniſche Mundart 31
Alexander d. Große I 140
Aligern . . . . II 105
Aliſo . . . . . I 255
Alloppe 40
Altmühl . . . II 270
Alwaldand (alu), Beiname Wodans . . 231
Amaler, Stammbaum 110
Amalchium . . . I 187
Ambronen . . 82, 198
Ammatas . . . II 144
Anag . . . . . I 166
Andulf . . . . II 336
Angelrode 139
Ango . . I 217, II 314
Anker 186
Annolied 6
Antarktis . . . . I 7
Apfelſchuß . . II 7, 363
Apollo tuscanicus I 336
Aquitanier 155
Arabiſche Ziffern II 279
Arbetio 221
Arbogaſt . . . . I 168
Arimaſpen 144
Ariſch 69
Arminius . . . 221 u. f.
Armins Stammbaum 245
Arſaces 147
Artaxerxes 143
Artbegriff 27
Artimpaſa 143
Arzt, got. lekis II 297
Arum, Schwert . . 225
Aſia, Name . . . I 141
Aſſarhaddon . . . 191
Atax . . . . . II 142
Athamanen . . . I 143
Athanarich . II 109 u. f.
Atlantis . . . . I 119
Atoſſa . . . . II 208
Attila . . . I 223 u. f.
Attilas Königshof II 330
Audwin . . I 227 u. f.
Aufrechter Gang . . 12
Aurelian . . . 86 u. a.
Ausmerzung der Schwächlinge . . 23
Auſtrasia 186
Auzon, Runenkäſtchen . . . . II 227
Avionen 261
Badiſche Mundarten II 31
Baiern, Abſtammung 159 u. f.
Baiovaren, Name . 66
Baldomer 336
Bäldäg . . . I 166 u. a.
Balingen, Rundfibel II 222
Balthen, Stammbaum 109
Baltia . . . I 186 u. a.
Balzi Roſſi 160
Bamberger Dom . . 114
Baſina, Bathilde II 17
Basken . . . . 154 u. f.
Baskiſche Sprache I 156
Baſtarner . . . 87 u. a.
Bebrnker 122
Bel, Belenos . . . 166
Belerion (Landsend) 182
Beliſar . . . II 133 u. f.
Bergbau, vorgeſchichtlicher 167 u. f.
Berig 101
Bernſtein I 124, 186 u. a.
Beſprechung der Wunden . . II 296
Bier 103
Bilderſchrift 196
Blockbau . . . 329 u. f.
Bodenſee . . . . I 123
Bogenfries . . .II 340
Boio, Boiorix . . I 196
Boiohemum, Böhmen II 64
Borbetomagus . . . 111
Bornholm . . . 113 u. a.
Bosporus Cimmericus . . . . . I 191
Bourones . . . II 167
Brachycephale . . I 26

Brakteat von Grumpan . . . . II 205
Brakteaten von Randers 225
Brakteat von Seeland 220
Braunschweiger Reliquienschrein . . . 226
Braunschweiger Straßennamen 46
Bretzel, Wort . . . 238
Britannien . I 152 u. a.
Britsum, Stäbchen II 220
Bronze, Wort . . . 172
Brückenechse . . . I 10
Burgunden . . II 111
Burgundische Namen 133
Butter, Wort . . . 186
Buzilin 24, 105
Byzantinischer Stil . 371

Cadmia, Galmei . 193
Caepio . . . . . I 200
Caere, Flasche . . . 135
Caeroesi 214
Cambrivii 87
Campsa . . . . II 116
Caretene 130
Carnavale 261
Cartris . . . . . I 187
Cassel, Name . . . 256
Cassius mons . . 179
Cateia 197
Catualda . . . II 14
Caturix . . . . . I 104
Catuvolcus 204
Caupo 100
Cernobog 114
Cervesia 103
Chararich . . . II 137
Chariocheto . . . I 211
Charnay, Spange II 134, 217
Chatten . . . . I 210
Chauken 212
Childerichs Grab I 218, II 319
Chochilaicus . . II 31
Chlodwig . . . 16 u. f.
Chnodomar 31
Chrenecruda . . . I 211
Chriemhilde 223
Chrothacharius II 31
Chrothildis . I 223 u. f.
Cimberius II 194, 362
Cimbrica Thetis . 148
Codanus sinus . . 186
Codices lintei . I 131
Columban . . II 19
Copidae . . . . I 150
Cronium 184
Cupfere, Bachname II 171
Cuprum 171
Cusus (Dura), Flußname 81
Cypriae 171
Cyprus 171
Cynuari 19

Dagobert . . . . I 216
Dagon 166
Daken 122
Danaer 125
Danubius 124
Dardaner 122
Davesco, Inschrift . 139
Dänen 88
Dejokes 149
Delos 142
Detmold 256
Deudorix 204
Devanagari . . II 208
Dinkel . . . . . I 42
Divico 200
Dolichocephale . . . 25
Domgisl . . . II 228
Domitius Ahenobarbus 14
Donau (Danubius) I 124
Dorier 125
Dorringen . . . II 152
Drachenfahnen . . I 146
Drontheim, Dom II 313
Druiden . . I 94 u. a.
Dryopithecus . . . 14
Dümmersee 33

Eberbilder 119
Eid von Straßburg . 219
Einkorn 42
Eisen, Herkunft und Alter . . II 184, 365
Eiszeit . . . . I 8 u. f.
Elbe . . . . . 109 u. a.
Electrides 124
Elsaß, Name . II 20
Emmer . . . . . I 42
Ems, Spange . II 224
Endreim neben Stabreim 307
Engers, Spange . . 224
Eningia . . . . . I 107
Eridanos . . . 124 u. a.
Ermengardis . . . 217
Erz . . . . II 165 u. f.
Etelhem, Spange . . 224
Etrusker . . I 125 u. f.
Etruskische Zahlwörter 133
Etzel für Attila . . 225
Eudoses . . . II 261

Faldones . . . . I 113
Falun . . II 169, 364
Fasenacht . . . 26, 364
Felsenbilder 185
Ferry-Hill 228
Fibel 186
Finnische Urbevölkerung . . . . . I 61
Finnland 107
Fiörgyn 121
Flavus 245
Flußnamen, keltische 95, 99
Fonion 105
Fossile Affen und Menschen 15
Franci Nebulones . 242
Francisca 217
Frangones 215
Franken . . . 207 u. f.
Fränkische Mundart 219
Framea . . . . II 314
Fraoward 230
Freilaubersheim, Spange 224
Fridebolt, Frühlingsgottheit 238
Fridhof 334
Frig dea 11
Friesen . . . . . I 205
Fritigil . . . II 36, 74
Fro . . . . . I 121
Fufluns 134

Gades 177
Gaiserich, Stammbaum . . . . II 145
Gallica Historica . 27

Gallier . . . . I 79, 93
Gallische Sprache . . 96
Gambara, langob. Stammbaum . II 48
Gaudae 121
Gaudeamus, Geschichte . . . II 305
Geatas 33
Geberich . . . 118 u. a.
Gerbert, Rechenmeister 285
Germanen . . I 81 u. f.
Germanen, Name . 98
Geschlechtliche Zuchtwahl 23
Getae 121
Gibich . . . . II 117
Glagolitische Schrift I 115
Gnitaheide 246
Godegisel, Burg. II 130
Goldhorn 139
Gontharis 144
Goten . . . . 96 u. f.
Gotische Namen in Südfrankreich und Spanien 108
Gotischer Stil . . . 345
Götar und Svear I 92
Gratian . . . II 23
Gruthunge 98
Gudeok 51
Gundiacus 129
Gunderich 142
Guntheuka 131
Gutalag 102
Gutthiuda 218

Haghia Triada . I 129
Hakenkreuz . . II 187
Harolds Taufe . I 208
Harpagos 149
Haruden . . . II 72
Haslital 7
Haßberge 115
Hausbau 326
Heahvali 226
Hebriden . . . . I 183
Heilrunen . II 227, 295
Heliaden . . . . I 124
Heliko . . . . II 186
Helme, germanische . 314
Helveter 12
Heneter . . . . . I 107
Herkunft der Arier 69 u. f.
Hermanarich . . II 104
Hermanfrid, Stammbaum 17
Hermann statt Arminius . . . . . I 243
Hermanns-Denkmal . 262
Herminonen 89
Hermunduren 89, II 14
Heruler 99
Hiatus . . . . . I 37
Hindu 117
Hirse 103
Hispania 156
Historische Anthropologie 4
Histrio 136
Hochflut und Mond 181, II 248
Holzhaus I 218, II 329
Hölzerne Fässer 104, II 186
Homo, Artname I 21 u. f.
Hosen . . 102, II 86
Hufeisen 86
Hugdietrich 246
Hunnen . . . . . I 150
Hygelac . . . II 314
Hyperboreer 233

Iberer . . . I 152 u. f.
Ibor . . . . . II 9
Iktis . . . . . I 188
Iller . . . . . II 28
Indogermanen I 69 u. f.
Indulf . . . . II 105
Irland . . . . . I 182
— Name 182
Irmensul . II 159, 334
Island . . . . . I 184
Istävonen 89
Istros 124
Italia 163
Italicus 245

Japaner 151
Japyger 163
Jazygen 142
Jonier 125
Juden . . 164, II 362
Jul, Wort 245
Jura . . . . . I 123
Juthunge . . II 21 u. f.
Kabylen . . . . I 162
Kadmos . . . II 193
Karl d. Gr., Stammbaum . . . . I 220
Karthago 174
Kassiteriden . II 181 u. f.
Kassiteros, keltisch . 181
Keilschrift 208
Kelten . . . I 93 u. f.
Keltiberer 79
Keltoligner 79
Kennen, Volk II 18, 364
Kimbern . . I 191 u. f.
— Name 195
Kimbrische Reiter, Waffenschmuck . II 317
Kimmerier . I 193 u. f.
Kirche, Wort . . . 335
Kirchditmold . . . 256
Kissingen . . . II 115
Knicks . . . . . I 104
Knosos 129
Kragehul, Speer II 219
Kroaten . . . . I 107
Kreta 129
Krim 191
Kupfer, Wort . II 170
Kupferzeit 166
Kyrillische Schrift I 115
Kyros 149
Kypris . . . . II 170

Lagnus . . . . . I 196
Landsend 182
Langobarden . II 9, 48
Lantfrid 24
Lateinisch u. keltisch I 95
Latris 196
Lauriacum . . II 23
Lautverschiebung I 97 u. a.
Lech . . . . . II 89
Lehnwörter, keltische I 100
Lemannus lacus . 123
Lemnische Inschrift I 128
Lentia . . . . II 23
Licus, Liger . . I 162
Ligurer 157
Ligustinus lacus . 158
Liktoren 136
Lindholm, Schlange II 220
Linzgauer 23
Litauer . . . I 19 u. f.

Long barrows . . 153
Luceres 136
Ludwig der Fromme 217
— Name 213
Ludwigslied . . II 307
Lugier . . . . 59 u. f.
Lyder . . . . . I 137
Lygdamis . 193, II 362

Maas 21
Main 114
Mainland . . . . I 183
Makedonier . . II 137
Manlius 200
Marbod . . II 13 u. f.
Marduk 166
Marius . . . . . I 201
Marklo . . . . II 159
Markomannen . 99, 226
Mars von Todi . I 126
Marsi . . . . 76 u. f.
Melpum 138
Mentonomon . . . 186
Met 113
Metzer Steine . II 338
Midacritus 177
Miltenberg 115
Mitterberg 168
Mleko . . . . . I 132
Mondkreislauf, 19-jähriger . . II 240
Mongolen . . . I 112
Morimarusa . . . 185
Morasten . . . II 65
Möjebro, Stein . . 231
Mukuruna 130
Mumienbinden von Agram . . . . I 127

Naab (Nabis) . II 62
Nanthildis . . . I 216
Narses . . . II 35 u. a.
Nastala 314
Neckarschwaben . 14, 71
Nerthus für Aertha 25
Neusiedlersee . . . 141
Neustria . . . . I 215
Nibelungenlied 222 u. f.
Nordetrusker . . . 139
Nordendorf, Spangen II 223
Nordische Rasse auf Kreta . . . . I 129
Nordsäule 186
Nordsterne 173
Noreia 199
Norn, Name . . II 135
Nornenverehrung in Worms 234
Nortmanni 5
Nortthuringia . . . 16
Nundinae . . . I 136

Oberkassel, Skelettfund . . . . II 365
Oder, Name . . . 20, 66
Oeonae . . . . . I 185
Ogmius 104
Oiorpata . 144, II 361
Oldoway, Skelettfund 358, 366
Orkades . . . . I 183
Orchomenos . . II 192
Origo Suevorum . 6
Ortsnamen 37
Ostfalen 159
Osthofen, Fürspange 223
Ostschwaben 77
Ostricia . . . . I 186
Ostrogard 110
Ostsee . . . . 187 u. a.

Padus, Name . . . 124
Pala 134
Palas 120, II 115, 329
Panslavismus . . I 118
Panzerhemden . II 317
Parsagarda . . . I 148
Parther 146
Pelasger 29
Pella 134
Persepolis 148
Perser . . . . 140 u. f.
Petorritum 100
Petrossa, Goldring II 217
Peutingeriana tabula 29
Pferdezucht der Skythen . . . . . I 145
Phaethon 124
Phaistos 129
Phönikisches Alphabet . . . . . II 194
Phöniker, Name . . 194
Phryger, Briger . I 132
Plattensee . . II 141
Pimpedula . . . I 100
Pithecanthropus . . 12
Podbaba . . . II 317
Pol als Schöpfungsherd . . . . . I 17
Polengabia 166
Proanthropus . . . 15
Probus . . . . II 20
Promontorium Cimbrorum . . I 186
Prove-Fro 115

Quaden . . . II 36

Radulf, Stammbaum 17
Randen, hoher . . 23
Raudus, rotes Erz I 166
Raunovia 186
Ren, Wort 39
Rethra 114
Rhäter . . . . 119 u. f.
Rhenus 124
Rhodanus . . 124, 168
Ribuarii 216
Rikimer . . . II 128
Risci 230
Romulus und Remus 229
Romanische Baukunst 341
Rothari . . . 55 u. f.
Round barrows . I 153
Rugier . . . . II 103
Runenkalender . . . 253
Runen, keltische . I 104
Runenschrift . II 191 u. f.
Rurik . . . . . I 109
Ruß 124

Sabaudia . . . II 128
Sacrium, Sacal. . I 142
Salier, Name . . . 216
Samas 166
Sarmaten 142
Saxones, Name II 158
Scanza, Scandia 101 u. a.
Sceaf 11
Schicksalsgöttinnen . 135
Schläfenringe . . I 112
Schönheit der Germanen 83
Schwaben, Name II 4
— und Schweden . 5
Schwabmünchen . . 89
Schwabenstreiche . . 46
Sciringa 33

Scrat . . . . . I 115
Scytharum litus . 142
Scythicus Oceanus 142
Seewa, Siva, Sif . . 119
Seife 104
Semiten . . . 152 u. f.
Sendſchirli . . . II 215
Sethlans, Vulcan I 134
Sigambern . . 204 u. a.
Sigfrid 245
Sigimer 245
Sigisrich, S. Sigismunds . . . II 131
Sikaner . . . . . I 163
Siluren 153
Skiren . . . . 108 u. a.
Skythen . . . . 140 u. f.
Skythias, Delos . . 142
Slaven, Name . . . 115
Spatha . . . . II 314
Stabzahlen 281
Stammbaum der Indogermanen . I 79
— des Menſchengeſchlechts 50
— der thüringiſchen Herzöge . . . II 18
— der langobardiſchen Könige . . 48
— der Agilolfinger (Beiblatt zum Abſchnitt „Die Baiern“)
— der alemaniſchen Herzöge 24
Stämme der Germanen . . . . . I 81
Stellenwert der Zahlen . . . . II 279
Stilicho 141
Stonehenge, Sonnentempel 243
Stoßa 114
Strand, Grabſtein . 139
Suaphalp 89
Suebicum mare . 12
Suebos 5
Sumerier . . . . I 164
Swantowit 115
Tarquinius 136
Tarteſſos 178
Teja, Thiudagern II 105
Teutobodus . . . I 197
Teutoburgium . . . 88
Teutomatus 88
Teutonen, Name . . 197
Thalna 134
Theoderichsgrab II 322
Thorwaldſen . . . 311
Thorwen 232
Thraker . . . . . I 121
Thule 183
Thuringi . . . II 16
Thüringe im Niederland 151
Tochariſche Sprache I 150
Totes Waſſer . II 185
Toutiorix . . . . I 104
Trepanation . . II 289
Troer . . . . . I 122
Trundholmer Sonnenbild . . II 238
Tur, Tyr . . . . I 115
Turan 134
Turms 134
Turs 125
Türken 150
Tyrſener . . . 119 u. f.

Ulmerugi . . . II 140
Uptar 122
Uralphabet 206
Urheimat der Arier I 72
Urſprache 75
Urud, rotes Erz . . 106
Urvolk 74
Urzeugung . . II 357

Vaiſon, Inſchrift . I 101
Vandalismus . II 143
Vandalucia . . . 142
Vandilii . . . . I 87
Varianiſches Schlachtfeld . . . . 248 u. f.
Vascones 156
Venedi 107
Venedicus sinus . 108
Vendlas . . . II 138
Vererbung erworbener Eigenſchaften I 22
Verzinnen 106
Veſuv, Schlacht II 105
Vicus tuscus . . I 136
Villa . . . . . II 44
Virgunia 116
Viriathus . . . . I 157
Viriolae 157
Vithicabius und Veſtralpus . . II 33
Volsker . . . . . I 76

Wacho . . . . II 51
Wadomar 22
Walachen . . . . I 109
Walenſage . . II 175
Walja 119
Walthari I 229, II 52
Wanadis . . . . I 32
Wandalen . . II 138
Wandaliſcher Achill 144
Wandaliſche Berge . 140
Warnen 16
Warnow . I 66, II 84
Wasce . . . . . I 156
Wellentheorie . . . 76
Weltſäulen . . II 256
Wenden . . I 107 u. f.
Wendilmere . . II 138
Weſtfalen 159
Weſtſtrom der Arier I 79
Widerolteſleba II 41
Wieland 228
Wieren . . . . . I 157
Wight, ſ. Iktis, Vectis
Wilzen (Wenden) für Waſken . . II 231
Winiler 6
Wiſumar 141
Wetterſee 9
Woche, Herkunft . . 264
Wodan . . . . 34 u. a.
Ymbran . . . . I 198
Zabar 166
Zahlzeichen . . II 277
Zinn . . . . . 172 u. f.
Ziſa 26
Zülpich 21

Die Zahl der angeführten Schriftſteller hat ſich in der Neubearbeitung ſo vermehrt, daß ein Verzeichnis ihrer Namen zur Unmöglichkeit wird.

Druckfehler.

S. 264, Z. 2 v. o. iſt ſtatt „er“ zu leſen: der Faſtenbeginn.
S. 278, Z. 8 v. u. iſt ſtatt „oder“ zu leſen: plus oder minus.

Dieterich'sche Verlagsbuchhandlung, Theodor Weicher, Leipzig

Einhart
Deutsche Geschichte

512 Seiten, 24 Vollbilder und eine bunte Karte
des deutschen Siedlungs-Gebietes in Mitteleuropa.

41.–50. Tausend

5.

vermehrte u. verbesserte Auflage

Preis
gebunden in Leinen
M. 4.50

Geschenkausgabe
gebunden in Leinen
mit Goldschnitt
M. 6.—

41.–50. Tausend

5.

vermehrte u. verbesserte Auflage

Preis
gebunden in Leinen
M. 4.50

Geschenkausgabe
gebunden in Leinen
mit Goldschnitt
M. 6.—

Wenn jemals ein Buch in dem kurzen Zeitraum von fünf Jahren zum echten Hausbuch aller Deutschfühlenden geworden ist, so gilt dieses Wort wahrlich von „Einharts Deutscher Geschichte".

Nun ist das Hausbuch dieses tatfrohen Vorkämpfers der germanischen Weltgeltung in einer neuen, erweiterten und verbesserten Auflage soeben erschienen. 40000 Stück sind hinausgeflattert nach allen Richtungen der Windrose, und wo immer nur, selbst im fernsten Auslande, die versprengten Söhne unseres Volkes leben, da hat auch der „Einhart" bis in die Bauernhütte des Urwaldes Eingang gefunden. Er ist wahrhaft die deutsche Bibel unserer Auslandsdeutschen geworden. Jeder Lehrer wird es mir danken, wenn ich ihm als das beste Geschenk für reife Schüler, die ins Leben hinaustreten sollen, den „Einhart" als Weggenossen empfehle. Und jetzt zur Osterzeit, wenn unser Jungblut eingesegnet wird, wenn die Knaben die Schule verlassen und als Handwerker ins Leben hinaustreten — die Eltern mögen dem deutschen Jüngling den „Einhart" für seine freien Stunden mitgeben. Da findet er das, was die deutsche Seele braucht, den frischen Trank der Begeisterung aus der reinen Quelle edelster Volksliebe. Unsere jungen Akademiker aber sollten das Buch erst recht lesen, denn ihre historischen Kenntnisse führen sie um so leichter in die Schönheiten des Buches ein.

Heute sind 40000 Stück des „Einhart" binnen fünf Jahren im deutschen Volke verbreitet. Hoffentlich können wir in wieder fünf Jahren sagen, daß mehr denn 100000 Stück von „Einharts Deutscher Geschichte" überall, wo unsere Muttersprache erklingt, zu finden sind. Möge diese deutsche Geschichte, die uns das wahre Verständnis für Vergangenheit und Gegenwart und die frohe Aufmunterung für die Zukunft erschließt, immerdar in allen deutschbewußten Häusern gelesen werden. Heil dem Verfasser und seinem kerndeutschen Werke!

Ostdeutsche Rundschau vom 6. III. 1914.

Dieterich'sche Verlagsbuchhandlung, Theodor Weicher, Leipzig

Kulturgeschichtliche Bilder aus Thüringen

Von **Hugo Kühn**

Mit Buchschmuck von Albert Andresen

VIII und 335 Seiten Gr.-8°. 1914

Geheftet M. 6.—, gebunden M. 7.—

Aus dem Inhalt:

1. Landwirtschaft. 2. Forst- u. Jagdwesen, Gewerbe auf dem Walde. 3. Bergbau. 4. Vom Handwerk. 5. Thüringer Industrie. 6. Zur Geschichte des Verkehrswesens in Thüringen. 7. Finanzwesen. 8. Zur Geschichte der Universität Jena. 9. Zur Geschichte des Militärwesens in Thüringen. 10. Kampf gegen Luxus. 11. Verwaltungsleben. 12. Aus dem Kirchenleben. 13. Hexenwahn und Aberglaube. 14. Kriegsfolgen. 15. Heimsuchung Thüringens. 16. Bilder von Musensitzen in Thüringen. 17. Wohnung; Fest und Spiel; Sage, Sitte u. Brauch; Thüringer Mundart.

Kultur und Volkstum zeigt kaum ein andres deutsches Land in so vielseitiger Ausprägung wie Thüringen. Es ist erstaunlich, wie hier im Herzen Deutschlands auf verhältnismäßig engem Raume die verschiedensten Gebiete menschlicher Betätigung in hervorragenden kulturellen Gegenwartsleistungen wie in vielen uns erhaltenen Zeugen aus der Geschichte vergangener Geschlechter zu uns reden. In einer Reihe in sich abgeschlossener Einzelbilder stellt der Verfasser einen Ausschnitt aus dem vielstrahligen Kulturleben Thüringens dar. Überall tritt uns in packender Anschaulichkeit das Leben der dahingegangenen Geschlechter entgegen. Neben dem allgemeinen Interesse, das dieses Buch wirklich verdient, wird es mit besonderer Freude die Schule begrüßen, denn es bildet eine Quelle reichster Belehrung und gemütvoller Anregungen.

Dieterich'sche Verlagsbuchhandlung, Theodor Weicher, Leipzig

Sagen aus Kärnten

Gesammelt und herausgegeben von

Dr. Georg Graber

XL und 512 Seiten Gr.-8°. 1914
Geheftet M. 5.—, gebunden M. 6.—

Aus dem Inhalt:

1. Wassergeister. — 2. Baumgeister. — 3. Berg- und Waldgeister. — 4. Hadische Leute. — 5. Salige Frauen. Die guten Leutlein. Billeweiß. — 6. Lindwurmsagen. — 7. Wildleute. Die wilde Jagd. Berchtra. — 8. Schlafende Helden. Totenseelen im Berg. — 9. Schätze und Schatzgeister. — 10. Schlangen. Verwunschene Seelen. — 11. Wandelnde Seelen. Die Toten. — 12. Heilige Zeiten und Bräuche in der Sage. Zauberer und Hexen. — 13. Walische Mandel. Venediger. — 14. Von großen Freveln und ihrer Strafe. — 15. Teufelssagen. — 16. Kirchengründungssagen. Legenden. — 17. Tiersagen. — 18. Geschichtssagen.

Seit Rappolds „Sagen aus Kärnten" vergriffen sind, machte sich das Bedürfnis nach einer neuen Sammlung, die einen Überblick über den gesamten Sagenschatz des Kärntner Landes bietet, immer stärker geltend. — Nur, wer die unaufhörlich zeugende schöpferische Kraft des Volkes mißverkennt, vermöchte zu behaupten, daß mit seinem Buche der Born kärntischer Sagen erschöpft worden sei. Abgesehen davon, daß Rappold nicht alles brachte, was er vorfand, und seit 1887 viel Neues veröffentlicht wurde, hat die sagenbildende Kraft des Volkes nur wenig nachgelassen. Auf dem alten Baume mythischen Denkens haben sich bis auf unsere Tage immer und immer wieder neue Triebe und Blüten angesetzt. — Nicht allein den Bewohnern Kärntens, sondern weiteren und weitesten Kreisen des deutschen Volkes möchte das Buch einen Begriff von der Schönheit und Eigenart des Kärntnerlandes, von der Reichhaltigkeit seiner Sagenwelt gewähren, in der mehr noch als in Lied und Brauch das innerste Wesen des hier seit länger als einem Jahrtausend ansässigen Volksschlages Ausdruck findet.

Dieterich'sche Verlagsbuchhandlung, Theodor Weicher, Leipzig

Das Jugendgeleitbuch

Das Jugendgeleitbuch

Gedenke, daß du ein Deutscher bist

herausgegeben von **Thomas Westerich**

404 Seiten. Gebunden in Ganzleinen mit Titelzeichnung von Franz Stassen M. 5.—

Aus dem Inhalt:

Bartels, Adolf, Prof., Deutsches Schrifttum. **Bieder, Theobald,** Eine Wanderung in das Reich altgermanischen Lebens und Glaubens. **Brunner, Karl,** Prof. Dr., Von der Geistesnahrung niedriger Art. **Driesmans, Heinrich,** Wesenswerte und Rechtsgefühle in der deutschen Sagenwelt und Frühgeschichte. **Fulda, Friedr. Wilh.,** Die deutsche Jugendwanderbewegung und ihre Bedeutung für Heimat und Volkstum. **Höffner, Joh.,** Deutsche Denker als Erzieher. **Klingemann, Karl,** Generalsuperintendent, Glaube, des deutschen Herzens Bedürfnis und Kraft. **Kossinna, Gustaf,** Prof. Dr., Altgermanische Kulturhöhe. **Kohde, Wilhelm,** Von der Herrlichkeit deutscher Malerei. **Kuhlenbeck, Ludwig,** Prof. Dr., Vom deutschen Recht. **Litzmann, Karl,** Generalleutnant z. D., Die deutsche Wehrmacht und die Weltnotwendigkeit deutsch-germanischer Kulturerhaltung. **Luntowski, Adalbert,** Werdet Menschen. **Preuß, Eduard,** Hauptmann a. D., Bismarck und die ehernen Zukunftsziele. **Rentsch, Arno,** Die Tonkunst, das uralte Besitztum der Deutschen. **Richter, J. W. Otto,** Prof. Dr., Deutschland überm Meer. **Rolfs,** Hofrat, Prof. Dr., Deutsche Körperzucht. **Schlüter, Willy,** Germanische Volkslaster und ihre Bekämpfung. **Schupp, Wilhelm,** Baumeister, Über Bauen und Bauten in Deutschland. **Westerich, Thomas,** Vom Wesen des Deutschtums und seiner Stämme. **Wolf, Heinrich,** Prof. Dr., Deutsche Geschichte. **Zippelius-Horn, Dora,** Was wir von unsern deutschen Mädchen erwarten.

In dem Jugendgeleitbuch haben sich völkische Männer und Frauen zusammengefunden, um der heranwachsenden Jugend — Jünglingen und Mädchen — nicht trockenes Wissen zu vermitteln, sondern, um ihr Verantwortungsgefühl zu erwecken, um die Flamme vaterländischer Begeisterung im Jungdeutschtum zu schüren. Eltern, Lehrer und Erzieher bieten der Jugend mit diesem Buche den besten Reisegefährten für den Lebensweg, den prächtigsten Leitfaden zur würdigen Einführung in den Kampf des Lebens.

Aus einer ausführlichen Besprechung der Kreuz-Zeitung, 5. 3. 1914:
Eine schöne Ostergabe schenkt uns der Verlag in dem Jugendgeleitbuch. In einfach-schöner Ausstattung, wie sie gerade für ein Buch paßt, das man immer wieder mit einer gewissen Ehrfurcht zur Hand nimmt, liegt das Werk vor uns, das Thomas Westerich herausgegeben hat. Die Namen der Mitarbeiter sind uns zum überwiegenden Teile wohl vertraut. Man möchte beinahe unsere Jungen um das Buch beneiden, darum, daß es nicht schon zu unserer Zeit in unsere Hände kam. Was bei dem Werke angenehm berührt, ist der ernste völkische Ton, der das Ganze durchzieht. Es ist da nichts Phrasenhaftes, keine oberflächliche Moralpredigt, keine dünkelhafte Überhebung. Gott sei Dank spürt man von weichlichem Geiste im „Jugendgeleitbuch" nichts, dafür glaubt man Trommelschlag, klingendes Spiel und die ehernen Schritte der Krieger zu hören. Unser Gesamturteil lautet

Wir können froh sein, daß wir das Buch haben!

Dieterich'sche Verlagsbuchhandlung, Theodor Weicher, Leipzig

16.—20. Tausend

Angewandte Geschichte

Eine Erziehung zum politischen Denken und Wollen von

Professor Dr. Heinrich Wolf

6.—7. Auflage 1913, XII und 377 Seiten gr. 8°,
geh. M. 4.20, geb. M. 4.80

„Der Gedanke, in einem Lehrbuch geschichtliche Unterweisung, Bürgerkunde und politische Erziehung zu verschmelzen, jedes dieser drei Elemente den anderen dienstbar zu machen und das Ganze mit einem hochfliegenden Nationalgefühl zu durchtränken, ist Herrn Professor Wolfs eigenstes Eigentum und war in dieser Form vielleicht nur für sein ausgeprägtes politisches Temperament und seine eifervolle Nationalgesinnung durchführbar. Das Buch wendet sich nicht nur an die Jugend, für die es in erster Linie bestimmt ist, es wird von allen gebildeten Deutschen mit Interesse und Genuß studiert werden." Düsseldorfer Zeitung.

„Der Verfasser weist in trefflichen, knappen Ausführungen die Wege, den Geschichtsunterricht für die nationale Ausbildung unserer Jugend fruchtbar zu machen. Bedeutsam sind die in großen Zügen durchgeführten Abhandlungen über den Staat nach Ursprung, Wesen und Aufgaben, über Staat, Volk und Kirche in ihren gegenseitigen Beziehungen. Und überall zieht ein warmer, vaterländischer Sinn die Folgerungen, die aus den geschichtlichen Zusammenhängen sich für den Deutschen ergeben. Besonders anschaulich und lehrreich ist die in Spalten bewirkte Nebeneinanderstellung gleichzeitiger Ereignisse und Bewegungen."
Rheinisch-Westfälische Zeitung.

Von demselben Verfasser erscheint

Anfang Juni

Angewandte Kirchengeschichte

Eine Erziehung zu nationalem Denken und Wollen

ca. 30 Bogen. Geheftet M. 5.—, gebunden M. 6.—

Dem Andenken **Luthers** und **Bismarcks**
gewidmet

Dieterich'sche Verlagsbuchhandlung, Theodor Weicher, Leipzig

Wenn ich der Kaiser wär

Politische Wahrheiten und Notwendigkeiten von

Daniel Frymann

XII und 270 Seiten 8°. 1914

Fünfte, erweiterte Auflage
21.—25. Tausend
Preis geheftet M. 3.—, gebunden in Leinen M. 4.—

Fünfte, erweiterte Auflage
21.—25. Tausend
Preis geheftet M. 3.—, gebunden in Leinen M. 4.—

Inhalt: Vorwort / Von den Schäden und Gefahren / Von der Reichsreform / Von den Grundzügen deutscher Machtpolitik / Von den Helfern und Gegnern / Wenn ich der Kaiser wär / Die Probe / Die Reihen schließen sich.

Der unerhörte Erfolg dieses **politischen Zeitdokuments** hat gewaltiges Aufsehen erregt. Eine ganze Literatur ist über den Inhalt des Buches mit seinen kühnen Reform-Vorschlägen zu einer durchgreifenden Umgestaltung des gesamten staatlichen und nationalen Lebens des deutschen Volkes entstanden — zahllose Besprechungen in Zeitschriften und Tageszeitungen haben sich mit Frymann auseinandergesetzt. / Jetzt, wo nach noch nicht zwei Jahren seit dem ersten Erscheinen die **fünfte Auflage** notwendig wurde, führt Frymann sein Werk fort, indem er es um zwei wertvolle Abschnitte erweitert. / In der „Probe" erörtert er die wichtigsten inner- und außerpolitischen Vorgänge der zwei Jahre seit dem Erscheinen des Buches und beweist an ihnen die unanfechtbare Richtigkeit seiner Auffassung vom derzeitigen Zustande des deutschen Volkes. Im Schlußteile: „Die Reihen schließen sich" trägt er alles zusammen, was Hoffnungen für den Kampf um die Wiedergeburt unseres Volkes erwecken kann. Ohne Scheu, bitter, ja hart hält Frymann in den neuen Teilen seines Buches den Verantwortlichen ihre Sünden vor — mit unbestechlicher Wahrhaftigkeit stellt er die Schäden und Verfall-Erscheinungen fest, die inzwischen sich weiterhin gezeigt haben — aber sieghaft schließt sein Werk mit dem mächtig wirkenden Aufruf zum Kampf um die Reichsreform, mit der Gewißheit des Sieges. / Der unbestrittene Wert des Kaiserbuches, das seine begeisterten Verehrer in allen Schichten unseres Volkes gefunden hat, ist durch die neuen Abschnitte noch erhöht worden. Wer sich unterrichten will über den wirklichen Zustand unseres Vaterlandes, wer den Weg in eine bessere Zukunft kennen lernen will — wer sich erheben und ermutigen will in den Nöten dieser Zeit — sie alle werden zu **Frymann's Kaiserbuch** greifen und sich an dem tapferen, wahrhaftigen Geist, der aus ihm spricht, an seiner hinreißenden Sprache, an seinem unbeirrbaren Glauben an die deutsche Zukunft stärken und begeistern.

Wilser
Die
Germanen
2